This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

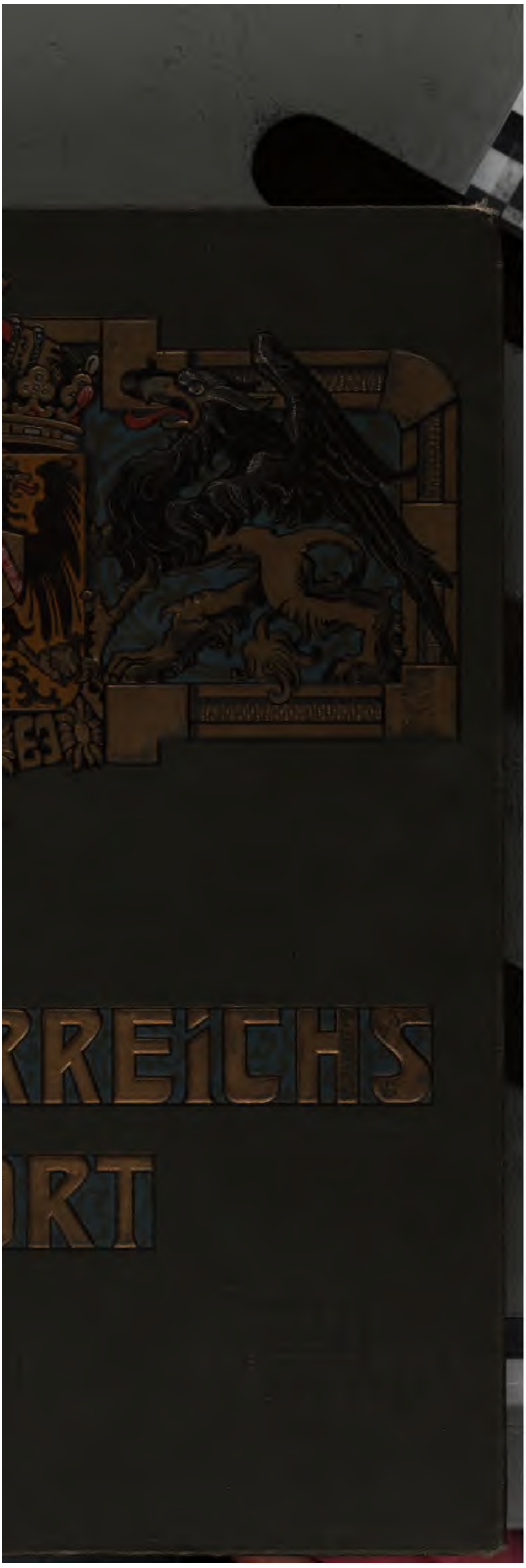
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


RREICHS
IRT

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält, und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht . . .

(Goethe, Iphigenie.)

[illegible]reichs Hort

[illegible]

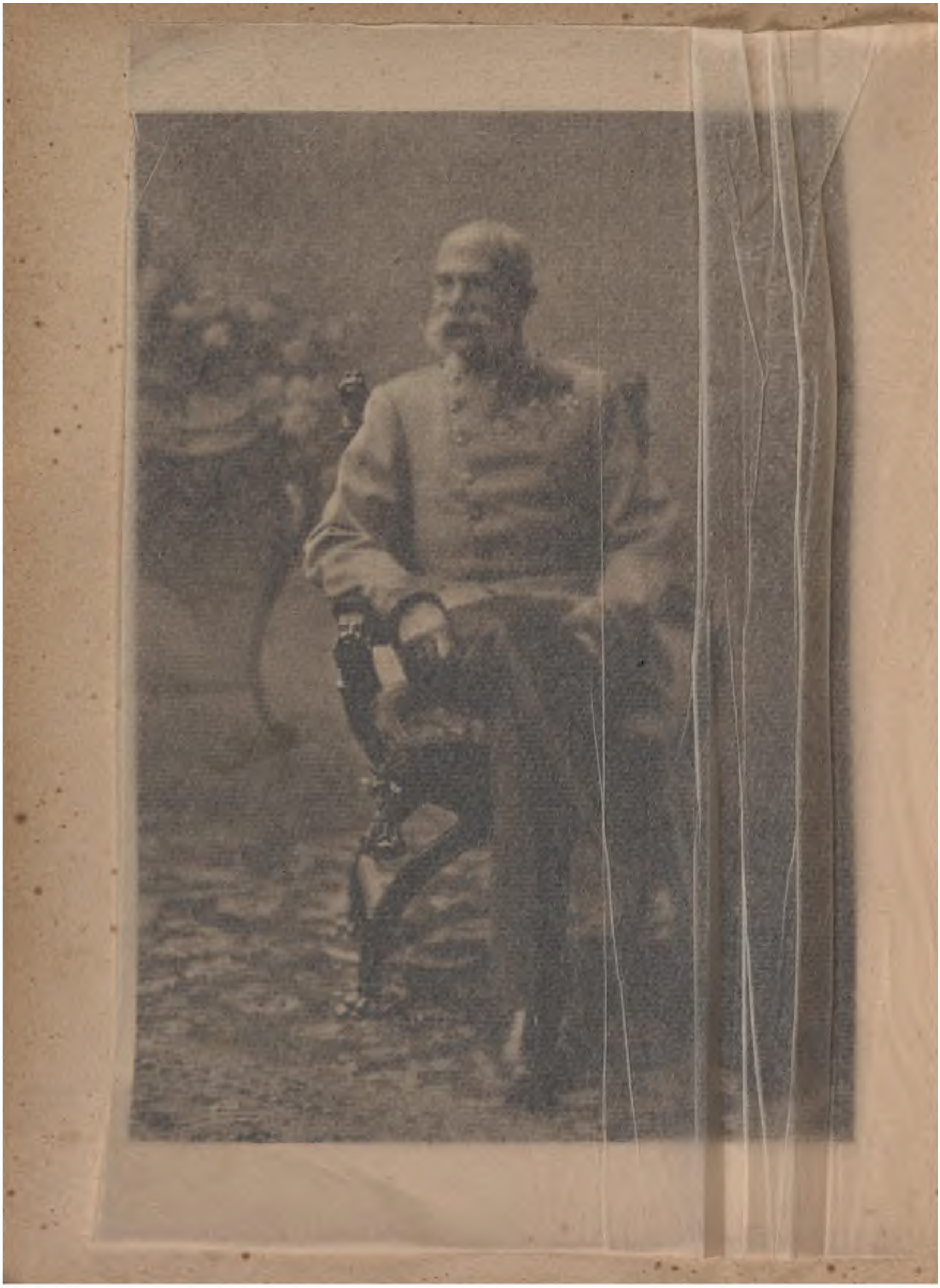
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



Oesterreichs Hort

Geschichts- und Kulturbilder aus den Habsburgischen Erbländern

Eine Festgabe an das deutsch-österreichische Volk

zur

Jubelfeier des Kaisers

Franz Josef I.

1908

Herausgegeben von einem Kreise vaterländischer Schriftsteller

Mit 1 Intagliodruck, 12 Farbendruckbildern, 8 Duplexautotypien, 8 Tafeln in Doppeltonfarbendruck und ca. 250 Text-Illustrationen

Kopfleisten von Karl Preuer

1908

Vaterländische Verlagsbuchhandlung „Vindobona"
Wien XVIII, Währingergürtel 71

DB17
Ö3
+
v.1

Alle Rechte, namentlich das der Ueberſetzung in andere Sprachen, vorbehalten
Nachdruck auch einzelner Kapitel verboten

Oesterreichs Hort.

Es lebt des Reiches starker Hort
In seinen deutschen Söhnen,
D'rum lassen wir das deutsche Wort
Wie Donnerhall erdröhnen:
So lang im deutschen Österreich
Die deutschen Lieder schallen,
So lange kann, dem Felsen gleich,
Auch Österreich nicht fallen.

In seinen deutschen Söhnen ruht
Die Kraft, die stets verjüngte;
Des Reiches Kitt ist deutsches Blut,
Das deutsche Schollen düngte.
So lang das deutsche Schwert bewacht
Den Wald der deutschen Eichen,
Hält Öst'rreich hoch in Sturm und Nacht
Sein flammend Ehrenzeichen.

Es ist des Reiches blanker Schild
Vertraut den deutschen Söhnen,
Die fromm der Ahnen Heldenlied
Mit Mannestugend krönen.
So lang noch Österreich bewahrt
Die deutsche Zucht und Sitte,
So lange bleibt mit deutscher Art
Die Macht in seiner Mitte.

Was deutsches Wollen wirkt und schafft,
Das lähmt nicht späte Reue,
Denn höher noch als deutsche Kraft
Gilt deutsche Mannestreue.
So lange noch, dem Schwure gleich,
Wird deutsches Wort gehalten,
So lange, deutsches Österreich,
Beschützt dich Gottes Walten.

So lang du hegst den reichen Schatz
In deinen deutschen Frauen,
Die, würdig auf geweihtem Platz,
Das Glück des Volkes bauen,
So lang des Hauses Heiligtum
Erhellt der Tugend Flamme,
Wird, Österreich, dein Glanz und Ruhm
Bewacht vom deutschen Stamme.

Bei Gott! Es ruht dein Schatz und Hort
Wie je, der löwenstarke,
In deutschem Geist, in deutschem Wort,
In deutschem Blut und Marke!
D'rum lassen wir, dem Donner gleich,
Das deutsche Wort erschallen:
So lang du Deutsch bist, Österreich,
So lang kannst Du nicht fallen!

Ludwig Sendach.

Zum Geleite.

Ein Spätherbstmorgen auf dem Leopoldsberg bei Wien . . . . So weit der Blick nach Osten reicht — graue, wehende Schleier, welche die Tiefe verhüllen. Darüber ein blendendes Flimmern wie von elektrischen Funken, ein Bild nervöser Unruhe, die in das leise wallende Nebelmeer eine spukhafte Lebendigkeit bringt. Dann ein grelles Aufleuchten da und dort, mitten im eintönigen Grau die sich lösenden Schwaden gleich weißglühenden Metallbächen, die sich in die Tiefe senken. Zuletzt eine zerfließende, wasserfarbene Durchsichtigkeit bis ein unermeßliches Bereich des Lichtes sich auftut.

Die Riesenstadt zu Füßen mit den flitterigen, sonnbeglänzten Nebelstreifen des unbegrenzten Gesichtskreises ist wie eine Vision. Graue Türme, gleich gespenstischen Riesen, das Silberband des dahinschleichenden Stromes, den die Sage umklingt, die fahlgrünen Auen, in deren Wellenflutungen das „Ewig Werdende" über vergangene und vergessene Dinge traumstill hinweggleitet, sonnbeglänzte Triften, unbegrenzte Ebenen, im fernen Dämmer rauchblaue Höhenzüge: ein Bild von großzügiger Pracht!

Träumend schauen wir in die Blendung, die von der Höhe kommt, wo der gleichmäßige stille Kreisgang sich vollzieht, der Leben und Tod vereinigt. Da verliert sich der Blick in alte und älteste Zeiten und wie von Zauberhand weggewischt ist das berückende Städtebild . . . Fern im Südosten, in schemenhafter Verschwommenheit entsteigt jetzt dem Dunste eine Wunderstadt der Vorzeit. Ein Tummelplatz der Schatten, die vor mehr als anderthalb Jahrtausenden mit ehernen Tritten die Welt durchschritten. Roms sieggewohnte Legionäre tummeln sich in den Gassen, die zum Strome sich herabsenken, wo die Donauflottille an ihren Vertäuungen zerrt. Hier das Forum, die weißen Marmorschäfte, dort die leuchtenden Erzbilder, in der Luft das Brüllen der wilden Bestien, die in die Arena des Amphitheaters einbrechen, in der Ferne das Summen von Hunderttausenden, welche Gassen, Hallen und Cabanen füllen. Alsdann die glänzenden Schemen, welche durch die Geschichte der Menschheit schreiten: Die Hadrian und Antonius Pius, Septimius Severus und Marc Aurel, Diocletian und Maximian, Galerius und Valentinian . . . Und mit den Beherrschern der Erde sind auch die Beherrscher des Himmels verschwunden. Zwar Mithra, der freundliche Lichtgott, wandelt noch immer in heiterer Höhe; auch sein Genosse Dolichenus ist nicht vergessen. Die Reste seines Tempels sind das ergreifende Zeugnis von der Allgegenwart des erlösenden Weltlichtes, dessen Formen in den Jahrtausenden wechseln, dessen Wesen sich jedoch gleich bleibt.

Das w a r Carnuntum, das stolze römische Bollwerk am Donautore Noricums. Eine solche Lage hat selbst Wien nicht aufzuweisen, zu dessen Überschau man einen Berg besteigen muß, was dort nicht notwendig ist. Von der carnuntensischen Uferhöhe (im Südosten von Vindobona) konnten die römischen Wachen ihrem Erbfeinde, dem Quadenkönig Gambinius, der im nahen „Stillifrida" hauste, sozusagen in die Fenster schauen. Und weil die welsche Hinterlist überall und jederzeit über germanische Worttreue den Sieg davontrug, lockte der carnuntensische Statthalter jenen Gambinius in die Stadt, bewillkommnete ihn gastfreundlich, ließ ihn aber hinterher mit seiner gesamten Gefolgschaft niederhauen. Da hob sich die gewaltige germanische Völkerwoge über das hohe Ufer und fegte das römische Bollwerk vom Erdboden hinweg. Das war im Jahr 375, etwas über vierthalb Jahrhunderte, seitdem die Legionäre des Octavianus Augustus hier die Donauwacht bezogen hatten. —

Nun drängen sich andere Gestalten an diesem germanischen Tore des Ostens: Attila und seine Horden — verklärt von der wundersamen Mär des Nibelungenzuges — der Rugierkönig Flaccitheus, Fakka, das

FRANZ
JOSEF I

Haupt der Heruler und seine Gattin, die wilde Gisa; der Mann Gottes St Severin, der Apostel Noricums, der als Erster christliche Gesittung in das alte Keltenland verpflanzt; der Abenteurer Odoaker, den der Cäsarentraum nach dem Süden lockt . . . Noch trotzt das kleine Vindobona den anstürmenden Feinden — da bricht eine zweite Völkerwoge aus Asien herein: Die Avaren. Zwei Jahrhunderte beherrschen sie das Land zwischen Theiß und Enns, „flink wie Heuschrecken und jeden Halm vernichtend wie jene", bis der große Frankenkönig Karl im mehrfachen Ansturme ihre „Ringe" bricht und die Khane demütigt. Karolingische Machtfülle legt den Grundstein zu dem nachmaligen Bollwerke der Christenheit und ihrer Kultur, der Ostmark. Und wieder ist es eine asiatische Steppenhorde, die an dieses eherne Tor anbrandet: die Magyaren. Es kostet furchtbare Kämpfe, bis diesen großartigen Räuberbanden das Handwerk gelegt wird.

Das edle Geschlecht der Babenberger bezieht nun die Wacht am norischen Donautore. Drei Jahrhunderte fast wehrt es die asiatischen Mordbrenner ab, sieghaft in Waffen, heldenmütig in ihren Taten, liebreich gegen ihr Volk, die starken Säulen, auf welchen sich eine Großmacht aufbauen sollte. Und es kommt der Mächtige, der es vollbringt: Der Graf von Habsburg. Unter dem neuen Herrschergeschlechte hat das Donautor seine Kraftprobe zu bestehen: zweimal rettet es die Christenheit vor der gewaltigsten aller turanischen Völkerwogen, die fünfmal verheerend über den Erdteil hereinbrechen, den Osmanen. Zweimal fallen die eisernen Würfel auf dem nahen Marchfelde zum Ruhme Habsburgs, zweimal vor den Toren Wiens. . . . Allenthalben liegen auf den Vorbergen des Donaulandes, oder in der romantischen Verborgenheit der Alpentäler die Stätten frühester Gesittung, die stillen herrlichen Klöster. Von hunderten von Burgen, die in Trümmer gesunken sind, zogen die Reisigen aus, im Kampfesgraus das Erbe der Väter zu verteidigen. Und als die habsburgischen Kaiser groß und mächtig geworden waren, entschied die Wucht ihres Schwertes, wenn alles verloren schien und die Feinde im Osten und Westen und Süden beutegierig die Hände nach der Perle aller Reiche ausstreckten.

Auf diesem Boden ist seit mehr als tausend Jahren Germaniens Vormacht emporgewachsen, auf dieser blutgetränkten Erde hat das Volk sich kerndeutsche Gesinnung und Treue bewahrt. Welches Aussehen wohl hätte der Erdteil, wäre das Donautor (und mit ihm die Alpenländer) nicht durch so lange Zeitläufe von deutschen Waffen verteidigt worden? . . . Es ist der Glorienschein, der das Vergangene verklärt, zu dem wir Kinder der Zeit mit stolzem Selbstbewußtsein zurückblicken. Für das Volk aber sei jener Schein das verheißungsvolle Licht, das durch drangvolle Dämmerungen zur Tat führt; denn:

„Verächtlich ist der Stolz des Einzelnen,
Doch herrlich, wie die Heimat selbst nur sein mag,
Ist auch der Stolz auf sie!" . . . .

Maximilianische Landsknechte im Kampfe gegen die Venetianer.

Inhalt.

Tafel: Vor dem Titel — Se. M. Kaiser Franz Josef I. (Intagliodruck). Zum Geleite.

I. Teil.

Bilder und Gestalten aus der Geschichte der österreichischen Erbländer.

Erster Abschnitt: Karl der Große.

Von Dr. Alexander v. Peez.

Karl der Große als Herrscher. — Die Weltlage bei Antritt der Regierung Karls. — Karls Feldzüge. — Persönliches. — Karl, ein Deutscher, wie seine besten Mitarbeiter. — Seine Kämpfe mit Byzanz. — Kriege mit Lombarden, Bayern, Sachsen. — Verpflanzung und Mischung der deutschen Stämme. — Verwaltung. — Bund mit der Kirche. — Kaiserkrönung. — Karl der Große als Gründer der Ostmark. — Awarenkrieg. — Einrichtung der Ostmark. — Besiedlung.

Hierzu die Tafel: Die deutsche Kaiserkrone (Farbendruck).

Zweiter Abschnitt: Die Babenberger.

Von Guido v. List.

Die Zeit der ersten Babenberger. — Markgraf Leopold III. der Heilige. — Herzog Heinrich II. Jasomiergott. — Die Zustände in der Ostmark in der Mitte des 12. Jahrhunderts. — Herzog Leopold V. der Tugendhafte. — Herzog Leopold VI. der Glorreiche. — Die kirchlichen Stiftungen und Bauten Leopold VI. — Dessen Kreuzzug. — Herzog Friedrich II., der Streitbare. —

Hiezu die Tafeln: Der Leopoldsberg bei Wien. — Leopold der Glorreiche. (Farbendrucke).

Dritter Abschnitt: Rudolf von Habsburg.

Von Fridolin v. Karstenfels.

Die Stammburgen des habsburgischen Geschlechtes. — Graf Rudolf und seine Familie. — Rudolfs Kämpfe — Zum Kaiser erwählt. — Gründung der habsburgischen Hausmacht. — Kämpfe mit König Przemysl Ottokar II. von Böhmen. — Die Schlacht auf dem Marchfelde und Ottokars Tod. — Die Geburtsstunde des habsburgischen Österreich. — Belehnung der Söhne Rudolfs. — Rudolfs Krieg gegen Eberhard von Württemberg. — Persönliches. — Rudolf von Habsburgs Ausgang.

Hierzu die Tafel in Doppeltonfarbendruck: Rechtsspruch Rudolfs von Habsburg bezüglich der Güter des Herzogs Friedrich von Österreich. Stammtafel des Hauses Habsburg.

Vierter Abschnitt: Maximilian I., „der letzte Ritter".

Von A. Freiherr v. Schweiger-Lerchenfeld.

Vorgeschichte: Kaiser Albrecht. — Der Gegenkaiser Adolf von Nassau. — Albrechts Ermordung. — Kaiser Heinrich VII. — Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne von Österreich. — Herzog Leopold, „die Blume der Ritterschaft." — Karl IV. und Günther von Schwarzburg. — Albrecht II. und Albrecht III. — Leopold III. und Albrecht IV. — Ernst der Eiserne von Steiermark. — Albrecht V. — Friedrich „mit der leeren Tasche." — Friedrich III. (IV.), Maximilians Vater. — Jugendjahre. — Maria von Burgund. — Karl der Kühne. — Karls Kämpfe mit den Schweizern; sein Tod bei Nancy. — Philipp der Schöne. — Wirren in den Niederlanden und Marens Gefangennahme zu Brügge. — Kunz von der Rosen. — Siegmund von Tirol. — Kaiser Max auf der Martinswand. — Maximilians organisatorische Tätigkeit. — Das Institut der Landsknechte. — Graf Eberhard von Württemberg. — Maximilian „erwählter römischer Kaiser." — Kriege gegen Frankreich. — König Franz I. von Frankreich. — Maximilians

letzte Lebensjahre und Ausgang. — Das Grabdenkmal Maxens in der Hofkirche zu Innsbruck. — Persönliches. — Max als Förderer von Kunst und Wissenschaft. — Die Gründung der österreichischen Post. —

Hiezu die Tafeln: Kaiser Maximilian I. v. P. P. Rubens (Duplex-Autotypie). — Kaiser Maximilians Grabdenkmal in der Hofkirche zu Innsbruck (Doppeltonfarbendruck).

Fünfter Abschnitt: Das Zeitalter der Landsknechte.

Von A. Freiherr v. Schweiger-Lerchenfeld.

Das Institut der Landsknechte als Übergangsform zu den stehenden Heeren. — Eigenart des Landsknechtswesens. — Jörg von Frundsberg. — Leonhard Fronspergers „Kriegsbuch." — Werbung und Organisation. — Die Reiterei. — Besoldung der Offiziere. — Die Maximilianische Artillerie. — Disziplin. — Diensteid und Standesehre. — Landsknechtlieder. — Gerichtsverfassung der Landsknechte. — „Das Recht der langen Spieße." — Kriegsartikel. — Die Landsknechte in den Kriegen gegen Franz I. von Frankreich. — Die Schlacht bei Pavia. — Frundsberg als Truppenführer. — Sein Tod. — Die Erstürmung von Rom. — Das Zeitalter der Landsknechte. — Karl V. und Ferdinand I. — Teilung des Gesamtreiches. — Religionsfehden. — Das Schmalkaldner Bündnis. — Kaiser Karl in Afrika. — Kriege gegen Franz I. von Frankreich. — Der Passauer Vertrag und der „Religionsfriede von Augsburg." — Karls V. Abdankung und Tod. — Ferdinand I., der Begründer der Großmachtstellung Österreichs. —

Hierzu die Tafel: Die erste Schlacht bei Guinegate (Doppeltonfarbendruck).

Sechster Abschnitt: Vor dem deutschen Kriege

Von Fridolin v. Karstenfels.

Maximilian II. — Rudolf II. — Ein Bruderzwist im Hause Habsburg. — Der „Majestätsbrief." — „Die protestantische Union" und „die heilige Liga." — „Das Passauer Kriegsvolk." — Rudolfs Sturz: Kaiser Matthias. — Melchior Khlesl. — „Der Prager Fenstersturz." —. Ferdinand II. — Dampierrs Küraffiere in der Hofburg. — Maximilian von Bayern. — Die Schlacht am Weißen Berge. —

Hierzu ein Textvollbild: Ankunft der Küraffiere des Regimentes Dampierre im Hofe der kaiserlichen Burg zu Wien am 11. Juni 1619. (Nach dem Gemälde von Sigmund L'Allemand).

Siebenter Abschnitt: Wallenstein.

Von Anton Semek, k. und k. Major.

Das Geschlecht Wallensteins. — Jugendzeit. — Erste Waffentaten. — Der Charakter Wallensteins. — Vermählung mit Isabella Katharina Harrach. — Wallensteins Lager. — Heeresorganisation — Der dänische Krieg. — Tilly. — Erhebung des Fürstentums Friedland zum Herzogtum. — Die Belagerung von Stralsund. — Gustav Adolf von Schweden. — Positionskrieg vor Nürnberg. — Papenheim. — Der Herzog von Weimar. — Schlacht bei Lützen. — Wallensteins Zug nach Eger. — Seine Ermordung daselbst. — Wallenstein als Feldherr und Politiker. —

Achter Abschnitt: Türkennot.

Von Ferd. v. Strobl-Ravelsberg, k. und k. Rittmeister.

Vorgeschichte. — Die türkischen Eroberungen in Europa von 1361 ab. — Sultan Soliman II. — Die Katastrophe von Mohacs. — Johann Zapolya. — Solimans Zug nach Wien. (1529). — Verteidigung der Stadt durch Graf Niklas Salm. — Die Schlacht bei Güns. — Die Eroberung von Erlau. — Das Ruhmesblatt von Szigetvar. — Graf Niklas Zrinyis Heldentod. — Georg I. Rakoczy. — Montecuccolis Sieg bei St. Gotthard. — Kaiser Leopold I. — Markgraf Ludwig von Baden. — Herzog Karl V. von Lothringen. — „Die Venus von Murany." — Franz Nadasdy. — Peter Zrinyi. — Gabriel Bethlen. — Die zweite Türkenbelagerung Wiens (1683). — Graf Ernst Rüdiger Starhemberg. — Bürgermeister Liebenberg. — Die Entsatzschlacht. — König Sobieskis Einzug in Wien. — Des Großveziers Kara Mustafa trauriges Ende.

Neunter Abschnitt: Prinz Eugen, „der edle Ritter."

Von K. f. Kurz.

Des Prinzen Eugenius von Savoyen Jugend. — „Der kleine Abbé." — Prinz Eugen begibt sich an das kaiserliche Hoflager zu Wien. — Erste Kriegstaten. — Eugen mit 25 Jahren Feldmarschallleutnant. — Eine diplomatische Mission. — Eugen zum erstenmale auf dem italienischen Kriegsschauplatz. — Schlacht bei Marsaglia. — Eugen Höchstkommandierender der Armee in Ungarn. — Die Schlacht bei Zenta. — Eugen abermals in Italien. — Sein großartiger Übergang über die tridentinischen Alpen. — Schlacht am Oglio. — Weitere Erfolge der kaiserlichen Truppen. — Der Kampf um Cremona. — Not im kaiserlichen Lager. — Prinz Eugen als Präsident des Hofkriegsrates. — Die Schlacht bei Höchstädt. — Kaiser Josef I. — Die Schlacht vor Turin. — Operationen im südlichen Frankreich. — Eugen in den Niederlanden. — Bei Festung Ryssel verwundet. — Die Schlacht bei Malplaquet. — Eugens Sieg bei Peterwardein. — Der Sturm auf Belgrad. — Des Prinzen Rückkehr nach Wien und Tod. —

Zehnter Abschnitt: Maria Theresia und Josef II.

Von Ferd. v. Strobl-Ravelsberg, k. und k. Rittmeister.

Maria Theresia, des Hauses Habsburg letzter Sproß. — Kaiser Karl VI. — Maria Theresias Vermählung mit dem Herzog Franz von Lothringen. — Der Kurfürst von Bayern. — König Friedrich II. von Preußen. — Der Kampf bei Mollwitz. — Maria Theresia im Reichstage zu Preßburg. — Karl Albrecht in Linz. — Die Eroberung von Prag durch den Kurfürsten. — Schlesien, Böhmen und Mähren in Feindesgewalt. — Prag dem Feinde entrissen. — Maria Theresias Donaufahrt. — 80 000 Preußen überschreiten die preußische Grenze. — Schlacht bei Hohenfriedberg. — Franz von Lothringen zum Kaiser gewählt. — Der österreichische Erbfolgekrieg. — Maria Theresia gibt dem Staatswesen neue Grundlagen. — Persönliches von der Kaiserin. — Wenzel Kaunitz. — Der siebenjährige Krieg. — Die Schlacht bei Kolin. — Josef als Mitregent. — Seine Reisen. — Reformatorische Bestrebungen. — Kämpfe und Hindernisse. — Maria Theresias Tod, Kaiser Josef II. als Alleinherrscher. — Beseitigung der Privilegien des Adels und des Klerus. — „Der Volkskaiser." — Josef II. und Katharina II. von Rußland. — Josef bei der Armee gegen die Türken. — Seine Erkrankung und Tod. —

Elfter Abschnitt: Die Feldherren Maria Theresias.

Von K. F. Kurz.

Karl Joachim Freiherr von Römer. — Ludwig Andreas Graf von Khevenhüller. — Otto Ferdinand Graf von Traun und Abensberg. — Lothar Josef Dominik Graf von Königsegg und Rothenfels. — Maximilian Ulysses Graf von Browne. — Karl Josef Fürst von Batthyany. — Karl Herzog von Lothringen und Bar. — Franz Graf Nadasdy. — Leopold Josef Graf von Daun. — Josef Wenzel Fürst von Liechtenstein. — Franz Moritz Graf von Lacy. — Gideon Ernst Freiherr von Loudon. — Andreas Graf Haddik von Futtak. —

Zwölfter Abschnitt: Franzosenkriege.

Von K. F. Kurz.

Die Koalitionskriege. — Kaiser Leopold II. — Feldmarschall Herzog Albert von Sachsen-Teschen. — Die Armee der Verbündeten 1792. — Schlacht bei Jemappes. — Katastrophe in Frankreich; König Ludwigs XVI. Tod auf dem Schaffot. — Sieg der Österreicher bei Aldenhoven. — Schlacht bei Meerwinden. — Die Schlachten bei Kaiserslautern und Fröschweiler. — Siegreiches Vordringen der Österreicher. — Kämpfe am Rhein und in Italien. — Gefecht bei Lodi. — Der greise Held Wurmser. — Operationen 1797 in Deutschland. — Niederlage der Franzosen bei Würzburg. — Bonaparte dringt von Venentien aus in die östlichen Alpenländer ein. — Gefechte bei Tarvis und Villach. — Der Friede von Campoformio (1797). — Neuerlicher Ausbruch der Feindseligkeiten. — Die französische Donauarmee unter Jourdan. — Schlacht bei Stockach. — Russen und Franzosen in der Schweiz. — Der Feldzug 1800. — Die Schlacht bei Marengo. — Bonaparte als „Napoleon I.", Kaiser der Franzosen (1802). — Der Feldzug 1805. — Die Schlacht bei Austerlitz. — Die dreitägige Schlacht bei Caldiero. — Der Friede von Preßburg. — Der Feldzug 1809. — Die Schlachten von Eckmühl, Aspern und Wagram. — Die Thermopylen Österreichs. — Der Feldzug 1813. — Die Schlachten bei Kulm und an der Katzbach. — Die Völkerschlacht bei Leipzig. — Einzug der Verbündeten in Paris. —

Hierzu die Tafel: Die österreichischen Thermopylen (Farbendruck).

Dreizehnter Abschnitt: Tiroler Freiheitskämpfe.

Von K. F. Kurz.

Die Invasion vom Jahre 1703. — Kämpfe im Ober-Inntale (Pontlatzenbrücke). — Der Schützen-Major Philipp von Wörndle. — „Das Mädchen von Spinges." — König Max Josef von Bayern. — Das Jahr 1805. — Widerstand gegen die bayerische Verwaltung. — „Notkirchen." — Das Jahr 1809. — Andreas Hofer und seine Kriegsgefährten. — Chasteler. — „Der Kampf an den Brücken." — Gefechte bei Oberau und an der Brixener Klause. — Die beiden Schlachten am Berge Isel. — „Der Mann von Rinn" (Speckbacher). — Rückzug der Bayern. — Das Gemetzel in der „Sachsenklemme" bei Mittewald. — Tirol zum dritten Male vom Feinde befreit. — Hofer in Innsbruck. — Neuerlicher Einmarsch der Bayern. — Die Franzosen schreiben 10 000 Gulden für die Auslieferung Hofers aus. — Der Sandwirt in seiner Verborgenheit durch den Bauer Raffel verraten. — Hofers Gefangennahme und Tod zu Mantua (20. Februar 1810). — Persönliches. —

Hierzu die Tafeln: Kampf bei Oberau. (Farbendruckbild). — Andreas Hofers Gefangennahme (Farbendruckbild nach dem Gemälde von Karl v. Blaas).

Vierzehnter Abschnitt: Erzherzog Karl.

Von K. F. Kurz.

Erzherzog Karl, „der beharrlichste Kämpfer für Deutschlands Ehre." — Des Erzherzogs Jugendzeit. — Erziehung und Lebensweise. — Karl in Brüssel. — Kriegsstudien. — Der Erzherzog empfängt, einundzwanzigjährig, in der Schlacht bei Jemappes (6. November 1792) die Feuertaufe. — Karl entscheidet durch rechtzeitiges

Eingreifen in der Schlacht bei Neerwinden (18. März 1793) den Sieg. — Der Erzherzog Befehlshaber der Niederrhein-Armee (1796). — Präsident des Hofkriegsrates. — Des Erzherzogs armeeorganisatorische Arbeiten. — Organisation der Landwehr. — Fuhrwesen, Remontierung, Militärjustiz. — Karl als Militärschriftsteller. — Der Lebensabend des Erzherzogs. — Sein Tod am 30. April 1847. —

Fünfzehnter Abschnitt: Metternich.

Von Ferd. Strobl-Ravelsberg, k. u. k. Rittmeister.

Die Familie des Fürsten. — Metternichs Antritt der diplomatischen Karriere. (1801). — Seine Tätigkeit in Dresden. — Gesandter in Berlin. — In Paris. — Metternich und Talleyrand. — Der Fürst als Gefangener Napoleons. — In der Schlacht bei Wagram. — Metternich übernimmt die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten (1809). — Der Friede von Schönbrunn. — Metternich Staatskanzler. — Der Vertrag von Trachenberg, der die Alliance gegen Napoleon, Metternichs Werk, besiegelt. — Der Wiener Kongreß. — Metternichs Rolle in der sogenannten Reaktionszeit. — Kaiser Ferdinand I. — Das Sturmjahr 1848 und Metternichs Sturz. —

Hierzu eine Tafel: Fürst Clemens Wenzel Lothar Metternich (Duplexautotypie).

Sechzehnter Abschnitt: Radetzky.

Von K. F. Kurz.

Die Familie des Marschalls. — Erste Kriegstaten. — Vermählt mit Gräfin Strassoldo-Grafenberg. — Oberstleutnant Radetzky, Generaladjudant des Armeekommandanten Melas in Italien (1799). — Seine Verdienste in den Schlachten an der Trebbia und Novi, im Gefechte bei Genola (1799) und in der Schlacht bei Marengo (1800). — In der Schlacht bei Hohenlinden (1800). — Radetzky General. — Brigadier in der Schlacht bei Caldiero (1805). — Radetzky schlägt dem Erzherzog Karl die Reorganisation des Generalstabes vor. — Radetzky leitet 1809 den Rückzug von Lambach über Wels und erwirbt sich hierfür das Kommandeurkreuz des Maria Theresiensordens. — Nach der Schlacht bei Aspern zum Feldmarschallleutnant und Truppen-Divisionär ernannt. — 1813 Generalstabchef des Feldmarschalls Fürsten Karl Schwarzenberg. — Erhält für seine Verdienste das Großkreuz des Maria-Theresienordens. — Radetzky als Militärschriftsteller. — Radetzky in Italien (1830). — Die Feldzüge 1848 und 1849. — Nach dem Kriege. — Des Feldmarschalls Tod und Begräbnis. — **Wetzdorf,** die Ruhestätte des Helden: Von Austriacus.

Hierzu ein Textvollbild: Radetzky-Reliquien in Schloß Neufrankenburg und die Tafel: Schlacht bei Custoza am 25. Juli 1848 (Doppeltonfarbendruck). — Erzherzog Albrecht in der Schlacht von Novara (Farbendruck). —

Siebzehnter Abschnitt: Feldzug 1859.

Von K. F. Kurz.

Vorgeschichte des Krieges. — Ausbruch der Feindseligkeiten. — Das Manifest Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef I. — Oberkommandant Feldzeugmeister Graf Gyulay. — Die kaiserliche Armee überschreitet den Ticino. — Erste Kämpfe. — Gefecht bei Montebello. — Gefecht bei Palestro. — Die Schlacht bei Magenta. — Rückzug der Kaiserlichen. — Aufstellung einer zweiten Armee unter Feldzeugmeister Graf Wimpfen. — Se. Majestät Kaiser Franz Josef übernimmt den Oberbefehl. — Die Schlacht bei Solferino. — Die Hälfte der österreichischen Armee nicht engagiert. — Ende des Krieges, Friede von Villafranca. —

Hierzu ein Textvollbild: Das 27. Infanterie-Regiment in der Schlacht bei Solferino.

Achtzehnter Abschnitt: Custoza.

Von Austriacus.

Neunzehnter Abschnitt: Königgrätz.

Von K. F. Kurz.

Hierzu eine Tafel: Attacke der Division Pulz des 11. Ulanen-Regimentes bei Königgrätz (Dupler-Autotypie).

Zwanzigster Abschnitt: Unter Habsburgs Kriegsflagge.

Von * * *

Zur Geschichte der habsburgischen Seemacht. — Kaiser Karl VI. begründet die österreichische Seemacht (2. Juni 1717). — Verhältnisse zur Zeit der Franzosenkriege. — Stockungen in der Fortentwickelung der Kriegsflotte. — Die Einnahme von El Araisch. — Erzherzog Friedrich bei St. J. D'Acre und Saida. (1840). — Der Erzherzog als Oberkommandant der Flotte (1847). — Sein Tod. — Die Revolutionsjahre 1848 und 1849. — Das Flottenmaterial beim Regierungsantritte des Kaisers Franz Josef. — Erzherzog Ferdinand Max Marine-Oberkommandant. — Schaffung einer Panzerschiffflotte (1860—1866). — Kontreadmiral Tegetthoff. — Die Schlacht bei Lissa. — Tegetthoff Vize-Admiral. — Tegetthoffs Tod (1871). — Die Marinekommandanten v. Ploeckh (bis 1883) und

v. Sterneck (bis 1897). — An Stelle der Kasemattschiffe treten die Turmschiffe. — Operative Aufgaben. — Missionsschiffe. — Freiherr v. Spaun, Marinekommandant. — Neue Turmschlachtschiffe. — Kreuzerflotte. — Vizeadmiral Graf Montecuccoli. — Einteilungsliste des schwimmenden Flottenmaterials der K. und K. Kriegsmarine 1908. — Wissenschaftliche Forschungsreisen, handelspolitische Missionen, kriegerische Expeditionen. — Die Nordpolexpedition Payer und Weyprecht 1872—1874. — Die Kriegsjahre 1882 und 1890. — Beteiligung an den Kämpfen in China. Eskadre-Übungen. — Verwendung der Bemannungen der Kriegsschiffe am Lande. — Schnellfeuer-Landungsgeschütze. — Reisen. — Das Seearsenal zu Pola. — Besuch eines Schlachtschiffes und eines Torpedobootes. — Schlußbetrachtungen. —

Hierzu die Tafeln: Rammstoß des „Erzherzog Ferdinand Max" bei Lissa. (Dupley-Autotypie). — Das Tegetthoff-Denkmal zu Pola (Farbendruckbild).

Einundzwanzigster Abschnitt: Franz Josef I.

Von Siegmund Schneider.

Die franzisko-josefinische Epoche. — „Viribus unitis!" — Kaiser Franz Josefs Lebenswerk: Die verfassungsmäßige österreichisch-ungarische Monarchie. — Die österreichische Verfassung ausgebaut durch das allgemeine gleiche Wahlrecht. — Kaiser Franz Josef als Spender der Gemeinde-Autonomie in Österreich. — Wiens Aufschwung und Erblühen zur Zweimillionenstadt. — Kaiser Franz Josef und das Reichsschulgesetz. — Die Erstarkung der österreichischen Groß-Industrie unter Kaiser Franz Josef. — Kaiser Franz Josef als Staatslenker und im Ministerrate. — Persönlichkeit und Charakterbild Kaiser Franz Josefs I. — Kaiser Franz Josef als Schöpfer der Wehrverfassung Österreichs. — Kaiser Franz Josefs Feuertaufe. — Die „Kaiser-Regimenter" der österreichisch-ungarischen Armee. — Ein Tag aus dem Leben Kaiser Franz Josefs. — Kaiserin Elisabeth. — Der Kaiser als Familienoberhaupt der Dynastie. — Kaiser Franz Josef im Audienzsaale. — Kaiser Franz Josef in Ischl. — Kaiser Franz Josef als Jagdherr und Waidmann. — Die Reichskleinodien des Kaisertums Österreichs. —

Hierzu die Tafeln: Erzherzog Franz Josef im Stabe Radetzkys, 1848. (Doppeltonfarbendruck). — Kaiserin Elisabeth (Doppeltonfarbendruck). — Ein Gedicht der Erzherzogin Maria Valerie an ihren kaiserlichen Vater. (Doppeltonfarbendruck). — Soldatentreue (Dupley-Autotypie). — Die kaiserliche Burg zu Wien. (Farbendruck). — Die österreichische Kaiserkrone (Farbendruck).

Ferner die Textvollbilder: Das Konferenzzimmer in der kaiserlichen Burg. — Kaiserin Elisabeths letzte Ausfahrt in Budapest. — Österreichs Kaiserhaus im Jahre 1908 (photographisches Kompositionsbild mit 63 Figuren).

II. Teil.

Bilder aus der Kulturgeschichte der österreichischen Erbländer.

Zweiundzwanzigster Abschnitt: Auf der Nibelungenstraße.

Von Guido v. List.

Die Wundermär vom Nibelungenlied. — Die Fahrt Ruedegers von Bechelaren (Pöchlarn) von König Etzels Hof nach Worms. — Die Fahrt Kriemhildens zu Etzel. — Die Fahrt der Gesandtschaft Etzels an den Rhein. — Die Fahrt der Burgunden zu König Etzel. — Die Hochzeit Kriemhildens und Etzels zu Wien. — Etzelburg. — Der Nibelungen grausiges Ende.

Hierzu eine Tafel: Eine Seite aus dem Linzer Bruchstück des Nibelungenliedes (Doppeltonfarbendruck).

Dreiundzwanzigster Abschnitt: Die Donau und die alten Handelsstraßen der Ostmark.

Von Guido v. List.

Kaiser Friedrich I. Donaufahrt von Regensburg bis Wien. — Die Donau als „Ister" in der Argonautensage. — Die Donauschiffahrt der Römer. — Der heilige Severin. — Karl d. Große an der Donau. — Die Zeit der Kreuzzüge. — „Die silberne Straße." — Burgen und Ruinen. — Die Bedeutung der Lage von Wien. — „Die Bernsteinstraße." — Wie die Handelsherren in alter Zeit rechneten. — Reiseberichte aus dem 17. und 18. Jahrhundert. — Kaiser Maximilian I. gründet „das Streit-Schiff-Orsinal" (Arsenal). — Ferdinand I. als Reorganisator der Donauflotte. — Schiffverluste unter Kaiser Karl VI. — Auflassung der Donauflotte unter Kaiser Josef II. — „Schiffserfinder." — Der erste Donaudampfer (1830). — Donau-Monitore. —

Hierzu eine Tafel: Der Donau-„Wirbel" um 1850 (Dupley-Autotypie).

Vierundzwanzigster Abschnitt: Klöster und heilige Stätten in Österreich.

Von Dr. J. Lanz-Liebenfels.

Die Klöster als Nationalheiligtümer. — Pflegestätten der Kunst. — Die uralten Stifter zu Kremsmünster und Sankt Florian. — Die Klöster Melk, Göttweig, Dürnstein und Klosterneuburg und ihre Schätze. — Die Zister-

zienser-Abteien Heiligenkreuz, Lilienfeld, Neuberg und Zwettel mit ihren Münstern, Kreuzgängen, Brunnen und Kapitelhäusern. — Stift Admont mit seiner großen Bibliothek. — Die Wallfahrtsorte Maria Zell, Maria Taferl, Maria-Dreieichen, Maria-Engersdorf und Maria-Lanzendorf.

Hierzu die Tafel: Das Kloster Göttweig in Niederösterreich (Farbendruck).

Fünfundzwanzigster Abschnitt: Ritterwesen und Burgen in den österreichischen Erbländern.

Von Dr. J. Lanz-Liebenfels.

Die Ostmark als typisches Land des mittelalterlichen Ritterwesens. — Die Babenberger und Habsburger als Vertreter des österreichischen Ritterwesens. — Die Ostmarkburgen als starke Wehr des deutschen Reiches gegen Osten. — Die Burgen zu Laa und Staatz. — Die Prunkburgen Rosenburg und Kreuzenstein. — Die sagenumwobenen Donauburgen Dürnstein, Aggstein und Greifenstein. — Die Burg Leopolds des Heiligen auf dem Kahlenberg. — Die Hofburg in Wien. — Schilderung ihrer Belagerung unter Kaiser Friedrich IV. (III.). — Die romantischen Wienerwaldburgen Liechtenstein, Mödling, Rauhenstein, Rauheneck, Merkenstein und Starhemberg. — Die Wiener-Neustädter-Burg. — Die Riegersburg in Steiermark. — Hochosterwitz und Friesach in Kärnten. — Schloß Tirol. — Hohensalzburg. —

Hierzu die Tafeln: Kaiser Maximilian I. vor Kufstein (Doppeltonfarbendruck). — Die zweite Schlacht bei Guinegate, 17. August 1513 (Doppeltonfarbendruck). —

Sechsundzwanzigster Abschnitt: Frau Aventiure in Ostarrichi.

Wanderungen nach den Heimsitzen der österreichischen Minnesänger.

Von A. Freiherr v. Schweiger-Lerchenfeld.

Lyrische Geographie. — Auf alten Völkerwegen. — Die Brennerstraße. — Klausen und Waidbruck. — Leuthold v. Säben. — Oswald v. Wolkenstein. — Walter von der Vogelweide. — Burg Runkelstein. — Der Babenberger Minnehof. — Burg Mödling und Schloß Starhemberg. — Neidhart von Reuenthal. — Tannhäuser. — Im Murtale. — Die Frauenburg. — Ulrich von Liechtenstein. — Dietmar von Aist. — Nachklänge und romantische Eindrücke. —

Hierzu eine Tafel: Neidhart von Reuenthal mit seinen Bauern (Farbendruck).

Siebenundzwanzigster Abschnitt: Geistiges Leben im letzten Jahrhundert.

Von Dr. C. V. Susan, Bibliothekar.

Wissenschaft. — Literatur. — Dialektdichtung. — Theater. — Musik. — Baukunst. — Plastik. — Malerei. etc.

Achtundzwanzigster Abschnitt: Die Erschließung der Ostalpen durch die Lokomotive.

Von Henry Roughan.

Vorgeschichte der Erschließung der Ostalpen durch die Lokomotive. — Das Semmering-Projekt. — Matthias Schönerer und Karl Ghega. — Die Semmeringbahn. — Fortsetzung des Schienenweges über den Karst nach Triest. — Zweite Überschienung der Alpen (Brennerbahn). — Achilles Thommen und Karl v. Etzel. — Die Kehrtunnels am Brenner. — Die Brennerbahn als Musterwerk. — Bilder von der Strecke Innsbruck-Bozen. — Im Pustertale; Linie Franzensfeste-Villach. — Hochwasserkatastrophe 1882. — Anschluß von Ost- an West-Österreich: Rudolf- und Giselabahn. — Wirtschaftliche Bedeutung dieser Linien. — Durchbohrung des Arlberges. — Vor- und Baugeschichte der Arlbergbahn. — Bau des Haupttunnels. — Julius Lott. — Einfluß der Arlbergbahn auf die Staatsbahnen in Österreich. — Fahrt auf der Strecke Innsbruck-Bregenz. — Betriebssystem. — Die neuen Alpenbahnen. — Der Karawankentunnel. — Tunnel durch die Julischen Alpen. — Die Wochrinerbahn nach Görz. — Von Görz nach Triest auf den Höhen des Karstes. — Die Tauernbahn. — Kleinbahnen mit Alpenbahncharakter. — Rückblick. Entfaltung des Gebirgsbahnwesens in Österreich unter Kaiser Franz Josef I.

I. Teil:

Bilder und Gestalten aus der Geschichte der österreichischen Erbländer.

Karl der Große.

An der Wiege Österreichs steht eine hochragende Riesengestalt, — Karl der Große, die bedeutsamste Erscheinung der europäischen Geschichte. Kein Land besitzt einen vornehmeren Patron, und da Karls Gründung der Ostmark aus einer Notwendigkeit erwuchs und aus einer Zusammenfassung aller, auch heute noch bestehender geographischen und etnographischen Verhältnisse des europäischen Südostens entsprang, so besitzen wir in ihm nicht nur eine gewaltige, den Geist und das Gemüt erhebende Erinnerung, sondern auch einen trefflichen Pfadfinder, Wegweiser und Ratgeber für Gegenwart und Zukunft.

In der Zeit vom 5. bis zum Ende des 8. Jahrhunderts schien Europa aus den Fugen zu gehen. Das große Römerreich war zusammengebrochen. Wohl hatte es, von Italien ausgehend, die beiden benachbarten südlichen Halbinseln (Spanien und die Balkanhalbinsel) erobert; wohl hatte es das westliche Asien und das nördliche Afrika unterworfen und im europäischen Nordwesten über Gallien und Britannien seine Herrschaft ausgedehnt: als es aber auch das Mittelland Europas, Germanien, angriff, ward es zur Zeit von Christi Geburt von den Deutschen zurückgewiesen und die letzteren haben dann, nach Jahrhunderte langen Kämpfen, die römischen Besitzungen gewonnen, besiedelt und zu neuen Reichen umgestaltet.

Aber der Erfolg der deutschen Siege über Rom war weder vollständig noch unbestritten. Noch standen im Südosten die unbezwungenen Türme und Mauern von Byzanz, an denen alle Stürme von Germanen, Bulgaren, Avaren, Persern und Arabern zerschellt waren. Noch lebte dort ein zweites Rom, ein Mittelpunkt stolzer Erinnerungen, eines unvergessenen Ansehens auch im Abendlande. Keinen einzigen seiner Ansprüche auf das Gesamtreich hatte Byzanz aufgegeben. Es besaß eine starke Flotte und ein Heer, das niemals um reichlichen Zufluß von Söldnern verlegen war. Auf römische und orientalische Industrie gestützt, verfügte es über geordnete Finanzen und große Kapitalien, und sein Hauptvorzug war der Besitz altrömischer, geriebenster, eines jeden Mittels sich bedienender Staatskunst, die besonders durch Subventionen und Bestechungen wirkte und in Verhetzung der anderen Völker die eigene Sicherheit und Stärke suchte.

Der Papst in Rom anerkannte noch in Byzanz und dessen Patriarchen die Vormacht. So war Byzanz eigentlich noch immer der oberste Patron des Christentums und der dem Christentume mit verständnisvoller Schnelligkeit zugefallenen romanischen Bevölkerungsteile. Die Ausbreitung des Christentums, dessen fortschreitende Organisation unter Bischöfen, der Eintritt von Angehörigen altrömischer, herrschaftskundiger Sippen in die geistliche Laufbahn — all dies wirkte zunächst zu Gunsten von Ostrom.

Letzteres war daher noch immer eine Weltmacht, deren Fangarme, wenn auch bisweilen zerschlagen und geschwächt, doch sich über drei Weltteile erstreckten.

Eine zweite Weltmacht, die den Germanen die römische Beute streitig machte, war das Reich des Islam, das vom Indus über Arabien, Mesopotamien, Kleinasien, Ägypten und Nordafrika bis Marokko reichte, in Europa aber schon den größten Teil Spaniens, das südwestliche Frankreich, ferner die balearischen

Inseln, Sardinien und Korsika besaß. Um das Maß voll zu machen, hatten sich auch die Mongolen gegen Europa in Bewegung gesetzt. Einer ihrer Nomadenstämme, die Avaren, hatte sich in Ungarn niedergelassen und peinigte die europäischen Länder durch Mord und Plünderung.

Am Rheine, so schien es, wollten sich Avaren und Araber die Hand reichen. Fiel Deutschland, so war das Schicksal des Weltteils besiegelt, und es blieb nur fraglich, ob Europa mongolisch oder arabisch werden, oder aber in der Mitte zerbrechen und zwischen beiden Rassen geteilt werden solle?

In dieser außerordentlichen Gefahr, wie Europa keine größere jemals erlebt hat, kam die Rettung von dem deutschen Stamme der Franken. Karl der Hammer schlug die Araber zurück. Pipin schloß den Bund mit der römischen Kirche und setzte das Werk seines Vaters fort. Karl der Große endlich vollendete die Arbeiten beider, vernichtete die Mongolen in Ungarn, wies Skandinavier und Slaven in ihre Schranken, vereinigte die bisher getrennten und sich bekämpfenden deutschen Stämme zu einer starken, lebensfähigen Zentralmacht, brachte dadurch die Völkerwanderung zum Stehen und begründete die heutige Staatenbildung Europas.

Die Lebensarbeit Karls schien den Zeitgenossen fast unbegreiflich und so über alles Maß, daß sie an ein Wunder glaubten. Wie bei Alexander von Makedonien dachte und redete man von göttlichem Ursprung. Karl und seine Mutter Berta wurden Gegenstand des größten mittelalterlichen Sagenkreises. Die Sage aber ist das letzte geheimnisvolle Wort der Völker.

Der Streit um die römische Erbschaft brachte es mit sich, daß Karls Tätigkeit zunächst eine kriegerische sein mußte. In einer 45jährigen Regierung hat er 53 Feldzüge gemacht; der Schauplatz seines Wirkens wird deutlich, wenn man beachtet, wohin diese Feldzüge sich richteten: Achtzehn gegen die Sachsen, sieben gegen Araber in Südfrankreich und Spanien, einer gegen Basken, fünf gegen Lombarden, fünf gegen Araber in Italien, zwei gegen Byzantiner, vier gegen Avaren, vier gegen Slaven, zwei gegen Bretonen, einer gegen Thüringer, einer gegen Bayern und drei gegen Skandinavier. Ein einfacher Reisender hätte in der Zeit vor den Eisenbahnen nur schwer in seiner Lebenszeit die Reisen gemacht, die Karl als Heerführer, oft in wegelosen, der Kultur entbehrenden Ländern, an der Spitze seiner Scharen zurücklegte; man hat berechnet, daß er im Jahresdurchschnitt zweihundertfünfunddreißig geographische Meilen durchschritt, also in seiner Lebenszeit zusammen elftausend bis zwölftausend Meilen oder mehr als den doppelten Erdumfang zurücklegte.*)

Eine solche rastlose und aufreibende Tätigkeit setzt einen Leib von eiserner Kraft und Ausdauer voraus, der von Jugend auf für den Kriegsberuf erzogen war. Seine Gesundheit schützte Karl durch große Mäßigkeit in Speise und Trank und durch stete Leibesübungen. Letztere hat er, auch unter der angestrengtesten Regierungstätigkeit, nie vernachlässigt, wie denn Einhard von ihm erzählt: „regelmäßig übte er sich im Reiten, Jagen und Schwimmen nach Art seines Stammes, denn kaum findet man ein Volk, das sich hierin mit den Franken messen könnte.“ Hervorhebung verdient, daß Karl, obwohl ein Mann von großer Kraft und nicht zu bezweifelnder höchster Tapferkeit, doch niemals, soviel bekannt, verwundet ward. Im Gegensatze zu fast allen seinen germanischen Vorgängern und Nachfolgern hielt er sich, in richtiger Erkenntnis des Feldherrnberufes, dem Handgemenge ferne.

Über sein Äußeres besitzen wir von seinem Zeitgenossen Einhard folgende Schilderung: „Karl war von kräftigem und gedrungenem Körperbau, hervorragender Größe, die jedoch das richtige Maß nicht überschritt — denn seine Länge betrug sieben seiner Füße. Sein Oberkopf war rundlich, seine Augen waren sehr groß und feurig, die Nase ging etwas über das Mittelmaß hinaus, er hatte schöne blonde Haare und ein freundliches, heiteres Gesicht. Seine Gestalt bot, mochte er sitzen oder stehen, eine höchst würdige und stattliche Erscheinung. Er hatte einen festen Gang, eine durchaus männliche Haltung des Körpers und eine helle Stimme. Er kleidete sich nach vaterländischer Weise. Auf dem Leibe trug er ein leinenes, von den eignen Töchtern gewebtes Hemd und leinene Unterhosen; darüber ein Wams, das mit seidenen Streifen verbrämt war, und Stutzen. Den Beinen gab er durch purpurne Binden Halt. Im Winter schützte er Schultern und Brust mit einem aus Seehund- oder Zobelpelz verfertigten Rocke. Sein wollener Mantel war von meergrüner Farbe — Alles nach der Sitte seines Volkes. Beständig trug er das Schwert an der Seite, dessen Griff und Gehenke von Gold oder Silber waren. Bei festlichen Gelegenheiten schritt er in einem mit Gold durchwirkten Kleide und mit Edelsteinen besetzten Schuhen einher, den Mantel durch einen goldenen Haken

*) Von den späteren deutschen Kaisern läßt sich nur etwa Karl V. vergleichen. In dessen Abdankungsschrift heißt es, er habe zu Zwecken des Reiches elfmal die See befahren, zehnmal die Niederlande, neunmal Deutschland, siebenmal Italien, sechsmal Spanien, viermal Frankreich, zweimal England und zweimal Afrika besucht.

zusammengehalten, auf dem Haupt ein aus Gold und Edelsteinen verfertigtes Diadem." Im Felde war er ganz in Eisen gehüllt. So schildert ihn und seine Leute der Mönch von St. Gallen: „Da sah man ihn selbst, den eisernen Karl, bedeckt mit einem eisernen Helm. Die Arme mit eisernen Schienen bewehrt, die Brust und die breiten Schultern durch einen eisernen Harnisch geschützt. Die Linke faßte die eiserne Lanze, hoch aufgerichtet, denn die Rechte war stets für das siegreiche Schwert bereit. Die Schenkel, welche von Anderen, um leichter zu Pferde steigen zu können, freigelassen zu werden pflegen, waren bei ihm außerhalb durchweg mit eisernen Schuppen besetzt. Die eisernen Schienen der Unterschenkel brauche ich wohl nicht zu erwähnen, denn die waren bei dem ganzen Heere üblich. An seinem Schild sah man nichts als Eisen. Auch sein Roß erschien eisern von Farbe und von Mut. Und solche Rüstung hatten alle, sowohl die, welche ihm vorauszogen, als auch die, welche ihm zur Seite gingen, und die, welche ihm nachfolgten; sie ward überhaupt von der gesamten Heeresmacht, soweit es die Kräfte des einzelnen erlaubten, nachgeahmt. Eisen erfüllte Felder und Wege. In seinem Glanze spiegelten sich die Strahlen der Sonne und wurden zurückgeworfen. Das von Schrecken erstarrte Volk huldigte dem kalten Eisen und das Entsetzen vor seinem Glanze drang tief unter die Erde hinab." In der Vorstellung des deutschen Volkes jedoch lebt Karl in dem stattlichen Kaiserbilde fort, das Albrecht Dürer von ihm geschaffen hat.

Man hat oft zu wenig beachtet, daß Karl ein Uferfranke (Ripuarier) gewesen ist. Seine Sippe stammte nicht aus dem Stamme Chlodwigs, des Eroberers von Gallien. Chlodwig war ein Salier, der Führer der am weitesten gegen Westen vorgeschobenen Abteilung der zum Frankenbunde geeinten niederrheinischen und niederländischen Gaue. Die Salier aber hatten in der Zeit, da die Römer ihre Kerntruppen, die „Bataver", aus diesen Gegenden schöpften, viele römische Elemente in sich aufgenommen. Die Uferfranken dagegen zwischen Rhein und Maas hatten ihr Deutschtum viel reiner bewahrt. Und aus ihnen gingen die Karolinger hervor. Was Karl den Großen betrifft, so verkünden schon der hohe Wuchs und das blonde Haar ihn als Deutschen. Seine Sprache, seine Lebensgewohnheiten, seine Rechtsanschauungen waren germanisch. Er kleidete sich deutsch; wie ausdrücklich berichtet wird, entschloß er sich nur zweimal zum Anlegen römischer Imperatorentracht, und er blieb auch darin deutscher Sitte getreu, daß seine Kleider im häuslichen Familienkreise angefertigt sein mußten. Wie Karls Minister und Freund Einhard berichtet, „ließ er die uralten einheimischen Lieder, worin der alten Könige Kriege und Taten besungen wurden, aufschreiben, damit sie unvergessen blieben." Leider haben seine Nachkommen diese Gesänge nicht bloß vergessen, sondern verloren, wahrscheinlich wegen ihres heidnischen Inhaltes durch Schuld der geistlichen Führer des Volkes. Aber jedenfalls ließ Karl nicht die romanischen, sondern die deutschen Dichtungen sammeln und soll sogar selbst sich mit Abfassung einer deutschen Sprachkunde versucht haben. Den zwölf Monaten, sowie den Winden gab er amtlich die alten deutschen Namen wieder und setzte, gegenüber dem schon damals mächtigen Einflusse romanischer Kleriker, sogar in Glaubenssachen, bei Taufe und Predigt den Gebrauch der deutschen Sprache durch. Wenn wir hören, daß der Dom zu Aachen den Odo, einen einheimischen Baumeister zum Schöpfer hat, so scheint dies ein Beweis zu sein, daß die römische Überlieferung auch auf dem Gebiete der Kunst nicht so mächtig war, wie vielfach angenommen wird. Noch deutlicher spricht ein Blick auf die Kleinkunst, deren Werke (z. B. Dyptichen) in Auffassung der Gestalten und der Zierrate eher nach dem Kaukasus und dessen stammverwandten Völkern deuten, als nach Rom.*)

Während die Merowinger noch die römischen Zirkusspiele in Paris abhielten, wurden diese von den Karolingern eingestellt. (Die Goten gingen noch weiter: statt andre, wie die Römer getan, als Schauspiel sterben zu lassen, traten sie selbst in die Schranken, um mit Stieren zu kämpfen). Nach Paris, wo die Merowinger meist geweilt hatten, kam Karl nur ein einzigmal, und auch das ist nicht ganz sichergestellt. Seinen Hauptsitz wählte er in Aachen, seine Lieblingspfalzen waren Ingelheim und Nymwegen — sie alle auf deutschem Boden, und obwohl die amtliche Ruhestätte der Frankenkönige zu St. Dionys bei Paris stand, ließ sich Karl zu Aachen beisetzen, auch dadurch kundgebend, daß er als Deutscher in deutschem Boden ruhen wolle. Kurz, Karl war ein Deutscher, fühlte sich als solcher und handelte als solcher; wenn ihn aber auch die Franzosen für sich in Anspruch nehmen, so kann uns dies nur zur Ehre gereichen.

---

*) Hier konnten nur einzelne Stichproben gegeben werden. In neuester Zeit hat v. Jacksch aus Untersuchung der karolingischen Bauten in Kärnten nachgewiesen, daß die Zierrate (Ornamente) jene bekannten schlangenartigen Geflechte darstellen die man bisher für lombardisch hielt, die aber gesamtgermanisch sind, wie sie denn auch offenbar aus Holzschnitzerei und Holzgeflechte entstanden sind

Der Krönungsstuhl im Dom zu Aachen.

Auch seine zahlreichen Kämpfe führte Karl durch Deutsche. War schon das römische Heer in den letzten Zeiten des Kaiserreiches überwiegend deutsch und hatte schon Karl der Hammer an der Loire (732) hauptsächlich mit deutschen Truppen die Araber besiegt, so schöpfte auch Karl aus Deutschland, obschon es durch den Abzug ganzer Völker in der Wanderzeit geschwächt war, die große und entscheidende Mehrheit des Heeres.*) Karl selbst war von Peter von Pisa, vielleicht einem Romanen, trefflich erzogen, dennoch begegnet man unter seinen Heerführern und Staatsmännern fast nur Deutschen, ja es ist kein einziger romanischer Name unter ihnen bemerkbar. Unsere fachmäßige Abscheidung kannte Karl nicht, sondern er gebrauchte seine Helfer nach ihrer Tüchtigkeit: Offiziere als Staatsmänner und Bischöfe als Diplomaten, ja als Krieger. In den Ämtern der Markgrafen und Grafen waren ohnedem schon nach alter deutscher Sitte Heerwesen, Verwaltung und Rechtsschutz vereinigt. Zu Markgrafen und Sendgrafen (Reichskommissären), die oft sehr selbständige Entschlüsse fassen mußten, machte er seine besten Männer. Der vielbesungene Roland war Markgraf der Bretagne; Erich (ein gebürtiger Straßburger, der Erstürmer des größten Avarenrings bei Szolnok), war Markgraf von Friaul, und Karls Schwager Gerold, gleichfalls ein Alemane und in zahllosen Kämpfen bewährt, der seinen schwäbischen Landsleuten das Recht des Vorstritts in Reichskriegen erworben haben soll, war der erste Markgraf in der neugegründeten Ostmark. Von ihm singt noch ein österreichischer Dichter des 13. Jahrhunderts. Alle drei Helden fielen vor dem Feinde: Roland gegen Basken in den Pyrenäen, Erich gegen Kroaten bei Fiume, und Gerold gegen aufständische Avaren in Ungarn.

Karls Söhne Pipin und Karl, leider früh gestorben, folgten tapfer den Spuren des Vaters. Karls Wegmacher (Genie-Oberst) war Herzog Bernhard, ein Verwandter des Königs, also ein Franke. Nach ihm soll der Paß aus dem Wallis gegen Mailand den Namen des „großen Bernhard" erhalten haben, vielleicht darum, weil der geschichtliche Bernhard wirklich die unwegsam gewordene alte Römerstraße wieder eröffnete. Karl der Große soll sich dieses Passes drei- oder viermal bedient haben.

Roland, als Karls Verwandter bezeichnet, mag ein Franke aus Neustrien (Westrien, Westreich) gewesen sein. Dafür spricht die größere Volkstümlichkeit in Sage und Dichtung, obwohl andere viel mehr geleistet haben, als der bretonische Markgraf. Schon damals zeigte sich die größere Kunst der Reklame bei Romanen. Als Staatsmann ragte, neben Gerold, der Bayer Arno hervor. Er war Erzbischof von Salzburg; Bekehrer der Kärtner Slaven und Avaren, wird er als „Karls Auge" bezeichnet: Welche wichtige Stelle der Angelsachse Alkwin als wissenschaftlich hochgebildeter Berater des Kaisers einnahm, ist bekannt. Der Geschichtsschreiber Paul Warnefried war ein Lombarde. Einen gotischen Edelmann machte Karl zum Bischof von Orleans. Zu wissenschaftlichen Bestrebungen zog Karl gelehrte Griechen und sogar Syrer heran. Engherzigkeit war ihm fremd, aber Abstammung, Charakter und Politik wiesen ihn an das deutsche Element.

Am deutlichsten spricht sich diese Richtung in der Besetzung der geistlichen Würden aus. Die Kirche war ja doch ursprünglich romanisch, römisch. Wenn die rastlos arbeitende byzantinische Diplomatie auf fränkischem Reichsboden Anhänger warb, so wendete sie sich an die Romanen, die von den germanischen Siegern keineswegs erschlagen wurden, wie die romanisch beeinflußten Quellen andeuten, sondern im Gegen-

*) Von der siebentägigen Schlacht an der Loire gegen die Araber (732) berichten arabische Quellen: fest wie Mauern und undurchdringlich wie eine Eisschicht standen die ostländischen (deutschen) Krieger und spalteten dann, hervorbrechend mit Schwerthieben oft bis zum Gürtel Kopf und Brust der kleineren Südländer. — Die Araber waren mit Weib und Kind herbeigezogen „als ob sie von nun an in Frankreich wohnen sollten."

teile mit einer Milde behandelt worden waren, die den Römern gegenüber Germanen jedenfalls ganz fremd gewesen ist. Romanisch sprechende Leute bildeten daher starke Gruppen im westlichen Frankenlande (Neustrien) und in den Alpenländern; durch Annahme des Christentums drangen sie (durch ihre Bischöfe) bereits wieder in die leitende Klasse vor. Unter den Merowingern findet man zwar einige Franken unter den Bischöfen, aber selten, fast überall stehen Romanen an der Spitze. Karl nun änderte dies, indem er mit großer Einsicht und großen Mitteln einen Stand gebildeter Kleriker deutscher Zunge und deutschen Sinnes heranzog. Bald findet man Deutsche als Äbte von St. Dénis, Erzbischöfe von Rheims und Bischöfe von Orleans. Sie waren, trotz ihres kirchlichen Charakters, für byzantinische Lockungen weniger zugänglich, als gallo-romanische Würdenträger.

Was jedoch den Kriegen und Siegen Karls eine besondere Bedeutung verleiht, ist die Tatsache, daß seine zahllosen Kämpfe mit den Waffen nur Mittel waren zu einem geistigen, von der Staatskunst Karls als Lebensbedingung erkannten Ziele. Sie galten alle der Sicherstellung des Nordens gegen das tief feindselige Papst-Kaisertum in Konstantinopel. Ob er gegen Lombarden, Bayern oder Sachsen stritt — stets hatte er Byzanz im Auge.

Wir denken uns jene fernen Zeiten gar oft für zu einfach und roh. Bei ihrer Beurteilung lassen uns die Quellen gar oft im Stiche. So, um ein Beispiel anzuführen, besitzen wir aus Kärnten, wo die Karolinger über ein Jahrhundert lang weilten, nur sieben Urkunden. Was gäbe das für eine Geschichte, die sich nur auf solche Stützen verließe? In Wirklichkeit zeigt aber die Zeit Karls des Großen dem aufmerksameren Blicke, zu welchem nicht nur die dürftigen Urkunden sondern auch die Natur der Menschen und der Dinge reden, gerade damals ein Gewebe kunstvoller und feiner Weltpolitik, die nur etwa in der heutigen Staatskunst Englands ein Gleichbild findet.

Als Odoaker (Ottokar), der erste germanische König Italiens, sich gegen den Angriff der Goten nicht mehr halten konnte, schickte er, mit wohlüberlegter Rache, eine Gesandtschaft nach Konstantinopel, um dem oströmischen Kaiser Zeno die Reichsinsignien zu überreichen mit der Erklärung: „das Westreich sei zu Ende." Wenn es erst dessen bedurft hätte, konnte Byzanz in dieser Abdankung eine Art germanischen Verzichtes erblicken. Die Kaiser in Byzanz betrachteten sich noch immer als Erben und die nur vorübergehend und widerrechtlich außer Kraft gesetzten Herrn des gesamten Römerreiches. Danach haben die Oströmer gehandelt.

Die deutschen Sieger stets zu beunruhigen, keinen Mittelpunkt für festen Staatsbau aufkommen zu lassen, die Romanen und darunter besonders die Kleriker in sein Interesse zu ziehen, durch Gold fremde Heere ins Feld zu bringen, um nur durch eine überlegene Flotte am entscheidenden Punkte nachzuhelfen, das waren die Künste, durch welche Ostrom auch das westliche Römerreich wieder zu gewinnen hoffte. Seine Bemühungen hatten schon wichtige Erfolge erzielt. Nacheinander hat Byzanz die germanischen Stämme angelockt, in Sold genommen, veruneinigt und vernichtet, wozu sich leider immer Germanen zu Helfern hergaben.*) Mit Herulern und lombardischen Kriegern hatten die Oströmer die Wandalen in Afrika besiegt und die mit Theodorich so edel begonnene Herrschaft der Ostgoten in Italien mit Hilfe von Herulern und Franken zerstört. Ohne jede Rücksicht auf Religion oder Kultur, hatten sie von diesen schönen Landen das erstere dem Islam, das zweite einer heillosen Verwirrung preisgegeben. Ermutigt durch diese Erfolge, arbeitete ihre Staatskunst geräuschlos aber unablässig weiter. Als einmal ein byzantinisches Heer sich Spanien näherte, begannen sofort romanische Verschwörungen gegen die Westgoten. Lag es nun nicht nahe, daß die Oströmer ihr Auge auf die romanische Bevölkerung im Süden Galliens richteten? Daß Byzanz mit den Sachsen Verbindungen anknüpfte, ist wahrscheinlich. So standen sich denn die beiden Großmächte, Karl und die Oströmer gegenüber.

Erst von diesem Gesichtspunkte aus, wird die gewaltige Lebensarbeit Karls des Großen ganz verständlich.

Die Schwierigkeit für Karl lag darin, daß zunächst seine kriegerische Überlegenheit gegenüber den geistigen Waffen von Ostrom versagte. Um Konstantinopel zur See von Italien aus anzugreifen, dazu fehlte ihm die Flotte und, vor der mächtigen Feste angekommen, die Basis. Zu Lande aber lagen die Avaren da-

*) „Die Germanen erhoben ohne jedes Bedenken für den römischen Staat den Kampfspieß sogar gegen ihre nächsten Verwandten. Auch ohne römisches Zutun schlugen Germanen gegen Germanen, . . und diese Bruderkämpfe verschlangen mehr Opfer, als aller Streit gegen Rom." (Lindner, Weltgeschichte I, S. 86).

zwischen. In beiden Fällen konnte er Sachsen, Skandinavier, Araber nicht leicht in seinem Rücken lassen. Die byzantinische Diplomatie hätte sicher unter diesen Völkern Verbündete gefunden, die Karls Feldzug gestört und sogar in der Heimat sein erst im Entstehen begriffenes Werk gefährdet hätten. Auch war Karl zu vorurteilslos, um nicht in Byzanz einen Sitz der alten Kultur und einen Mitkämpfer gegen den Islam zu erblicken. An den Mauern von Konstantinopel waren im 7. Jahrhundert die verbündeten Heere von Avaren und Persern sowie im 8. Jahrhundert eine arabische Flotte gescheitert. Den Einfluß von Ostrom auf das Abendland wehrte Karl nach Kräften ab, ohne jedoch Byzanz den Asiaten zu opfern. Wenn letzteres fiel — wer sollte dann dort herrschen? Wer sollte dann die Wacht gegen den Islam übernehmen? Daß Karl selbst, wie man mit Hinweis auf seine Verhandlungen mit der oströmischen Irene vermutete, Konstantinopel zu seinem Reiche hätte schlagen und noch einmal Westrom und Ostrom hätte vereinigen wollen, solche phantastische Pläne darf man ihm nicht zutrauen.

Vielmehr leiteten alle seine Erwägungen zu einem andern Gedankengange: allenfalls einen Bund mit Ostrom einzugehen, aber sonst den Schwerpunkt in den Norden Europas zu verlegen. Den germanischen Norden zu diesem Zwecke zu stärken und selbständig zu machen, darin mußte er seine Aufgabe erblicken.

Und diese Aufgabe begriff ein Zwiefaches in sich: Gründung einer nationalen Einheit im Abendland und ihre Befestigung durch eine gemeinsame Weltanschauung (Gesetzgebung, Glaube, Kultur).

Aus dem traurigen Geschicke der Wandalen und Ostgoten ergab sich für Karl die Überzeugung von der Unfestigkeit von Gemeinwesen, die nur in germanischem Adel mit ungermanischer Unterschicht bestanden. Nur ein gesamtgermanisches Volk konnte die Grundlage für ein den Oströmern gewachsenes Reich bilden. Wo fand sich dieses Volk? In den drei südlichen Halbinseln Europas waren nach dem Sturze der Römerherrschaft unverschmolzene Mischvölker übrig geblieben: Spanien unterlag den Arabern; Italien war in eine lombardische und eine griechische Hälfte geteilt, wie Gallien in eine fränkische und gotisch-provençalische; in England war der Sieg der Angelsachsen über die Celten noch nicht entschieden, und in Skandinavien und Rußland herrschte noch das Heidentum: was blieb darnach als Grundlage für Karl übrig, als Deutschland, auf das überdies Stammverwandtschaft der Karolinger, die große Tatsache des Sieges über Rom, die kriegerische Überlegenheit, die ungebrochene Frische des Volkstums und die Lage in Europas Mitte hinwiesen?

Die Schwierigkeiten, die auch hier bestanden, nämlich die Mehrheit von Stämmen, die Verwirrung in der Weltanschauung und die verhältnismäßige Armut und Rückständigkeit in der Kultur hielt Karl nicht für unüberwindlich, und so schritt er denn, auf der Vorarbeit seines Vaters und Großvaters weiter bauend und noch voller Jugendkraft, im Alter von 26 Jahren, frisch ans Werk.

* * *

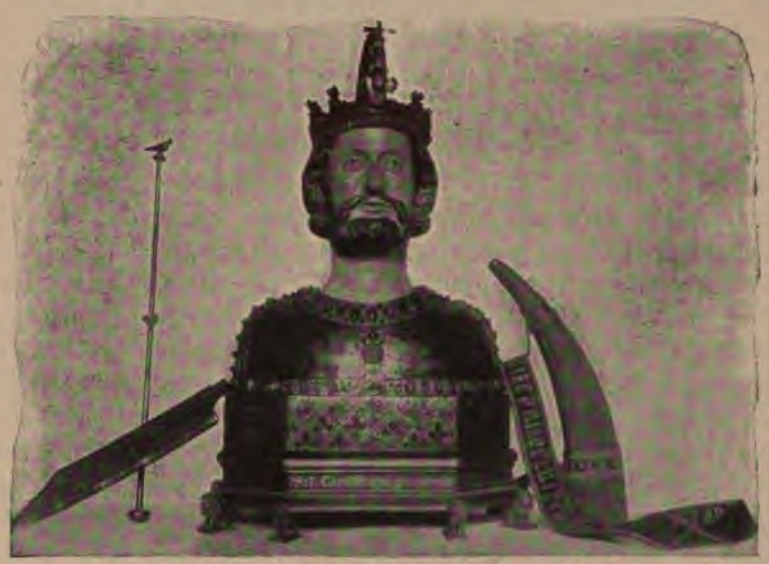
Die Kriege, die Karl zur Erreichung seines Zieles geführt hat, sollen hier nur flüchtig erwähnt werden.

Im Jahre 773 erfolgte die Eroberung der Lombardei. Von dem Papste gegen Feindseligkeiten der Lombarden (auf Grund des von Pipin eingegangenen Patriziats von Rom) zu Hilfe gerufen, eilte Karl über die Alpen nach Italien und eroberte nach sechsmonatlicher Belagerung die starke Hauptfeste Pavia. Die Lombarden unterwarfen sich. Sie fanden aber auch bei Karl Schutz gegen Byzantiner und Araber, welche letztere Sardinien und Korsika erobert, die Küsten Italiens geplündert und sich in verschiedenen Seeplätzen bereits niedergelassen hatten. Mit Ausnahme eines kurzen Rückfalles im Jahre 775 blieben fortan die Lombarden dem Reiche treu. Ein wichtiger germanischer Stamm war dadurch gewonnen und wahrscheinlich gerettet.

Sofort wandte sich Karl der schwersten Aufgabe zu: der Angliederung der Sachsen. Diese, von der hessischen Grenze bei Minden an der Weser bis zur Eider wohnend, und mit ihren nördlichen Nachbarn, Friesen und Dänen verbündet, bildeten eine kraftvolle Eidgenossenschaft. Schon Karls Vorgänger hatten mit ihnen gestritten und deren schroff abweisende Haltung gegen Christentum und Reichsgedanken erfahren. Jetzt sollte die große Entscheidung fallen. Es ist nicht richtig, wenn man dem Franken Karl eine Stammfeindschaft gegen die Sachsen zumutet. Zu keinem anderen deutschen Stamme hatten die Franken so viele verwandtschaftliche Beziehungen, als zu Friesen und Sachsen. Aber ein in sich geschlossenes, von den christlich gewordenen Franken scharf getrenntes, dagegen mit Skandinaviern verbündetes Heidentum konnte Karl im mittleren Europa nicht dulden. Wie richtig er dabei sah, haben die verheerenden Raubzüge und die verzweifelten Stürme gezeigt, die unter Karls Nachfolger, Ludwig dem Frommen, von den Normanen

her über Deutschland und Frankreich fegten. Endlose unabsehbare Kämpfe, von byzantinischer List angezettelt und mit byzantinischem Gold genährt, mußten die Folge sein, wenn an der Seite der Drachenfahne der Normannen auch noch das sächsische Roß gestanden hätte! Die Schließung der tiefen Kluft zwischen den heidnischen Sachsen und den christlich gewordenen deutschen Stämmen war sowohl für Karls große Pläne, wie für die Zukunft Deutschlands eine Notwendigkeit, und so kam es zu den furchtbaren Sachsenkriegen, die mit kurzen Unterbrechungen einunddreißig Jahre lang dauerten (772—803).

Es bedurfte 18 Heereszüge, um die Sachsen ganz und endgültig zu unterwerfen. So oft Karl anderswo zu tun hatte, brachen sie los. Sie kreuzten alle seine Pläne. Sie traten in Beziehung zu den Mohammedanern, suchten durch Abgesandte die Avaren zu Einfällen in Deutschland zu bewegen und werden wohl auch mit Byzanz sich verschworen haben. Der Krieg ward mit steigender Erbitterung geführt.*) Endlich siegte die größere Stärke und Nachhaltigkeit. Es spricht für die innere Kraft des sächsischen Stammes, daß er den schweren Übergang zu Christentum und Reich gut ertrug, ganz anders wie die Avaren, die von einem einzigen Feldzuge Karls sich nie mehr erholten. Trotz Glaubensverschiedenheit und Kriegserbitterung tritt dabei die starke, gemeinsame germanische Grundlage wieder hervor: wie einst gegen den römischen Constantius waren Franken und Sachsen verbunden. In dreißigjährigen Kämpfen hatte Karl die Vorbedingung für die späteren Erfolge König Heinrichs I. und Kaiser Ottos I. geschaffen.



Szepter, Jagdmesser, Brustbild und das Jagdhorn Oliphant mit Traggürtel (im Domschatze zu Aachen).

Zwischen die Sachsenkriege hinein fällt der Heereszug gegen die Araber von 778. Karl überstieg die Pyrenäen, drängte die Feinde über den Ebro zurück und eroberte Saragossa. Er erneuerte die Scheu, welche die Südländer vor der Stärke des Nordens empfanden. Die Schlappe, die er auf dem Heimwege erlitt, störte diesen Eindruck nicht. Karls Zweck war erreicht. Die Araber verhielten sich während seiner sonstigen vielen Kriege ruhig. Die „Spanische Mark“ (Militärgrenze) ward jedoch erst später (795) gebildet. In Zentraleuropa folgten i. J. 788 die Bayern friedlich dem Vorgange der Sachsen. Sie empfanden die Unzulänglichkeit ihrer Macht gegenüber den avarischen Räubern. Herzog Thassilo, dem man schon in einem früheren Kriege das schwere Verbrechen des Heerverlasses (Desertion) vorwarf, rief die Avaren gegen Karl zu Hilfe. Das ertrugen die Bayern nicht, sie fielen von ihrem

*) Im Jahre 782 erfolgte jenes furchtbare Blutgericht, wo Karl 4500 Sachsen niedermachen ließ. Es ist höchst schmerzlich zu erfahren, daß es zu solchem Wüten kam. Allerdings war Karls Geduld auf eine harte Probe gestellt. Sachsen hatten ein wahrscheinlich zu ihrem Schutze und auf ihr Verlangen gegen einen slavischen Stamm im Osten aufgebrochenes Frankenheer vernichtet. Der Krieg war ein Glaubenskrieg gegen „Heiden,“ die, wiederholt wortbrüchig und rückfällig, nach Ansicht der Zeit keine Schonung verdienten. Wie der Klerus wird auch der durch die häufig wiederholten Feldzüge erschöpfte Heerbann nach Rache geschrieen haben. Sonst lag Grausamkeit nicht in Karls Art. W. Menzel hält dafür, daß ohne die Aufstände der Sachsen, Karl nach dem Avarenkriege einen Feldzug gegen Konstantinopel unternommen hätte. Ranke sagt: „Das Unglück der Sachsen rührt daher, daß sie sich vorlängst zu weitgehenden Verpflichtungen hatten bestimmen lassen, die sie dann nur nicht zur Ausführung brachten! (Weltgeschichte I, S. 214). J. Möser, dieser echteste Niedersachse und beste Kenner des Stammes, urteilt über das Verhalten Karls gegenüber seinen Landsleuten: „Karl durfte wohl wünschen, sein Reich bis an die Elbe zu erweitern. Diese Ausdehnung ergänzte den Kreis, in dessen Mittelpunkt er seine Hauptmacht halten mußte. Er war also großmütig an der Weser und grausam an der Elbe, weil er dort erobern, und hier zerstören wollte. Ob seine Unternehmungen gerecht oder ungerecht gewesen, ist nach dem Siege eine vergebliche Untersuchung. Glück und Größe überheben ihn der gewöhnlichen Rechenschaft. Er diente der Religion, und diese ihm, da er den Schoß der Kirche und seines Reiches zugleich erweiterte und den Grund zu Deutschlands Größe legte.“ (Osnabrückische Geschichte I. S. 165.)

Herzoge ab, und das sonst so kampffrohe Volk unterwarf sich krieglos dem fränkischen Könige. Wie in Sachsen wurden nun auch in Bayern Grafschaften und Bistümer eingerichtet. Die Frucht dieser Taten Karls war der Feldzug gegen die Avaren. Nach zweihundertjähriger, dem Weltteile zugefügter Schmach ward dem Avarenreiche ein Ende gemacht. Es war das erste gemeinsame Unternehmen aller deutschen Stämme (791). Die gewaltige Kriegskraft eines geeinigten Deutschland ward zum erstenmal den Völkern offenbar, und der erste Schlag, den es führte, fiel an der Donau, in unserer Heimat.

Nacheinander hatte Karl die sechs deutschen Hauptstämme vereinigt: Franken, Schwaben-Alemanen, Thüringer, Sachsen, Friesen und Bayern. Es war also schon ein starker deutscher Kern zusammengeschmiedet. Als noch halbdeutsch der Sprache nach kann man die Lombarden in Italien betrachten; jedenfalls hat bei den Lombarden, wie bereits früher bei den sprachlich romanisierten Westgoten und Burgundern, ihre Verbindung mit dem fränkischen Reiche das germanische Wesen in Verfassung, Recht und Sitte wieder verstärkt. Allein Karl war damit noch nicht zufrieden. Er kannte nur zu gut den spröden Eigenwillen der deutschen Stämme und sah voraus, daß unter einem minder starken Herrscher diese mühsam geschaffene Einheit wieder zerfließen könne. Harte Not und die höchst bitteren Erfahrungen der Sachsenkriege veranlaßten ihn daher, zu einem wurzelhaften Mittel zu greifen: der Verpflanzung. Er beschloß die deutschen Stämme in Gestalt eines Schachbrettes durcheinander zu schieben. Mazedonier und Römer hatten diese Politik geübt und Karls fränkische Vorgänger hatten durch Mischung von Franken und Alemanen bereits eine Verbindung geschaffen, die sich bewährte. Gleiches sollte nun auf größerem Gebiete geschehen.

Und so führte er denn große Gruppen von Sachsen und Friesen, — von besonders hartnäckigen Landschaften den dritten Mann — mit Weib und Kind hinweg, um sie zerstreut in Gallien und Deutschland anzusiedeln. An die leer gewordenen Stellen setzte er zuverlässige Franken. Auf deutschem Boden werden über hundert Orte nach Sachsen genannt, die wahrscheinlich auf jene Zeit zurückgehen. Kundigen Friesen überwies er die Eindeichung von Flüssen und Austrocknung von Sümpfen. Zwischen Schwaben und Bayern schob er Franken ein, — kurz, Karl führte eine friedliche Wanderung der deutschen Stämme durch, denen er vorher durch Zurückweisen der auf altem deutschem Boden vorgedrungenen Fremdvölker freien Entwicklungsraum geschaffen hatte.*) Die ungeheure Erbschaft an römischem Staatsgut, sowie an ostgotischem und wahrscheinlich auch an westgotischem und burgundischem Königsgut erleichterte die neue Besiedlung. Nach alter deutscher Art waren Bauerschaften, Adelsgut und Kirchenbesitz gemischt. Die großen Erzbistümer und Bistümer gehen zumeist auf Karl zurück. Dabei sproßt und blüht sehr bald die neue Schöpfung in staunenswerter Fülle, — im ranhen Norden erwächst eine neue Kultur. So ward Karl der Begründer eines gesamtdeutschen Volkes

Zur Durchführung dieser gewaltigen Reform bedurfte Karl einer kräftigen Verwaltung. Seine Beamten, zu denen man in vieler Hinsicht auch die geistlichen Würdenträger rechnen kann, waren die Grafen, die an die Spitze der Gaue (Kreise) gestellt wurden. Sie verwalteten das Königsgut, zogen die Abgaben ein und lieferten sie in eigener Person in die königlichen Schatzkammern; hielten den Heerbann in Ordnung, waren im Kriegsfalle dessen Offiziere, übten im Namen des Kaisers das Halsgericht und versammelten die Schöffen zur Rechtsprechung.

Die Grafen pflegten aus den Grundbesitzern des Gaues genommen zu werden. Ein Gegengewicht gegen die weltlichen Machthaber bestand durch den großen geistlichen Besitz, welchen Karl oft als eigenen ansah. Das wichtigste Mittel jedoch gegen Übergriffe der Grafen (und besonders gegen das Erblichwerden der ihnen zugewiesenen Güter und Rechte) fand Karl in den Sendgrafen, die auf jährlichen Bereisungen die Oberaufsicht übten. Die Tätigkeit dieser Behörden war auf das Wesentliche gerichtet, hatte daher Kraft und Zeit für ernstliches Wirken übrig.

Was die Rechtspflege betrifft, so lebten in Karls Reiche fünfzehn Völkerschaften nach eigenen Gesetzen. Die im Volke überlieferten Rechtsanschauungen ließ er aufschreiben. So entstanden wohl die meisten der „deutschen Volksrechte." Gesetzeskraft erlangten sie erst, nachdem sie von königlichen Rechtskundigen geprüft, umgearbeitet und, nach Möglichkeit, mit dem fränkischen Rechte in Einklang gebracht waren. Und auch die Zustimmung des Volkes, für welches das neu aufgeschriebene Gesetz gelten sollte, war erforderlich. Diese Gesetze waren vermutlich nur für eine Übergangszeit berechnet. Offenbar arbeitete Karl, wie auf eine Ein-

*) Aus den Ortsnamen zuerst nachgewiesen von Arnold.

Die deutsche Kaiserkrone.

(Seit 1796 in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien, bis dahin in der heiligen Geistkirche in Nürnberg in Verwahrung gewesen.)

heit im Glauben, so auch auf eine Einheit in den Hauptgrundsätzen der Rechtsanschauung hin. Nach einer Durchgangsperiode, die manche Verwirrung brachte, muß das große Einigungswerk schon ziemlich weit vorgeschritten sein, denn unter Karls Nachfolger konnte Bischof Agobard von Lyon den Antrag stellen, das fränkische Recht als Reichsrecht zu erklären. Die spätere Zeit war jedoch derartigen gewaltigen Taten nicht mehr gewachsen. Sonderrechte wurden allenthalben lebendig, und obwohl, nach fast einem Jahrtausend, auf ansehnlichen Teilen des Karolingischen Reiches (Österreich und dem Deutschen Reiche) wieder eine einheitliche Gesetzgebung geschaffen wurde, so ist doch der Plan einer mitteleuropäischen Rechtsordnung unwiederbringlich dahin. Wie ernst es aber Karl mit der Rechtsordnung als einer Hauptgrundlage seines Reiches nahm, dafür geben, wenn schon nichts anderes wäre, die ehrwürdigen Überlieferungen der Vehmgerichte mit dem Schwerte Karls genügenden Beweis.

Von Landtagen der Stämme war Karl kein Freund, dagegen versammelte er zweimal im Jahre die weltlichen und geistlichen Großen zur Reichsversammlung, in dem die wichtigsten, den Gesamtstaat betreffenden Angelegenheiten in wohlvorbereiteter, durchdachter Gestalt vorgelegt wurden — mehr ein Staatsrat als ein Reichstag. Schlußstein des Ganzen war Karl selbst, und der einzige Vorwurf, den man gegen seinen vorzüglich geordneten Bau erheben kann, ist der, daß keine Bürgschaft bestand für die Fortdauer und Erhaltung einer solchen obersten Leitung, wie sie Karl zu üben verstand.

Als Staatsmann folgte er dem Laufe der Geschichte, wie er denn auch ein bedeutender Geschichtskenner gewesen sein muß. Nach Ranke's Urteil ließ er die Dinge kommen, dann ergriff er den rechten Augenblick, um seinen Erfolg zu sichern. In der immer gefährdeten Stellung, die er inne hatte, bewahrte er eine innere Ruhe, die ihm gestattete, den Blick nach verschiedenen Seiten zu richten, und, während er das eine ausführte, das andere vorzubereiten. Alles war bei ihm Überlegung, Folgerichtigkeit, Umfassung; er sorgte dafür, daß alles, was er tat, gerechtfertigt erschien. Karl war der oberste Kriegsherr, der Kirche ergeben, aber nicht dienstbar, er übte das oberste Richteramt unerbittlich bis zum Vorwurfe des Blutvergießens .... Ein echter Germane brachte er den Landbesitz mit dem Imperium in Verbindung. Es gibt eine angeborene Gabe zu herrschen und zu regieren; Karl besaß sie, wie selten ein Gewalthaber. In allem, was er tat, nimmt man den Pulsschlag der Gegenwart wahr, zugleich den Anschluß an die Vergangenheit und einen weiten Überblick, der in die Zukunft reicht.

Diese Gaben des Feldherrn und Staatsmannes ergänzte er, was selten ist, durch die Eigenschaften des Volkswirtes, ja auch des Finanzmannes. Die Quellen lassen uns fast ganz im Stich bei der Frage, mit welchen Mitteln er seine Feldzüge, seine vielseitig eingreifende Verwaltung, die Errichtung von Festen, Burgen, Pfalzen, Straßen, Kanälen, Kirchen, Abteien, Klöstern und tausend anderen Dingen bestritten hat? Ohne Zweifel hatten die Franken bei ihrer Eroberung das römische Steuerwesen in Gallien möglichst geschont. Erziehung zum Steuerzahlen war ja der Grundpfeiler des römischen Reiches. Grenzzölle und Tribute brachten mäßigen Ertrag. Jedenfalls floß die Hauptquelle für Karl aus dem unermeßlichen Grundbesitz des römischen Reiches und anderer besiegten Gemeinwesen. Man könnte fast sagen, daß Landgüter und Landnutzung das Zahlmittel Karls gewesen sind. Aus diesem Schatze bestritt er die Ansprüche der (neben dem Heerbanne) fechtenden Gefolgschaften und Soldkrieger. Mit einem Heerbanne ansäßiger Grundherren und Bauern führt man nicht ununterbrochene Kriege, davon einzelne oft Jahre hindurch und in fernen Landen. Dazu brauchte Karl Freiwillige, und diese erhielten ihren Lohn in Grundbesitz mit den Abstufungen seiner Benutzung. Man sieht, wie hier das altgermanische Gefolgswesen und die Besiedlung eroberter Länder zusammengreifen. Wie ein Jahrtausend später Napoleon, befolgte Karl — jedoch in anderer Ausführung — den Grundsatz „daß der Krieg den Krieg ernähren müsse". Das ganze spätere Lehnwesen hat, wenn auch durchaus nicht seinen Anfang, doch seine stärkste Grundlage in den Kriegen des gewaltigen Herrschers.

Als sich die Verhältnisse des Reiches beruhigten, also besonders nach Beendigung der Sachsen- und Avarenkriege, gewann Karl Zeit für seine Tätigkeit als einsichtiger und liebevoller Volkswirt. Das rauhe Deutschland in seiner Produktion den von den Römern kultivierten Erdstrichen annähernd gleich zu bringen, war sein Ziel. Dazu dienten ihm die im Reiche verteilten Pfalzen und die Klöster. Von den ersteren werden gegen zweihundert genannt. Die Klöster errichtete Karl mitnichten als in sich abgeschlossene Gebetsburgen, sondern als Heilsanstalten für Leib und Seele des Volkes und besonders der ärmeren Klassen; sie waren zugleich Fremdenherberge, Absteigequartier der Kaiser, Schulen, Bücherei, Werkstätten und landwirtschaftliche Musteranstalten. Besonders wirkten in diesem Sinne St. Gallen für Süddeutschland, Fulda für Mitteldeutschland und Neu-Corvey für Norddeutschland. Die Klöster standen untereinander in nutzbringender

Verbindung und teilten sich Erfahrungen mit; sie wechselten Sämereien, veredelte Pflanzen, Rassentiere, Werkzeuge, Maschinen und fachlich gebildete Kräfte. Die „arbeitenden Brüder" der Klöster, aus dem Volke genommen, trugen diese Kenntnisse wieder in das Volk hinaus. In Sankt Gallen gab es Schmiede, Schuster, Müller, Bäcker, Weber, Walker, Degenschmiede, Schildmacher, Bierbrauer und Glasbrenner. So konnte J. Scherr, gewiß ein unverdächtiger Zeuge, die Schweizer Klöster „Burgen der Kultur" nennen. Die berühmte „Landgüterordnung" (von 812), die Karl noch zwei Jahre vor seinem Tode erließ, gibt einen prächtigen, niemals übertroffenen Beweis von der Sorgfalt eines Herrschers für die Arbeit des Volkes. Sie bestimmte genau das Verhältnis zwischen dem Eigentümer des Gutes und dem Bebauer, und die Ratschläge, die dort bezüglich der Gartenpflege erteilt wurden, sind heute noch in der Auswahl der Pflanzen vieler Bauerngärten Deutschlands und Österreichs erkennbar. Wie sehr Karl die Gewerbe schätzte, zeigt die Pflege des Spinnens und Webens in seiner eigenen Familie. Einheimische (friesische) Wollenmäntel, weiß, grau und purpurfarbig, pflegte Karl an fremde Fürsten als Geschenke zu geben. Zu der späteren gewerblichen Entwicklung der Niederlande hat er viel beigetragen. Für die germanischen Teile des Reiches enthält die „Landgüterordnung" die erste Organisation des Handwerks, den ersten deutlichen Anfang des Zunftwesens. Das Städtewesen hat er gefördert. Eigene Postkurse wurden zwischen seinen Wohnsitzen und den Hauptorten des Reiches gegründet. Ganz richtig führte er die Silberwährung ein. Auf seinen Pfalzen duldete er nur gleiches Maas und Gewicht. In den Pfalzen lagen die Abschriften der Gesetze. Dort erklang fränkische Mundart. Eine Kanzleisprache, eine Reichssprache war im Entstehen wie eine Rechtsgemeinschaft. Karls Sorge für den Verkehr tritt in vielseitigem Straßenbau hervor, zeigt sich jedoch am deutlichsten in dem für die damalige Zeit ungemein groß-

Miniatur in einem lateinischen Evangelienbuche Karls des Großen: „Mystische Quelle". Vom Ende des 8. Jahrhunderts (Paris, Nationalbibliothek.)

artigen Unternehmen des Donau-Rhein-Kanals. Nicht bloß kriegerische Zwecke sondern auch eine weitblickende Handelspolitik spricht aus diesem Plane. Der Krieg gegen die Avaren bezielte die Entfernung eines Riegels im Verkehre mit Byzanz und dem Orient, und die Völker der Balkanhalbinsel haben die Absicht Karls so gut verstanden, daß sie die berühmte Straße von Belgrad über Sofia nach Konstantinopel, die im Altertum „Trajansweg" hieß, mehrfach „Karlsweg" (semita Caroli Magni) nannten.

Mit der wirtschaftlichen Entwicklung gewann auch die geistige Tätigkeit neuen Boden. In den letzten Jahrhunderten des Römerreiches war die römische Kultur eingetrocknet, mit Karl dem Großen erblühte eine neue Morgenröte, aber nicht Romanen, sondern Deutsche erschienen als Gelehrte und Schriftsteller. Durch Karls Beispiel ward es guter Ton, die Literatur zu pflegen. Gebildet sein gab Ansehen. Es wurden Büchersammlungen gegründet. Es entstanden geschichtliche Aufschreibungen. Übersetzungen machten die geistigen Schätze des Altertums wieder zugänglich. Schulen wurden errichtet. Karl selbst versammelte um sich eine Art kirchlich-literarischen Kreises, der zugleich eine Hochschule und für den Nachwuchs eine Art Seminar war. Hatte Karl aus seinem nächsten Gefolge („Schaar" genannt) seine oberen Offiziere geschöpft, so nahm er aus diesem kirchlich-literarischen Kreise viele hohe Staatsmänner und Würdenträger der Kirche. Mit diesen hochgebildeten Männern sprach Karl gerne über die letzten Ziele des Lebens.

Man staunt, wenn man die Gedanken dieses Kreises beachtet. Alkwin bezeichnet einmal Karl als einen Mann, der vor allem Grund und Ursache der Dinge einsehen wolle. Das ist ja ganz neuzeitlich gedacht! Alkwin nennt auch Karl tatsächlich einen Erforscher, besonders Erforscher der Natur.*) Verfolgung der Hexen lehnte er lächelnd ab. Was aber waren alle diese schönen Ideen ohne den König Karl? Er war der Magnetberg, der das Eisen anzog. Sein Thron ward zu einer Leuchte in dunkler Nacht, und seine Freiheit von Neid und Mißgunst — die letzteren stets ein Gefühl der Schwäche — sowie die hohe und dauernde Achtung, die er seinen Freunden erwies, ist vom Volke durch die vielen Sagen von seinen Paladinen verewigt worden.

Indem er mit seinen Freunden im Norden einen geistigen Mittelpunkt schuf, der das alte Byzanz und das neue päpstliche Rom in vieler Hinsicht überragte, gewann das mittlere Europa an Selbständigkeit. Eine einheitliche Weltanschauung brach sich Bahn. Die Unabhängigkeit, durch Karls Kriege errungen, ward durch geistige Kräfte befestigt.

Die stärkste dieser geistigen Kräfte blieb jedoch immerhin die römische Kirche.

Schon im Früheren ward dargelegt, wie die Frankenkönige und das Papsttum aufeinander angewiesen waren; beide voll Ehrgeiz und Tatkraft, beide vor dem formalen Rechte eigentlich Usurpatoren, — die Karolinger gegenüber den Merowingern, die römischen Bischöfe gegenüber dem Patriarchen in Konstantinopel —, beide noch nicht gesichert; beide bedroht von Islam und Byzanz, überdies die Franken gefährdet durch Sachsen, der Papst durch Lombarden; beide nach Befestigung ihrer Stellung als einer Lebensbedingung trachtend, und beide genötigt, auf selbständigen Ausbau des Begonnenen mit allem Aufgebote ihres Willens und Wollens bedacht zu sein.

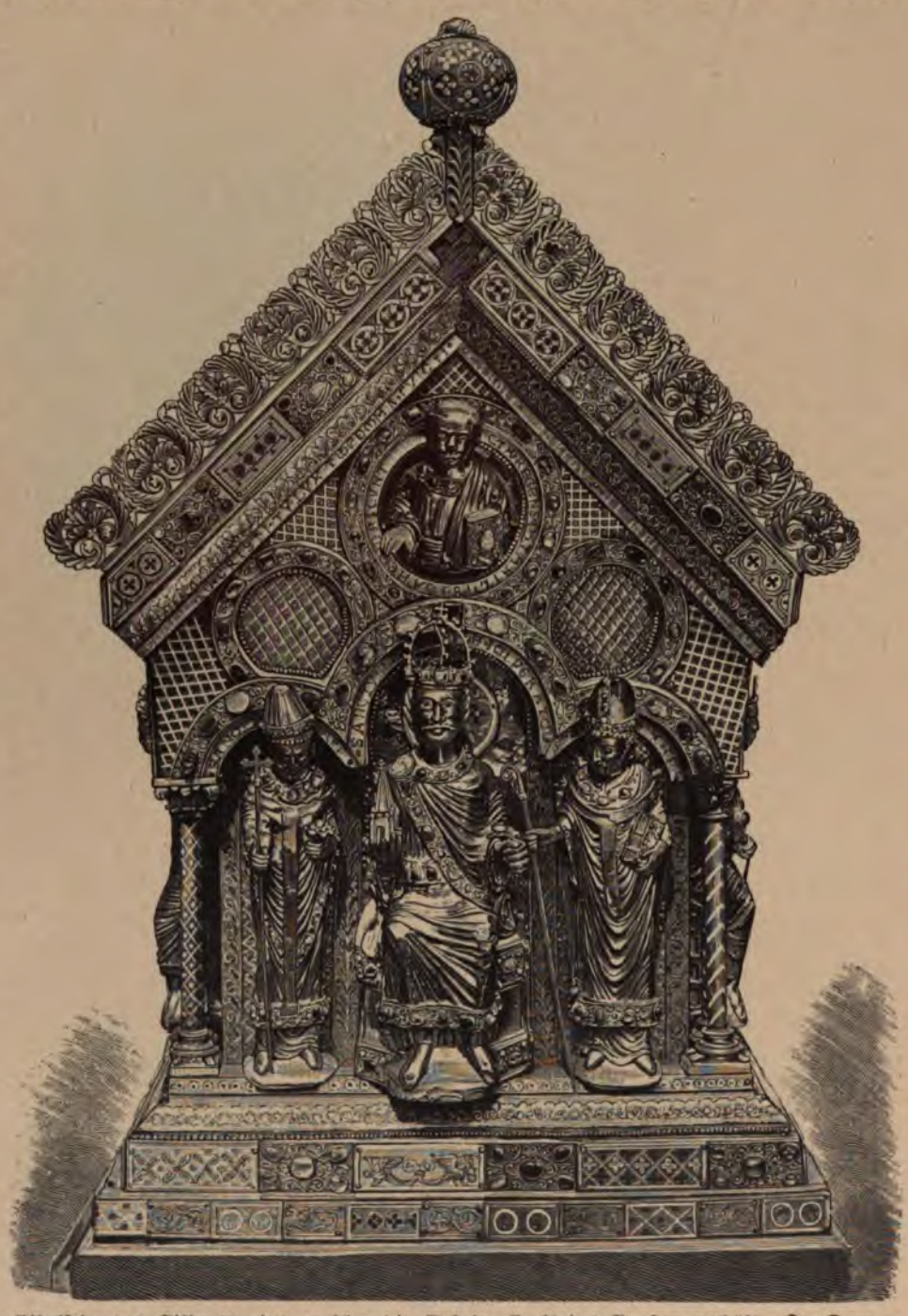
Wie sehr dieser Bund den Dingen entsprach, wird durch die Tatsache erhärtet, daß sowohl Karl der Hammer, wie Pipin, wie Karl ihn für notwendig erkannten; er fand in der Kaiserkrönung des Jahres 800 seinen endgültigen, feierlichen, auf ein Jahrtausend hinaus reichenden Abschluß.

Überblicken wir noch einmal Karls wichtigste Taten!

Seit geraumer Zeit hatte er die Pflichten eines leitenden abendländischen Oberhauptes erfüllt, Semiten und Mongolen hatte er besiegt, das Drängen der Völker gegen Europas Mitte zum Stehen gebracht, das schöne Gebiet zwischen Ebro und Save, Garigliano und Eider — das eigentliche, das echte Europa — gesichert, staatlich und religiös geeinigt, für die höhere Kultur freigemacht. Aus unruhig flutenden, um die römische Beute raufenden Völkern bildeten sich Arbeitsvölker heraus. Ein neues besseres Römerreich mit dem Sitze im starken Norden war entstanden. Sein Schöpfer und Gebieter war Karl. Er besaß die Macht und Würde der größten der alten Imperatoren. Denn der beste der entscheidende Teil der Erde war jetzt nicht der, über welchem der farbigste Himmel glänzte, wo die duftigsten Früchte reiften und die kostbarsten Denkmale der Vergangenheit standen, sondern vielmehr der, wo die kühnsten Herzen schlugen und die tapfersten Arme sich regten, und das war ohne Zweifel das Land der Franken, Sachsen, Alemanen, Bayern, Thüringer

*) Ranke, Weltgeschichte III, S. 226.

und Lombarden. Am Ende des achten Jahrhunderts hatte Karl die gewaltige Kraft dieser Stämme gegen außen gewendet. Ein Beweis, wie weit Karl griff und wie tief er wirkte, liegt in der Tatsache, daß ohne ihn die gotischen Überreste dem Islam völlig erlegen wären, er also an der Befreiung Spaniens wesentlich Anteil hat; ebenso half er den Angelsachsen in ihren Kämpfen gegen die Kelten.*) Zugleich war Karl der Mittelpunkt und Gipfel der lebenskräftigsten moralischen Strebungen seiner Zeit, und wurde fast ohne Widerspruch für einen solchen von den fremden Völkern anerkannt. Gesandte aus Bagdad, Byzanz, Cordova, aus England, Bulgarien, Venetien, Dalmatien, Jerusalem u. a. O. huldigten dem starken Könige der Franken, dessen gefürchteter persönlicher Name im Osten den König bezeichnet, während der Stammesname im Orient den Europäer überhaupt bedeutet.



Gibelseite des Silberschreins, welcher die Gebeine Karls des Großen enthält. Im Dom zu Aachen. Der Kaiser sitzt zwischen zwei Bischöfen. (Arbeit vom Ende des 12. Jahrhunderts).

Demnach fiel ihm die Erneuerung des abendländischen Reiches fast von selbst zu. Dreihundertvierundzwanzig Jahre nach Romulus Augustulus im Jahre 800 erfolgte zu Rom die Wiederaufnahme der Kaiserwürde durch Karl den Großen. Richtig wäre es vom Jahre 800 die Neuzeit zu datieren. Es war das Jahr der Verlegung des europäischen Schwerpunktes in die Lande nördlich der Alpen, das Jahr des Friedensschlusses zwischen Germanen und Romanen, zwischen Staat und Kirche, Abendland und

*) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Karl dem Könige von Wessex zur Bildung einer Grenzmark fränkische Krieger hinübersandte. Fergusson weist fränkische Orts- und Personennamen in England nach.

Morgenland. Germanen, Romanen und Kirche wurden zu einer fast unlöslichen Gemeinschaft verbunden. Das Christentum erlangte durch das Frankenreich Schutz gegen Heiden und Mohamedaner; seinem Ursprunge nach staatsfeindlich und auf die Masse gestützt, wurde es in die glänzendste Aristokratie der Erde aufgenommen und legte seinen älteren Charakter ab. Das Germanentum, der Besieger der äußeren Welt, gab Europa seine Wehrfähigkeit wieder und empfing vom Christentum die innere Weihe und die Eignung zur Aufnahme des besten Kulturinhaltes der Zeit. Die Romanen endlich traten in ein gesichertes Verhältnis, das ihnen, gegen Entrichtung mäßiger und feststehender Abgaben, die Freiheit von der römischen Steuerschraube und Schuldknechtschaft sowie einen namhaften Anteil am Staate, zumal dessen kirchlicher Seite, gebracht hat. Sie behielten ein geistiges Oberhaupt im römischen Papste, dessen gesicherte Stellung und mächtiger Aufschwung im Norden der Alpen erst von dem Bunde mit den Franken anhebt.

Verlustträger waren Mongolen und Semiten, das noch im Norden und Osten lauernde Heidentum, sowie Byzanz. Der oströmische Kaiser und Patriarch traten nunmehr zurück und büßten ihren Einfluß auf das Abendland ein. Zu schwach, um sich dieser großen Katastrophe zu erwehren, nahm schließlich Ostrom die Tatsache hin, und es war ein welthistorisches Ereignis, als der byzantinische Herrscher Nikephorus die kaiserliche Würde Karls des Großen anerkannte (812).

Das Jahr 800 hat nicht zwei oder drei Dimensionen, auch nicht fünf oder hundert, sondern weit mehr, und es bietet dem Forscher ebenso zahlreiche Flächen der Beobachtung. Besonders das Verhältnis zur römischen Kirche war von überragender Bedeutung. Vorher stand der Papst gleichsam auf einem Altare in der Luft. Er war in Rom eingekreist durch seinen legitimen Herrn in Byzanz, dem noch Papst Hadrian gehuldigt hatte; durch die das Mittelmeer beherrschenden Mohamedaner und das lombardische Reich, das seine Gewalt bis in die Gegend von Neapel erstreckte und den Papst vom Norden abschloß. Wie so ganz anders seit Karl dem Großen! Freilich hatte sich der Papst auch dankbar erwiesen. Ohne seinen Einfluß wäre die Angliederung der Bayern schwerlich ohne Kampf erfolgt; die Kriege gegen Sachsen und Avaren wurden als Glaubenskämpfe erklärt. Neben dem fränkischen Ritter zog fortab der Missionär in den Osten, und die Kirche war es, die den deutschen Ansiedlern bei ihrem Vordringen über Enns und Elbe einen guten Teil ihrer Kraft verlieh. Was Karl und seine Nachfolger eroberten, war auch für die Kirche gewonnen, und was der Kirche zufiel, kam lange Zeit hindurch in den Bereich der Franken. Die glückliche Entwicklung Deutschlands im 10., 11. und 12. Jahrhundert verdankt man, neben der Tüchtigkeit von drei sächsischen Kaisern, vor allem dem von Karl abgeschlossenen Bündnisse.

Dieser Bund war jedoch auch aus inneren Gründen für das Reich ratsam. Wie sonst hätten die Geister einen Einigungspunkt gefunden? Sollte man annehmen, daß noch einmal das sächsische Heidentum, etwa im Bunde mit den noch sehr rauhen und grausamen Nordmännern, ganz Deutschland gewinnen könne? Sollte Deutschland byzantinisch werden? In Deutschland selbst wogten die Anschauungen wirr durcheinander. Das Christentum ist den Deutschen in fünf verschiedenen Weisen gelehrt worden.*) Dazu kamen noch an vielen Orten starke Reste von Heidentum. Sollte eine gemeinsame Weltanschauung bestehen und zur Einigung wirken, so bot sich doch Rom als nächstes, zu dessen Gunsten vor Karl besonders der Angelsachse Winfried (Bonifazius) die Wage gesenkt hatte. „Das Großkönigtum Karls war auf das Verständnis mit dem obersten Geistlichen, den es im Abendlande gab, angewiesen." (Ranke.)

Karl erfaßte die Verständigung mit dem Papste nicht bloß politisch, sondern sehr ideal, ja schwärmerisch. Es ist, so starken Realpolitikern gegenüber, wie es die Päpste meist waren, reine Schwärmerei wenn „als der wahre König für alle" der Sohn Gottes verkündet wird. Zutreffender war es, wenn ein andermal der

---

*) Lagarde, Deutsche Schriften I, 101. Lagarde findet „einen merklichen Unterschied" zwischen folgenden Mittelpunkten christlicher Lehre:

1. Lorch (Enns, also etwa Oberösterreich) und Salzburg, Heimstätten vorpäpstlich und unkaiserlich-römischer Glaubensboten;

2. Die von Iren und Schotten gegründeten Klöster und Bistümer im Südwesten Deutschlands;

3. Mainz und Fulda als Vertreter angelsächsisch-römischer Richtung;

4. Trier und Köln, die Zentren kaiserlich-römischen Lebens und erst infolge dieses kaiserlich-römischen Lebens christlich geworden;

5. die ostelbischen Bistümer aus der Zeit der Karolinger und Ottonen ohne eigentümliche Besonderheit (weil von gemischter Bevölkerung).

In Österreich würde etwa auf eine Verbindung von 1,2 und 5 zu schließen sein.

Lagarde führt auf diese Unterschiede einen guten Teil der alten Uneinigkeit Deutschlands zurück.

große Herrscher an Papst Leo schreibt: „Unsere (Karls) Aufgabe ist es, die Kirche vor den Ungläubigen mit den Waffen zu schützen. Eure Aufgabe ist es, mit aufgehobenen Händen, wie Moses, unsre Waffen zu unterstützen". Daß hierin Karls eigentliche Absicht lag, ist nicht zu bezweifeln. Er wollte doch das Schwergewicht auf die weltliche Seite legen. Auch bei der Kaiserkrönung, wo, wahrscheinlich nach vorausgegangener Verständigung, die Römer Karl als den „von Gott gekrönten" Kaiser ausriefen. Und später ließ Karl seinen Sohn Ludwig die Krone nicht aus der Hand des Papstes, sondern „vom Altare" nehmen. Aber solche feine Unterscheidungen halten im Gedränge der Ereignisse nicht stand. Erschwerend wirkte auch schon die örtliche Trennung der beiden Mächte. In Rom hatte das Papsttum seinen dauernden Sitz, während dem Kaisertum die Hauptstadt fehlte. So wurde der Papst immer selbständiger und wuchs auch in weltliche Machtbelange hinein. In Altrom, in Ostrom (Rußland), im Islam waren weltliche und geistliche Gewalt vereinigt. Das gab Macht und Stärke. Tröstlich ward bemerkt, die Trennung habe Reibung und vielseitige freie Entwicklung gebracht. Mag sein, aber Deutschland ward das Opfer.

Die Gefahren für Karls Wirken lagen:

1. in der Verschiedenheit der durch Karls überragende Persönlichkeit zusammengeschmiedeten Ziele von Kaisertum und Papsttum;

2. in der verschwimmenden, unklaren Grenze zwischen deutschen Franken und romanischen Franken;

3. in der nicht sichergestellten Einheit des Reiches und der Erbfolge.

Die Nachwirkung von Karls Größe band Kaiser und Papst bis in die Zeit der Hohenstaufen zu stolzem Wirken zusammen. Die Kreuzzüge sind eine edle Frucht dieser Einigkeit. Dann aber begann die gutgeordnete Reihe der Päpste über die mangelhaft geordnete Reihe der deutschen Wahlkönige zu triumphieren

Was den zweiten Punkt betrifft, so hat die verschwimmende Grenze des Westreichs und Ostreichs zwischen Rhein und Seine dem Weltteile zahllose Kriege gebracht und wirkt auch heute noch zerrüttend. Fügt man noch die ungenügende Bestimmung der Nachfolgerschaft sowie die persönlichen Mängel der Nachfolger hinzu, so sind die drei Hauptlücken bezeichnet, durch welche das Unheil hereinbrach. Karl war zu einsichtsvoll, um die drohenden Gefahren zu verkennen. Wie er die Einfälle und Zerstörungen der Normanen voraussagte, wird er auch die Möglichkeit des Wiederauflebens von Stammesherzogen und Zerwürfnisse zwischen seinen Nachfolgern unter sich oder mit der Kirche erwogen haben. Durch solche Gedanken dürfen wir uns aber die Erinnerung an Karls großartige und für immer unvergleichlich bleibende Schöpfung nicht trüben lassen. Auch für einen Karl den Großen bestanden „Grenzen der Menschheit."

* * *

Die Gründung der Ostmark.

Es war das Recht der Ostmark, daß sie im Kriege die Herzogsfahne führte und das Schwert vortrug. Österreich ist ein Kind des Kriegsgottes. Pflug und Predigt kamen erst später.

In Carnunt, bei Deutsch-Altenburg gegenüber von der Marchmündung hatten die Römer (5—376 nach Christus) ein gewaltiges, befestigtes Lager errichtet, als Ausgangspunkt ihrer Kriege mit den Völkern des heutigen Ungarn und zugleich als Abwehr gegen die deutschen Stämme im Norden. Karnunt hatte also eine doppelte Stirn (Front), die eine gegen Osten, die andere gegen Norden gekehrt. Im Jahre 376 versagte die letztere: die stolze Römerfeste ward von den Deutschen erobert. Aber die deutschen Sieger begingen mit gewohnter Sorglosigkeit den Fehler, daß sie nicht rechtzeitig das Tor gegen Osten schlossen. Sie waren nur Stämme, kein Volk und noch weniger ein Staat; der einzelne Stamm ging seinen Interessen nach, die großen volklichen Pflichten aber hatten keine Vertretung. Die Kunde von der Beseitigung der römischen Donausperre muß sich rasch bis in die Steppen Asiens verbreitet haben, denn die furchtbaren Hunnen, gelockt von der unermeßlichen römischen Beute, warfen die erste Vorhut Europas, die Goten im heutigen Rußland, über den Haufen und besetzten Ungarn, wo sie sich häuslich niederließen, — ein Beispiel, welchem der Reihe nach Avaren, Magyaren, Kumanen, Mongolen und Türken gefolgt sind. In Ungarn

lauerten alle diese Turanier, rüsteten sich gegen Mitteleuropa, ergänzten ihre Rosse, spähten und warteten ihre Zeit ab, bis sie entweder einen starken Heerführer fanden oder, was noch häufiger geschah, die Uneinigkeit und Parteisucht der Deutschen zum Einbruche durch die Wiener Pforte einlud. So hatten im fünften Jahrhundert die Hunnen getan, und kaum daß diese von Westgoten, Oströmern und Gepiden vernichtet waren, folgten ihnen zu Ende des siebten Jahrhunderts die Avaren.

Es muß dieser Stamm besonders üble, aber auch besonders gefährliche Eigenschaften aus Hochasien mitgebracht haben. Oströmer, Slaven und Deutsche reden von ihm mit gleichem Abscheu. Einer der ersteren sagt „sie sind von allen Nomadenvölkern das treuloseste und unersättlichste." Ein anderes Urteil lautet: „Eide brechen sie und Verträge halten sie nicht." Aber den Krieg wußten sie zu führen. Ungarn jenseits der Donau war auch zur Römerzeit ein wildes, schwer zugängliches Land geblieben. Mit ihrer Hauptmacht ließen sich die Avaren im Gebiete zwischen Donau und Theiß nieder, schoben aber ihre Befestigungen, Ringe genannt, bis Niederösterreich und Böhmen vor. An gut gewählten Punkten erbauten sie aus zusammengehäuften Steinblöcken und Balken, die mit Erde überschüttet wurden, einen mächtigen Kreis, der eine Anzahl von kleineren Kreisen umschloß und alle diese Kreise bildeten durch Gräben, hohe Wälle und auf den Wällen errichtete Verhaue von lebendem Gestrüpp und umgebogenen Baumzweigen ebensoviele, mit erprobten Pfeilschützen besetzte befestigte Abschnitte. Durch solche Ringe deckten sie ihre Eroberungen; deren zwei sind uns aus Niederösterreich bekannt, der eine im Tullnerfeld bei Königsstetten, der andere am Kampflusse zur Sicherung ihrer Verbindungen mit Böhmen. Denn, den Avaren ist gelungen, was die Türken im siebzehnten Jahrhundert wollten aber nicht erreichten, nämlich die Eroberung des wichtigen Böhmen, von wo ganz Deutschland im Schach zu halten war.

Sie waren Barbaren wüstester Art in bezug auf Recht, Moral und Menschlichkeit, aber sie brachten aus der Nähe des altgeschulten China die Künste einer abgefeimten Politik und einer fast wissenschaftlichen Kriegskunst mit. Ihre Überlegenheit ruhte zunächst auf der Schnelligkeit ihrer Rosse, von denen jeder Krieger mehrere mit sich führte, daher denn ihre blitzartigen Bewegungen. Oft überholten sie das Gerücht von ihrer Annäherung. Überraschung und Überfall waren das Lebenselement ihrer Kriegführung. Während sie durch Scheinangriffe auf die Nachbarländer die Heere der Gegner auseinanderrissen, wußten sie die eigenen Truppen in höchster Schnelligkeit zur sorgfältig vorbereiteten Schlacht zu vereinigen. In der Schlacht selbst befolgten sie die gleiche Taktik: durch Angriffe im Rücken oder auf den Flanken die Ordnung des Feindes aufzulösen. Wo eine Lücke sich zeigte, brachen sie ein. Blieb der Gegner beisammen, so erfolgte das Ansprengen. Mit starken Bogen schossen sie einen Hagel schwerer Pfeile ab, um dann mit starken Stößen durchzubrechen. Mißlang dies Alles, so machten sie einen verstellten Rückzug, kehrten aber, wenn die Gegner, sich schon als Sieger wähnend, ihre Reihen lockerten und zur Verfolgung schreiten wollten, plötzlich zurück, um die Schlacht unter günstigeren Bedingungen zu erneuern. Im Siegesfalle verfolgten sie die Unterlegenen bis zum Todesstoß. Da sie das eroberte Land keineswegs bebauen wollten, trachteten sie, es in eine Steppe zu verwandeln. Die Männer wurden erschlagen oder verknechtet, Weiber und Kinder in die Sklaverei geschleppt.

Von Ungarn aus richteten sie ihre Raubzüge strahlenförmig auf die Nachbarländer. Nicht die Goten oder Slaven, sondern die Avaren sind während ihres mehr als zweihundertjährigen Aufenthaltes in Pannonien die eigentlichen Zerstörer der griechisch-römischen Kultur auf der Balkanhalbinsel gewesen; und obwohl sie in späterer Zeit dem Handel nach dem Oriente einige Zugeständnisse machten, war doch an ein geordnetes Leben im mittleren und westlichen Europa nicht zu denken, solange die blutigen Einbrüche dieser Barbaren den mühsamen Bau des Christentums und der Gesittung immer wieder in Frage stellten.

Als nun Karl der Große die deutschen Stämme in sein Reich eingefügt hatte, erkannte er die Vertreibung des asiatischen Räubervolkes als seine erste Aufgabe. Daß er den Krieg als einen schweren ansah, zeigen seine Vorbereitungen. Alle deutschen Stämme boten ihre Krieger auf, und starke, kriegsgeübte Gefolgschaften werden als Generalstab, Offiziere und als Gardetruppen auf den wichtigsten Posten gefochten haben. Die römische Kirche trat mit voller Kraft für Karl ein, während Ostrom neutral blieb. Nach Ostern des Jahres 791 ließ Karl drei Heere gegen die Avaren rücken: das erste nördlich der Donau, bestehend aus Franken, Thüringern, Sachsen und Friesen, welche letztere, als der Schifffahrt und des Brückenschlags kundige Männer, in besonders großer Anzahl beigezogen waren. Auf dem rechten Ufer zog Karl selbst mit Franken, Schwaben und Bayern, während zahlreiche Donaukähne auf dem Flusse die Heereskost und das Rüstzeug

nachführten. Ein drittes Heer von Franken und Lombarden setzte sich über die Julischen Alpen in Bewegung. Dem letzteren Heere war der erste Sieg beschieden, der die Avaren, wie es scheint, in ihrem Bewußtsein erschütterte und fortan zu einem Verteidigungskriege bestimmte. Zwei ihrer Ringe — am Kamp links der Donau und bei Königsstetten rechts von ihr — wurden erstürmt, die Hauptmacht aber hatte sich nach dem Inneren des Landes zurückgezogen. Etwa zwei Monate lang hielt sich nun Karl in dem kampfberühmten Landabschnitte zwischen Wien, Ödenburg und dem Plattensee auf, reinigte das Land von den Nomaden, zog die etwa noch vorhandenen Reste europäischer Bevölkerung heran und überdachte die künftige Organisation des Landes. Besonders besuchte er den „Pannonischen Berg" (heute Martinsberg), der in der Überlieferung als Schicksalsberg Pannoniens) betrachtet wird.*) Da die Römer dieses ganze Gebiet im Winkel des Donauknies befestigt hatten, wird Karl und sein Generalstab die Reste eines Limes (Grenzwehr) zwischen Neusiedlersee und Donau, sowie die Trümmer von römischen Heerwegen und Festen — überwiegend Wasserfesten — besichtigt und auf ihre künftige Verwendbarkeit geprüft haben. Da er die Wichtigkeit von Wasserstraßen wohl kannte, wird er der Raabmündung und der Marchmündung besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben. Wer weiß, ob er nicht an den Wiederaufbau von Carnunt gedacht, dessen Lage in der Tat einige Vorzüge vor dem Wiener Becken voraus hat? Damals hat Karl wohl auch den Boden von Wien zum erstenmale betreten. Dann kehrte er mit dem größeren Teile des Heeres nach Regensburg zurück, und der Umstand, daß er dort eine Schiffsbrücke vorbereiten ließ, zeigt die Pläne an, die er für den nächstjährigen Kriegszug nach Ungarn im Sinne hatte. Aber dazu kam es nicht, denn die avarische Macht erholte sich nicht mehr; wie jede auf bloße Gewalt gegründete Herrschaft erlag sie dem ersten Stoße des Stärkeren; die unterjochten Völker erhoben sich, es brachen Zwistigkeiten unter den Führern aus, und so konnten König Pipin und Markgraf Erich, in einem kühnen Winterfeldzuge des Jahres 788 über Illyrien nach dem ungarischen Tieflande einbrechend, den letzten Schlag führen, indem sie den Hauptring der Avaren (etwa bei Szolnok) erstürmten.

Hier erbeuteten die Franken einen Teil der aus allen umliegenden Ländern geraubten Schätze, bestehend aus Juwelen, Goldgeräte, Seide, gemünztem und ungemünztem Edelmetall. Die Kostbarkeiten wurden zu König Karl nach Aachen gebracht und, nach alter Fürstensitte der Germanen, an befreundete Herrscher, an den Papst, an verdiente Kleriker und besonders tapfere Krieger verteilt. Wenn berichtet wird daß in Folge dieser Beute an Edelmetall die Warenpreise um ein Drittel gefallen seien, so ist dies wohl weniger ein Beweis für die gewonnene Menge, als vielmehr für die nach dem Sturze des Römerreichs entstandene Armut an Umlaufsmitteln.

Nach einigen vergeblichen Aufständen verschwinden die Avaren aus der Geschichte, die sie nur mit Mord, Brand und Raub erfüllt hatten. Mehr als zweihundert Jahre waren sie die Peiniger Europas gewesen. Bis nach Rußland hin atmeten jetzt die Völker auf. Wie großen Eindruck das von Karl vollzogene Strafgericht gemacht hat, bezeugt der russische Mönch und Geschichtsschreiber Nestor mit den Worten: „Alle starben weg und nicht Ein Avar ist übrig geblieben," daher komme das russische Sprichwort: „sie sind untergegangen wie die Avaren — kein Vetter, kein Erbe ist mehr von ihnen vorhanden." Ganz wörtlich sind jedoch diese Aussprüche Nestors nicht zu nehmen, denn wahrscheinlich befanden sich Avaren als weg- und landkundige Führer unter den Magyaren, die nach etwa drei Menschenaltern an die Stelle ihrer verscheuchten Stammverwandten in Ungarn einzogen.

Durch die Niederwerfung des asiatischen Nomadenvolkes erfolgte plötzlich eine völlige Umwertung Pannoniens in der öffentlichen Meinung. Aus einer Stätte des Schreckens ward es nun ein Land der Zukunft. Die Bedeutung des Donautals für Mitteleuropa trat nun in ihrer ganzen Wichtigkeit hervor. Die Wiener Pforte öffnete sich. Ein weites, dünn bevölkertes Gebiet bot sich der Besiedlung dar, der Handel nahm sofort die günstige Gelegenheit wahr, neue Verbindungen wurden angeknüpft, und in der Ferne winkte vielversprechend Byzanz, die einzige Großstadt Europas, das noch wohlerhaltene, mit der reichen Erbschaft des östlichen Römerreichs gefüllte Byzanz, Sitz des Welthandels, der Industrie, orientalischer Pracht und einer noch immer nicht zu unterschätzenden Macht.

---

*) Mons sacer Pannoniae. In der Nähe eine berühmte Quelle, aus der die Eroberer Pannoniens ihre Rosse tränkten. Eine ähnliche Bedeutung wie der Martinsberg für Ungarn besaßen der Ulrichsberg bei Klagenfurt für Kärnten und der Georgsberg bei Raudnitz für Böhmen.

Die aus dem Avaren-Feldzug heimgekehrten deutschen Krieger mögen die Fruchtbarkeit Pannoniens in der nordischen Heimat lebhaft geschildert haben, und Karl brauchte daher nicht verlegen zu sein, die entsprechenden Siedler für die neu erschlossenen Lande zu finden.

Zwei in Regensburg abgehaltene Reichstage (788 und 803) waren der Ordnung der südöstlichen Verhältnisse gewidmet.

Die dort getroffenen Anordnungen bezogen sich zunächst auf die Lande rechts der Donau. Wie die Römer hielt Karl die Donaulinie ein und überließ die linksseitigen Lande einer späteren Zukunft. Auf dem rechten Ufer aber erstreckte sich die organisatorische Arbeit des Herrschers von der Enns bis zur Mündung der Drau und Save gegen Osten hinab.

So weit man sieht, wurden im eroberten Gebiete drei neue Provinzen oder „Marken" errichtet: Die Ostmark von der Enns etwa bis zur Mündung der Raab in das westliche Ungarn hinein, die pannonische Mark, etwa vom Wechselgebirge bis zur Draumündung und die Friaulermark von der Drau über Istrien und Kroatien bis zur Mündung der Save. Die Grenze dieser Marken ändert sich, aber doch beruht auf ihnen, nach Muchars Urteil, die Einteilung der Länder der Ostalpen.

Die Marken waren militärisch eingerichtete Grenzbezirke, mit dem Schwerpunkt in sich, vom Mutterlande ziemlich unabhängig, die Stirn gegen den äußeren Feind gekehrt. Sie standen unter einem Markgrafen.

So weit das Gebiet einer Mark ging, herrschte stete Kriegsbereitschaft. Jeder dort wohnhafte, wehrhafte Mann war zum beständigen Kriegsdienst verpflichtet. Ein Netz von größeren und kleineren Festen und Burgen durchzog das Land. Die Hauptstraßen heraus und herein ließen sich durch Befestigungen sperren, von den Hauptburgen schauten Wachen aus und gaben Zeichen, bei Tag durch Rauchsäulen, bei Nacht durch Kreidefeuer. Auf das erste Lärmzeichen eilte alles Kriegsvolk zu den Sammelplätzen, um dem anrückenden Feinde zu begegnen. Erschien der Feind als zu stark, so ritten Eilboten um Hilfe. Kein Wehrmann der Mark war außerhalb der letzteren zum Kriegsdienste verpflichtet. Die dem Gegner zugekehrte Seite war streng verschlossen und der Handel nur auf wenige genau überwachte Straßen beschränkt. Die Ausfuhr von Eisen, Stahl und Waffen unterlag schweren Strafen. So bildeten die Marken die großen Vorburgen des Karolingischen Reiches und im Kriegsfalle ihr Vortrab, zugleich Pflanzschulen von Kriegern.

Wenn auch die Annahme irrig wäre, daß die weiten Gebiete von Inn und Enns bis zur Save menschenleer gewesen, so war doch ihre Bevölkerung dünn, ganz zerstreut, aus verschiedenen Völkern gemischt (Deutsche, eine lateinische Bauernsprache redende Mischlinge, Slaven, Avaren) und dem Gebote des Frankenherrschers unterworfen. Man kann daher wohl sagen, daß sich bei Besiedlung des Südostens für die deutschen Auswanderer eine Art „freien Amerikas" eröffnete; wohlverstanden „frei" in bezug auf Benutzung, doch stets innerhalb der königlichen Rechte und der Zwecke der Mark.

Die Siedlung folgte zunächst der großen Talung der Donau und besetzte die günstigsten Lagen der Nebenflüsse; mit Vorliebe hielt sie sich an die Römerstraßen. Diese verliefen wahrscheinlich auf römischem Staatsgute, und, obwohl die Frage noch nicht völlig geklärt ist, wird man doch annehmen dürfen, daß, wenn nicht das Ganze, doch ein großer Teil des von Karl eroberten Gebietes zu „Königsgut" ward. Wahrscheinlich den Römern folgend, mögen, wie am Rheine das linke Ufer, so an der Donau das rechte Ufer als Staatsländereien betrachtet worden sein, weshalb denn auch in beiden Ländern die kirchlichen Herrschaften überwiegen; denn die Könige erachteten mit Recht die Vergebung an Kleriker für minder bedenklich als an weltliche Fürsten, die doch immer bestrebt waren, die bloß als Beamtensold leihweise übertragenen Besitzungen in Erbgut zu verwandeln. Daher denn der ausgedehnte Besitz von Salzburg, Passau, Freysing, Bamberg, Aquileja u. a., im Südosten bis tief nach Ungarn und zum Adriatischen Meere. Als Königsgut waren besonders betrachtet die am meisten gefährdeten Lande, also: Niederösterreich (besonders dessen östlicher Teil von der Leita bis zum Plattensee mit Moosburg an der Saale) ferner das Frankenland an der Save, endlich Kärnten, das Land der Hauptpässe nach Italien.

Auf dem Königsgute war nun reichlicher Raum für Gutsverleihung verschiedner Art. Ausgestattet wurde wohl vor allem der Markgraf. Dann kamen die Erzbistümer und Bistümer, hierauf die Krieger, die sich bei der Eroberung besonders ausgezeichnet hatten. Bewährte Edelgeschlechter der Heimat sendeten Zweige in die Ostlande, um dort zu neuen, freieren Wipfeln empor zu wachsen. Daneben aber zogen die stets kinderreichen und daher landhungrigen deutschen Bauerschaften in das Land ein, sei es nun, daß sie

vom Landesherrn berufen waren oder von einem Mitgliede des heimischen Großadels oder von einem Manne aus der eigenen Mitte geführt wurden. Oft traten angesehene Männer als Unternehmer auf, um das vom Grundherrn erworbene Land an Einwanderer weiterzugeben; ihr Unternehmergewinn bestand dann in der Übertragung des Mayer- oder Bürgermeisteramtes nebst Gewährung einiger Freihufen und Vorrechte. Es kommt aber auch vor, daß Einwanderer, wie die Squatter Nordamerikas, auf eigene Faust Land besetzten. Die schwere Kriegspflicht, die den Ostmärkern oblag, fand ihr Gegengewicht in dem reichlichen Flächenausmaß und Erblichkeit des Lehns sowie in gesicherter persönlicher Freiheit. Wenn daher die ebnen Flächen an der Donau und die Talungen vorzugsweise in die Hand von Großgrundbesitzern gelangten, so war das weite Vorland und Gebirgsland so recht der Spielraum für bäuerliche Ansiedlungen: „Wer da sieht, wie die bäuerliche Bevölkerung in Tausenden von Einzelhöfen, Weilern und Dörfern von der Talsohle hinauf bis zu den höchsten Alpenmatten sich ihre Heimat geschaffen hat, der muß zu dem Schluß gelangen, daß die ersten Gründer dieser Niederlassungen freie Männer waren, welche den Ort und die Stätte zur Errichtung ihres Herdes nach ihrem Gefallen oder nach ihrem Vorteile wählen konnten und die nun innerhalb ihres Hofes und ihrer Flur im Genuß aller zu einer Haushaltung erforderlichen Feldungen (Acker, Wiesen, Weideplätze und Waldungen) als selbständige und unabhängige Besitzer erscheinen müssen." *)

Die Frage, woher die Ansiedler gekommen seien, war in den letzten Jahren Gegenstand eingehender Untersuchungen. Auf letztere verweisend, soll hier nur das Ergebnis stehen, wonach alle deutschen Stämme, kein einziger ausgenommen, zur Begründung der großen Ostmark beigetragen haben. Sie alle haben unternehmende Männer in die Ostmark gesendet. Die Nachbarschaft, die kurze Reise, die Gewöhnung an verwandte östliche Verhältnisse wird zahlreiche Bayern herbeigelockt haben, während die „amtliche" Einwanderung vorzugsweise Franken, Sachsen und Friesen begünstigte. Der erste Markgraf der Ostmark, Gerold, dürfte zahlreiche schwäbische Landsleute nach sich gezogen haben, wie später Rudolf von Habsburg, während die Babenberger und Lothringer fränkische Gefolge mitbrachten. Fränkischen Ursprungs waren die großen und mächtigen Geschlechter der Traungauer, Eppensteiner und Sponheimer. Franken und Schwaben wanderten als Weinbauern ein, Friesen als Entsumpfer und Kenner kunstvoller Eindämmung. Über die Abstammung geben oft die Ortsnamen, die Bauweise und der Charakter der Bevölkerung mehr Anhalt als die Sprache, die sich naturgemäß am meisten der bayrischen Mundart nähert, welche letztere die Ostmark vom großen Mutterlande abschließt und zugleich mit ihm verbindet.

Wenn die Niederlassung in den Ostmarken, so weit sie durch Bauerschaften erfolgte, überwiegend sich selbst überlassen werden konnte, finden wir daneben, und zwar mit äußerst umsichtiger Auswahl, an den für Kriegszwecke wichtigsten Stellen eine organisierte Besiedlung. Für solche befestigte Landabschnitte möchten zu halten sein: der Traungau mit Frankenburg und Frankenmarkt in der Nähe von Gmunden, die Wachau zwischen Melk und Krems, die Wochein bei Veldes, besonders aber die Odenburger und Semliner Gegend. Das von der Donau umflossne Land zwischen Wien, Ofen, Stuhlweißenburg und dem Plattensee war ohne Zweifel von deutschen Einwanderern besetzt. Am südlichen Ende des Plattensees lag als fester Kernpunkt die Saalburg (später „Moosburg") an der Saale.**) Weiter nach Osten schloß sich dann ein neues „Frankenland" an (Frankochorion der Byzantiner).***) Der Frankenname, der hier wiederholt auftritt, deutet auf eine mit besonderer Sorgfalt behandelte, vom herrschenden Stamme bevölkerte Siedlung, die eine wichtige Stelle einnahm, sich sehr fruchtbaren Bodens erfreute und, von Save,

---

*) A. Jäger, Verfassung Tirols I, 32.

**) Ein liebenswürdiger Beweis für die Fortdauer der deutschen (besonders fränkischen) Besiedlung dieser Gegenden liegt in der Tatsache, daß man, nach Bischof Haas (bei Nagl, deutsch-österr. Literaturgeschichte, S. 20), sowohl in der Odenburger Gegend wie auch im Szalaer Comitat (um Groß-Kanisza) und im Baranyer Comitat (um Fünfkirchen bis gegen Essegg) noch heute den typischen Bauerngarten Karls wiederfindet. Noch heute werden dort die gleichen Obstbäume, Sträucher, Stauden und Kräuter gepflegt, die der große Kaiser zu pflanzen befahl. — Das Flüßchen, das heute „Zala" heißt und an dessen Mündung in den Plattensee die Saalburg als Kern der Ansiedlung lag, ist offenbar eine der zahlreichen „Saale" der Franken; das „Szalader Comitat" ist nichts anderes, als die Saale-Grafschaft, und „Zalavar" nichts anderes als Saalburg. Einiges darüber bei Peez, Erlebt, Erwandert III, S. 56.

***) Krones Geschichte Österreichs I, S. 363.

Drau und Donau umflossen und nur im Westen offen, eine sehr feste Lage besaß. Die Franken waren auch hier die Nachfolger der Römer. Wahrscheinlich ist in dem „Francavilla" der Quellen das alte Sirmium wieder erstanden. Die Aufmerksamkeit, die von den byzantinischen Geschichtsschreibern dieser Schöpfung Karls des Großen gezeigt ward, beweist deren politische und kriegerische Bedeutung.

So erblickt man längs der Donaulinie, immer auch an Römerstraßen gelehnt, eine ganze Folgereihe deutscher Siedlungen bis zur serbischen Grenze hinab. Bei entsprechender Nachfolgerschaft Karls konnte

Kaiser Karl der Große gründet die Peterskirche zu Wien.
(Marmorrelief von R. Weyer an der jetzigen St. Peterskirche in Wien.)

hier ein deutsches Land entstehen. Der Einbruch der Magyaren hat diese weitblickende Schöpfung des großen Herrschers zerstört, seine Marken verwüstet.

Wenn irgend möglich, wurde in den Marken der Bedarf an Waffen durch bodenständige, eigene Erzeugung gedeckt. Und gerade auf dem Eisenschatze ruhte ein besonderer Wert der Ostalpenlande. Schon vorrömischen Ursprungs, war das norische Eisengewerbe von den Römern zu einer bedeutenden Industrie entwickelt worden, und alle die vielen Völker, die im Lande längeren oder kürzeren Aufenthalt nahmen, verschonten die Eisenstätten. Die beiden wichtigen Stätten für Beschaffung des Roheisens waren der Erzberg in der Steyermark und die Kärntner Eisengruben, während die Verarbeitung des Eisens

Die von Karl dem Großen gegründete St. Peterskirche zu Wien.

zu Stahl und Waffen teils östlich in der Steyermark, teils westlich in Oberösterreich stattfand.*) Für Karl „den Eisernen" bildete das Eisengewerbe jedenfalls den Gegenstand besonderer Pflege. Hormayer bringt die Burg auf dem Schloßberge in Graz mit Karl in Verbindung und wenn die Sage die Wiedereröffnung des Erzberges in das Jahr 712 setzt, so mag sie nur um einige Menschenalter fehlen, aber darin im Rechte sein, wenn sie im allgemeinen die Frankenzeit meint. Erst Karl brachte, nach Beseitigung der Avaren, dem Ostalpenlande volle Sicherheit, und so wird es der große Herrscher sein, der auch in der steirischen Eisenindustrie als Neubegründer erscheint.

Ähnlich wird es mit dem zweiten Großgewerbe der Ostmark, der Salzgewinnung, stehen. Dafür spricht die große Burg Karlstein bei Reichenhall sowie der Sagenkreis, der, wie kaum an einem zweiten Orte, in der Umgebung von Salzburg die Erinnerung an Karl den Großen festhält.

So wurden allenthalben die Quellen friedlicher Arbeit wieder in der Ostmark eröffnet. „Wie einst in Römerzeiten, so zog mit den Franken eine neue Kultur in diese Gegenden ein." . . . „Zum erstenmale seit Untergang der Römerherrschaft (376) traten die mittleren Donauländer wieder in ein großes Staatswesen ein und in ein solches, dessen Wirkungen heute noch fortdauern". Und es ist eine höchst bemerkenswerte Erscheinung, daß, sobald die Avarenpein beseitigt und die Wienerpforte geöffnet ist, sofort die Umrisse des österreichischen Großstaates sichtbar werden. Die Marken Karls reichen schon bis Ofen, Stuhlweißenburg, Kanisza und Essegg; auch das Adriatische Meer, schon durch die Erwerbung Lombardiens erschlossen, tritt dem Reiche näher, Markgraf Erich fällt bei Fiume; die Kroaten werden auf dem Reichstage zu Regensburg (803) in den Reichsverband aufgenommen. Gleiches geschah mit dem größeren Teile von Dalmatien und ganz Istrien. Im Norden sind Mähren und Böhmen bereits von Karl durchzogen und in Abhängigkeit gebracht, — kurz, mit Ausnahme von Galizien und des linksseitigen Ungarns sowie Siebenbürgens erblicken wir schon unter Karl dem Großen ein Groß-Österreich. Von der Schichtung der Länder und Völker gegeben und vom Laufe der Gewässer vorgezeichnet, sehen wir schon ein durchaus natürliches Reich, das seinen Ausgangspunkt in Niederösterreich mit Wien hat. Hier in der Ostmark liegt die fast einzige Brücke nach dem mittleren und westlichen Europa, hier liegt das Herzstück, der Knotenpunkt zwischen dem westlichen und östlichen Europa. Das hat Karl der Große klar erkannt, daher denn auch die ganz besondere Sorgfalt, die er den südöstlichen Marken zugewendet hat.

Besitzt irgend ein europäisches Land einen glänzenderen Ursprung? Nicht mit unklaren Begriffen, sondern mit Karl dem Großen sollten Mittelalter und Neuzeit beginnen. Er ist es, der Altertum und Neuzeit, Romanen und Germanen vereinigt hat. Sein Standbild steht vor Notre Dame in Paris, am Dome in Zürich und an der Peterskirche in Wien, deren erste Anlage von ihm herrührt. Seine Spuren durchziehen ganz Mitteleuropa. Die Brennerstraße nach Italien und die Straße des orientalischen Handels und der Kreuzfahrer wurden nach ihm genannt. Der „Rhein-Donau-Kanal" sollte „Karlsgraben" heißen. An zahllosen Wegen, Burgen, Schlössern, Bergen haftet sein Name. Allenthalben hat er gestritten und gebaut. Er schlug die Dänen an der Nordsee und die Griechen an der Adria. Die keltischen und slavischen Völker

*) Die Ortsnamen, welche die Silbe „ram" enthalten, deuten auf römischen Ursprung. So Reichraming, Großraming, Kleinraming, Ramingdorf, Ramingsteg in der Ennsgegend; hier bis nach Stadt Steyer und der Stadt Enns (Lorch) dürfte ein solcher Hammerbezirk gewesen sein. In Enns besaßen die Römer große Waffenfabriken. Im Mittelalter war Regensburger Stahl berühmt.

brachten ihm Tribute. Die Basken schloßen sich ihm an. Er besiegte die rohesten und die gebildetsten Völker. Dieser einzige Mann vollführte nördlich der Alpen die Begründung eines überlegenen Reiches, wozu im Süden Senat und Imperatoren Roms ein Jahrtausend gebraucht hatten. Unverrückbar legte er Europas Schwerpunkt nach Norden. Er ist zugleich der Stifter des Bandes zwischen Staat und Kirche, weshalb Kaiser Friedrich der Staufer ihn unter die Volksheiligen versetzen ließ. Er ist der Begründer der abendländischen Kultur und einer Weltanschauung, die, obwohl durch innere Bewegungen und Streitigkeiten getrübt, doch idealer ist, als die von Altrom. Karls politische Gedanken leben, wenn auch zerstückelt, noch in unsrer Gegenwart fort. Da er Italien mit dem deutschen Norden verknüpfte, steht der Dreibund auf Karls Schultern. Da er im Nordosten den Grund zu Brandenburg legte, wie im Südosten den Grund zu Österreich, verwies er uns auf das durch verwandte Aufgaben bedingte Zusammengehen von Preußen und Österreich, auf welchem die Zukunft beider Reiche und des ganzen Mitteleuropa beruht.

Da wir von den durch Karl gewiesenen Bahnen abwichen, durchlebten wir verworrene, mit kleinlichen Ereignissen erfüllte Jahrhunderte. Bessere Zeiten werden anbrechen, wenn wir mit entsprechender Anpassung an die geänderten Verhältnisse, den Leitsternen wieder folgen, die uns Karl gezeigt hat, er, den der österreichische Geschichtsschreiber den „Mann ohne Gleichen“ und der reichsdeutsche Geschichtsschreiber den „Patriarchen des Kontinents und Vollstrecker der Weltgeschichte“ genannt hat.

Die Babenberger.

Der ganz eigenartige Zeitabschnitt in der geschichtlichen Entwicklung der österreichischen Stamm- und Erblande, in welchem das erlauchte Geschlecht der Babenberger den festen Grundstein zu dem gewaltigen Baue legte, den wir heute als Österreich kennen, fällt in jene Jahrhunderte, die man so gerne als das „finstere Mittelalter" — mit einer gewissen Geringschätzung — bezeichnet, obwohl in demselben ein kräftigeres Geschlecht Einrichtungen schuf und ausgestaltete, welche nicht nur unserem heutigen Lebensbrauchtum und seiner Gesellschaftsordnung zur Grundlage dienen, sondern zu welchen wir, nachdem wir sie als veraltet verworfen haben, wieder reumütig zurückkehren. Die angebliche Finsternis muß also denn doch nicht so besonders dicht gewesen sein als man gerne glauben machen wollte, und sie war es auch nicht, — wie es die folgenden Blätter — zum Ruhme der Babenberger wie der Österreicher — zeigen sollen.

Als nach der unruhsamen Zeit der Völkerwanderung — besser gesagt der „Völkerausschreitung" — das Völkergewoge in etwas zum Stillstande gekommen war und allmählich — gleich einem zur Ruhe gelangenden Lavastrom — zu erstarren begann, da kristallisierten sich um die zahlreich vorhandenen Einzelhöfe, Ortschaften und Städte, bald neue Ansiedelungen im raschen Wachstum, so daß die altbestandenen Einzelhöfe sehr rasch entweder zu Herrensitzen erstarkten oder zu Dörfern, Marktflecken, wohl selbst zu Städten sich erweiterten, besonders dort, wo eine Klostergründung emporwachsend zum Mittelpunkte eines regen landwirtschaftlichen Betriebes wurde und damit auch zur Sammelstelle des Gewerbefleißes, so wie des bald sich einstellenden Zuzuges der Handelsleute. Die Tatsache, daß mehr als die Hälfte der noch heute gebräuchlichen Ortenamen innerhalb der Grenzen der ehemaligen Babenbergerlande schon bestand als dieses Geschlecht zum erstenmale in der Geschichte Österreichs genannt wurde, auch zum weitaus größten Teile aus vorchristlichen, ja, vorrömischen Zeiten übernommen wurde, und daß bei dem Erlöschen des Babenbergischen Regentenhauses aber schon fast alle jene Ortenamen die wir heute noch nennen, schon bekannt waren, so, daß nur wenige Ortegründungen in nachbabenbergische Zeitläufe einzureihen sind, beweist einerseits, daß die gesegneten Gaue Österreichs seit Urtagen dicht bevölkert und niemals eine menschenleere Wüste waren, und daß die Babenberger es wohl verstanden hatten ihre Gebiete zu bevölkern und höherer Nutzbarkeit zuzuführen.

Zwei wichtige Umstände kamen ihnen dabei wohl zu Hilfe, doch, daß sie diese zu erkennen und zu verwerten verstanden, das eben begründete von vorneherein ihr Glück wie ihren Ruhm. Der erste jener Umstände war der wichtige Vorzug dieses Gebietes, daß es von zwei Weltstraßen durchzogen wurde und noch durchzogen wird, welche sich in der Mitte desselben kreuzen; Straßenzüge, welche mit ihren zahlreichen Verästelungen das westliche Europa mit dem Oriente, und die nördlichen Teile Europas, die Nordsee (mare Germanicum), die Ostsee (mare Suevicum) sowie die uralte Handelsstadt Kiev, die „Mutter der russischen Städte", mit Italien und dem Mittelmeer verbanden. Die erste dieser beiden Weltstraßen war und ist die Donau, auf welcher schon seit sagenhaften Zeitenfernen sich ein reger Schiffsverkehr ausgebildet

hatte, der bis in den Pontus euxinus, nach Byzanz und darüber hinaus reichte. Die zweite Straße war die uralte Bernsteinstraße, die schon in weitvorrömischer Zeit von zahlreichen Handelskarawanen auf- und abwärts benützt wurde und vom alten Vianiomina, das die Römer in Vindobona verwelschten, über den „Simitirich" (Gemsenbereich, heute Semering) südwärts nach Aquileja und über die Portenau (heute Pordenone) nach Italien führte. Wie sehr die Babenberger den Wert dieser Straße erkannten, bezeugt der Umstand, daß Portenau eines der ersten Besitztümer der Babenberger war, das sie südlich der Alpen erwarben, um diese Straße in ihrer Gewalt zu haben. Der weitere Umstand, daß der Kreuzungspunkt dieses wichtigen, vielfach verästelten Straßennetzes, durch geognostische Verhältnisse bestimmt gerade an dem Punkte seinen unverrückbaren Knotenpunkt auswies und noch ausweist, an welchem Wien seit Jahrtausenden liegt, erklärt es sofort, daß und warum jene Stadt schon in weit vorrömischer Zeit entstehen mußte und daß sie aus den ganz gleichen Notwendigkeitsgründen immer bewohnt und niemals verödet war; auch nicht nach dem Abzuge der Römer, da Wien noch heute seine uralten Straßen und Plätze bewahrt, die später der Römer wohl benützte, sie aber unzerstört verlassen hatte, als der sangesberühmte Gothe Theodorich (Diedrich von Bern) in Wien einzog und da seinen Königshof begab (Im alten Prätorium, dem „Berghof" am „altum forum", dem heutigen „Hohen Markt").

Der zweite jener glücklichen Umstände war der nicht minder wichtige Vorzug der Babenbergerlande, daß sie selber reich an wichtigen Boden- und Landwirtschaftshervorbringungen wie auch an Kunst- und Gewerbeerzeugnissen waren, und mit solchen Überflüssen auch selbst den Handel anzulocken vermochten.

Die Donaustraße sowohl, als auch die Bernsteinstraße, brachte aber nicht nur die Züge der Kaufleute in und durch das Land, welche Gewinn suchend und Gewinn bringend, stets willkommene Gäste waren, sondern auch andere Wanderzüge, welche weniger willkommen, oft sogar gefürchtet waren. Es waren dies die Wanderzüge der „Übergeborenen", welche auswandern mußten, wenn ihre Heimat sie nicht mehr ernähren konnte, um sich eine neue Heimat zu suchen. Klug wußten die Babenberger diesen Menschenstrom zu Ansiedelungszwecken zu nützen, indem sie diesen Zuzüglern noch unbewohnte Waldstrecken anwiesen, und auf diese Art sonst lästige Gäste in ein tüchtiges Bauernvolk verwandelten. Die hunderte von neuentstehenden Ortenamen im Lande während der Babenbergerzeit geben davon beredte Kunde.

Und gerade diese Ortenamenkunde gibt uns noch ganz andere, bisher viel zu wenig beachtete Aufschlüsse über die vorbabenbergische Bevölkerung jener Donaulande, indem Ortenamen, deren Wortform eben in vorbabenbergische, ja vorrömische Zeiten zurückweist, noch heute blühenden Orten anhaften. Da es damals darüber keine Aufzeichnungen und keine Landkarten gab, so konnten diese Ortenamen nur durch mündliche Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht bis heute fortgepflanzt worden sein, wodurch deren ununterbrochener Bestand seit Urtagen bis heute durch alle Kriegsstürme hindurch klar erwiesen ist. Das besonders Kennzeichnende dabei aber ist, daß gerade die ältest klingenden Ortenamen in den Gebirgsgegenden nördlich und südlich der Donau sich finden, und allemal in bestimmbaren Gruppenbildungen auftreten, wobei der Mittelpunkt eines solchen Gruppengebietes meist mit einer der alten Städte, wie Eggenburg, Meissau, Laa, Steyr, Scheibbs usw. zusammenfallen. Rund um diese wichtigen Mittelpunkte, welche hinter Gebirgen versteckt lagen, finden sich, die Taleingänge verteidigend, in der Ebene vor dem Tale ein Schloß — das Tal verschließend — und auf den Höhen über dem Taleingang eine Burg oder deren mehrere, welche dem etwa eingedrungenen Feind den Weitermarsch zu hemmen hatten. Aber auch in den Ebenen selbst finden sich uralte Ortenamen, welche bezeugen, daß auch die Ebene große Verschanzungen hatte, um bei Einfällen den Bewohnern des flachen Landes zum Zufluchtsorte für ihre Herden und fahrende Habe zu dienen. Zu diesen zählen Wien, Tulln, Pottendorf usw. Ebenso waren die Straßen, namentlich die Donaustraße durch eine lange Burgenreihe gesichert. Alle diese Ortenamengruppen, welche für sich Grafschaften, ja kleine Königreiche gebildet hatten, schirmten sich aber gemeinsam durch einen langen Burgen- und Schlössergürtel gegen östliche Einfälle. Beginnt man an der mährischen Grenze, so kann man die Linie dieser östlichsten Burgenreihe bei Lundenburg anfangend, leicht verfolgen durch folgende Ortenamen: Feldsberg, Schrattenberg, Lichtenwarth, Rabensburg, Hohenau, Drösing, Jedenspeigen, Stillfried, Theben einerseits bis zur Donau Fühlung suchend mit dem alten Hainburg, anderseits von Stillfried westlich ziehend Schweinbarth, Bockfließ, Wolkersdorf, Bisamberg. Dieser vorgeschichtlichen, noch heute wohl erhaltenen Wallanlage gegenüber erhob sich am linken Donauufer der Zeizzoberg, von den Römern mons cetius genannt (der heutige Leopoldsberg bei Wien), auf welchem ebenfalls, heute noch gut erkennbar, mächtige Erdwallbauten eine uralte Befestigungsanlage bezeugen. Ja, noch mehr. Der Sattel zwischen dem

Leopoldsberg und dem Kahlenberg weist heute noch die deutlich erkennbaren Spuren einer Straße auf, welche über diesen Sattel führte, und daher der Vermutung Nahrung gibt, daß die Uferstraße längs der Donau, welche heute an den Steilabstürzen des Leopoldsberges vorbeiführt, damals nicht bestand, oder aus Sicherheitsgründen abgegraben und in den Strom versenkt war, um dort einfallende Heerzüge aufzuhalten. Von dieser wohlbefestigten Hauptfeste lief nach Süden abermals eine starke Kette von Burgen und Schlössern bis nach Steiermark hinein, welche durch folgende Ortenamen bestimmbar wird: Sievering, Dornbach, Hadersdorf, Punkersdorf, Mauer mit zwei Burgen, Rodaun, Kalksburg, Kammerstein Liechtenstein, Mödling, Baden mit den Drei-Burgen: Rauhenstein, Rauhenegg und Scharffeneck, das Tal der Schwechat bergend, dann Gainfahrn mit Burg Merkenstein, Pottenstein, Hörnstein, Wöllersdorf mit Waldegg, Starhemberg und Emmerberg, Puchstein, Stixenstein, Pöttschach, Stuppach, Glocknitz und die Straßenburg Klamm, dann ostwärts ziehend die Burgen: Wartenstein, Steyersberg, Thernberg, Seben-Wildenstein, Pitten, Thernberg usw. bis Hollenthon und darüber hinaus.

Das Herüberragen jener uralten, vorrömischen Ortschaften bis in unsere Tage herein, beweist, daß die Berichte stark übertrieben waren, welche behaupteten, daß durch die Avaren-, Hunnen- und späteren Magyareneinfälle das Donauland zur menschenleeren Wüste geworden sei, was wohl von einzelnen Teilen der Ebene zeitweise gegolten haben mochte, niemals aber vom gesamten Lande, keinesfalls aber von dessen gebirgigen Teilen innerhalb jener Burgengürtel. Daß auch Städte wie Wien, Hainburg u. a. innerhalb dieser Kriegszeiten nicht untergingen, gibt dafür Bürgschaft, daß jene Asiatenhorden die Einwohner und deren Sitze, und das schon in ihrem eigensten Interesse, geschont hatten, womit aber keinesfalls behauptet sein soll, daß sie milde gewaltet hätten. Sie schonten eben Leben und Eigentum der Seßhaften nur in so weit, als sie es zum eigenen Unterhalt ihrer Scharen und Rosse benötigten, da sie selbst weder Ackerbau, Viehzucht noch Gewerbe betrieben, aber doch Nahrung, Kleidung, Wohnung, Rosse und Waffen bedurften. So ist es wohl erklärlich, daß sie das Land und seine Bewohner erschöpft und ausgesaugt nach ihrem Abzug hinterlassen haben, stellenweise wohl auch gründlich verwüstet, aber es weder entvölkerten noch auch zur völligen Wüste gemacht hatten.

War nun aber schon im Jahre 823 der Name der Avaren aus den Chroniken verschwunden, so ging doch die karolingische Ostmark dem deutschen Reiche im Laufe des Jahrhunderts wieder verloren, denn die Magyaren hatten das Erbe der Hun-Avaren angetreten und der jungen Ostmark ein vorzeitiges Ende bereitet. Erst nach dem geschichtlich berühmten St. Laurenziustag, dem 10. August 955, wurde am Lechfelde vor Augsburg die Gewalt der Magyaren gebrochen und ihr gewaltiges Heer unter ihren Führern Lehel, Verbults und Boton so gründlich aufgerieben, daß nur sieben Magyaren mit abgeschnittenen Ohren in ihre Heimat entlassen wurden, um dort die Unheilsboten der Vernichtung ihrer Macht zu sein.

Wohl wird berichtet, daß noch dreißig Jahre nach der Lechfeldschlacht die Magyaren im Besitze des festen Medelikke (Melk) und des sangesberühmten Bechelaren (Pöchlarn) gewesen seien und ihre östliche Grenze die Erlaf gebildet habe, sie somit auch im Besitze der inneren Gebirgslande sowohl südlich als nördlich der Donau gewesen wären, doch ist dieser Besitz lediglich nur als ein Tributverhältnis der eingesessenen Urbewohner aufzufassen, welche unter ihren Stammesgrafen und kleinen Königen belassen wurden. Die Chronik des Lilienfeldermönches Ortilo nennt für diese Zeit einen Markgrafen Rüdiger von Bechelaren — den auch das Nibelungenlied als Dienstmann König Etzels nennt — und welcher einer jener tributpflichtigen Grafen gewesen ist. Er war eben ein deutscher Lehensmann der Magyaren und als solcher deren Grenzgraf; sonst aber selbständig, sobald er nur seinen Tribut leistete. Das eigentliche Reich der Magyaren konnte sich nur auf die Ebenen erstrecken, während die Gebirgsgegenden nur deren tributpflichtige Gebiete bedeuten. Das wird sich später noch deutlicher zeigen.

Bald nach der Lechfeldschlacht errichtete Kaiser Otto der Große die Ostmark, wie er ja auch das römisch-deutsche Kaisertum wieder aufrichtete, aber in der Verfassung der Marken war eine Änderung eingetreten. Während die karolingischen Marken der fränkischen Kaiser selbständig und reichsunmittelbar waren, sind die Marken der sächsischen Ottonen dem nächsten Herzogtume angegliedert und unterordnet worden, so daß der Markgraf lediglich in Verteidigungsangelegenheiten freie Hand hatte; die sächsischen Ottonen gingen eben auf ein uraltes ariogermanisches Brauchtum mit dieser Einrichtung zurück. Die neuerrichtete Ostmark ward also dem Herzog von Bayern unterstellt, und der Burggraf von Vogenburg und Graf im Unterdonaugau Burkhard ward als Markgraf der Ostmark eingesetzt. Er hielt Hof in der festen Wieselburg an der Erlaf, während die Ennsburg (heute: Enns) und Steyr seine Stützpunkte waren, wie aus einer Passauer-

Urkunde vom Jahre 973 zu ersehen ist. Aber nicht lange blieb Burkhard im Besitze der Mark. Er beteiligte sich an dem ausbrechenden bayrischen Aufruhr und ward seiner Mark für verlustig erklärt. Später söhnte er sich mit Kaiser Otto II. wieder aus, begleitete ihn auf den Zug gegen die Sarazenen in Süditalien, wo er an der neapolitanischen Küste im Jahre 982 oder 983 im Kampfe fiel.

Hier schiebt sich nun ein halb sagenhaftes, halb anekdotisches Ereignis ein, dessen Überlieferung bis in das zwölfte Jahrhundert (Chuonrad v. Witzenberg. Petz. II. 291) zurückreicht und das hier knapp geschildert sein mag:

Otto der Große († 7. Mai 973) verfolgte einst einen mächtigen Bären und kam im Eifer der Jagd weit ab von seinem Gefolge. Der schon vom Kaiser verwundete Bär nahm sich plötzlich auf und fiel Otto an, der seinen Bogen spannte, um den Bären durch einen Nahschuß zu fällen. Aber der Bogen brach und der Kaiser war dem wütenden weidwunden Wild, das seine Pranken schon in des Rosses Hals einschlug, wehrlos preisgegeben. Da stürzte noch zur rechten Zeit einer der Jagdgenossen herbei, dem Kaiser seinen Bogen reichend, der eigenen Gefahr nicht achtend. Otto nahm den Bogen, gab den Nahschuß ab und brachte den Bären zur Strecke. Abgesehen von der Hilfe aus gefahrvoller Lage erfreute den Kaiser in erster Linie die ritterlich-weidmännische Großtat, welche es verschmähte, den Bären selbst zu fällen um diesen Ruhm dem kaiserlichen Jäger zu gönnen, denn auch vor tausend Jahren kannte man in Weidmannskreisen schon das noch heute berüchtigte Laster des Jägerneides. In solchem Tun die ritterliche Eigenart seines Retters erkennend, versprach Otto demselben, „daß das nächste der kaiserlichen Lehenshand heimfallende Gebiet" ihm werden solle, und reichte ihm zum „redenden Malzeichen" den zerbrochenen Bogen, da sonst kein Zeuge vorhanden war. Gerade in der Überreichung dieses echt ariogermanischen „redenden Malzeichens" durch den „sächsischen" Kaiser liegt die Gewähr für die Tatsächlichkeit dieser Begebenheit, denn die „ariogermanische Rita", die Grundlage des „sächsischen Rechtes" kannte solche „redende Urkunden oder Malzeichen" genau, welche vollkommen rechtliche Zeugenkraft hatten. Es steckt daher hinter jener „halb sagenhaft, halb anekdotischen Legende" mehr als nur dichterische Erfindung Chuonrads von Witzenberg, nämlich die Tatsächlichkeit des Ereignisses selbst. Der also Geehrte war Leopold von Babenberg.

Die Annahme, daß dieser Leopold oder Luitpold aus dem altfränkischen Geschlechte der Babenberger- (oder Bamberger-) Grafen abstamme, wurde in letzter Zeit durch die Forschungen Stein's (Göttingen 1872, Bnd. 12. „Forschungen zur deutschen Geschichte) sehr in Frage gestellt, da dieses Geschlecht in der Babenbergerfehde 902—906 aufgerieben wurde. Aber Luitpolds Geschlecht erhielt vom Kaiser die Babenburg zur Verwaltung, und schrieb sich, damaliger Sitte gemäß, nach diesem Besitz, so daß man es eigentlich als „Neu-Babenberger" ansprechen könnte. Die eigentliche Abstammung des Geschlechtes selbst ist noch nicht mit Sicherheit bestimmbar. Nachdem nun durch Kaiser Otto II. Markgraf Burkhard wegen Teilnahme an den bayrischen Unruhen seiner Mark verlustig erklärt wurde, überreichte Graf Leopold von Babenberg — Kaiser Otto I. ruhte schon seit 7. Mai 973 im Grabe — den zerbrochenen Bogen als „redende Urkunde" dessen Sohn und Nachfolger, Kaiser Otto II., und sprach die Belehnung mit der Ostmark als „das erste der kaiserlichen Lehenshand seither heimgefallene Gebiet" an. Der Kaiser löste das kaiserliche Handpfand seines Vaters sofort ein, und belehnte Leopold mit der Ostmark, dem Donaugau und dem Traungau, sowie dessen Bruder, Berthold von Babenberg, mit dem Nordgau, einer neugebildeten Mark am Böhmerwald. Das geschah im Jahre 976.

Mit der Erhebung Leopolds von Babenberg zum Markgrafen der Ostmark trat jene Wandlung in der Verwaltung des gesegneten Gebietes der Donaulande ein, welche im steten Aufschwunge diese Landstriche zu immer sich mehrendem Wohlstand, zu stetig wachsender Machtentfaltung emporführten. Nicht, wie so manch andere der deutschen Reichsfürsten, war es das Bestreben der Babenberger nur ihre Hausmacht zu heben — ein Bestreben, an dem endlich das Deutsche Reich selbst zu Grunde ging nach jahrhundertelangem Siechtum — nein, stets blieben sie treu dem Reiche und seinem Kaiser, und ihre Politik war allemal jene des Reiches selbst. Und was ihnen im Verlaufe der kommenden fast vollzähligen dreien Jahrhunderte zur Vermehrung ihres Hausbesitzes in den Schoß fiel, das war nur der Zoll der wohlverdienten Dankbarkeit von Kaiser und Reich für ausschlaggebende Dienste aufopferungsfreudiger Treue. Kühn und klug, beharrlich und selbstvertrauend strebten sie in allen ihren Unternehmungen dem als Recht erkannten Ziele ohne Wanken zu, und dieses Ziel war: Die Sicherung und Erweiterung der Ostmark bis in das ungarische Tiefland hinein, Hebung der Einwohnerzahl mit Steigerung des Wohlstandes derselben, Förderung von Landwirtschaft, Handel und Gewerbe durch Anlage von wehrhaften Städten und Burgen und Sicherung der

Straßen und Schaffung einer stets schlagbereiten Wehrkraft in Hinblick auf die stets drohende magyarische Gefahr. Diesem Vorsatze getreu übernahm Leopold die Mark, diesem Vorsatze getreu walteten alle zwölf Babenberger ihrer Lande, und diesem Vorsatze getreu starb der letzte Babenberger den Heldentod am 15. Juni 1246 auf dem Felde der Ehre gegen den Erbfeind Österreichs — die Magyaren.

Und merkwürdig! Dieses Regierungs-Programm — wenn man es so nennen will — steht deutlich und klar in den heraldischen Hieroglyphen des alten Wappenschildes der Ostmark für denjenigen zu lesen, der die vieltausendjährige ariogermanische Bilderschrift zu enträtseln versteht, denn das Wappen sagt: „Wachsamkeit entscheidet der Nachkommen Sonnenrecht!"*) Löst man aber diesen Mahn- und Wahrspruch in seine einzelnen Worte als Begriffsworte auf, dann bedeutet dieses Wappen „Wachsamkeit", „Gericht", „Nachkommen", „Sonnenrecht", indem es auf die „Wachsamkeit", als Markgrafenpflicht gegenüber der gefährdeten Ostgrenze Deutschlands; auf das „Gericht" als Grafenpflicht (jeder Graf war der Gerichtsherr seines Gaues); auf die „Nachkommen" als die künftigen Landesbewohner, welche zu mehren und deren Wohlstand zu gründen und zu fördern ebenfalls Regentenpflicht; und schließlich auf das „hohe Ar", das arische Sonnenrecht hinwies, welchen vier Hauptpunkten ihres Regierungsprogrammes die Babenberger unverbrüchlich treugeblieben sind.

Der neuernannte Markgraf der Ostmark, Leopold der Babenberger, sammelte nun, wie die Chroniken melden, um sich eine kampflustige Schar. Diese bestand nun aber aus jenen „Übergeborenen", deren schon gedacht wurde, welche sich eine neue Heimat zu suchen gezwungen waren, so wie er selber zweifellos solch ein „Übergeborener" war, nämlich ein zweit- oder überhaupt nachgeborener Grafensohn. Der Erstgeborene war der gesetzmäßige Nachfolger des Vaters in Besitz, Titel und Würden, während die Nachgeborenen, wenn sie selbständig werden wollten, als Dienstmannen sich betätigen mußten, um Gelegenheit zu finden, durch eine Belehnung sich selbständig zu machen. Der Dichter J. V. v. Scheffel schildert solche Zweitgeborene trefflich in der Strophe:

„Zweitgeborene Ritterkinde
Erben schmales Königreich,
Ziehet Wolken, ziehet Winde,
Roß und Reiter zieh'n mit Euch!"

Und, da er selber als Zweitgeborener die Einrichtung der „Übergeborenen", oder wie sie früher hießen, der „Ist-so-onen" genau kennen und nutzen gelernt hatte, blieb die Erkenntnis auch als Überlieferung bei seinen Nachfolgern, und hat die Ostmark der Pflege dieser Überlieferung auch das rasche Anwachsen ihrer Bevölkerung während der Babenbergerzeit zu danken.

Mit dieser Schar, die wohl als kleines Heer gelten darf, zog er ganz im Sinne und in der Art der „Völkerheere" der Völkerwanderzeit aus, seine Mark in Besitz zu nehmen; es war genau so wie jene, ein „Ist-so-onen-Zug", um Neuland für diese zu gewinnen, für welche die alte Heimat keinen Raum mehr bot. Bald hatte er die damalige Ostgrenze an der Erlaf erreicht, und schon im nächsten Jahr hatte er die stolze Medelikka, die Eisenburg, das heutige Melk, erobert. Damit war aber auch seine Macht anerkannt und die magyarischen Tributgebiete, die jetzt wieder ein starkes Deutschtum im Rücken fühlten, gingen fast ohne Schwertschlag zu ihm über. Der gebirgige Teil des Landes nördlich und südlich der Donau war sein. Nun war seine nächste Sorge auch das Flachland nördlich und südlich der Donau bis über March und Leitha hinaus sich zu unterwerfen. Das aber war ein schwierigeres Unterfangen als das bisherige, denn nun mußte er den Krieg in das eigene Land der Magyaren tragen. Die Ostmark hatte nun ihre Grenzen bis zum Kahlenberg, dem alten Zeizzoberg (mons Cetius, heute: Leopoldsberg) und Bisamberg ausgedehnt, und Leopold suchte vorerst diesen Besitz zu festigen und durch neue Zuzüge von Einwanderern dichter zu besiedeln, um sich und sein Land für den geplanten Vorstoß nach Osten zu kräftigen. Leopold verlegte seine Hofhaltung von Wieselburg nach Melk, wo er sofort ein Chorherrenstift und eine Kirche stiftete, letztere zu seiner und seiner Nachkommen Ruhestätte bestimmend.

---

*) Das Wappen Nieder-Österreichs ist heraldisch blasoniert, „ein blauer Schild mit fünf goldenen Adlern, 2, 2, 1". Die zur Lösung und Lesung nötigen Kennworte sind: „blau, fünf, gold, Aare", welche in das Urarische rückübersetzt lauten: „bla, fem, or, ara". Dem Gesetze der „Kala" entsprechend ist aber immer ein verborgener (verkalter) Sinn jedem Worte unterlegt, welcher das Geheimnis (die hohe heimliche Acht) der Wissenden bildete. In dieser Geheimsprache bedeuteten diese vier Worte nun: „Wachsamkeit, Entscheidung (Gericht), Nachkomme, Sonnenrecht".

Schon im Jahre 985, also nach kaum neunjährigem Besitz des Landes, konnte Kaiser Otto III. zu „Tuolne“ (Tulln) eine Versammlung einberufen, um über die weiteren Befestigungen wie Vermehrung des Zuzuges neuer Ansiedler Beratungen zu pflegen. In diesen Beratungen wurden alle neuen Ansiedler in den zum Passauer Bistum gehörigen Ortschaften von den gewöhnlichen Abgaben an den königlichen Fiskus und von der Verpflichtung, dem Heerbanne des Markgrafen zu folgen, freigesprochen; welch letztere Verfügung den späteren Babenbergern schwere Opfer kosteten, um sie aufzuheben. Überdies gestattete er der Geistlichkeit und den Edlen, Burgen und feste Städte zu bauen, um die Wehrkraft des Landes zu heben, welche Verfügungen durch lange andauernden Frieden das Land rasch zur Blüte brachten. Am 8. Juli 994 starb Leopold, der sich den ehrenden Beinamen „der Erlauchte“ erworben hatte, an einer Pfeilwunde, durch einen meuchelmörderischen Schuß auf einem Turniere zu Würzburg, welcher Schuß jedoch nicht ihm, sondern seinem Neffen Heinrich von Schweinfurth zugedacht war. Unter allgemeiner Klage wurde er zu Melk an der Seite seiner Gemahlin Richarda — einer Schwester Kaisers Otto I. — zur ewigen Ruhe beigesetzt.

Obwohl die Ostmark kein erbliches Lehen war, so wurde doch Leopolds Sohn, Heinrich, beigenannt der Starke, dessen Nachfolger in der Markgrafenwürde, der sie bis zum Jahre 1018 (nach anderen bis 1023) verwaltete. Gegen Mähren und Polen führte er glückliche Kriege und wahrte durch dieselben wirksam die nördlichen Grenzen der Ostmark, während die Magyaren auch gegen ihn den Frieden wahrten. Die Jahre des Friedens benützte auch er eifrig zur Förderung des von seinem Vater begonnenen Besiedelungswerkes seiner Mark, um dieselbe volksreich zu machen in der Vorbereitung für den von langer Hand geplanten Vorstoß gegen die östlichen Magyaren. In voller Würdigung dieser Bestrebungen machte der Kaiser Heinrich II. am 1. November 1002 dem Markgrafen Heinrich das Gebiet zwischen der Liesing und Triesting zum Geschenk, welches den ersten Allodialbesitz der Babenberger in der Ostmark bildete. Da in diesem Gebiete Mödling liegt, so wird es klar, wieso Mödling immer von einem Babenberger persönlich verwaltet und später der Sitz eine Secundogenitur dieses Geschlechtes unter dem Titel „Herzoge von Mödling“ wurde. Diesem folgte bald als zweiter Allodialbesitz das Gebiet zwischen der Liesing, der Donau und dem komageniſchen Gebirgszuge, so daß auch Wien in das Familieneigen der Babenberger überging.

Noch unter der Verwaltung der Ostmark durch Heinrich den Starken trug sich ein Vorfall zu, der zwar für die Geschichte an und für sich ziemlich bedeutungslos wäre, aber durch seine Nebenumstände beachtenswert erscheint. Im Jahre 1012 wurde bei Stockerau der irländische Königssohn Koloman, der in gewöhnlicher Pilgertracht aus Palästina heimkehrte, für einen Spion der Magyaren gehalten, eingezogen, und an einem dürren Hollunderbaum mit „der Wyd“, nämlich einem Weidenzweig, erhängt. Der Leichnam aber — so erzählt die Legende — blieb unverwest, die Wangen behielten ihre natürliche Röte, endlich fing der dürre Baum, ja sogar die „Wyd“ wieder zu grünen und zu blühen an. Diese Umstände galten als Wahrzeichen seiner Unschuld. Man nahm ihn vom Baume herab und begrub ihn unter dem Hollunderbaum. Anderthalb Jahre später überschwemmte die Donau die ganze Gegend, nur Kolomans Grabhügel blieb von den Fluten unberührt. Als der Markgraf von diesen Wundern Kenntnis erhielt, ließ er den Leichnam erheben, der unversehrt gefunden wurde, und im Jahre 1015 feierlich nach Melk übertragen und dort bestatten. In Stockerau aber wurde an der Stelle des Hollunderbaumes eine Kapelle erbaut. Nach fünfhundert Jahren erwählten die Bürger Stockeraus Koloman zu ihrem Schutzheiligen, erbauten ihm zu Ehren eine Kirche und ein Franziskanerkloster, welch

Die Babenbergerburg in Wiener-Neustadt (seit 1751 Militär-Akademie).

letzteres aber 1783 aufgehoben wurde. Nebst manchen beachtenswerten Einzelheiten, auf die näher hier einzugehen der Raum fehlt, ist der Umstand hervorzuheben, daß es damals schon einzelne Reisende gab, welche die weite Reise nach dem gelobten Land unternahmen und eben auf der uralten Straße längs der Donau die Ostmark durchzogen. — Der Irrtum in der Person und das tragische Ende Kolomans fällt nicht so sehr ins Gewicht, da ähnliches ja auch heute noch oft genug sich ereignet, aber der Umstand, daß sich anfangs des eilften Jahrhunderts die Sehnsucht nach dem heiligen Grabe regte, ist schon als ein Vorbote jenes mächtigen Geistesstromes zu kennzeichnen, der sich sehr bald in den Kreuzzügen so machtvoll äußerte. Markgraf Heinrich wurde nach seinem frühzeitigen Tode an der Seite seiner Gemahlin Schwanhildis — von unbekannter Abstammung — zu Melk begraben.

Hatte sich Heinrich von Babenberg eines dauernden Friedens mit den Magyaren erfreut, und diesen — in den Überlieferungen seines Vaters fortarbeitend — wohl genützt, so ward sein jüngerer Bruder und Nachfolger, Adalbert der Sieghafte, in harte Kämpfe mit seinen östlichen Nachbarn verwickelt.

Die östliche Grenze der Ostmark war unter Leopold dem Erlauchten bis zum Kahlenberge und zum Bisamberge längs den Gebirgszügen nördlich und südlich der Donau vorgeschoben worden, so daß das Marchfeld und das Steinfeld im Besitze der Magyaren blieb. Es waren daher die kaiserlichen Schenkungen für babenbergischen Allodialbesitz zum großen Teile im Gebiete der Magyaren gelegen, wodurch zwei Annahmen möglich sind. Entweder hatten sich die Magyaren bereits überhaupt schon hinter Leitha und March zurückgezogen und beunruhigten diese Gebiete des March- und Steinfeldes nur mehr durch Streifzüge zur Einforderung eines Tributes, wenn man nicht Raub- und Plünderungsfahrten annehmen will, so, daß jene Ebenen als unsicheres, gewissermaßen herrenloses, Grenzland angesehen und somit bereits im Anspruch, wenn auch noch nicht besitzlich zur Ostmark gerechnet wurden, in welchem Falle die kaiserlichen Schenkungen tatsächliche Besitztitel waren; oder diese Ebenen waren noch im vollen Besitze der Magyaren, in welchem Falle jene Gebietsteile der babenbergischen Allodialgüter, welche in den Ebenen lagen, erst bedingten Besitzwert — „im Anspruch" — für den vorausgesetzten Fall der Eroberung hatten. Der ersterwähnte Fall dürfte wohl der wahrscheinlichere sein und Veranlassung zu Grenzverträgen mit den Magyaren geboten haben, die endlich zu Grenzstreitigkeiten und zum Ausbruche erneuter Kriege führten, nachdem Adalbert sich zu einem solchen kräftig genug gefühlt hatte.

Geysa's Sohn, Stephan, der sich vom Apostel der Polen, dem Bamberger Bischof Adalbert taufen ließ und vom Papste als erster König von Ungarn anerkannt war, hatte Peter, den Sohn seiner Schwester aus der Ehe mit dem Dogen Otto Ursеolo von Venedig zu seinem Thronerben ernannt und damit alle seine männlichen Sippen von der Thronanwartschaft ausgeschlossen. Peter, als Fremdling bei den Magyaren mißliebig, machte sich durch sein ausschweifendes unbändiges Wesen beim Volke vollends verhaßt, so daß ihm die Magnaten zu Stuhlweißenburg den Gehorsam aufkündigten, und den Schwager des verstorbenen Königs Stephan, den Cumanen Ada, im Jahre 1041 zum Könige ausriefen. Peter floh in die Ostmark zu seinem Schwager Adalbert, dessen Gattin Frowitza Peters Schwester war. Ada verlangte Peters Auslieferung, welche ihm aber Adalbert und auch der Kaiser verwehrten. Da brach Ada im wilden Cumanenungestüm im strengsten Nachwinter (1041) in die Ostmark ein, auf seinem Wege alles verheerend, wohin er zu reichen vermochte. Adalbert, von langer Hand auf diesen Entscheidungskampf vorbereitet und daher wohl gerüstet, warf die Magyaren entschieden zurück, und schon anfangs 1042 war das Donauland zwischen Kahlenberg und Leitha-March dauernd den Magyaren entrissen. Damit war auch die uralte Vianiomina, das heutige Wien, für alle kommenden Zeiten wieder in deutschen Besitz zurückgewonnen. Noch im selben Sommer führte Kaiser Heinrich III. ein stattliches Reichsheer die Donaustraße hinab nach Ungarn, um Adalberts Eroberungen von Reichswegen zu festen. Die Reimchronik des Wiener Jans des Enenkel (1190—1250) berichtet darüber:

„Peter klagte tägliche
dem künege Heinriche
sinen grozen ungemach.
zu Wiene der künec ein hof gesprach.
diu herwart sie da swuoren
zu Ungarn sie do fuoren."

Aber drei Heerfahrten mußten Kaiser und Markgraf nach Ungarn tun, bis es ihnen in der Schlacht vom 5. Juni 1044 gelang Ada in die Flucht zu schlagen und Peter wieder einzusetzen. Ada wurde auf der

Flucht von den Seinen gemordet. Peter blieb aber nur drei Jahre im Besitze seiner Macht. Seine Zügellosigkeit erregte einen neuerlichen Aufstand gegen ihn, und als er wieder zu seinem Schwager flüchten wollte, wurde er bei Wieselburg (in Ungarn) ereilt und nach verzweifelter Gegenwehr geblendet. Auf den ungarischen Thron erhob sich nun Adreas, der sich darauf mit Hilfe des Papstes Leo IX. auch behauptete.

Ruine der Babenbergerburg Mödling bei Wien.

Schon vor diesem Hauptschlage gegen die Magyaren überließ der Kaiser Konrad II. nach glücklichen Siegen über Mähren und Polen dem Markgrafen Adalbert als Allodialbesitz den Landstrich zwischen Triesting und Piesting, womit für viele Jahrhunderte die südöstliche Grenze der Mark festgelegt war. Dort lag zwischen Ostmark und Steyermark die mächtige Grafschaft „Putene" (Pitten) wie weiter westlich die Grafschaft „Guttenstein", welche erst viel später auf dem Umwege über Steyermark, ostmärkisches Gebiet wurden. Durch diese reichen Schenkungen von Allodialgütern, und dies nicht nur im Viertel Unter-Wienerwald allein, sondern auch in den übrigen drei Landesvierteln, waren die Babenberger bereits die größten Grundbesitzer in der Ostmark geworden und hatten daher alle Ursache, im Vereine mit den Grundbesitzen der Bistümer Passau, Freisingen, Salzburg und Regensburg und der Abteien Metten, Nieder-Altaich und Ebersberg, deren Verwaltungen ihnen ohnehin bereits in der Form von Lehen übertragen worden, durch die in ihrem Hause überlieferungsmäßig gepflegte Ansiedelungsgepflogenheit, Wert und Ertrag jener Großgrundbesitze stetig zu erhöhen und zu mehren.

Je volkreicher die Ostmark, oder wie sie schon seit 1052 genannt wurde, „Ostarrichi" gegen Osten zu infolge der sorgsamen Pflege des Besiedelungswesens wurde, im gleichen Maße rückte auch die markgräfliche Hofhaltung gegen Osten vor. Burkhard hatte nach der Lechfeldschlacht seine Sitze in Wieselburg a. d. Erlaf, Steyr oder der Ennsburg; Leopold I. verlegte seine Hofhaltung 977 schon nach Melk, wo noch seine drei

nächsten Nachfolger, Heinrich, Adalbert und Ernst saßen, welche nur in friedlichen Tagen ihre Hoftage und sonstigen Versammlungen in Tulln abgehalten hatten, obwohl schon seit dem Friedensvertrag mit Ungarn im Jahre 1043 das Gebiet bis an die March und Leitha bleibend ihrer Mark einverleibt war, und Markgraf Adalbert an Stelle der zerstörten Heunenburg (Hainburg) eine neue mächtige Grenzwarte aufgerichtet hatte. In ihrem ersten Allodialbesitze in Mödling werden sie die sichtbar schon bestandene (und an den Erdwällen noch erkenntlichen Befestigungen am Kalenderberg und nächst Ruine Mödling) Burganlage erweitert und verstärkt haben, um auch dort einen festen Wohnsitz zu haben. Erst am Schlusse des eilften Jahrhunderts rückte der Markgrafensitz in die uralten Wehrbauten am Leopoldsberg bei Wien vor, in welche sich Leopold der Heilige eine neue Burg erbaute, um nun seine Hoftage und Versammlungen in Wien abzuhalten wie seine Vorgänger in Tulln. Den Beispielen der Steinburgen von Medling, Leopoldsberg und Hainburg folgend, wandelten sich, meist noch innerhalb des eilften Jahrhunderts, die alten Erdburgen zu Rauhenstein, Rauhenegg, Starhemberg usw. ebenfalls in Steinburgen um, welche Umgestaltungen bisher irrtümlich als deren erste Errichtung angesehen wurde. Auch die Schlösser an den Taleingängen mit ihren weitläufigen Erd-Ring-Wällen zur Aufnahme der Flüchtlinge bei feindlichen Einfällen, wandelten ihre Erdwälle in Zinnenmauern und sich selber zu Städten um wie Mödling, Baden usw.

Aber die Babenberger geizten auch nicht mit ihrem reichen Allodialbesitz, und waren freigebig gegen ihre Freunde und Getreuen, wie gegen die Kirche, durch Klosterstiftungen, den bewährten Pflanzstätten landwirtschaftlicher Fortschritte, deren das Land, das nun eine so stark vermehrte Einwohnerschaft mit Nahrung zu versorgen hatte, dringend bedurfte, da eben jene Klöster zu ihrer Zeit die landwirtschaftlichen Hochschulen unserer Zeit, und vielleicht besser als diese bedeuteten, da sie Theorie und Praxis untrennbar verbanden. Kremsmünster, St. Florian und St. Pölten (St. Yppolit) bestanden schon in vorbabenbergischer Zeit; diesen reihte sich Altmanns Gründung auf dem „Kotwich" (Göttweig, 1072—83) an, dann die Babenberger Stiftungen: Melk 1089, Klosterneuburg 1107, Heiligenkreuz 1136 und Lilienfeld 1202. Diese Klöster hatten ursprünglich den Zweck, die „Übergeborenen des ritterlichen Standes" im Lande zu erhalten und zum Heile des Landes deren Kräfte dem Friedenswercke zu sichern. Darum waren diese Stifte auf aristokratischer Verfassung aufgebaut und gelten noch heute die Benediktiner, Cisterzienser und Prämonstratenser als die aristokratischen Orden im Gegensatze zu den Bettelorden der Franziskaner, Minoriten, Kapuziner usw. und selbst der Jesuiten.

Der aristokratische Grundsatz, der die alte Kirche belebte, war der der persönlichen Beziehung des führenden Geistesgewaltigen und das allgemein Bestimmende in ihrer Gliederung. Es hat sämtlichen Gebieten des Lebens der ersten Jahrhunderte des zweiten Jahrtausends, so weit dieses mit der alten Kirche in Berührung kam, seinen Stempel aufgedrückt. So ist das Kennzeichnende des canonischen Rechtes ein auf dem persönlichen „Ordo" eines Gliedes der Hierarchie begründetes Wachstum, — es war kein „bureaukratisches Papierregiment". So hat die alte Kirche nicht nur Aufklärung und Kunstliebe zu verbreiten gesucht, sondern auch den Denker und Künstler unterstützt, ihm Ansehen und Macht verliehen. Sie hat nicht nur das Genie in ihren besonderen und mächtigen Schutz genommen und es zu verehren geboten, indem sie es mit dem Glorienschimmer des Geheiligten und Göttlichen umwebte (z. B. Ammonius Saccas, der Theodidact; Abälard; Peter, der Ehrwürdige usw.), sondern sie hat ihm auch zuvorkommendst einträgliche Bischofs- und Abtsstühle, Canonicate usw. vorbehalten, angeboten und verliehen. Wie weit steht hinter dieser Großzügigkeit der Kirche des eilften und noch teilweise des zwölften Jahrhunderts der abstrakte und materialistisch selbstsüchtige Staat von heute zurück, bei dem es nur einen nach Anzahl sauer — im „bureaukratischen Papierregiment" — zurückgelegter Dienstjahre wachsenden mageren Gehaltsbogen gibt und der den Forscher und Denker in eisenharte Papierfessel klemmt, um ihn darin zu ersticken, den freien Forscher jedoch langsamem und darum um so sicherer wirkendem Hungertode überantwortet. Daß es am Ende des zwölften Jahrhunderts sich anders gestaltete, wirft darum keinen Schatten auf diese bewunderungswürdigen Einrichtungen eben jener ehrwürdigen alten Kirche. Diese ehrwürdige alte Kirche blühte denn auch in den babenbergisch-ostmärkischen Stiften und entwickelte im fröhlichen Gedeihen geistigfreien künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens eine herrliche Blütezeit deutscher Kunst und deutschen Schrifttums in der babenbergischen Ostmark, welcher die bereits drohenden Anzeichen der sogenannt clunyacensischen Reform noch lange nicht zu schaden vermochten und ihr erst verhältnismäßig spätzeitig ein trübseliges Ende bereiteten. Es würde zu weit führen, hier in Einzelheiten einzugehen, doch mögen einige Namen dennoch genannt werden, welche aus jenen Babenberger-Stiften hervorgegangen und ehrende Grundsäulen des

älteren und frühmittelalterlichen deutschen Schrifttumes geworden sind. So: 1090—1120 der Göttweiger Laienbruder Heinrich; in Melk vor 1120 ein Ungenannter, der das schöne Marienlied u. a. verfaßte, dann im selben Stift 1125, dessen Abt Erchenfried; und wieder in Göttweig 1130 entstand von einem Ungenannten die schöne „Vita Altmani"; 1160 in Melk, der Satyriker Bruder Heinrich; und noch manch anderer Name, manch anderes Werk. Aber diesem freien künstlerischen Leben der Babenbergerzeit folgte bald ein eisiger Frost. Der finstere asketische Haß gegen Bildung und Weltlust — die sogenannte clunycensische Reform — setzte mit ihren düsteren Bußpredigten ein, versengte das aufblühende künstlerische und wissenschaftliche Bestreben der Stifte sowohl, als sie auch den Laien alle Lebensfreude zu benehmen suchte. Die eigenartige Zeit der Kreuzzüge war im Heranzug. Aber nichtsdestoweniger blühten doch auch die anderen Künste, namentlich die Baukunst, und wer die große Zahl der Kunstbauten des altgermanischen — fälschlich: romanischen — Stiles im Lande nur zum Teile aus eigener Anschauung kennt, der muß es sich sagen, welch große Blütezeit die Ostmark ihren Babenbergern zu danken hatte.

Nach einer fast vierzigjährigen Verwaltung der Ostmark starb der sieghafte Adalbert am 26. Mai 1056 zu Melk, wo er auch begraben wurde, sowie seine ihm im Tode bald folgende Witwe, die Markgräfin Frowitza (nach anderen Adelheid genannt). Sein Sohn, Leopold, der „starke Ritter", der schon als flaumbärtiger, kaum waffenfähiger Jüngling 1041 die Kämpfe gegen die Magyaren rühmlich mitmachte, war schon 1043 zu Ingelheim gestorben und dort begraben, und so folgte ihm Ernst, sein zweitgeborener Sohn, beigenannt „der Tapfere" in der Markgrafenwürde.

Fünf Monate nach Adalbert starb Kaiser Heinrich III., dem sein noch unmündiger Sohn als Heinrich IV. auf dem Kaiserthrone folgte unter der Vormundschaft seiner schönen aber schwachen Mutter Agnes. Diese Sachlage schlau zur Erlangung der Unabhängigkeit Ungarns vom Deutschen Reiche zu nützen, versuchte König Andreas von Ungarn eine Verbindung seines Hauses mit dem deutschen Kaiserhause anzubahnen und sein Planen hatte auch Erfolg. Schon 1058 führte Kaiser Heinrich IV. seine Schwester Sophie dem Sohne des Andreas, Salomon, als Braut zu. Der Kaiser zog durch die Ostmark, und am Hofe des Markgrafen verweilend gab er diesem jene berühmte Urkunde, mit welcher die österreichischen Hausprivilegien beginnen. Die Ostmark wird darin des Reiches Vormauer genannt, der Markgraf wird mit dem Titel des vordersten und getreuesten Fürsten des Reiches ausgezeichnet. Deutschland wurde darin verpflichtet, Österreich Hilfe wider dessen Feinde zu leisten und der Markgraf möge sich der Schirmhoheit über alle Ländereien der Bistümer Salzburg und Passau in der Ostmark erfreuen, auch gleich den großen Herzogtümern sich das Schwert und die Landesfahne vortragen lassen.

Aber schon das nächste Jahr rief Ernst den Tapferen zu mehrjährigen Kämpfen mit den Ungarn (1059—1062) zu den Waffen. Königs Andreas Bruder Bela empörte sich und strebte die Königswürde an. Er schlug Andreas an der Theiß, der auf der Flucht starb, worauf er den Thron bestieg. Der rechtmäßige König und Schwager Kaisers Heinrich IV., Salomon, floh zum Markgrafen Ernst nach Melk unter Mitnahme der heiligen Krone und des Königsschatzes, wo ihm Sicherheit gewährt wurde. Bela fiel darauf in Österreich ein, aber der schlagfertige Markgraf warf ihn rasch zurück, verfolgte ihn über die Grenze und nahm ihm mit stürmender Hand Wieselburg in Ungarn weg. Bela betrieb nun eiligst neue Kriegsrüstungen, starb aber bald infolge eines Sturzes vom Pferde, worauf Markgraf Ernst Salomon auf des Vaters Thron erhob. Mit reichem Kriegsruhm kehrte der Markgraf heim nach Melk.

Eine neue Gefahr für Deutschland wetterleuchtete aber bald (1073) südlich der Alpen durch den Ausbruch des Investiturstreites zwischen Papst Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV. empor, welche das gesamte Deutschtum schwer schädigen sollte. Der Papst benützte schlau die Unabhängigkeitsgelüste der Reichsfürsten, um diese gegen den Kaiser aufzuwiegeln, der dadurch zur Wahrung seiner Rechte gegenüber den Anmaßungen Roms geschwächt und seine Aufmerksamkeit abgelenkt werden sollte. Nur zu gut glückte dieser Plan. Bald sah sich der Kaiser von den Sachsen, den meisten der nach Unabhängigkeit strebenden Reichsfürsten, ja selbst von seinen eigenen Söhnen bekriegt, und fast nur Markgraf Ernst allein war ihm treu geblieben. Auf dem Zuge gegen die Sachsen an des Kaisers Seite fand Ernst bei der Hohenburg an der Unstrut, 8. Juli 1075 siegend den Heldentod. Auch er ruht an der Seite seiner Gemahlin Swanehildis, einer Gräfin von der Lausitz, zu Melk in der Babenbergergruft.

Ernsts Sohn, Leopold II. (III), der Schöne, zeigte gleich anfangs bei Übernahme der Markgrafschaft, daß er wankelmütigen Sinnes und nicht jene strenge Eigenart der Babenberger sein eigen nannte. Bald schlug er sich auf Seite des Kaisers, bald auf jene des Papstes, endlich vom Kaiser nach Regensburg geladen,

um sich zu rechtfertigen, zog er sich schleunigst — nichts Gutes ahnend — zurück, und erklärte sich schließlich offen für den Gegenkaiser Herman. Dieser erste entschiedene Schritt war jedoch sein Unheil, denn Herman starb kurze Zeit darauf und Leopold ward seiner Mark für verlustig erklärt, welche dem Herzoge Wratislav von Böhmen verliehen wurde. Wohl ergriff Leopold die Waffen und zog dem Heere Wratislavs entgegen, aber auch da schlug er aus der Ahnen Art, denn am 12. Mai 1082 kam es bei Mailberg zur Schlacht, welche Wratislav gewann und bald im Besitze der Ostmark war. Leopold zog sich mit dem Reste seiner Scharen hinter die Thaya zurück, und tat das Klügste was er tun konnte, indem er die Führung eines rasch gebildeten neuen Heeres dem berühmten Helden Azzo von Gobbartsburg (heute Gobelsburg im Waldviertel) anvertraute, welcher im folgenden 1083. Jahre die Mark ebenso rasch zurückeroberte, als sie im Vorjahr verloren wurde.

Von diesem Azzo, dem Stammvater der Kuenringer und durch diese mittelbar des Fürstengeschlechtes der Liechtensteine und noch einiger anderer berühmter Geschlechter, erzählt die, vom Abte Ebro (1272 bis 1305) angelegte Zwettler Chronik, nach ihrem Einbande die „Bärenhaut" genannt, folgendes bezüglich der obenerwähnten Schlacht:

„Er nam die banier in sein hant
Gottes namen kegen den veinden taft er zehant
Wund hub an mit gemeinen ruf:
Sie sungen alle chyrieleison
An die veind sprang er in dem don
Vnnd unverzagt alledar
Mit im sin ovzerwelte schar."

Leopold versöhnte sich mit dem Kaiser und blieb im Besitze seiner Mark. Seine Schwäche erkennend, blieb Leopold so viel als möglich allen Händeln künftig ferne, enthielt sich auch jeder Parteinahme für Kaiser oder Papst, und gewährte so seinem Lande Friede und Ruhe zur Erholung nach abgewettertem Sturme. Dankbar nach Babenbergerart aber erzeigte er sich dem großen Anherrn der Kuenringer, dem Helden Azzo von Gobbartsburg gegenüber, den er nicht nur reich mit Land begabte, sondern auch zum obersten Schenken wie zum Marschall ernannte. Wahrscheinlich gehörte zu diesen Schenkungen auch der alte Halgadom Aggstein, den Azzo in eine Burg verwandelt haben dürfte, um dem markgräflichen Hoflager näher zu sein. Am 12. Oktober 1096 starb Leopold in Melk und fand daselbst auch seine Ruhestätte. Mit ihm schließt die Reihe der in Melk begrabenen Babenberger, wie er auch der letzte derselben war, der dort sein Hoflager hielt.

Gewohnheitsgemäß, noch nicht durch gesetzliche Erbfolge bestimmt, folgte ihm sein Sohn Leopold III. (IV) in der Markgrafenwürde nach, und erbte von seinem Vater auch die segensreichen Friedensjahre, die er seiner Mark — trotz der Wirren im Reiche — zu erhalten wußte. Er war der „Fromme" beigenannt, und als er später, namentlich auf Betreiben Kaisers Friedrich IV. und König Mathias Corvinus 1485, durch Papst Innocenz VIII. heilig gesprochen wurde, erhielt er den Beinamen „der Heilige".

Erkennend, daß Melk denn doch von der Ostgrenze zu weit entfernt sei, benützte der neue Markgraf die günstige Gelegenheit der Friedensjahre, um seine Hofhaltung mehr nach Osten zu verlegen. Er wählte dazu den in seinem Allodialbesitz gelegenen schon durch uralte Erdwerke befestigten Kahlenberg (heute Leopoldsberg), innerhalb dessen Ringwällen er eine neue prächtige Burg erbaute. Der österreichische Chronist Haselbach (Petz. Script. rer. Germ. T. II. col. 947) berichtet von der Festigkeit und Pracht dieser Burg, die so groß war, daß sie einen Herrn von königlichen Schätzen verkündete. Es war in der Runde (?) erbaut mit vielen starken Türmen und von Innen mit marmorenen Statuen versehen, welche den geräumigen Burghof und die glänzenden Säle zierten. Die Bildsäulen — das wird besonders hervorgehoben — sollen Werke byzantinischer Meister gewesen sein. Springbrunnen und anmutige Lustgärtlein belebten die anderen Höfe und Zwinger, und mancherlei fröhliche Feste, Turniere, Ritterspiele und Minnesängertagungen haben diese Prachtburg belebt. Österreichs schweres ehrenvolles Schildesamt für Deutschland hat diese glänzende bevorzugte Rivalin der Wartburg bei Eisenach in Schutt und Trümmer sinken und endlich vollkommen verschwinden sehen, denn das armselige Gemäuer, das heute am Leopoldsberg steht, entstand erst lange nach der vollständigen Schleifung der Burg aus deren Schutt.

Am 8. März 1101 legte Leopold mit großer Feierlichkeit den Grundstein zum Bau dieser Burg, und schon 1106 konnte er seine Gemahlin Agnes, Witwe des Herzogs Friedrich von Schwaben-Hohenstauffen, und Schwester des Kaisers Heinrich V. samt seinem Hofstaat in die neue Burg unter großen Festlichkeiten einführen. Noch aber war die Burg nicht vollendet, und dürfte vollkommen fertig gestellt erst 1118 worden sein.

Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.

Der Leopoldsberg bei Wien, rechts das Kahlenbergdorf, im Hintergrund das Stift Klosterneuburg.

Als im Jahre 1105, nach dem Tode des älteren Sohnes Kaisers Heinrich IV. auch dessen zweitgeborener Sohn — der spätere Kaiser Heinrich V. — sich wider seinen kaiserlichen Vater empörte und ihn vom Thron zu stürzen drohte, stand Markgraf Leopold und dessen Schwager der Herzog Borziwoj von Böhmen auf Seite des Kaisers Heinrich V. Dadurch war die Macht dieses unglücklichen Kaisers, trotzdem er kurz zuvor seine Hauptstütze durch den Tod des Herzogs von Schwaben, Friedrich von Hohenstauffen, des Gemahles seiner einzigen Tochter Agnes, verloren hatte, so bedeutend geworden, daß es der junge Heinrich nicht mehr wagen konnte, seinem Vater eine Schlacht anzubieten. Er versuchte es, Leopold von Österreich und dessen Schwager den Herzog von Böhmen auf seine Seite zu ziehen, indem er ersterem seine Schwester als Gemahlin anbot. Leopold ging diesen Handel ein, und der schwergebeugte kaiserliche Greis mußte sein Heil in rascher Flucht suchen. Sehr bald darauf brach ihm zu Speyer der Gram das Herz (7. August 1108).

Leopold der Heilige. (Erzbild am Kenotaph des Kaisers Maximilian I. in der Hofkirche zu Innsbruck.)

Schon am 1. Mai 1106 ward in Melk die schöne, erst neunundzwanzigjährige Agnes im Beisein vieler geistlicher und weltlicher Fürsten mit großem Gepränge dem Markgrafen angetraut und wenige Tage später bezog das neuvermählte Paar die neue Burg Leopoldsberg.

Die schwere Gewissensschuld, die er sich durch das Verlassen des alten unglücklichen Kaisers wie durch die Mitschuld an dessen unglücklichem Ende auf die Seele geladen hatte, ließ ihn all seine Lebtage nicht mehr recht froh werden, und so suchte er den Himmel zu versöhnen, indem er nahe bei seiner neuen Burg ein Chorherrenstift in dem alten „Nivenburg“, dem einstigen „Asturis“, dem heutigen Klosterneuburg gründete. In dem Stiftbriefe gab er als Ursache der Stiftung an: „Weil ihn die vielen zeitlichen Geschäfte abhielten, Gott nach seinem Wunsche zu dienen, so habe er, um von dem Schöpfer Gesundheit, Friede und Wohlfahrt auf dieser Erde, und jenseits ewige Belohnung zu erhalten, dieses Opfer gebracht.“ Von der bekannten Schleiersage und deren Bezug zur Gründung des Chorherrenstiftes Klosterneuburg, weiß aber weder Leopolds Stiftbrief noch auch irgend eine gleichzeitige Chronik zu berichten, erst etliche Jahrhunderte später erzählt Leopold von Lilienfeld diese Sagen und bald fanden sich die dazugehörigen Gedenkstücke, wie der Hollunderstrauch und anderes. Schon 1108 war die erste kleine Kirche und das Kollegialgebäude fertig und wurde bezogen, aber im Jahre 1114 ließ Leopold

durch den ersten Propst Otto*) den Grundstein zu der noch heute stehenden Kirche legen, an welcher zweiundzwanzig Jahre gebaut wurde.

So wie die ersten Markgrafen Tulln ausbauten und vergrößerten, ebenso widmete jetzt Leopold der Stadt Wien seine Fürsorge, da er nicht nur deren Wichtigkeit als Handelsstadt am Knotenpunkte des die Ostmark durchziehenden Straßennetzes erkannte, sondern auch beschloß, in ihren Mauern künftig seine Gerichtstage und sonstigen Versammlungen abzuhalten, wie es vordem zu Tulln geschehen war. Noch hatte die Stadt ihre alten Mauern und Wehrbauten, und noch standen feste Bauten inner denselben. Auch besaß Wien bereits vier Kirchen, und zwar St. Ruprecht, welche im Jahre 742, St. Peter, welche vom Frankenkönige Karl dem Großen, Maria am Gestade, welche ebenfalls schon vor der Zeit der Babenbergererstand, und St. Pankraz, welche Kirche vom Bischofe Altman von Passau zwischen 1071 bis 1083 erbaut wurde. Die fünfte Kirche, die höchstwahrscheinlich in Form einer Rotunde bestand, dürfte die Vorläuferin des heutigen St. Stephansdomes gewesen sein, der 1144 zu bauen begonnen wurde, neben welchem aber auf alten Stichen nächst dem großen Turm eine Rotunde sich ausweist, die fast zweifellos in weit frühere Zeitenfernen zurückreicht und also höchstwahrscheinlich als die fünfte Kirche Wiens vor dem Abschluß des elften Jahrhunderts betrachtet werden darf. An Stelle des römischen Prätoriums, das vielleicht schon verfallen war, erbaute sich Leopold einen burgartigen Hof, den sogenannten „Berghof", der ideell noch heute, obwohl schon längst von Privatgebäuden gebildet, besteht, und der noch heute einen kleinen Platz begreift, der keine Straßenzugänge, sondern nur mächtige, torähnliche Schwibbogen als Zugänge besitzt, im Innern aber die Hausnummern wie irgend einer der anderen Plätze, nebst der Bezeichnung „Berghof" zeigt. Der Bau dieses „Berghofes" dürfte sich nur auf eine Ausbesserung, Erweiterung und Befestigung des römischen Prätoriums beziehen, sowie auch seinerseits es beweisen, daß das Brauchtum durch Überlieferung bewahrt

Leopold des Glorreichen Grab in der Stiftskirche zu Lilienfeld (Niederösterreich).

*) Der dritte Sohn des Markgrafen, der spätere Bischof Otto von Freisingen.

blieb, denn sonst wäre das babenbergische Regierungsgebäude nicht „zufällig" auf denselben Fleck gestellt worden, auf welchem das römische Prätorium stand; und diesem gegenüber nicht die Schranne errichtet worden sein, auf demselben Punkt, welchen ehedem das Forum und das Quästorium eingenommen hatten, deren Baulichkeiten ebenfalls höchstwahrscheinlich noch erhalten waren. Wurde ja noch 1888 ein unverwüstlicher Quaderturm römischer Erbauung abgetragen, der in den Fundamenten eines abzutragenden Hauses eingebaut war, fand man bei einer Demolierung vor wenigen Jahren noch ein großes Bruchteil einer römischen Ziegelmauer in einem mittelalterlichen Hause mitverbaut, das ebenfalls einem Neubau weichen mußte. Da dieses nun abgetragene Haus frühestens im fünfzehnten Jahrhundert erbaut wurde, mußte bis dahin an dessen Stelle ein Römerbau unter Dach und Fach gestanden haben und noch so fest befunden worden sein, daß er teilweise unabgebrochen in den, und zwar vierstöckigen Neubau, eingebaut wurde. Und wer weiß es, wie viel derartiges fast zweitausendjähriges Mauerwerk noch in den alten Gebäudeblocks von Wien versteckt sein mag. Im Berghof hielt nun Leopold seine Landtage und sonstigen Versammlungen ab, wozu der Platz um so tauglicher war als Wien gerade an einem wichtigen Kreuzungspunkte von Welt- und Handelsstraßen lag, welche den Sitz der Regierung gerade hieher zu verlegen geboten. Wien, das urkundlich schon 1137 als „civitas" genannt wird, war schon eine bedeutende Stadt seit lange her, ohne erst zu einer solchen durch Dekret ernannt worden zu sein; es hatte sich eben aus eigener Kraft und Macht dazu selber gemacht, und zwar schon lange bevor die Römer ins Land gekommen waren.

Unter Leopold dem Heiligen machte die religiöse Bewegung, welche die Kreuzzüge ins Leben rief, auch die ersten Wellenschläge über die Ostmark hin, und forderten als erstes Opfer Leopolds eigene Mutter, die Markgräfin-Witwe Itha, Kaisers Heinrich IV. Schwester; sie hatte sich als Pilgerin dem zweiten Kreuzzuge unter der Obhut Herzogs Welf von Bayern angeschlossen und blieb verschollen.

Die erste Ursache zu den Kreuzzügen bot die Eroberung der byzantischen Provinzen in Kleinasien, durch die Seldschuken, und der damit verbundene Verlust jenes Landes, „wo Christi Füße gestanden". In weiterer Erwägung aber besonders die moslemitische Gefahr, die nicht nur das oströmische Kaiserreich sondern auch Europa überhaupt bedrohte. Heimkehrende Jerusalempilger und die Geistlichkeit entfachten den religiösen Fanatismus, den die Päpste nützen wollten, um auch die griechische Kirche sich unterzuordnen, um „neben der geistlichen auch die weltliche Einheit der im Glauben verbundenen Völker in sich darzustellen". Schon Papst Gregor VII. hatte 1074 den Plan gefaßt, Palästina zu befreien und die Hilferufe Kaisers Alexios I. erweckten in Papst Urban II. den gleichen Wunsch. Auf der großen Kirchenversammlung von Clairmont am 26. Nov. 1095 begeisterte seine flammende Rede tausende von Klerikern und Laien zur Befreiung des heiligen Grabes und Einsetzung einer christlichen Herrschaft in Palästina. Einem ganz ungeregelten, kaum bewaffneten Massenheere, das fast ganz aufgerieben wurde, folgte 1096 das Hauptheer der Fürsten und Ritter. Im April 1097 zog dieses Kreuzheer über den Bosporus, eroberte 20. Juni Nicäa, und 3. Juni 1098 siegten sie über den Emir Kerbogha. Im Juni 1099 erreichte das auf 20 000 Mann zusammengeschmolzene Kreuzheer Jerusalem, das am 15. Juli erobert wurde, worauf Gottfried von Bouillon acht Tage später den Thron des neuerrichteten Königreiches Jerusalem bestieg. Diesem Kreuzzuge folgten einige neue Kreuzheere, darunter eines unter Herzog Welf von Bayern — welchen die Markgräfin-Mutter begleitete — welche aber in Kleinasien ein klägliches Ende fanden. Die folgenden Kreuzzüge, so der zweite 1147—49, der dritte 1189—91, der vierte 1204, der Kinderkreuzzug 1212, der fünfte 1228 und der sechste 1248 gehören der Geschichte an und sollen hier nur in Bezug auf die Babenberger Erwähnung finden.

Schon die ersten ungeordneten Heerhaufen vor dem ersten Kreuzzug nahmen zum Teil ihren Weg durch die Ostmark auf der Donaustraße, während ein anderer Teil sich in Toulon einschiffte, und so folgten durch mehr als zwei Jahrhunderte die Kreuzheerstreiter der alten Straße nach dem Oriente, der schönen blauen Donau hinab zu Schlachtentod oder ruhmreicher Heldentat, aber ihnen folgten lange Warenzüge von Kaufleuten und belebten so aufs neue den Donauhandel, aus dem die Donaustädte, namentlich Wien, reichen Nutzen zogen.

Markgraf Leopold machte 1008 mit Kaiser Heinrich V. einen Zug nach Ungarn, um die Zwistigkeiten zwischen den königlichen Brüdern Koloman und Almus zu schlichten, was auch friedlich gelang. Aber neun Jahre später war Stephan II. auf Ungarns Thron gelangt, und trachtete im jugendlichen Übermut sich durch einen Einfall in Österreich zu bereichern. Er fiel in die Ostmark ein, machte an der Leitha reiche Beute und brandschatzte das Land nach den Überlieferungen seines noch kaum gebändigten Volkes. Mit einem großen Heerhaufen, zu welchem auch Reisige des Böhmerherzogs hilfsbereit stießen, übte Leopold Vergeltung,

indem er in Ungarn einfiel, Eisenburg eroberte und die Umgebung desselben mit Feuer und Schwert verheerte. Dadurch setzte er sich bei den Magyaren in solches Ansehen, daß sie es unter seiner Verwaltungszeit nicht mehr wagten in die Ostmark einzufallen.

Der unter Heinrich IV. begonnene Investiturstreit stürzte auch den fünften Heinrich in die gleiche mißliche Lage wie seinen unglücklichen Vater. Auch von ihm fielen fast sämtliche Fürsten ab, ja selbst die beiden Hohenstauffen Friedrich und Konrad und schon stand ihm Heinrichs IV. Ende bevor, hätte er nicht nachgegeben und mit dem Papste sich ausgesöhnt. So schloß er im Jahre 1122 das Wormser Konkordat mit Papst Kalixtus II., nach welchem dem Kaiser nur mehr das Recht der Leitung der geistlichen Wahlen und die weltliche Belehnung durch den Szepter verblieb. Mißmut und Reue nagte an seinem Herzen und langsam siechte er dahin. Sterbend hinterließ er 1125 das salische Erbe den Hohenstauffen. Nachdem Markgraf Leopold seinen ältesten Sohn Adalbert und hundertzwanzig Edle in Melk zu Rittern geschlagen hatte, zog er mit diesem glänzenden Gefolge zur Königswahl. Hier boten ihm mehrere Reichsstände die Krone an, aber Leopold lehnte ab, und so wurde Lothar, Herzog in Sachsen, zum Deutschen König gewählt. Leider veranlaßte Kaiser Lothar dadurch, daß er den Hohenstauffen, zu Gunsten seines Schwiegersohnes Heinrich des Stolzen, Herzogs in Sachsen und Bayern und Haupt der Welfen, ihr Erbe zu entreißen suchte, die langwierige und unheilvolle Fehde der Welfen und Weiblinger (Guelphen und Gibellinen).

Heimgekehrt widmete Leopold seine ganze Tatkraft der Wohlfahrt seines Landes und eine neue Klostergründung beschäftigte von nun ab seinen Sinn. Auf den Rat seines Sohnes Otto, Bischofs von Freisingen — des bekannten Geschichtschreibers — führte er 1134 in der Ostmark nun auch den Zisterzienser-Orden ein, denn bisher waren in Österreich nur die Augustiner-Chorherren und die Benediktiner bekannt. Er stiftete diesem Orden nun am Satelbache das herrliche Gotteshaus zu „Heiligenkreuz im Waldtale", das im Jahre 1136 zu bauen begonnen wurde.

Noch im selben Jahre, am 15. November, verschied in seiner Burg Leopoldsberg Leopold, und da ihm kaum ein Jahr später (9. Nov. 1137) sein ältester Sohn Adalbert in die neue Markgrafengruft zu Klosterneuburg nachsank, so kam die Markgrafschaft an seinen zweitgeborenen Sohn Leopold IV. (V.), der Freigebige beigenannt. Seine Witwe Agnes überlebte ihn um mehr als zwanzig Jahre und wurde am 24. September 1157 an seiner Seite in der Klosterneuburgergruft bestattet. Sie hatte ihm 18 Kinder geboren, wodurch die Macht der Babenberger ansehnlich gewachsen war. Verwandt mit den mächtigsten Familien Deutschlands, bekleideten die meisten seiner Söhne einflußreiche und wichtige Würden; so Adalbert, sein Erstgeborener, war Vogt des Bistums Passau, sein drittgeborener, Otto, war Propst zu Klosterneuburg und später Bischof von Freisingen, sein Sohn Heinrich war Pfalzgraf am Rhein, und überdies mit Ungarn und Böhmen verwandt, war aus dem kleinen Markgrafengeschlecht schon eine ausschlaggebende Dynastie geworden, deren Erbrecht zwar noch nicht gesetzlich anerkannt aber aus Gewohnheitsrecht entsprungen, als selbstverständlich geachtet wurde. So blieb denn die Mark fast ein Jahr lang unbesetzt und erst nach Adalberts Tode übernahm Leopold IV. die Mark, welche er bis dahin nur vertretungsweise verwaltet hatte.

Am 3. Dezember 1137 ward Kaiser Lothar auf der Heimfahrt aus Italien unweit von Trient in einer Alpenhütte vom Tode ereilt. Heinrich der Stolze bemächtigte sich sofort der Reichskleinodien in der Absicht, sich zum Kaiser aufzuwerfen, allein der Hohenstauffe Konrad wurde gewählt, Heinrich lieferte die Kleinode aus, und Konrad als der dritte dieses Namens wurde in Aachen gekrönt. Konrad beschied ihn hierauf nach Augsburg, wohin aber Heinrich mit solch starkem Gefolge fuhr, daß Konrad, besorgend gefangen genommen zu werden, eiligst nach Würzburg flüchtete, dort Heinrich der beleidigten Kaiserlichen Majestät wegen in Anklage setzte, und auf der Reichsversammlung zu Goslar seiner Herzogswürde für verlustig erklärte und die Reichsacht über ihn verhängte. Der Kaiser ernannte nun Leopold IV. von Österreich zum Herzoge in Bayern. Leopold nahm ohne Bedenken an, rüstete sich, Bayern mit dem Schwerte zu nehmen, und seine neue Würde gegen die Rückschläge der Welfen zu verteidigen. Im Juni 1139 mit der bayerischen Herzogswürde belehnt, hatte er jedoch alle Macht aufzubieten sich das neue Reichslehen nicht nur zu erobern, sondern es auch zu behaupten. In diesen Kämpfen erschollen zuerst die verhängnisvollen Schlachtrufe, die Deutschland so lange in zwei Heerlager spalten und verheeren sollten, nämlich: „Hie Welf!" und „Hie, Waiblingen!" Mit wechselndem Glücke führte er die Fehde, bis ihn rasch, im Kloster Nieder-Altaich in Bayern am 18. Oktober 1141 der Tod hinwegraffte. Ein einfacher Stein mit Inschrift bezeichnet in Heiligenkreuz seine und seiner Gemahlin Maria, einer Tochter Sobieslaws, Herzogs von Böhmen, Ruhestätte.

Da Leopold IV. (V.) kinderlos starb, trat sein Bruder Heinrich, der nach seiner steten Beteuerungsformel „ja, so mir Gott . . . (helfe!)" den Beinamen „Jasomirgott" erhielt, die Verwaltung der Ostmark an, nachdem er die Pfalzgrafschaft am Rhein zurückgelegt hatte. Er wurde aber mit dem Herzogtume Bayern nicht belehnt, obwohl er seine Ansprüche darauf geltend machte. Als er aber die Witwe Heinrichs des Stolzen und Mutter Heinrichs des Löwen geheiratet hatte, erfolgte auch seine Belehnung mit Bayern. Der alte Herzog Welf hielt aber noch immer seines Neffen Heinrich des Löwen Ansprüche auf Bayern aufrecht, und nachdem wenige Monate darauf dessen Mutter, Herzogin Gertrude, Jasomirgotts Gemahlin im Wochenbette und mit ihr das Kind, der künftige Erbe starb, standen alle Freunde des alten Welf und Heinrich des Löwen gegen ihn auf; trotzdem aber behauptete er sich in Bayern.

Nach mühevoll mit großen Opfern hergestelltem Frieden war Heinrich Jasomirgott gezwungen, sein Schwert gegen die Magyaren und die Steiermark zu kehren, um gegen beide die Grenzen seines Landes zu sichern. Obwohl er mit seinen Rittern die Haufen der Feinde durchbrach, wurde sein Fußvolk geschlagen und er mußte mit dem Schwerte sich den Weg zur Flucht nach Wien bahnen, hinter dessen Mauern er sein Heer wieder sammelte (11. August 1146). Seine Niederlage war vollständig. Sein Bruder, der Geschichtsschreiber, Bischof Otto von Freisingen, beklagt diese schimpfliche Niederlage, noch mehr aber, daß sie nicht gerächt wurde.

Am Tage der unschuldigen Kinder, 28. Dezember 1146, nahm aus den Händen des heiligen Bernhard Kaiser Konrad III. das Kreuz und gelobte den Zug gegen das heilige Land (2. Kreuzzug); Jasomirgott begleitete ihn. — Dieser Zug ward verherrlicht durch die edelste Tat deutscher Treue, deutschen Edelmutes! — Herzog Welf, zu stolz die Abwesenden zu bekriegen, da es ihm ein Leichtes gewesen wäre, Bayern zurückzuerobern, entsagte dem Streit auf die Dauer der Kreuzfahrt, und heftete gleichfalls das rote Kreuz auf seine Schulter.

Auch dieser zweite Kreuzzug endete bekanntlich kläglich und enttäuscht kehrte Kaiser Konrad und Jasomirgott heim. Bald darnach starb Kaiser Konrad und Friedrich I., genannt der Rotbart, folgte ihm auf den Thron. Auf dem Reichstage zu Goslar ward Jasomirgott das Herzogtum Bayern abgesprochen, trotzdem zeichnete er noch fortwährend als Herzog in Bayern, aber auch abwechselnd als Herzog des Ostlandes und hielt Bayern noch besetzt. Während Kaiser Rotbart den Römerzug tat, baute sich Jasomirgott in Wien eine neue Burg auf dem Platze, der noch heute davon „Am Hof" benannt ist, und zwar an der Stelle, welche das heutige Gebäude des k. k. Kriegsministeriums einnimmt. Seine Burg am Leopoldsberg verließ er, welche nun längere Zeit von Burggrafen verwaltet wurde. Kaiser Rotbart von seinem Römerzug heimgekehrt, sandte den Bischof Otto von Freisingen als Vermittler wegen der Herausgabe Bayerns an Jasomirgott. Jasomirgott sah wohl ein, daß er es nicht vermöchte sich im Besitze Bayerns zu behaupten, doch forderte er nach Brauch und Recht Entschädigung für die Herausgabe Bayerns, da man ihm nicht zumuten konnte, wieder als einfacher Markgraf in das alte Abhängigkeitsverhältnis zu Bayern, in dem er als Herzog gewaltet, zurückzukehren. Dies mochte er schon dadurch früher angedeutet haben, als er sich Herzog des Ostlandes zeichnete. Nach diesen Verhandlungen schrieb der Kaiser einen Reichstag nach Regensburg aus, auf dem anfangs September 1156 die meisten Reichsfürsten erschienen. Jasomirgott gab dort Bayern an das Reich anheim, womit Heinrich der Löwe belehnt wurde, welcher seinerseits wieder auf die Ostmark und Österreich ob der Enns verzichtete, mit welchen Landen der Kaiser nun Jasomirgott belehnte, indem er diese zu einem selbständigen Herzogtume und damit zu einem unmittelbaren Reichslehen erhob.

Noch bevor die Ostmark zum Herzogtume erhoben wurde, hatte sich der Herzog Heinrich Jasomirgott zum zweitenmale vermählt und zwar mit der Enkelin des Kaisers Manuel von Byzanz, welche er auf seiner Fahrt nach Palästina zu Konstantinopel kennen und lieben gelernt, und im Jahre 1150 in seine neue Burg am Hof feierlichst als seine Gattin einführte. Ebenfalls und zwar schon 1144 hatte er den Grundstein zum alten St. Stephansdom gelegt, der bereits 1147 vollendet und zur Pfarre von Wien erhoben wurde. Zweifellos war nur das noch heute stehende Westportal mit den beiden „Heidentürmen" erbaut worden und scheint das Schiff vorläufig ein Holzbau gewesen zu sein. Ebenfalls noch vor seiner Erhebung zum Herzog stiftete er das sogenannte „Schottenkloster" in Wien, die „Benediktinerabtei für die Schotten oder Hybernier zu Ehren der heiligen Jungfrau und zum Gedächtnisse St. Georgs", das er mit wichtigen Freiheiten und auch mit dem Asylrechte begabte, das wahrscheinlich noch an einen alten Halgadom, der dort bestand, erinnerte. Die damalige Gepflogenheit, derartige Stifte dadurch besonders zu heiligen, daß man sie an Stätten anlegte, an welchen einst ein Heiliger gewirkt hatte, und Jasomirgott auch für diese neue

Stiftung solch heilige Stätte nachgewiesen haben wollte, veranlaßte seinen Bruder Otto von Freisingen hier eine fromme Täuschung zu begehen, indem er die überlieferten Namen Vindobona und Favianis verschmolz und als einen Ort bezeichnend hinstellte, um für Wien den heiligen Severin nachzuweisen. In Wirklichkeit weilte Severin niemals in Wien, sondern eben in Favianis, nämlich dem heutigen Mautern an der Donau. Ebenso ist das Dorf Sievering nicht nach Severin genannt, sondern lautete dessen Name in der ältesten Schreibart: Suffringen, welcher Name aber keinesfalls an Severin erinnert, sondern den Ort der „Trinkenden" bezeichnet. Aus dieser frommen Täuschung Ottos von Freisingen aber sind zahlreiche Irrungen bezüglich der alten Topographie entstanden, welche erst allmählich zu klären unseren Zeiten vorbehalten blieb. Wie sehr Jasomirgott aber auch für Wien und dessen Wohlfahrt besorgt war, zeigt der Umstand, daß er nicht nur der Stadt den ersten Stadtrichter einsetzte und neben manch anderen Vorteilen, die er ihr zuwendete, auch für die Wollhändler und Tuchmacher eine Vorstadt anlegte, an welche der noch heute erhaltene Straßenname „Wollzeile" erinnert.

Herzog Heinrich Jasomirgott.
(Glasgemälde im Stifte Heiligenkreuz).

So sahen wir die Ostmark im steten ununterbrochenen Wachstum seit den Tagen Leopold des Erlauchten emporblühen zu einem mächtigen Bestandteil des Deutschen Reiches und sahen auch wie schwer das Schwert derer Markgrafen in der Wagschale der inneren Geschicke des Reiches wog, ohne daß es just nötig war, es tatsächlich aus der Scheide zu ziehen. Aber noch immer war der Markgraf nur ein Reichsbeamter, welcher wohl an der Spitze des Heerbannes, der Gerichtsbarkeit und der Verwaltung stand, als solcher wohl auch über bestimmte königliche Regalien verfügte, aber landesherrliche Hoheit, ja selbst das Erbrecht war ihm nicht gewährt. Eine persönliche Gewalt war ihm nur über seine ihm persönlich als Allodialherr unterstehenden Lehensträger, wie über seine Dienstmannen (Ministeriale) eingeräumt. Obwohl nach und nach mehr als die Hälfte der Mark in seinen Allodialbesitz gekommen war, so war doch ein sehr bedeutendes Bruchteil der Landesinsassen Untertan der ausländischen Hochstifte und Abteien, die ihm nicht einmal Heeresfolge pflichtig waren und auch seiner Gerichtsbarkeit nicht unterstanden. Ein weiterer geringerer Teil war reichsunmittelbar als vom Reiche in der Mark mit Reichlehen begabte Ausländer und schließlich noch einige wenige nur dem Reiche allein unterstehende Landesherren, welche Allodialgüter ihr Eigen nannten. Dem Markgrafen fehlten alle Rechtstitel, um ihn zum Herrn der gesamten Mark zu machen, welche ihm alle im Lande seßhaften Grafen, „Frei"-Herren, Freie und Unfreie einheitlich verpflichtet hätte, um ihn als ihren einzigen Schirm- und Schutzherrn anzuerkennen, ihm fehlte bisher eben — die Landeshoheit. So sehr die Babenberger auch bestrebt waren durch äußeren Prunk zu glänzen, so erschienen doch an ihrem Hofe nur ihre eigenen Ministeriale, ihre Allodial-Lehensträger, und wie alle übrigen Landesherren, hatten auch die Markgrafen sich an allen Hoftagen der Kaiser einzufinden, um über die Verwaltung ihrer Mark Rechnung zu legen und auf alle möglicherweise vorgebrachten Klagen und Beschwerden Antwort zu geben und sich zu rechtfertigen. Jetzt war diese Stufe erreicht, welche vor hundert Jahren durch Kaiser Heinrich IV. durch Erteilung des ersten Hausrechtes der Babenberger an Markgraf Ernst den Tapferen angebahnt wurde, nämlich die Reichsunmittelbarkeit und Landeshoheit.

In jener „Goldenen Bulle" vom 17. September 1156, in welcher Kaiser Friedrich der Rotbart die bisherige Markgrafschaft Ostarrichi als zu seiner von Bayern stets unabhängigen Reichs-Markgrafschaft, und verbunden mit dem Lande ob der Enns, beide Länder zu einem Herzogtum vereinigte, war der nunmehrige Herzog von Österreich allen alten großen Herzogen des Reiches gleichgestellt und zu einem Pfalz-Erzfürst, im Range unmittelbar den Kurfürsten folgend, erklärt. Ihm wurde gewährleistet, daß die Re-

gierung des unteilbaren Landes nach der männlichen Erstgeburt fortgehe, und bei dem Tode des letzten Herzogs ohne Sohn, dieselbe seine älteste Tochter übernehmen und erben würde, und wurde er berechtigt, im Falle er erblos stürbe, sein Land zu hinterlassen, wem er wolle. Diese Freiheiten haben alle auch für alle künftigen Erwerbungen zu gelten. Außer gegen Ungarn ist der österreichische Herzog dem Reiche zu keiner Steuer und Hilfe verpflichtet, und kann auch nicht verhalten werden auf einem Reichstage außerhalb seines Landes zu erscheinen. Ebenso hat der Herzog von Österreich die Lehen nur in seinem Lande und zwar im fürstlichen Ornate, zu Pferde sitzend, in der Hand den Stab (Szepter), auf dem Haupte den Herzogshut mit der Zinkenkrone zu empfangen. Weder Kaiser noch Reich können umstoßen, was er auf seinem Grunde und Boden verfügt; und so auch darf das Reich keine Lehen haben in Österreich; wer solche hätte, müßte des Herzogs Vasall werden, und könnte dann erst dieselben vergeben als Afterlehen.

Herzog Jasomirgotts Sinnen und Streben blieb nun darauf gerichtet, die ihm gewährleisteten großen Vorteile zu Gunsten seines Landes wie seines Hauses zu verwerten, den Wohlstand des Landes, das er nun sein Eigen nennen durfte, zu heben, die Grafen, Freiherrn und Ritter an sich zu ziehen, und in der Bürgerschaft der Städte, durch Hebung von Handel und Gewerbe, sich eine weitere Stütze zu sichern. Er würdigte den Wert der festen Städte, welche er in zwei kritischen Lagen seines Lebens kennen gelernt hatte. Schon damals, als er mit genauer Not der Gefangenschaft durch die Magyaren entrann, als er sich hinter die festen Zinnenmauern Wiens geflüchtet hatte, von der Bürgerschaft willig aufgenommen wurde, und durch deren Kampfbereitschaft die Feinde von einem Angriff auf die Stadt abgeschreckt wurden, erkannte er Wert und Vorzug einer wohlbefestigten Stadt und einer kräftigen wehrhaften Bürgerschaft. Aber auch das Gegenteil hatte er kennen gelernt seinerzeit in der drohenden Haltung der Bürgerschaft Regensburgs, die ihm und seinem Bruder bald verhängnisvoll geworden wäre. Beide Fälle waren lehrreich genug um zu zeigen, zu was allem ein starkes Bürgertum fähig und nützlich sein konnte. Auch waren ihm die Vorteile einer wohlbefestigten Stadt nicht entgangen, als sich im Jahre 1147 bei Wien die Scharen des zweiten Kreuzzuges zusammenzogen und sich dessen fürstlichen Führer in Wien sammelten, die alle Obdach und Verpflegung daselbst fanden. Schon damals wurden die Augen von ganz Europa auf Wien gelenkt, ebenso als er zwei Jahre später seine Braut, die Kaisersenkelin aus Byzanz, in Wien empfing und mit ihr in dieser Stadt sein Beilager feierte. Schon früher hatte er Handwerker und Kaufleute bestimmt, sich in Wien niederzulassen, auch Künstler herangezogen, um seine Bauten in der Stadt zu fördern. Das rasche Aufblühen und wohl auch die Vergrößerung und vermehrte Befestigung Wiens, die es dem Umstande verdankte, daß die Babenberger die Landeshoheit erworben und dadurch Wien schon 1158 zur „Haupt- und Residenzstadt" erhoben wurde, gab zu der irrigen Annahme Veranlassung, daß bis dahin die Stadt in Ruinen (seit 488) gelegen und von Herzog Heinrich Jasomirgott erst gegründet worden wäre. Ist dies nun auch nicht der Fall, so kann man ihn mit Fug und Recht als den zweiten Gründer der Stadt bezeichnen, denn seinem Wohlwollen und seiner Fürsorge verdankte das damalige Wien immerhin sein sich rasch entfaltendes Blühen, Wachsen und Gedeihen. Aber noch mehr als das. Das neue Herzogtum verlangte naturgemäß nach einem feststehenden Mittelpunkte, der nicht mehr einzig und allein der Verteidigung zu dienen hatte, wie die früheren Sitze der Markgrafen, sondern einen Kristallisationspunkt, von dem aus die Babenberger ihre Reichs- wie ihre Hauspolitik leiten konnten, einen Knotenpunkt, in welchen die Fäden des politischen und volkswirtschaftlichen Lebens zusammenliefen und dieser Mittelpunkt fand sich in dem durch seine geognostische Lage so überaus begünstigten Wien, in dem die wichtigsten Welt- und Handelsstraßen Europas sich vereinigten und kreuzten, sodaß die Stadt einen Hauptstapelplatz des europäischen Handels zu bilden vorbestimmt war.

Aber immer treu an der Seite der Hohenstauffen, Schild an Schild stehend, so treu, daß beide Dynastien sogar ein gemeinsames Ende an jenem fluchbeladenen 29. Oktober 1268 zu Neapel fanden, standen die Babenberger für Kaiser und Reich in den furchtbaren Kämpfen gegen die Feinde des deutschen Wesens, der deutschen Macht und der deutschen Einheit.

So sehen wir ihn an der Seite Kaisers Rotbart 1158 das stolze Mailand besiegen und bestrafen für die ungeheuere Beschimpfung, die diese Stadt der Gemahlin Rotbarts anzutun die Tücke hatte. Man hatte die edle Stauffin, die in Mailand verblieben war, um ihren kaiserlichen Gemahl dort zu erwarten, gezwungen, nackt auf einem Maulesel verkehrt sitzend und dessen Schwanz statt eines Zügels in der Hand haltend, die Stadt zu durchreiten und zu verlassen, bei welchem Schmachritte sie der Pöbel mit Kot bewarf. Mailand wurde erobert und der Rotbart belohnte Schmach mit Schmach. Er ließ ein riesiges Schaffot errichten und drohte jedem männlichen Mailänder mit dem Henkertod, von dem er sich nur zu lösen vermöge, wenn er

aus dem After des Maultieres, das die Kaiserin geritten hatte, eine hineingesteckte Feige mit seinen Zähnen herausholen und am Platze essen würde. Von einer hohen Tribüne sah er und seine Gemahlin dieser Sühne zu. Die edlen Mailänder wählten die Feige und so blieb der Henker, der seiner Opfer harrte, nur ein müßiger Zuschauer dieser wohlverdienten Züchtigung. Auf Fürbitte seiner Gemahlin — Beatrix Rainalde von Burgund — verzieh der Kaiser und ließ sich an dieser Züchtigung genügen. Drei Jahre später, am 4. März 1162, ließ er die treulose Stadt erneuerter Widerspenstigkeiten wegen, von allen Einwohnern säubern und nach vollständiger Ausplünderung bis auf die Kirchen zerstören, erst 1167 die Erlaubnis zum Wiederaufbau erteilend. Im Jahre 1167 sehen wir Herzog Heinrich in wichtiger diplomatischer Sendung wieder zu Byzanz am griechischen Kaiserhofe weilen, um den griechischen Kaiser abzuhalten, den abenteuerlichen Plänen des Papstes Alexander III. zuzustimmen, welcher ihn bewegen wollte, die weströmische Kaiserkrone anzunehmen, um Friedrich I. in neue Zwiste zu verstricken.

Im Jahre 1166 war Wien abermals der Schauplatz eines durch zwei Wochen währenden Hoffestes, das mit Ritterspielen, Tänzen und Freudenmahlen gefeiert wurde. Der Herzog hatte seine einzige Tochter Agnes dem jungen König von Ungarn, Stephan III. vermählt. Diese Feierlichkeiten erhielten unvermutet erhöhten Glanz durch das unerwartete Eintreffen des Kaisers, der von Passau die Donau herabgefahren kam, um Jasomirgott für den von den Deutschen zum Gegenpapste erhobenen Gegenpapst Pascal III. zu gewinnen. Obwohl sich Heinrich nicht nur dazu bereit erklärte, sondern auch noch im nächsten Jahre, wie schon erwähnt, im Interesse des Kaisers nach Byzanz fuhr, zerstörte dennoch dieser Kirchenstreit das gute Einvernehmen zwischen Rotbart und Jasomirgott.

Herzogs Heinrich Neffe Albrecht, der Sohn seiner Schwester Gertrud mit Herzog Wratislaus von Böhmen, war Erzbischof von Salzburg und als solcher von seinem Sitz vertrieben, weil er auf Seite des Papstes Alexander III. gegen den Kaiser und den Gegenpapst Pascal III. stand. Herzog Heinrich, als Schirmvogt Salzburgs wie als Blutsverwandter Albrechts (des Erzbischofs) war verpflichtet, beim Kaiser für dessen Wiedereinsetzung zu wirken, wogegen sich der Kaiser jedoch beharrlich sträubte. Der Herzog fügte sich, doch zog er sich von des Kaisers Angelegenheiten zurück und lehnte eine neuerliche Aufforderung zum Beistande gegen die Longobarden ab, damit an dem unglücklichen Ausgang dieses Zuges und dem ungünstigen Friedensschluß von Venedig im Jahre 1177 nach der Niederlage von Legnano am 29. Mai 1176, mit Schuld tragend, denn auch Heinrich der Löwe hatte den Kaiser dort im Stiche gelassen. Das verzieh der alternde Rotbart dem Herzoge nie, doch auch letzterer wußte, daß er von des Kaisers Rache auf der Hut zu sein hatte. Er betrieb eiligst die Befestigung der Grenzen seines Landes nach allen vier Himmelsstrichen, stellte ein mächtiges Kriegsheer auf die Beine, machte mit großer Feierlichkeit seine Söhne Leopold und Heinrich in der Schottenkirche wehrhaft und unterstellte ihrem Oberbefehl das aufgerichtete Heer. Der Kaiser in Italien im Schach gehalten vermochte sich allerdings nicht persönlich zu rächen, doch reizte er alle Nachbarn Jasomirgotts auf, indem er Österreichs wachsende Macht als ihnen gefährlich werdend schildern ließ, was diese veranlaßte, ziemlich gleichzeitig in Österreich einzufallen, dasselbe mit Feuer und Schwert verheerend. Es waren dies die Witwe des Markgrafen Ottokar V. von Steyermark, Herman von Kärnten, Sobieslaw von Böhmen, Konrad von Mähren und Ungarn. Diesem gemeinsamen Angriffe von allen Seiten war Jasomirgott nicht gewachsen; er zog sich in die festen Plätze zurück und unternahm planvoll von diesen aus die Verteidigung und Rückeroberung seiner Lande. Da traf Österreich das Unglück, daß es mitten in diesen Wirren seinen ersten Herzog verlor. Heinrich Jasomirgott tat mit seinem Rosse einen gefährlichen Sturz auf dem Eis, nach anderen auf einer morschen Brücke, und starb einige Tage später an dem gebrochenen Fuß, zu welcher Wunde der Brand hinzugekommen war, erst zweiundsechzig Jahre alt, am 13. Jänner 1177. Er wurde im Schottenstift begraben. Seine erste Gemahlin Gertrud, Tochter Kaisers Lothar II., seine zweite Theodora und sein zweiter Sohn Heinrich, Herzog von Mödling, liegen zu Heiligenkreuz begraben.

Sein erst zwanzigjähriger Sohn Leopold V. (VI.), beigenannt der Tugendhafte, war schon bei des Kaisers letzter Anwesenheit in Wien mit dem Herzogtum belehnt worden, und trat sofort die Regierung an, während sein Bruder die Grafschaft Mödling — als Sekundogenitur des Hauses — wie einstens sein Vater übernahm. Er nannte sich von diesem Besitze nicht Graf, sondern Herzog von Mödling. Sie säuberten nicht nur sehr bald Österreich von den eingefallenen Feinden, sondern rächten auch die Verwüstungen ihres Landes bitter an den Nachbarn, sich dadurch gefürchtet und geachtet machend. Schon 1178 demütigten sie die Mähren und Böhmen durch Errennung und Verbrennung der Städte Brünn und Olmütz nebst einigen Burgen, Otto VI. von Steyer aber hatte sich sofort mit ihnen ausgesöhnt und erfreute sich nun in Ruhe seines

Leopold der Glorreiche.
(Glasgemälde in der Pfarrkirche zu Steyr, Oberösterreich. Ursprünglich wahrscheinlich dem Stifte Lilienfeld oder Heiligenkreuz zugehörig).

neuerworbenen Herzogshutes, auch mit Ungarn ward bald Friede geschlossen und das Land genoß nun wieder eine lange glückliche Friedenszeit, welche bald alle erlittenen Drangsale vergessen ließ.

Leopold hatte sich auch mit dem alten Barbarossa wieder in gutes Einvernehmen zu setzen gewußt, und da er von der edelsten und ritterlichsten Gesinnung durchdrungen war, wußte er auch dauerhaften Frieden zu bewahren, ohne dadurch das Ansehen zu mindern, das er sich durch seinen kräftigen Regierungsantritt erworben und gesichert hatte.

Eine neue Zeit war angebrochen, die Zeit der Blüte des Rittertums, die glanzfreudige und farbenprächtige Zeit des Minnesanges mit all ihrer märchenhaften Abenteuerlust und Romantik, und der tugendhafte Leopold von Österreich war einer ihrer sangesberühmtesten Vertreter. An „den minniclichen Hof ze Wienne" zogen denn auch zu jener Zeit aus allen Gauen der Deutschen Lande mit Begeisterung alle jene, welche in abenteuernden Ritterfahrten, in Minnespiel und Dichtersang das Ziel ihres Dranges nach dem Schönen und Hohen zu erreichen hofften, und der jugendfrohe ritterliche Leopold war bald der Mittelpunkt eines Sängerhofes, wie es nur der sagen- und sangesberühmte König Artus gewesen sein mochte. Namen wie der Kürenberger, Dietmar von Aist u. a. aus dem österreichischen Donautal, der Wiege der älteren deutschen Lyrik (um 1150) mögen als Erste genügen, dann Walther von der Vogelweide, der dem ritterlichen Leopold das unvergänglich lyrische Denkmal in seinen Liedern setzte. Es hieße eine Geschichte des Minnesanges schreiben, sollten hier alle Namen genannt werden, die am Hofe des tugendhaften Leopolds und seiner Nachfolger am „Hofe zu Wien" sich Lob und Dank ersungen. *) Die Milde und Freigebigkeit dieses und der folgenden Babenberger ist ein bei fast allen Minnesängern wiederkehrendes Lob und keine der oftmals sich findenden Klagen über Kargheit gilt einem der Babenberger. In dieser begeisterungsfähigen Zeit bildeten die Abenteuerfahrten nach Jerusalem, wie ganz selbstverständlich, den Mittelpunkt aller ritterlichen Bestrebungen, so daß es fast für unritterlich galt, nicht einige Zeit sein Schwert gegen die Sarazenen geschwungen zu haben. Dieser Drang, nach dem heiligen Lande zu fahren, sei es als einfacher Pilgrim oder als Kreuzheerstreiter, hatte in den Tagen Leopolds seinen Höhepunkt erreicht. Sobald die Donau eisfrei und die Straßen schneefrei wurden, ergoßen sich jährlich Scharen von Pilgern durch Österreich nach dem Osten, um das Heilige Grab zu erreichen. Daß mancher Österreicher sich ebenfalls dem großen Wanderstrom anschloß, ist selbstverständlich, und mag es daher nicht unerwünscht sein, einiges über die Kosten einer solchen „Orientreise" vor etwa achthundert Jahren zu erfahren, die einem Teilnehmer daran für seine Person daraus erwuchsen. Das Salbuch des Klosters Formbach erwähnt: das Kloster Formbach streckte einem Wiener Bürger namens Wergand (Wergandus urbanus Wiennensis Jerosolimitanum iter aripiens) zehn Talente, das sind nach heutiger Währung 350 Kr. 40 Hlr., vor, wogegen Wergand dem Kloster einen Weingarten samt Bergrecht übergab; seinem Kebsweibe Gepa (concubinae ejus, nomine Gepa) jedoch auf Lebensdauer den Fruchtgenuß dieses von ihr zu bebauenden Weingartens gegen eine bestimmte Pachtsumme sicherte. Mit 350 Kr. und 40 Heller getraute sich also vor nicht ganz achthundert Jahren ein Wiener Bürger nach Palästina zu fahren! Leider schweigt das Salbuch über seine Schicksale und auch darüber, ob er in die Arme seiner concubinae ejus, nomine Gepa fröhlich und heil zurückgekehrt ist.

Die durch Österreich reisenden Pilger nach dem Heil. Lande genossen freien Durchzug und erfreuten sich, besonders in Wien am herzoglichen Hofe, stets gastlicher Pflege. Die Bürger, namentlich die Schottenmönche, waren verpflichtet, für deren Unterkommen und Verpflegung Sorge zu tragen, zu welchem Zwecke vor den Stadttoren eigene Pilgerherbergen errichtet waren. Streng wachte der Herzog darüber, daß diese Herbergen mit Lebensmitteln und allem übrigen Bedarf wohl versorgt waren, und er selbst setzte die Lebensmittelpreise fest, damit die Pilger nicht übervorteilt würden, ja wenn Mißwachs war, und Teuerung drohte, so mußten aus entfernten Gegenden Lebensmittel zugeführt werden, um die Pilger darunter nicht leiden zu lassen. Der Herzog selbst, und in seiner Verhinderung seine Mutter, Frau oder Kinder beteilten die armen Pilger mit Wein, Lebensmitteln und sonstig Nötigem in reichlichstem Ausmaße.

Im Jahre 1181 beschloß Leopold selbst einen Kreuzzug zu unternehmen, er begab sich aber zuvor, um für alle Fälle die Zukunft seiner Lande und seines Hauses zu sichern, mit seinem erst siebenjährigen Sohn Friedrich — später der Katholische beigenannt — an das Hoflager des Kaisers, um Friedrich mit Österreich belehnen zu lassen. Dann trat er 1182 die Wallfahrt an und erreichte ohne Unfälle Jerusalem. In Konstantinopel ausgebrochene Unruhen aber veranlaßten ihn schleunigst über Apulien heimzukehren

*) Siehe den Abschnitt „Frau Aventiure in Ostarrichi".

und erreichte er um Weihnachten wohlbehalten Wien. Im gleichen Jahre war der letzte der steyrischen Ottokare, ein siecher, vom Aussatze befallener Jüngling ohne Aussicht auf Leibeserben, von dem Gedanken getragen, für den Fall seines Todes sein Land mit Österreich zu vereinigen, mit Herzog Leopold in Verhandlungen getreten, welche dahin führten, daß er mit Einwilligung der Stände und in deren Beisein am 17. August 1186 sein Herzogtum zu ewigem ungeteiltem Besitz seinem nächsten Blutsverwandten, dem Herzog Leopold und dessen Hause übergab, falls er ohne Leibeserben stürbe. Ottokar starb 1192. Nun eilte Leopold zum Kaiser nach Worms und ließ sich dort mit der Steyermark belehnen, fuhr nach Graz zur Huldigung, baute, da die alte Grenzburg Pitten nicht mehr entsprach, auf damals noch steyrischem Grunde jenseits der Piesting eine neue Burg, welche er Wiener-Neustadt benannte.

Da scholl der Schreckensruf durch Deutschlands Gaue: „Saladin hat Jerusalem erobert! — Das Heilige Land verloren! — Wehe! — Wehe! — Wehe!!“ —

„Ssalaheddin“ hatte im Jahre 1187 tatsächlich Jerusalem weggenommen, und damit war maßlose Erregung über das christliche Europa hereingebrochen. Der dritte große Kreuzzug war die unmittelbare Folge davon. Die Könige Philipp von Frankreich und Richard II., beigenannt Löwenherz, beschlossen die Kreuzfahrt, und namentlich Deutschlands fast siebenzigjähriger greiser Kaiser, Friedrich I. der Rotbart, nahm ebenfalls das Kreuz. Der Kardinallegat Heinrich — vormals Abt von Zwettel — überreichte 1188 dem greisen Kaiser am St. Georgstage (24. April) zu Mainz die Kreuzesfahne nebst Pilgerstab und Pilgertasche, und der Aufbruch des Heeres fand von Regensburg aus statt. Mehr als sechsmalhunderttausend Mann zogen beiderseits der Donau entlang auf Wien zu, wo Rasttag und Musterung gehalten wurde. Am 12. Mai folgte der Kaiser zu Schiff mit den Fürsten und dem engeren Gefolge. Herzog Leopold empfing den Kaiser an den Grenzmarken seines Landes mit glänzendem ritterlichem Gefolge und gab ihm das Geleite bis Wien, wo er ihn auf das feierlichste einführte, das seinen großen Kaiser mit jauchzendem Jubel begrüßte.

Hier nun hielt der Kaiser strenge Musterung des Heeres ab, und wies mehr als fünfhundert Mann als unwürdig oder untauglich zurück. Auch Herzog Leopold hatte das Kreuz genommen, aber Grenzstreitigkeiten mit Ungarns König, Bela II., wegen der Übernahme der steyrischen Lande verzögerten seinen Aufbruch um fast fünfzehn Monate. Mit seinem Bruder Heinrich von Mödling und einer auserlesenen Ritterschar Österreichs und Steyermarks nahm er seinen Weg durch Italien über See und langte fast gleichzeitig mit den Königen von England und Frankreich vor Ptolemais (Accon, und St. Jean d'Acre) an, während er den Kaiser nicht mehr unter den Lebenden traf. Der Kaiser wollte mit seinem Heere den reißenden Saleph (Kalykadnos, heute: Gök-su) in Cilicien übersetzen, ward aber ungeduldig, da die geschlagene Brücke zu schmal war und sprang mit seinem Rosse in die Fluten, um schwimmend das andere Ufer zu erreichen, fand aber in den Wirbeln der Strömung seinen Tod angesichts seines bestürzten Heeres. Das deutsche Volk aber ließ seinen glanzvollsten der — alten — Kaiser nicht sterben; es wähnte ihn nur der Erde entrückt, schlafend im Zauberbann tief drunten im Kyffhäuser (auch bei Göpfritz in Niederösterreich schläft der „alte Kaiser“) und hofft auf seine Wiederkehr, um die letzte der Schlachten zu Deutschlands Einigung zu schlagen.

Bei der Einnahme von Ptolemais erwarb sich Herzog Leopold ein neues Wappen für Österreich, den bekannten Bindenschild, rot-weiß-rot (ruoth-wit-ruoth = Recht! Gesetz! Recht!) Er focht beim Sturme auf einen Turm als einer der Vordersten so wütend, daß sein weißer Waffenrock — der historische weiße Waffenrock der Österreicher, den auch heute noch der Kaiser von Österreich trägt! — so über und über mit Sarazenenblut bespritzt war, daß, als man ihm im Zelte das Wehrgehenke abnahm, die weiße Binde im blutigen Waffenrock von allen mit staunender Bewunderung wahrgenommen wurde. Alles jubelte dem Heldenherzog zu und forderte ihn auf, dieses „Rot-weiß-rot“ zum neuen Wappen Österreichs zu erheben zum ewigen Gedenken jenes Heldenkampfes. Und so geschah es; das vor Ptolemais entstandene neue Wappen Österreichs, wenngleich es das alte „der fünf goldenen Aare in Blau“ nicht zu verdrängen vermochte, ist dennoch Österreichs Wahrzeichen geblieben und in die Kriegsflagge Österreichs als uraltes „Orlogmal“ übergegangen, „Recht-Gesetz-Recht“ hochgehalten zur Schau stellend.

In diesem Sturme auf Ptolemais ereignete sich noch ein zweites Abenteuer des ritterlich-tugendhaften Leopold. Nach der Einnahme der Stadt ließ Richard Löwenherz allenthalben englische Banner aufstecken, und als Leopold auf dem von ihm eroberten Turm das österreichische Banner aufpflanzen ließ, wurde dieses auf Richards Befehl herabgerissen und in den Kot getreten. Leopold machte darüber dem König Vorwürfe, welche dieser nur mit Hohn erwiderte. Die Heiligkeit des Bodens hielt Leopold ab, an Ort und Stelle ritterliche Genugtuung zu fordern und zog grollend mit seinen Mannen ab. Er verließ Asien

und kehrte sofort nach Österreich heim. Aber nicht nur Österreich, sondern auch Frankreich hatte der hochmütige Richard beleidigt, ebenso noch andere Fürsten, welche nach und nach dieserwegen heimfuhren, bis Richard als Letzter Palästina verließ. Auf der Heimreise kam er im Mittelmeer in Seenot, sein Schiff wurde in die Adria verschlagen, und scheiterte in der Nähe von Aquileja, so, daß er sich nur mit wenigen Begleitern an das Land zu retten vermochte. So mußte er auf seiner Reise, da er Frankreich zu betreten scheute, das ihm befreundete Braunschweig zu erreichen trachten, dahin aber führte nun der Weg über Österreich und Böhmen, das für ihn nicht weniger drohend war. Der Flüchtlingsweg, den er nun zu fahren hatte, bewies ihm schon bei Görz und später in Kärnten, wie verhaßt sein Name überall war, und so verkleidete er sich als einen reisenden Kaufherrn, und erreichte in dieser Verkleidung unangefochten ihm Jahre 1192 Wien und die Burg seines schwerbeleidigten Kampfgenossen, des Herzogs von Österreich. In einem Dorfe „Erdperch" bei Wien, ward er von einem mit dem Herzog heimgekehrten Kreuzfahrer erkannt, als er eben einen Braten am Spieß drehte, und zwar an einem kostbaren Ring, der ihn als den König Englands verriet. Sofort wurde der Herzog verständigt, der unverweilt nach Erdberg eilte, um den König persönlich gefangen zu nehmen. Der Herzog übergab seinen königlichen Gefangenen dem mächtigen Nachkommen Azzos von Gobbartsburg, Hademar von Kuenring, der ihn auf seiner Donaufeste Dürnstein in strengem aber ritterlichem Gewahrsam bis zum Jahre 1193 hielt, in welchem Jahre der Herzog seinen Gefangenen an Kaiser Heinrich VI. nach Worms auslieferte. Der Kaiser ließ Richard Löwenherz nach Mainz und später nach dem Trifels bringen, wo er im Februar 1194 gegen Vertrag und ein ansehnliches Lösegeld freigelassen wurde. Der dem Herzoge Leopold zugefallene Anteil an dem Lösegeld wurde zur Vergrößerung Wiens benützt, um welches ein neuer Mauergürtel gezogen wurde, ohne die inneren Mauern zu brechen, wodurch Wien nahezu den doppelten Umfang gegen früher gewann. Richards Klagen bei dem Papste darüber, daß der Herzog ihn, den heimkehrenden Kreuzfahrer, der doch als „geheiligte Person" zu gelten hätte, aufhob und mit Lösegeld belegte, hatten für Leopold den Kirchenbann zur Folge, ohne daß der Herzog aber deswegen das geforderte Lösegeld und die Geiseln zurückgegeben hätte, welche, wie Jans der Enenkel berichtet: „bi denselben ziten / ward der grabe umb Wienne erhaben / den muosten die Engelois uztragen / in krâchsen (Kraxen, Tragkörbe) uf ihr rücken / sie machten manec brücken / unz das der grabe breit wart / von des selben küneges vart". Die Geiseln mußten also wie Kriegsgefangene „schanzen", d. h. an den neuen Wehrbauten Wiens arbeiten, für welche das königliche Lösegeld, das nach Jans dem Enenkel („umbe hunderttusent mark, muost er geben dem fürsten stark") hunderttausend Pfundes Silber betrug (3,504.000.— Kronen Öst. Währg. heutigen Geldes).

Leopold wollte einen neuen Kreuzzug rüsten und fuhr dieserhalb nach Graz, woselbst er am St. Stephanstag (26. Dez. 1194) ein Turnier hielt, aber auf dem Eise mit dem Pferde stürzte, das ihm ein Bein zerschmetterte, an dessen Folgen er starb. In seiner Todesstunde wurde der Kirchenbann, gegen die Zusage der Rückgabe des Lösegeldes wie der Geißeln an Richard Löwenherz, von ihm genommen und so starb er am 31. Dezember 1194 mit der Kirche versöhnt zu Graz. Er ward an der Seite seiner Gemahlin Helena, Tochter Königs Bela II. von Ungarn im Kapitelhause zu Heiligenkreuz begraben. Seine Söhne entließen wohl die Geiseln, aber das Lösegeld wurde nicht zurückerstattet, und da bald darauf auch Richard Löwenherz eines gewaltsamen Todes starb, kam diese Angelegenheit allmählich in Vergessenheit.

Den babenbergischen Hausgesetzen zufolge trat nun Leopolds ältester Sohn Friedrich die Regierung beider Herzogtümer an, da er aber das Gelübde seines Vaters, einen neuen Kreuzzug zu unternehmen, erfüllen wollte, so setzte er als seinen Stellvertreter seinen jüngeren Bruder Leopold in Steyermark sogleich und in Österreich 1197 ein, als er in diesem Jahre sich zur Kreuzfahrt anschickte. Als aber nach Kaisers Heinrich VI. Tod das gewaltige Kreuzheer sich auflöste und in alle Winde zerstob, hielt er mit den Bischöfen von Mainz, Passau und Verden beim Reste des Heeres aus, um dieses vor gänzlichem Untergang zu retten; dieser ritterliche Edelmut brachte ihm zwar den Ehrennamen „der Katholische", aber auch den Tod an der Pest ein, der ihn in Ptolemais am 16. April 1198, noch unvermählt, ereilte. Bischof Wolfker von Passau, sein Freund, brachte seine sterblichen Überreste nach Österreich heim, und setzte selbe zu Heiligenkreuz bei.

Nun trat Leopold als Herzog die Regierung beider Lande an, und ließ sich am Pfingstfeste 1200 feierlichst in der Schottenkirche im Beisein Bischof Wolfkers von Passau den Ritterschlag erteilen. Er war also früher regierender Herzog als Ritter geworden. Im Jahre 1203 hatte er sich in Wien in Anwesenheit des deutschen Kaisers Philipp mit der griechischen Kaiserstochter Theodora Comnena in glanzvoller Weise vermählt, worauf er die von seinem Vater begonnene Befestigung und Erweiterung Wiens eifrigst fortsetzte

und mit einem neuen Burgbau vollendete, welcher noch heute als der Grundstock — der sogenannte Schweizerhof — der kaiserlichen Burg in Wien besteht. — Noch im selben Jahre sandte er an den Papst eine besondere Botschaft, um für Wien einen Bischofssitz zu erlangen. In diesem Briefe nennt er Wien „nach Köln die vornehmste Stadt, die der schönen Lage und der vielen Einwohner wegen keine ihres Gleichen habe in ganz Deutschland, wo vor diesem schon ein bischöflicher Sitz gewesen". Wohl war der Papst geneigt, den Wunsch des Herzogs zu erfüllen, aber Eberhard, der Erzbischof von Salzburg, und Manegold, der Passauer Bischof, welch' letzterer sofort selbst nach Rom dieserwegen reiste, hintertrieben diesen Plan des Herzogs, der erst mehr als dreihundert Jahre später durchgeführt wurde, ja erst unter der Regierung Kaisers Joseph II. Wien und Österreich vollständig von der geistlichen Abhängigkeit der Bistümer Salzburg, Passau, Regensburg und Freisingen befreite.

Trotz den Wirren in Deutschland und Europa wußte der glorreiche Leopold seinem Land den dauernden Frieden zu erhalten, obwohl er den Waffenruhm Österreichs nach Spanien wider die Mauren, nach Südfrankreich wider die Albigenser und nach Ungarn zur Schlichtung von Thronstreitigkeiten trug, ja schließlich auch noch einen Kreuzzug nach dem Heiligen Lande unternahm. Er stiftete Lilienfeld und schenkte diesem ihm ein vom Kaiser Balduin von Konstantinopel verehrtes Stück des Heiligen Kreuzes. In dieser Stiftung übernahm er 1217 die Kreuzfahne und gefolgt von den Edelsten aus seinen Herzogtümern, darunter Namen wie Kuenring, Stubenberg, Liechtenstein, Auersperg, Pogen, Pleyen u. a., auch von dem Abte von Melk, Hadmar, trat er die Kreuzfahrt über Spalato an. Dort vereinigte er sich mit den Scharen Königs Andreas von Ungarn und schon im November 1217 war Ptolemais erreicht. Unter dem Vorwand eines Aufruhrs in seinem Lande verließ Andreas bald das Heer und fuhr nach Ungarn heim. Bei Bethsaida wurde Sultan Choraddin in die Flucht geschlagen. Leopold aber bewirkte Heldentaten in Egypten, durch dessen Eroberung er den Schlüssel zur Gewinnung Palästinas zu erlangen hoffte. Achtzehn Monate focht er an der Spitze der deutschen Ritter, der Templer, wie der Johanniter, eroberte den mitten im Nil stehenden starken Turm, welcher als Schlüssel zu Egypten und der Stadt Damietta galt, die dann ebenfalls in die Hände der Christen fiel. Nachdem er diese glänzenden Waffentaten vollbracht, kehrte er nach Österreich-Steyermark heim, um sich nun mit ganzer Kraft der Wohlfahrt seiner Lande zu widmen.

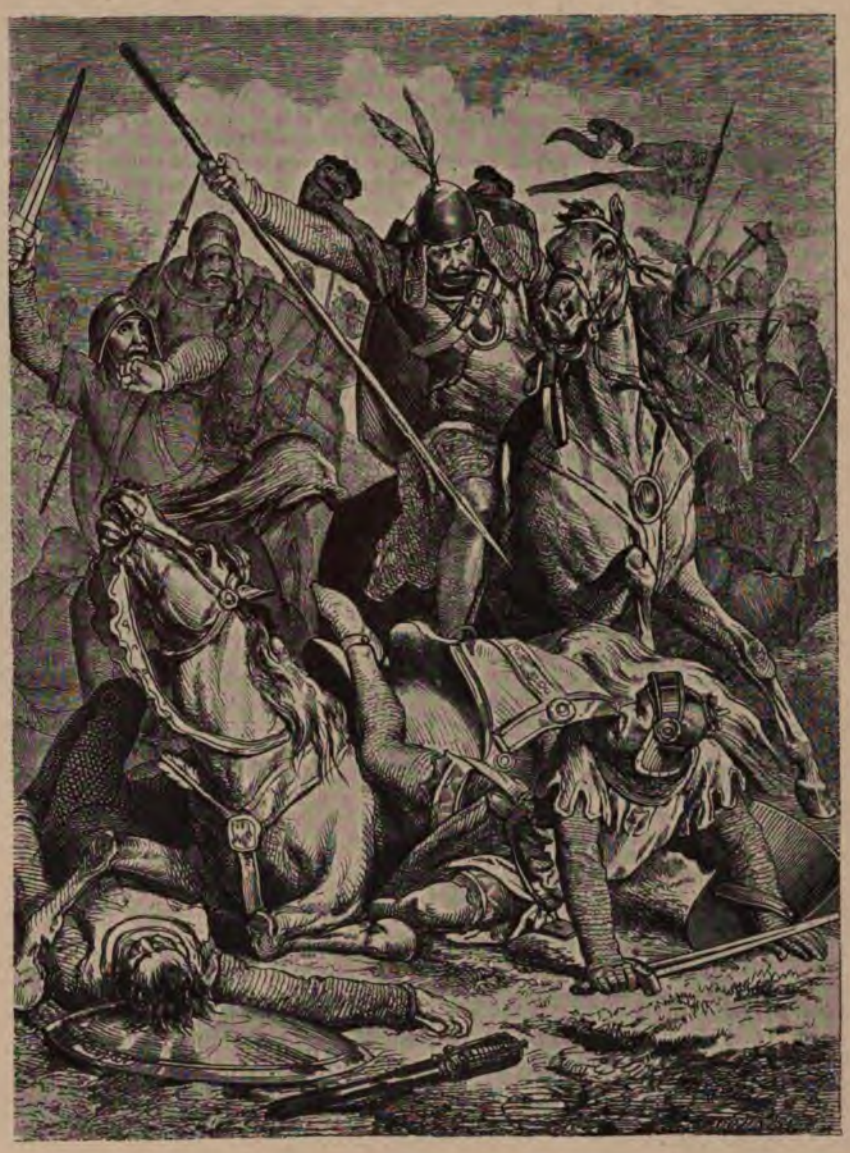
Leopold der Glorreiche bei Damietta in Egypten.

Im Oktober 1221 gab er Wien sein erweitertes Stadtrecht, wie auch die Stadt Enns das ihre schon 1212 erhalten hatte, so wie er Österreich ein Landrecht gab, das älter als der berühmte Schwabenspiegel ist. Wie sehr ihn sein Volk, namentlich seine Wiener vergötterten, berichtet Jans der Enenke in seinem Fürstenbuche. Als er einst zu Weihnachten durch die Stadt ritt, ward ihm eine unvermutete Huldigung. Die Zünfte zogen auf und brachten ihm Weihnachtsgeschenke, worüber er so erfreut war, daß er sie aufforderte, ihre Wünsche ihm bekannt zu geben. Sie erbaten sich Bedenkzeit zur Beratung, faßten dann ihre Wünsche zusammen und ließen selbe dem Herzog durch den „reichen Dietrich" bekannt geben. Der Herzog bewilligte demnach den Wiener Kaufleuten ein Darlehen von 30 000 Mark*). Damit war das in seinen Uranfängen geschaffen, was wir heute eine Bank nennen. Aber noch mehr. Die Wiener beschwerten sich auch darüber, daß die Ritter und Edelleute ihnen viel schulden und diese Schulden nicht bezahlen wollten. Leopold sah persönlich alle diese Schuldbriefe durch,

*) heute: 1 051 200 Kronen Öster. Whrg.

und als er sich vergewissert hatte, daß sie zu Recht beständen, gab er all seinen Gerichten gemessenen Befehl, die Forderungen der Bürger an seine Lehensträger mit aller Strenge einzutreiben.

Aus diesen und ähnlichen Zügen geht nicht nur hervor, wie der Herzog bestrebt war, die Macht der Städte und des Bürgerstandes zu heben, und wie aber auch die Kluft zwischen Bürgertum und Adelsstand sich zu bilden begann, welche in nicht allzu ferner Zeit zu Kämpfen führte, in welchen gerade das Bürgertum die kraftvollste Stütze der Herzoge gegen die Anmaßungen eines unbotmäßigen Adels werden sollte, welcher sich in die neuen Zeitverhältnisse nicht fügen wollte und trotzig auf vorurteilsvollen Sonderrechten bestand, ohne aber auch im gleichen Maße der dadurch bedingten Sonderpflichten gerecht zu werden. Dies klugen Sinnes vorahnend mochte es Leopold wohl veranlaßt haben, seinem Wien erneute Quellen des Wohlstandes zu erschließen, indem er dieser Stadt die wichtigen Niederlagsrechte gegenüber fremden Kauf- und Handelsherren gewährte und den oberdeutschen Donaustädten den Weg nach Ungarn versperrte, ebenso wie er aus gleichen Ursachen den Markt von Hainburg nach Wien verlegte, und indem er den grundbesitzenden Bürgern ihre Privilegien in einem besonderen Stadtrechte bestätigte und mehrte, machte er das für das damalige Städtewesen so wichtige Patriziertum erstarken.



Des letzten Babenbergers Friedrich des Streitbaren Tod.

So glücklich aber auch Herzog Leopold als Regent war, ebenso unglücklich war er als Vater. Auch in seinem Hause machte sich jenes eigenartige Verhängnis geltend, das so viele Familien zerstörte, und auch noch heute zerstört, wie zahlreiche Beispiele es bis in die neueste Zeit bestätigen, wobei es ganz besonders zu beachten ist, daß sich dieses Verhängnis nicht nur an Dynastengeschlechter allein, sondern in weit höherem Maße an rasch zu Reichtum gelangende Familien klammert, welche selten bis in die dritte Generation die Stellung und den Reichtum bewahren, den die erste Generation begründet hatte. Die Söhne „schlagen aus der Art" wie man jenen Verfallsbeginn bezeichnet, sie sind durch Wohlleben verweichlicht, und der Verfall setzt unaufhaltsam ein.

Leopolds Erstgeborener — ebenfalls Leopold — geheißen stürzte als neunjähriger Knabe von einem Baum und starb an den Folgen des Sturzes. Sein Zweitgeborener, Herzog Heinrich der Grausame von Mödling, lehnte sich gegen ihn auf, um die Regierung an sich zu reißen, und Leopold mußte ihn mit Waffengewalt aus dem Lande werfen. Auf der Flucht starb er in Mähren (28. Sept. 1228). Sein mildgesinnter Vater ließ die Leiche nach Lilienfeld bringen und begleitete sie mit seinem nunmehr einzigen dritten Sohn, Friedrich — später der Streitbare genannt — zur Gruft. Sofort eilte Leopold wieder nach Italien, um

den Zwist zwischen Kaiser und Papst zu schlichten. Er übertrug die Verwaltung des Landes seinem Sohne Friedrich, die Heeresangelegenheiten aber seinen Getreuen Hademar und Heinrich von Kuenring. Wohl gelang ihm die Mission, aber nur als Leiche kehrte er heim und ward in seiner Stiftung Lilienfeld begraben.

Mit seinem am 28. Juli 1230 zu San Germano erfolgten Tode war es mit dem zweiunddreißigjährigen Frieden in den babenbergischen Ländern vorbei. Die Herzogin-Witwe Theodora zog sich in die Burg am Leopoldsberge zurück, und der erst neunzehnjährige Herzog hatte gleich beim Antritte seiner Regierung schwere Kämpfe mit den störrigen Landsaßen zu bestehen. Die Brüder Hademar und Heinrich von Kuenring entführten am hellen Tage den herzoglichen Schatz und das herzogliche Siegel aus der Burg zu Wien, das die Wiener geschehen ließen, vermeinend, es geschehe auf des Herzogs Befehl. Das mochte Friedrich gegen die Wiener eingenommen haben, und da er selbst etwas zu junkerliche Neigungen hatte und seines Vaters kluge Vorausberechnung nicht verstand, entzweite er sich sehr bald mit Wien besonders durch ungerechten Steuerdruck und andere ungerechtfertigte Beeinträchtigungen ihrer Rechte, wozu noch junkerlicher Übermut in Liebesangelegenheiten kam, die sich die Wiener nicht bieten ließen und den Herzog bedrohten, so daß dieser aus Wien fliehen mußte. In Streitigkeiten mit Kaiser Friedrich II. verwickelt, forderte ihn dieser zweimal auf, den Lehenseid zu leisten, aber Friedrich auf seine Macht und die goldene Bulle des Kaisers Rotbart vom 17. September 1156 pochend, welche ihn nicht verpflichtete, seine Lehen außer Landes zu nehmen, erschien nicht und schädigte überall des Kaisers Anhänger. Endlich ließ er sich herbei, auf seiner Burg zu Portenau (Pordenone) 1232 mit dem Kaiser zusammenzutreffen, wodurch die Kluft zwischen beiden nur vergrößert wurde. In neue Kriege mit Ungarn und Böhmen verwickelt, schlug er die Ungarn, daß sie um Frieden baten, und die Böhmen, ohne es zur Schlacht kommen zu lassen, fluchtartig heimzogen. Statt seinem Lande Ruhe zu gönnen und sich mit dem Kaiser zu versöhnen, rückte er gegen Bayern, schädigte die Besitzungen Passaus und Freisingens in Österreich und schonte selbst österreichische Klöster nicht, wodurch er die Erbitterung gegen sich steigerte und die Zahl seiner Feinde mutwillig vermehrte. Zum drittenmale vor den Kaiser gefordert und wieder nicht erschienen, hatte seine Ächtung durch das Reich zur Folge, welche 1236 in Augsburg ausgesprochen wurde. Böhmen und Bayern hatten die Acht zu vollstrecken und noch im Herbste 1236 drang das die Reichsacht vollstreckende Heer von allen Seiten in Österreich ein. Von allen verlassen, floh Friedrich nach Wien, das ihm aber die Aufnahme verweigerte, ihm bedeutend, sich seinethalber keiner Belagerung auszusetzen. Nun flüchtete er nach Mödling, das ihm aber zu wenig Schutz bot und von dort nach Starhemberg und später nach Wiener-Neustadt, der einzigen, ihm treugebliebenen Stadt. Von seinen reichen Landen waren ihm nur die eine Stadt Wiener-Neustadt, die Burgen Starhemberg und Emmerberg und die von seiner Gemahlin Agnes von Meran verteidigte Riegersburg in Steyermark verblieben.

Der Kaiser zog in Wien ein, das er durch die berühmte goldene Bulle zur freien Reichsstadt erhob, während Friedrich, scheinbar untätig wechselweise in Starhemberg oder der Neustadt sich aufhielt. Diese Prüfungszeit war für den geächteten Herzog von großem Nutzen und gänzlich umgewandelt sehen wir ihn später wieder in Wien. Seine edle große Babenbergerseele, gereinigt durch die Feuerprobe des Schicksals, hob ihn nun zur gleichen Höhe mit seinen glorreichen Ahnen. Der Sturz aus seiner Höhe vermochte sein stolzes Haupt nicht zu beugen, sondern machte es nur männlicher, kräftiger heben. Erst in seiner vollständigen Verlassenheit, nur auf sich selbst gestellt, zeigte sich in seinem hellen Geist, seinem streitbaren Mut erst die wahre Seelengröße.

Nach des Kaisers Abreise sammelte er seine wenigen Getreuen, brachte damit dem Heere des Kaisers eine entscheidende Niederlage bei und machte die Bischöfe von Passau und Freisingen zu seinen Gefangenen. Beide entließ er ohne Lösegeld, erwarb ersteren zu seinem dauernden Freunde und gewann dadurch die Herzen Vieler. Bald erhoben seine Anhänger sich wieder zu seinen Gunsten in all seinen Ländern, und im raschen Siegessturme hatte er dieselben in kurzer Zeit zurückerobert. Eine neuerdings unter Otto von Ebenstein eingerückte Reichsarmee vernichtete er 1238 bei Tulln. Nun söhnte er sich auch mit dem Kaiser aus, blieb diesem fortan treu und war also wieder Herr in seinen Ländern. Nur Wien verschloß ihm noch die Tore, um seine junge Reichsunmittelbarkeit kämpfend. Er schloß die Stadt ein und bezwang sie ohne Schwertschlag durch Hunger. Der Bischof von Passau vermittelte die Übergabe. Wien verzichtete auf seine Reichsunmittelbarkeit und hielt nun auch fürder treu zu seinem Herzog wie vordem zu dessen Ahnen.

In neue Grenzstreitigkeiten 1241 mit Böhmen verwickelt, ward er kurz nach deren Schlichtung der Retter Deutschlands aus drohender Gefahr. Im Herbste desselben Jahres hemmte sein entschlossener Mut das Vordringen der Tataren und bewahrte dadurch Deutschland vor schrecklicher Verwüstung. Schon

Friedrich des Streitbaren Grab in der Stiftskirche zu Heiligenkreuz bei Baden (Niederösterreich).

knüpfte er mit dem Kaiser Unterhandlungen an, um alle seine Lande, zu welchen er nun auch Krain erworben hatte, unter einer Königskrone zu vereinigen (Verona 1245), als ihn ein neuerlicher Einfall der Ungarn an die Grenzen rief. Am 15. Juni 1146 — seinem fünfunddreißigsten Geburtstag! — zog Herzog Friedrich der Streitbare mit seinem sieggewohnten Heere aus der allzeit getreuen Neustadt, doch nur als Leiche kehrte er wieder heim mit der Todeswunde im Auge, das noch den Sieg erschaut hatte. Bange Sorgen erfüllte die Gemüter um seiner hinterlassenen Lande Zukunft, da er — der letzte Babenberger! — ohne Leibeserben dahingegangen war, obwohl er dreimal vermählt war.

Seiner Mutter der Herzogin-Witwe Theodora brachte man auf die Leopoldsburg die Kunde, daß der letzte Babenberger sieghaften Heldentod gestorben sei. Da sprach sie nicht mehr, auch aß sie nicht mehr, und erwartete gleich einem kalten augenlosen Marmorbild den Tod, der ihr am achten Tage nach der Schlacht das Herz brach.

Zweihundertundsiebenzig Jahre hatten die Babenberger die Ostmark verwaltet und sie aus den bescheidensten Anfängen der kleinen unselbständigen Mark zu einem stolzen machtgebietenden Staatengebilde emporgehoben, über welchem schon die Königskrone zukunftsverklärend emporzusteigen begann, als jener Unheilstag alle Zukunftshoffnungen zerstörte. Alle Leiden, alle Bedrückungen der letzten sechzehn Jahre waren vergessen, und wie eine glänzende Sonne, die nach verrolltem Gewitter durch die Wolken bricht, ebenso strahlten im Gedenken des herren- und führerlos gewordenen Volkes Friedrichs ritterliche Tugenden, verklärt durch das Andenken an seine eilf Vorgänger seines Geschlechtes, durch die nun schweigenden Anklagen und feindlichen Stimmen der gegnerischen Parteien nur umso strahlender hervor. Wohl, der Traum der Königskrone war verflogen, eine mehr als dreißigjährige herrenlose Zeit der Trübsal war den verwaisten Landen beschieden, aber darnach dämmerte eine neue glücklichere Zeit über den Babenbergerlanden herauf, um mit dem habsburgischen Löwen dem gottgesegneten Österreich statt der Königskrone das sonnenstrahlende kaiserliche Diadem der stolzen Austria auf das hehre Haupt zu setzen.

Meister Volkhner und sein Gesell.*)

Der alte Bauherr sitzt im Kämmerlein,
Mit Stift und Zirkel früh am Tag allein,
Denn einen Dom soll er in Wien erbau'n,
Wie keiner noch in Öst'reich ist zu schau'n. — — —

Und als der wack're Meister ganz vertieft
In Pergament und Riß und alter Schrift,
Da tritt ein Jüngling ins Gemach herein,
Der aufgedungen als Gesell will sein.

Und als den Freibrief las der Meister alt,
Betrachtet er des Jünglings Wohlgestalt —
Welch' schlanken Wuchs, welch' Adel im Gesicht,
Das Aug' wie hell, das Haar wie goldiglicht!

Und wunderbar ergreift es sein Gemüt,
Wie schön die Jugend, die so keusch erblüht,
Und seiner eig'nen Jugend, nun dahin,
Denkt noch der Meister mit bewegtem Sinn.

Und aufgedungen als Geselle ward
Alsbald der Jüngling von so selt'ner Art,
Und eh' noch eine kurze Frist verrinnt
Den frommen Bau der Meister schon beginnt.

Und treu zur Seite steht ihm der Gesell,
Und wo er schafft, da geht es doppelt schnell,
Und wo er immer anlegt seine Hand,
Da ist's, als wüchse sichtbar Stein und Wand.

Tagtäglich ist der Erste er am Bau,
Und ohn' Ermüden bis zum Abendgrau,
Ja alle spornt zur Tätigkeit sein Fleiß,
Und immer werter wird er d'rum dem Greis.

Und eh' vier flücht'ge Jahre noch vorbei,
Da ragen schon empor der Türme zwei,
Da steht der Bau, so stolz und schmuck erhöht,
Wie keiner noch in Öst'reichs Gauen steht.

Horch auf! Da klingen von den Türmen weit
Die Glocken, preisend Gottes Herrlichkeit,
Und bunte Fahnen in den Lüften weh'n,
Und Blumen sind an Tor und Sims zu seh'n.

Und feierlich in prunkendem Ornat,
Der Bischof Reinbert**) sich dem Dome naht,
Und hinter ihm die Priester all' und Lai'n,
Um feierlich den Dom nun einzuweih'n.

Und vom Gesange widerhallt der Dom,
Die Orgel braust, ein heil'ger Jordanstrom,
Das Rauchfaß dampft, die Lichter flackern hell,
Und auf den Knie'n liegt Meister und Gesell.

Und als darauf das heil'ge Werk vollbracht,
Der Jüngling wieder auf zur Reis' sich macht,
Spricht da der Meister: „Gehe nicht von hier,
Ist's doch, als nähmst du mit ein Stück von mir."

Doch jener d'rauf: „Hier ist mein Werk getan,
Zu andern Domen führt mich jetzt die Bahn,
Doch seh'n wir uns noch einmal, drauf die Hand!"
So sprach der schöne Jüngling und verschwand.

Betrübt der alte Meister bleibt allein,
Doch weicht der Nebel bald dem Sonnenschein,
Und heiteren Gemütes wallet fromm
Noch oft der Meister zu dem Dom.

Da schlägt das Stündlein auch dem wack'ren Greis,
Doch preßt's ihm aus der Stirne keinen Schweiß,
War rein sein Wandel doch und makellos
Gibt er sein Irdisches der Erde Schoß.

Nur oftmals denkt er: „Sieh', so muß ich fort,
Und der Geselle hielt mir nicht sein Wort,
Wie wird er es bereuen, wenn zu spät
Gekommen, er an meinem Grabe steht.

Doch als er nun zum Sterben hin sich legt,
Ein seltsam Wehen im Gemach sich regt,
Und zu ihm neigt mit lächelndem Gesicht
Ein Jüngling sich, in Locken goldiglicht.

Den Leib gehüllt in schimmerndes Gewand,
Trägt eine Lilie er in weißer Hand,
Und als ins Antlitz ihm der Meister blickt,
Da war sein Herz gar wunderbar entzückt.

Und selig lächelnd schaut er noch auf ihn,
Und winkt, und senkt das Haupt und ist dahin:
Ward's doch dem Meister noch im Scheiden klar,
Wer sein Gesell beim Bau des Domes war.

J. Nep. Vogl.

---

*) Meister Volkhner (Oktavianus Folkner) — fälschlich Wolzner genannt — war unter Jasomirgott Erbauer der Stephanskirche im Jahre 1144.

**) Reinbert, Bischof von Passau, weihte im Jahre 1147 die Stephanskirche zu Ehren des hl. Stephan, eben auf dem Zuge nach dem heiligen Lande begriffen.

Österreichs Wappenschild.

(1191)

Entzündet von heiliger Glut,
Beflügelt von Eifer und Mut,
Drang über Ströme, Berg' und Meer
Das völkerreiche Christenheer,
Verschmachtend oft in Wüsteneien
Im fernen Sarazenenland,
Um schnell aus der Ungläub'gen Hand
Das Grab des Heilands zu befreien.

Schon war Ptolomais bedrängt;
Die christliche Heerschar umfängt
Die hohen Mauern rings umher,
Ein Brausen wie das nahe Meer;
Und Sultan Saladin, verlassen
Vom Glück, das ihn sonst stets gekrönt,
Sieht sich vom Schicksal nun verhöhnt,
Kann weder Rat noch Hilfe fassen.

Zwar siegreich das Christenheer wallt,
Doch herrlich vor Allen noch strahlt
Österreichs Herzog Leopold,
Jeder edlen Tugend hold;
Der Menschlichkeit den Mut verkündend,
Weht seine Fahne stets voran,
Den blut'gen Weg der Heldenbahn,
Dem Heere Glück und Sieg verkündend.

Schon wankt Ptolomais bestürmt,
Von Leichenhügeln umtürmt;
Allein mit der Verzweiflung Wut
Wächst auch der Sarazenen Mut,
Und auf den schon erstieg'nen Mauern
Beginnt ein neuer Todeskampf.
Heiß qualmt empor des Blutes Dampf,
Es weicht der Tag der Pfeile Schauern.

Umringt vom ungläubigen Troß
Steht Leopold, herrlich und groß;
Sein Schwert ein reger Himmelsstrahl,
Schlägt einen Feind mit jedem Fall.
Schon schwächer wird das Schlachtgebrülle;
Was lebt, sucht seinen Arm zu flieh'n,
Nur Leichenhügel sind um ihn.
Bald jauchzt der Sieg durch Todesstille.

Erhaben, ein Gott der Schlacht,
Prangt Leopolds glorreiche Macht,
Ernstblickend auf der Leichen Kreis.
Sein Waffenrock, noch glänzendweiß,
Doch nun ein hehres Siegeszeichen,
Getränket in der Feinde Blut,
Strahlt auf in hoher Purpurglut,
Wie Morgenrot auf See und Teichen.

Jetzt löst er Gürtel und Schwert;
„Gelobet sei Gott und geehrt!"
So ruft er tief gerührt, und senkt
Den Stahl vor dem, der alles lenkt.
Und sieh: wie rot sein Kleid auch glühte,
Da, wo der Gürtel ihn bedeckt,
Dem nah' das edle Herz ihm schlägt,
Strahlt's schneeweiß um des Leibes Mitte.

„Seid ewig ihr Farben im Schild,
Und bleibt der Gerechtigkeit Bild,
In Öst'reichs Wappen immerfort!"
So tönte Heinrichs Kaiserwort.
„Umströmt euch gleich der Feinde Blut,
Ihr ehret Gott und bleibet gut!
D'rum leuchte, wie der Tugend Kranz,
Im Rot der weißen Farbe Glanz."

Kuffner.

Rudolf von Habsburg.

Von einer Ortlichkeit, welche die Wiege eines großen Mannes, einer Familie von Großen, eines Geschlechtes von Gebietern war, fordert man, daß sie äußerlich Spuren trage, die den Ahnenkult fördern. Nichtige Dinge, die sich auf den engsten Raum beschränken, etwa die von Unkraut durchwucherten Winkel einer

Die Habsburg in ihrem jetzigen Zustande.

zusammengebrochenenBurg, bringen Stimmung in die Seele des Träumers; den Historiker befriedigen sie nicht. Er, der im Weitblick in zeitliche und unendliche Fernen nicht die Idylle, sondern die Romanze, nicht das Anziehende, sondern das Großzügige, nicht das Schlummerlied, sondern den Drommetenschall sucht,

bedarf des erhöhten Standpunktes. Eine jener Hochwarten, von denen aus Weltgeschichte zum visionären Gemälde wird. Die räumliche Fernsicht, das Verschwommene, die wehenden Schleier des unermeßlichen Tieflandes oder der verdämmernden Höhenzüge vermitteln die Gesichte der Einbildungskraft. Hier wird Stimmung zum Problem, die Dinge sind ihrer Wesenheit entkleidet, sie erscheinen als helle Schattenzüge nah und fern und vermitteln die Tragik alles Geschehens . . . .

Wenn man von der freundlichen Stadt Aarau, der Hauptstadt des „Kultur-Kantons" — wie man in der Schweiz den „Aargau" nennt — mit der Eisenbahn talab der Aare fährt, wird die Station Wildegg ausgerufen. Sie liegt rechts der Aare und hat den Namen von der alten Burg, die auf dem Gehänge steht. . . . Wenn wir hier den Zug verlassen, geschieht es, um einen Gang in eine ereignisreiche Zeit zu unternehmen. Zwanzig Minuten genügen, um uns auf die Höhe des Wülpsberges zu versetzen. Wir halten an und betrachten einen Komplex von Baulichkeiten: Zwei Türme, von welchen sich einer durch seine robuste Massigkeit auszeichnet und drei Gebäude, die sich an die uralten Warten schmiegen, wie Küken an die Mutterhenne . . Das ist die Habsburg. Der große Turm mit seinen 3 Meter dicken Mauern, 22 Meter lang, führt noch den Namen des Erbauers der Burg, des großen Radbot von Altenburg im Klettgau. Er war der Urenkel des Grafen Guntram des Reichen von Elsaß und Breisgau, der vom Kaiser Otto I. geächtet wurde und aus diesem Grunde sich aus seiner Heimat in diese Gegend, dem versteckten Winkel zwischen den Flüssen Aare und Reuß begab. Auf der Höhe über dem Zusammenfluß der Bergströme erbaute Radbot die keineswegs große, aber starke Trutzburg. Radbots Bruder, Werner, Bischof von Straßburg, machte die Mittel flüssig.

„Im Aargau steht ein hohes Schloß,
Vom Tal erreicht es kein Geschoß;
Wer hat's erbaut,
Das wie aus Wolken niederschaut?
Der Bischof Werner gab das Feld,
Graf Rabot hat sie hingestellt,
Klein, aber fest
Die Habsburg steht, das Felsennest."

Es geht die Sage, daß Werner, als er den Bau besichtigte, dessen Unansehnlichkeit rügte, zumal die schwachen Mauern. Als er andern Tags wiederkam, sah er eine große Zahl Krieger um die Mauern gelagert, Dienstmannen seines Bruders. Er hatte sie mit Gütern belehnt, zu deren Ankauf das ersparte Geld verwendet worden war . . . Das sind „Habsburgs Mauern".

„Mit blankem Schilde Mann an Mann
Steht Mauergleich des Grafen Bann,
Und hoch zu Roß
Hebt mancher Turm sich aus dem Troß."

Da spricht der Bischof: Sicherlich,
An solchen Mauern halte dich:
Nichts ist so fest
Als Treue, die nicht von dir läßt." (Karl Simrock).

Habsburgs Mauern, im übertragenen Sinne gemeint, haben standgehalten, nachdem die Burg selbst längst ihrer Macht entkleidet war. Nur die alten Türme blieben, Sinnbilder der Kraft. Das ehemalige Wohnhaus ließen die Schweizer zum inneren Hof umgestalten und erbauten statt dessen an der Südseite das sogenannte „Ökonomiegebäude," welches unser Bild, mit dem großen Radbotturme im Hintergrunde, zur Darstellung bringt. Im Süden der Burg, in geringer Entfernung, liegen die Häuser des Dorfes Habsburg . . Wir aber steigen die 70 Stufen des Hauptturmes hinan, um jene Fernsicht zu genießen, welche bei dem geschichtskundigen Besucher die Dinge in Raum und Zeit vermittelt. Mit diesem Rundblick ist die Bedingung erfüllt, die wir in den einleitenden Zeilen an eine Örtlichkeit von weithin strahlendem Ruhme gestellt haben. Aus einer Höhe von etwa 600 Meter überschauen wir nordwärts die anmutige Landschaft mit dem Silberband der Aare und der ihr geschwisterlich verbundenen Reuß. Wie eng ist doch dieser Raum zwischen den beiden Fluten und welche Fülle der Gestalten umfaßt er! In diesem Winkel zwischen den sich vereinigenden Flüssen dehnte sich einst das römische Bollwerk Vindonissa, das Standquartier der XI. und XXI. Legion. Die Reste eines Amphitheaters sind Zeugen dieser Vergangenheit. Auf seinem Schutt erhob sich nachmals das Örtchen Windisch, wohin Radbot geflüchtet war. Im Vorblick an der Aare liegt das Städtchen Brugg und wenige Minuten im Südosten die Kirche von Königsfelden.

Es ist die zweite Örtlichkeit, die in die älteste Geschichte der Habsburger eingreift: die Stelle, wo König Albrecht, Rudolf von Habsburgs Sohn, unter Mörderhänden seinen Tod fand. Agnes, die Gattin Albrechts, ließ als Denkmal der Sühne hier ein Kloster aufführen, in welchem sie fünfzig Jahre verbrachte. Von diesem Bau steht nur noch der südliche Teil. Den Wandel der Zeit bezeugt jener Teil des Heiligtums, in welchem sich die Grabstätte des in der mörderischen Schlacht von Sempach gefallenen Herzogs Leopold von Österreich befindet. Heute ist dieser Raum eine — Wagenremise. Der Hochaltar der Kirche befindet sich genau auf der Stelle, wo der Kaiser in den Armen eines Bettelweibes verschied. Albrecht hatte nach dem Mahle — es war am 1. Mai 1308 — seiner Gesellschaft, unter welcher sich die Verschworenen befanden, die Absicht geäußert, seiner Gattin bis Rheinfelden entgegenzureiten. Er brach von „Stein zu Baden" — jenseits der Höhe zwischen Reuß und Limmat — auf. Die Reuß mußte mittels Fähre übersetzt werden, doch sorgte der Hauptverschworene, Johann Parricida, Albrechts Neffe, dafür, daß nur die zur Tat Bestimmten ans andere Ufer kamen: er selbst, Eschenbach, Wart und Balm. Den Todesstoß führte Johann aus, indem er sein Schwert so heftig Albrecht in den Rücken stach, daß es an der Brust heraustrat; Eschenbach stieß ihm das seine ins Gesicht, Balm spaltete ihm das Haupt. Wart blieb erschüttert und teilnahmslos . . . Die Burg Stein zu Baden, von der Kaiser Albrecht seinen verhängnisvollen Ritt antrat, ist auch sonst mit tragischen Ereignissen des Hauses Habsburg verknüpft. Sieben Jahre nach der Katastrophe, vor der Schlacht von Morgarten, hielt sich Leopold I., und 1386, vor der Schlacht bei Sempach, Leopold II. hier auf. Heute ist die Burg, die über der Stadt Baden auf hohen Felsen thront, Ruine.

Wir wenden unsern Blick vom Radbotturme nun nach Westen. Jenseits der Aare erhebt sich der Pötzberg, der Mons Pocetius des Tacitus, wo im Jahre 69 n. Chr. Cecina mit der Rapax-Legion die Helvetier aufs Haupt schlug. Näher zu gegen die Aare liegt im Gartengrün das freundliche Thermalbad Schinznach, im Volksmunde das: „Habsburgerbad" genannt. Dieses ganze Gebiet an den drei Flüssen war seinerzeit habsburgisches Eigen . . . Im Süden der Burg erblickt man das Dörfchen Birr, wo der große Menschenfreund Pestalozzi zuerst und an seinem Lebensabend wirkte und in dem Friedhofe des Dörfchens seine letzte Ruhestätte fand. Hinter Birr, auf der Anhöhe, dem westlichen Abhange des langgestreckten Brunneggberges, ragt das gut erhaltene Schloß Brunegg, einst Familiensitz jenes Landvogtes Geßler, der durch Tells Geschoß in der hohlen Gasse von Küßnacht fiel. Genau 40 Kilometer in der Luftlinie im Süden von der Habsburg liegt Sempach, wo die gepanzerte Ritterschaft Österreichs, zu Fuß kämpfend, ihren Untergang mit erstaunlichem Heldenmute fand.

Und nun zuletzt wenden wir uns nach Osten. Über das Vorland hinweg entrollt sich das imposante Bild der Hochalpen von Appenzell, ein herrliches Seitenstück zu der massigen Bergwelt der Urkantone, die im Südosten das großartige Panorama abschließen. Genau im Osten, 42 Kilometer in der Luftlinie von der Habsburg entfernt, liegt die Stadt Winterthur und eine Viertelstunde von dieser entfernt, im Süden, erhebt sich, nicht ganz 200 Meter über der Stadt, die noch heute herrliche Kyburg, einst der Sitz eines der mächtigsten und ältesten Grafengeschlechter Helvetiens, das seine Abstammung unmittelbar von den Welfen ableitete. Geschichtlich wird die Burg zuerst 1025 — fünf Jahre nach der Erbauung der Habsburg erwähnt, und zwar als Geburtsstätte Hedwigs, der Tochter des Grafen Ulrich von Kyburg, und der Schwester Hartmanns, des älteren Grafen von Kyburg. Mit diesen stand Hedwigs Sohn, Kaiser Rudolf I., in zwanzigjähriger Fehde, weil Hartmann all sein Eigen, also auch die Kyburg, der Kirche zu Straßburg zu Lehen gab. Durch diesen Pakt wäre Rudolf um sein kyburgisches Erbe gekommen, wenn nicht schließlich der Bischof von Straßburg durch den Frieden vom 23. Juli 1266 gezwungen worden wäre, auf dieses Erbe zu verzichten.

Erbauer der Kyburg soll Kaiser Heinrich II. gewesen sein (1018). Später (1097) wurde sie durch den Abt Ulrich von St. Gallen zerstört, nachmals jedoch wieder aufgebaut. Sie besteht aus dem in der plastischen Darstellung sichtbaren Wohnhause im Nordosten, dem Ritterhaus, den beiden Türmen und einer Burgkapelle. Auf drei Seiten fällt es in das Tößtal ab. Die Kyburg war zur Zeit der ersten Kaiser aus dem Hause Habsburg der Aufbewahrungsort der Attribute der höchsten weltlichen Macht jener Zeit: der Reichskleinodien, bis sie Albrecht I. seinem Gegenkaiser Adolf von Nassau auslieferte. Von dieser Burg führen die Kaiser von Österreich und die Könige von Spanien (letzterer als einstiger Zweig der Habsburger) den Titel: „Gefürsteter Graf von Kyburg". Kaiser Rudolfs zweiter Sohn, Rudolf II., wohnte fast beständig auf der Kyburg. Dem Hause Habsburg ging sie durch den Kaiser Sigismund aus dem Hause Luxemburg — diesem großen Schädiger der Habsburger — verloren, indem er sie den Zürichern für eine

Schuld von 40 000 Gulden abtrat. . . . Die Fülle einer reichen, bunten Sagenwelt und leidenschaftlich bewegter geschichtlicher Ereignisse schlingen sich um die Mauern des altersgrauen Schlosses; zu dessen Füßen rauscht die wilde Töß und brandet an den steilen Nagelfluhfelsen, mit dem dunklen Wald darüber, in welchem die Erscheinungen einer romantischen Vergangenheit sich der Einbildungskraft des einsamen Wanderers bemächtigen.

Als Guntram der Reiche, wie wir gehört haben, von Kaiser Otto I. geächtet, in die Schweiz sich zurückzog, zählte man das Jahr 950. Damit beginnt eigentlich die Geschichte des Hauses Habsburg. Siebzig Jahre später (1020) erbaute Radbot — der Urenkel Guntrams — die Habsburg (Habichtsburg), welcher Name urkundlich zuerst Radbots Sohn, Werner, bei der Erneuerung der Stiftungen für das schweizerische Kloster Muri, der ältesten Grabstätte der Habsburger, führte. Herzog Rudolf II. brachte als Erster im Jahre 1227 den Titel „von Gottes Gnaden" auf, während das erste Habsburger Siegel — ein linksaufsteigender Löwe — auf das Jahr 1099 zurückreicht. Albrecht IV., genannt „der Weise," war seit 1200 im Besitze der Grafschaft Aargau und mit Hedwig von Kyburg vermählt. Dies sind die Eltern Rudolfs, der am 1. Mai 1218 im Schlosse Limburg im Breisgau das Licht der Welt erblickte. Es erscheint als ein bemerkenswerter Zufall, daß Kaiser Friedrich II., der sich damals gerade in Breisach aufhielt, bei dem Neugeborenen Patenstelle übernehmen sollte. Verwandt nach Charakter und Geistesanlagen, fühlte sich der junge Habsburger mächtig zu dem berühmten Staufen hingezogen. Schon als Jüngling trat er in die Dienste des Kaisers. Rudolfs Vater aber nahm das Kreuz, um sich den zahlreichen Edlen, die nach dem heiligen Lande zogen, anzuschließen.

Reliefdarstellung der Habsburg (nach dem Gipsmodell des k. u. k. Hauptmanns A. Stephani im Grazer Landesmuseum).

Es war in der Gruft des Klosters Muri, in welcher Graf Albrecht, die Seinen um sich versammelt, das Gelöbnis der Kreuzfahrt ablegte. Seine Abschiedsworte waren: „Fürchtet Gott vor allem, aber keine menschliche Kraft. Treue und Glauben ehrt als die sicherste Bürgschaft eurer Macht. Verschließet Herz und Ohr den Räten, die eueren Begierden schmeicheln und Augendienerei treiben. Beginnet keinen Krieg, es wäre denn, daß man euch dazu zwänge; ist er aber unabwendbar; dann ende er nicht anders als zu Ruhm und Nutzen. Nie erschüttere das Unglück eueren Mut, denn der Übel größtes ist Zaghaftigkeit; Übermut und Selbstsucht aber sind die untrüglichsten Anzeichen des nahenden Sturzes."

Solcher Art waren die Abschiedsworte Albrecht des Weisen. Er kehrte nicht zurück; unter den Mauern von Askalon fand er den Heldentod. Als der Vater ging, war Rudolf 21 Jahre alt. Zu seiner Lebensgefährtin erwählte er sich Gertrude, die Tochter des Grafen Burghard von Hochberg-Haigerloch. Der Ehe entsproßten vier Söhne — als Erstgeborener Albrecht, der Nachfolger in der Königswürde — und sechs blühende Töchter, welche durch ihre Ehebündnisse zur Vergrößerung und Stärkung der habsburgischen Macht wesentlich beitrugen: Mechthildis, vermählt an den Pfalzgrafen des Rheins, Agnes, Gattin des Herzogs Albrecht von Sachsen-Wittenberg, Hedwig, an den Markgrafen Otto von Brandenburg vermählt, Katharina, welche die Krone Ungarns erlangen sollte, Juta, die der Böhmenkönig Wenzel geheiratet hatte, und Clementia, die Gattin Karls, Erbprinzen von Sizilien, nachmaligen Königs von Ungarn.

In Schillers herrlichem Gedichte „Der Graf von Habsburg" sagt der Sänger zu dem neugewählten König:

— — — — — — — — — —
„Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus,
Und glänzen die spät'sten Geschlechter. . . ."

Wie man weiß, war der Sänger, der beim Krönungsmahle „zu Aachen in seiner Kaiserpracht" den erwählten Herrscher feierte, ein verkleideter Priester, derselbe, dem der Graf sein Pferd angeboten hatte, damit es den auf dem Versehgange begriffenen Diener Gottes durch den reißenden Gebirgsbach trage. Dieser Zwischenfall soll sich nach dem Chronisten Agidius Tschudi im Jahre 1266 zugetragen haben. Als der Mann Gottes den nächsten Tag das Pferd zurückbringen wollte, wehrte der Graf mit den Worten ab: „Ich bin nicht würdig, ein Pferd zu besteigen, das den Leib dessen getragen, von dem ich alles zum Lehen habe".

Trotz solcher Demut, die dem ritterlichen Sinne des Grafen entsprang, war dieser keineswegs ein weichlicher Schwärmer. Im Gegenteile: wo es Fehde gab, war der Habsburger dabei, nicht aus Übermut, sondern im Bewußtsein irgend einer guten Tat, in deren Dienst er sich stellte. Rudolfs Jugendzeit ist reich durchflochten von Ereignissen dieser Art. Schon der Familienzwist, des Kyburg'schen Besitzes wegen, hatte ihn frühzeitig gestählt. Er stand jederzeit auf der Seite der Bedrückten und Verfolgten, denn höher als adeliges Machtbewußtsein ging ihm die Gerechtigkeit. Nicht ohne Überraschung sieht man, wie dieser edle Kämpe, statt an seine Standesgenossen sich zu halten, die Partei der Bürger und Landleute ergreift. Der Schutz des Gerechten ist der Schutz Gottes. Verwandtschaftliche Bedenken kennt er nicht. Sein Oheim, der Graf von Toggenburg, muß es erleben, daß ihm die Veste Utzenberg zerstört wird; als Hauptmann von Zürich, zu dem ihn die Bürger berufen, wehrt er den schrecklichen Ezzelino da Romano ab und die übermütigen Grafen von Regensburg weist er mit starker Faust in die Schranken. Auch den Kirchenfürsten, die in die weltlichen Händel eingriffen, bot er Trotz.

Von dem mächtigen Abte von St. Gallen, Berthold von Falkenstein, dem Lehensherrn Rudolfs, hatte dieser fortgesetzt Feindseligkeiten aller Art zu erdulden. Die Burg Wyl des Kirchenfürsten war gewissermaßen der Vereinigungspunkt aller gegen den Grafen tätigen Widersacher und Freunde. Bald waren ihrer so viele, daß Rudolf ein Erlahmen seiner Kraft fühlte. Da machte er einen Schritt, der seine Gesinnung besser kennzeichnet, als aller Mut in den ausgefochtenen Fehden. Eben waren des Habsburgers Gegner auf der Burg Wyl um den Abt versammelt, als der Torwart meldete, der „Graf von Habsburg und Kyburg" begehre an der Zugbrücke mit wenigen Begleitern Einlaß zu einer friedlichen Auseinandersetzung. Der Abt willfahrt dem Ansuchen, die Versammelten erstaunen. Rudolf und sein Gefolge sind nicht bewaffnet. Solche Unerschrockenheit in wilder Fehdezeit erweckt selbst unter diesen Kumpanen, die das Schwert der einschmeichelnden Rede vorziehen, Vertrauen. Der Graf legte dem Kirchenfürsten nahe, daß Vasall und Lehensherr zusammenstehen sollten. Beruhte doch der Zwist, der die beiden trennte auf einer leidigen Besitzfrage, jener der Kyburg'schen Schenkung. Und was das Schwert nicht vermochte: die Unerschrockenheit und ehrliche Gesinnung des Habsburgers brachte es zustande — die Aussöhnung ward beschlossen, die Verbündeten des Abtes erklärten sich bereit, Rudolf in seiner Bedrängnis gegenüber Basel beizustehen.

Hier nämlich hatten sich gelegentlich eines Festes mehrere junge Ritter aus der Gefolgschaft Rudolfs Ausschreitungen zu Schulden kommen lassen. Das Volk erschlug die Übermütigen, die sich in einen Rauf-

handel eingelassen hatten. Rudolf hatte nicht die Macht, das starke Basel zu züchtigen. Erst die Aussöhnung mit dem Abt von St. Gallen und seinen Verbündeten setzte den Grafen in die Lage, für das Geschehene Sühne zu schaffen. Basel mußte sich den Frieden erkaufen, sein Bürgermeister aber, der noch zu guter Letzt mit nur wenigen Begleitern einen Ausfall gewagt hatte, wurde nach hartem Kampfe überwunden und geschlagen.

Der Liebesdienst, den Rudolf dem Priester auf seinem Gange zu einem Sterbenden geleistet, sollte nicht ohne Nachwirkung für den edlen Grafen bleiben. Jener war nämlich später an den Hof des Erzbischofs von Mainz, Werner von Eppenstein, gekommen. Als nun dieser eine Reise nach Rom antreten wollte, umgab er sich zwar mit der notwendigen Begleitung, doch hegte man allgemein Sorge, ob in dieser wüsten Zeit des Faustrechtes die weite Fahrt ohne Fährlichkeiten zu unternehmen sei. Da erinnerte jener Priester den Kirchenfürsten an den Grafen von Habsburg, der schon einmal seine ritterliche Gesinnung gegenüber einem Angehörigen der Kirche betätigt habe. Der Rat, sich an den Grafen um dessen Schutz zu wenden, hatte Erfolg. Rudolf gab dem Erzbischof des Geleite bis an die Landesgrenze und erwartete ihn dort, als der Kirchenfürst auf dem Rückwege in die Heimat begriffen war. Diesem doppelten Liebesdienste verdankte es Rudolf nachmals, daß der Kirchenfürst sich nachdrücklichst für ihn bei der Königswahl einsetzte.

Reliefdarstellung der Kyburg (nach dem Gipsmodell des k. u. k. Hauptmanns A. Stephani im Grazer Landesmuseum).

Es war in der Zeit der Belagerung von Basel. Eines Abends trat der Burggraf von Nürnberg in Begleitung des Erbmarschalls Heinrich von Pappenheim in das Zelt Rudolfs. Mit Gelassenheit hörte er aus dem Munde des letzteren, daß die Kurfürsten ihn (am 23. September 1273) zum König gewählt hätten. Da Vorbesprechungen stattgefunden hatten, kann die Wirkung dieser Nachricht auf den Grafen nicht erregend gewesen sein. Dagegen wird ein Ausspruch des Bischofs von Basel überliefert. Der verblüffte Herr soll auf diese Nachricht hin ausgerufen haben: „Nun, lieber Gott, sitze fest auf deinem Throne, sonst setzt sich unser Rudolf drauf."

Wie kam es, daß die Wahl gerade auf den Habsburger fiel, der keineswegs zu den mächtigsten Dynasten des Reiches zählte? Die hervorragendste Persönlichkeit zu jener Zeit, der Böhmenkönig Ottokar II., dessen Reich nach dem Zusammenbruche der Babenbergerherrschaft vom Riesengebirge bis zur Adria reichte, verspottete Rudolf als den „armen Grafen." Das war er nun allerdings, wenn man sich die be-

dürfnislose, schlichte Art des Habsburgers vor Augen hält. Als er, im Begriffe, sich für die kommende schwere Zeit zu rüsten, den Rhein hinabzog, fragte ihn ein Gefolgsmann nach dem Schatze, der zu solchem Tun vonnöten sei. Rudolf soll geantwortet haben: „Ich habe keinen Schatz, überhaupt nur fünf Schillinge schlechter Münze; doch hoffe ich, daß Gott auch weiterhin, wie bisher, für das Reichsvolk sorgen werde." Während des Burgunderkrieges soll Rudolf sein schlichtes graues Wams eigenhändig geflickt haben. In eben diesem Wams saß Rudolf auf einem einfachen Feldstuhl, als er sich nachmals mit dem Böhmenkönig auseinanderzusetzen hatte. Als seine Umgebung ihn darauf aufmerksam machte, daß König Ottokar in vollem Herrscherprunk nahe, antwortete der Kaiser: „Er hat oft über meinen grauen Rock gespottet, nun soll ihn dieser auch beschämen."

Wie also, wiederholen wir die Frage, konnte die Wahl auf diesen fehdelustigen Rittersmann des kleinen Aargaues fallen? Die Kunde von den Taten dieses Mannes bewiesen jenen, welche die Entscheidung zu treffen hatten, daß er alle Eigenschaften eines Herrschers besitze. Nicht brutale Kraft war vonnöten, um der Hydra des Faustrechtes die Köpfe abzuschlagen, sondern Gerechtigkeitssinn, Frömmigkeit, Liebe zum Volk, zu den Armen und Bedrückten. Man rühmte Rudolfs Tapferkeit und seinen Wagemut, aber auch seine Verschlagenheit und List, sein Selbstbewußtsein neben einer erstaunlichen Bedürfnislosigkeit, seine Achtung vor der Geistlichkeit, die nicht als blinde Unterwürfigkeit sich gab; Übergriffe in weltliche Angelegenheiten behandelte er eben als weltliche und ließ Gerechtigkeit walten. Auch der Schatz von sechs wohlgeratenen Töchtern hatte etwas Verlockendes für die Reichsfürsten. Es war für manchen Ehrgeizigen die beste Aussicht, sich an den Stufen des Kaiserthrones sonnen zu können.

In Ottokar von Hornecks Reimchronik heißt es:

Rudolf was mild genug,
Zu Urlug witzig und klug.
Mannlich in harten Fraisen,
Ein Schirmer Wittib und Waisen,
Gut und gemeiner Richter.
Auch sag' ich dass er wär
Den Treuen fest und ganz.
Wahrheit, aller Tugend ein Kranz,
Seinem Haupt obt,
Bescheidenheit sich ihm lobt
Zu stetem Ingesind,
Den sanften gut,
Den Übeln swind;
Erbarmung über die man soll
Weib und Pfaffen hat er wol
Und ehrt er, das was ritterlich.

Rudolf war mild genug,
Witzig im Krieg und klug,
In Widerwärtigkeit ein Mann,
Der Witwen, Waisen schirmen kann,
Jedem ein guter Richter.
Die Treu', ich sag' es recht,
War fest bei ihm und echt.
Der Wahrheit Tugend Kranz sein Haupt umgibt,
Bescheidenheit als Hausgenoß er liebt,
Den Sanften gut,
Den Üblen Feind,
Erbarmt er sich, wo jemand weint,
Und Frau'n und Priester hält er wohl
Und ehrt sie wie ein Ritter soll.

Mit der Erhebung Rudolfs von Habsburg enstand ein völlig neues Reich, das, ungeachtet der Festhaltung an den überkommenen Formen, wobei den Äußerlichkeiten eine große Rolle zufiel, dennoch keine Fortsetzung des alten Reiches war. Das in jeder Beziehung gefestigte Papsttum machte jeden Anspruch an geistliche Funktionen im neuen Reich hinfällig. Die Trennung von Kirche und Staat war vollzogen, jedem der beiden Teile blieb sein Machteinfluß gewahrt. Neben der rein weltlichen Würde des Königtums stand die Papstkirche als gleichwertiger Faktor. Das war die weltgeschichtliche Bedeutung der von Grund aus geschaffenen neuen Lage. Ihr Wesen kam in der Tatsache zum Ausdruck, daß der mittelalterliche Feudalstaat niedergerungen war, zu Gunsten des staatlichen Elementes, unbeschadet der hierarchischen Ideen, die ihm noch anhafteten. Die Stellung des Königs in Deutschland war jetzt in Wahrheit nur die des ersten unter den deutschen Fürsten. In Rudolfs Persönlichkeit ruht aber neben dieser aussichtsreichen Bedeutung für Deutschland noch eine andere: Durch die Begründung der Habsburgischen Hausmacht wurde der Keim zu einem neuen, in Zukunft mächtigen Staate gelegt, dem durch Jahrhunderte die Vorherrschaft auf deutschem Gebiete zufiel. Hier lag die Kraft, von dem alten Kulturboden genährt, die für lange Zeit das lockere Gefüge Deutschlands zusammenhalten sollte. Beweis dessen die bald nach der Geburt des neuen Reiches in dessen Schoße sich geltendmachenden zersetzenden Ereignisse. In Ermangelung des politischen Instinktes und der staatlichen Disziplin, die dem Deutschen so oft verhängnisvoll wurde, war es die im großen und ganzen in sich geschlossene Hausmacht der Habsburger, die immer wieder die Oberhand über das drohende Chaos gewann.

Rudolfs Krönung fand in Aachen am 31. Oktober 1273 statt. Es wird überliefert, daß zu dem hergebrachten Akte der Belehnung der Fürsten das Szepter nicht zur Hand war. Entweder war es in der langen

herrenlosen Zeit des „Interregnums" verloren gegangen, oder es war entwendet worden, wenn nicht gar Neid und Mißgunst seitens der Gegner des Habsburgers im Spiele standen, das Szepter also möglicherweise verborgen worden war. Rudolf, der Mann des kurzen Entschlusses, kam nicht in Verlegenheit: er nahm das Kreuz vom Altare, küßte es und sprach zu den Versammelten: „Dieses Zeichen, in welchem wir und die ganze Welt erlöst sind, wird wohl würdig sein, das Szepter zu ersetzen" . . Ein Widerspruch war undenkbar. Die Fürsten küßten das Kreuz und damit war die Zeremonie der Belehnung abgeschlossen.

Sowohl von der Königswahl, als von der feierlichen Krönung hielt sich der mächtigste Fürst jener Zeit ferne: Przemysl Ottokar II., der tapfere und weitblickende Böhmenkönig. Eine hervorragende Persönlichkeit, kampfgewohnt und energisch, aber auch klug und berechnend, von feuriger Beredsamkeit, ein Freund des starken Bürgertums und eifriger Förderer der deutschen Kolonisation in seinem Reiche, hatte Ottokar große Ziele im Auge und schien ganz der Mann zu sein, sie zu verwirklichen. Der Ehrgeiz trieb ihn über den angestammten königlichen Besitz hinaus, und als mächtiger Impuls hierzu ergab sich die Katastrophe, welche Österreich herrenlos machte. In der Schlacht an der Leitha 1246 hatte Friedrich der Streitbare sein junges Leben beschlossen. Noch zu Lebzeiten des Babenbergers trug sich der Staufenkaiser Friedrich II. mit dem Plane, Österreich und Steiermark zu einem Königreiche zu erheben. Das tragische Ende des streitbaren Herzogs durchkreuzte den wohlerwogenen Plan. Zwei Babenbergerinnen, welche den im Kampfe Gefallenen überlebten — Margarethe, Schwester des Herzogs und Witwe Heinrichs, des Sohnes Kaiser Friedrichs II., und Gertrud, eine Nichte des Kaisers, — waren die einzigen in Frage kommenden Erben. Gertrud war Witwe von dem Grafen Hermann von Baden und Mutter eines Sohnes, jenes Friedrich von Baden, der mit dem letzten Staufen Konradin auf dem Schaffot zu Neapel sein Leben verhauchte. Kaiser Friedrich II. hatte in aller Form Österreich und Steiermark seinem Enkel vermacht. Der Tod, dem auch der Kaiser seinen Tribut zahlte, machte all dem ein Ende.

Unterstützt von dem hohen Klerus und in Verbindung mit den hauptsächlichsten Vertretern des österreichischen Adels glaubte Ottokar die reife Frucht einheimsen zu können.

König Rudolf der Erste (Erzbild am Kenotaph des Kaisers Maximilian I. in der Hofkirche zu Innsbruck).

Im November 1251 rückte er in Österreich ein und nahm es in aller Form in Besitz. Nicht so schnell ging es mit der Steiermark, auf welche König Bela IV. von Ungarn Erbansprüche erhob (durch Gertrud). Die eisernen Würfel sollten entscheiden und so kam es zu einer der bedeutendsten Schlachten, die je in diesem Teile von Mitteleuropa geschlagen wurde, und zwar auf dem Marchfelde. Ottokar verfügte über 100 000 Mann Fußvolk und 7000 geharnischte Ritter, die Ungarn über 140 000 Mann, wovon mindestens ein Drittel Reiterei, kampfwütige kumanische Scharen. Nach einem einleitenden Gefechte, das zu Ungunsten der Ungarn ausfiel, machte Ottokar den Vorschlag, die Ungarn sollten am 12. Juli (1260) die March, welche beide Stellungen trennte, (bei Drösing) überschreiten und am 13. Mittag die Schlacht eröffnen. König Bela, der den Rittersinn seines Gegners nicht teilte, handelte auf gut asiatischer Weise, indem er kurz nach eingebrochener Nacht den Fluß übersetzte und sofort zum Angriff schritt. Aber Ottokars Umsicht und Wachsamkeit parierten den Schlag. Der Kampf wurde mit größter Erbitterung geführt und hauptsächlich durch Ottokars Eisenreiter entschieden, welche unter den fliehenden Kumanen furchtbar aufräumten. Bei 18 000 erschlagene Ungarn bedeckten die Wahlstatt, an 14 000 sollen in der March — welche das ungarische Heer im Rücken hatte — ertrunken sein.

Nun legte sich der Papst ins Mittel, der mittels Schiedsspruches auf Teilung des Babenberger'schen Besitzes lautete. Um dieselbe Zeit ließ sich Ottokar von Margarethe (der Babenbergerin) — die er als alternde Frau geheiratet hatte — scheiden, um die jugendliche Kunigunde (eine Enkelin Belas) heimzuführen. Trotz dieser verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der böhmischen und der ungarischen Krone, dauerte der Hader fort, der schließlich unter Belas IV. Nachfolger, Stephan V., zu offener Feindseligkeit führte. Im Frühjahre 1271 brach Ottokar mit 100 000 Mann auf, erstürmte Preßburg, überschwemmte den größten Teil von Nordwestungarn und traf endlich nach wiederholten siegreichen Treffen mit König Stephan bei Raab zusammen. Zu einem entscheidenden Schlag jedoch kam es nicht. Ein Teil des ungarischen Heeres, das die Donau überschritten hatte, wurde zwar aufgerieben, doch entschied sich der Böhmenkönig, außerstande in dem ausgesogenen und gebrandschatzten Lande für sein großes Heer die erforderlichen Lebensmittel aufzutreiben, für den Rückzug in die Heimat. Bald hierauf brachen die Kumanen, die schon zur Zeit Belas sich der scheußlichsten Greueltaten in den strittigen Ländern zu Schulden hatten kommen lassen, abermals in Österreich sengend und brennend ein. Nicht weniger als 70 000 Streiter sollen an diesen Freveltaten (mitten im Frieden!) Anteil genommen haben. Erst ein neuer Friede, in welchem Stephan allen Ansprüchen auf Steiermark entsagte, machte dem blutigen Unfug ein Ende. —

Zwei Jahre nach dem Zuge Ottokars nach Raab bestieg Rudolf den Thron. Eine große Abrechnung stand bevor. Die ablehnende Haltung Ottokars bei der Königswahl, seine Weigerung bei der Krönungsfeier teilzunehmen, sein Spott über den „armen Grafen", all das ließ schwere Komplikationen voraussehen. Sie wurden dadurch vermehrt, daß Ottokar sich weigerte, der von Rudolf gestellten Forderung, Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain als widerrechtlich erworbenes Besitztum dem Reiche zurückzugeben, nachzukommen. Er erschien weder am Reichstage zu Nürnberg, noch an jenem zu Würzburg, und erst auf die dritte Ladung (nach Augsburg, 15. Mai 1273) entsandte er Abgeordnete, jedoch nicht, um zu unterhandeln, sondern um die Legitimität des Wahlaktes — an dem doch Böhmens Stimme fehlte — anzufechten. Damals soll Rudolf dem Bischof von Sekau, der die böhmische Abordnung führte und seine Beschwerde in lateinischer Sprache vortrug, geantwortet haben: „Entweder deutsch reden, oder das Maul halten!!" . . . Daraufhin drohte der Bischof mit Exkommunikation, worüber die Versammelten derart entrüstet waren, daß der König den Kirchenfürsten vor tätlichen Angriffen schützen mußte.

Nun war es klar: nur das Schwert konnte Entscheidung bringen. Zunächst wurde über Ottokar die Reichsacht ausgesprochen. Ein großer Gewinn war es für Rudolf, daß der Bayern-Herzog, der bis dahin zu Ottokar hielt, sich an den deutschen König schloß. Schon früher hatten sich viele Bischöfe für den Habsburger erklärt. Ein verläßlicher Bundesgenosse war Graf Meinhard von Görz-Tirol, dessen Tochter Elisabeth die Gattin Albrechts, ältesten Sohnes Rudolfs wurde. Ein weiterer Zuwachs an Kraft erwuchs der Sache des Reichsoberhauptes durch den Abfall des Adels in Steiermark, von den vielen Unbotmäßigen in Böhmen selbst, die den starken Arm Ottokars auf sich lasten fühlten, ganz abgesehen. Immerhin war der Strauß gewagt. Wir haben gesehen, mit welchen Heeresmassen der Przemyslide zu operieren pflegte. Ottokar stand bei Eger, als Rudolf talab der Donau nach Österreich rückte. Die ersten Zusammenstöße fanden bei Linz und Enns statt; Klosterneuburg wurde nächtlicherweise durch List überrumpelt, Wien jedoch hielt stand. Es hatte dem Böhmenkönig vieles zu danken und wollte die Treue bewahren. Eine Drohung Rudolfs, alle Kulturen um Wien zu vernichten, wirkte zwar einschüchternd, doch gelang es dem tatkräftigen

Bürgermeister Paltrum Watzko, die erregte Bevölkerung hinzuhalten und auf den Stern Ottokars, der bereits in Mähren stand, zu vertrösten. Erst als dieser die Botschaft an die Wiener erließ, am Marchfelde stünde ein ungarisches Heer, bereit, ihm in den Rücken zu fallen, wenn er gegen Wien vorrückte, gaben die Wiener und Ottokar selbst die Sache für verloren.

In Rudolfs Lager, auf offener Heerstraße, wo der Habsburger in schlichtem Kriegerwams auf einem einfachen Feldstuhl seinen großen Gegner erwartete, sollte die denkwürdige Szene sich abspielen, in welcher der stolze Ottokar das Knie vor dem deutschen Könige beugt. Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain fielen an das Reich zurück, Ottokar wurde mit Böhmen, Mähren und dem anderen Erbe seiner Väter belehnt. Auf eine Demütigung hatte es der edle Charakter Rudolfs nicht abgesehen. Die Kniebeuge fand nicht öffentlich, sondern in Rudolfs Zelt statt. Als aber ein Gefolgmann des Böhmenkönigs den Zelteingang mit einem Schwerthieb zerriß, um den Versammelten die Schmach, welche sie alle mit ihrem gekrönten Haupte erduldeten, vor Augen zu führen, bewahrte Ottokar die ungeheure Selbstverleugnung, die Kniebeuge noch einmal vor aller Augen auszuführen.

Kein Nachgeborener vermag die Seelenstimmung zu ergründen, die den tatgewohnten, unbeugsamen und selbstbewußten Przemysliden von diesem Tage an beherrscht haben mußte. Es war nicht mehr der alte Ottokar, so viel stand fest. Zwar die Behauptung des habsburgischen Chronisten Ottokar von Horneck, der König hätte so weit alle Energie verloren, daß seine ränkesüchtige Gattin Kunigunde ihn einen — Maulesel geheißen, wird wohl nur Fabel sein. Genug an dem, Ottokar fand sich nur schwer in den ihm auferlegten Zwang. Reibereien wegen angeblich nicht eingehaltenen Verbindlichkeiten auf beiden Seiten konnten die Lage selbstverständlich nicht verbessern. Wieder zog sich im Osten des Reiches bedrohliches Gewölk zusammen. Und plötzlich, der hohen Spannung entsprechend, schoß aus diesem Gewölk ein Blitz zur Erde. Ottokar hatte unter den slavischen Fürsten Bundesgenossen gefunden. Auch der Bayernherzog stand wieder auf seiner Seite. Bald war der Krieg im Gange. Es war aber kein Kampf der Massen, sondern eine Art ritterlichen Turniers, entsprechend den geringen Streitkräften, welche diesmal in Aktion traten. Am Weidenbache bei Dürnkrut fand diese zweite Marchfeldschlacht, welche dem Slavenreiche im Osten Deutschlands ein Ende bereiten sollte, statt. Man schrieb den 26. August 1278. Nur zwei Stunden hatte der Kampf, der in der größten Sonnenglut ausgefochten wurde, gedauert. Es war ein Kampf der Könige, ein Kampf der edelsten Ritterschaft. Stolz und trotzig standen sich zwei Ebenbürtige gegenüber, Held gegen Held, beide um Krone, Leib und Leben fechtend. Dreizehn Trautmannsdorff röteten mit ihrem Blute das Schlachtfeld. Schon entsinkt dem hundertjährigen Otto von Haslau das Reichsbanner, da erfaßt es Heinrich von Liechtenstein und das Ringen der Verzweiflung nimmt seinen Fortgang. Mit knapper Not entgeht Rudolf, der von seinem erstochenen Pferde stürzt, dem Tode. Da ertönt der Ruf: „Die Feinde fliehen!“ und Habsburgs Paladine spannen ihre letzten Kräfte zur Entscheidung an. Ottokars Ende aber ist das eines wahrhaften Helden, der mit der Krone auch das Leben wegwirft, wenn es droht, in Schmach unterzugehen. Mitten im Kampfgewühl erscheint seine markige Gestalt und die Hiebe seiner Schwerter bezeugen, daß es sich um mehr als ritterliches Fechten handelt. Endlich, aus achtzehn Wunden blutend, deckt sein stürzender Körper den heißen Boden. Rudolf hatte Schonung befohlen — es war zu spät. Als er tief bewegt an die Leiche tritt, findet er sie der Kleider beraubt. Ein österreichischer Edler, Berthold von Perchtoldsdorf, hatte dem Sterbenden den letzten Liebesdienst erwiesen, ihn mit einem Trunke gelabt, die Blößen bedeckt. Es heißt, daß Milota von Rosenberg, der die böhmische Reiterei befehligte, durch Verrat die Katastrophe herbeigeführt habe, indem er sich mit seiner Schar fluchtartig dem Getümmel entzog. Verrat mag es gewesen sein, ebenso gewiß aber war es Rachsucht. Ottokar hatte einst Milotas Nichte verführt und dessen Bruder Benesch grausam töten lassen. Es galt also, eine fällige Rechnung zu begleichen ... An 14 000 Erschlagene bedeckten das Schlachtfeld. Rudolf verweilte, der damaligen Sitte gemäß, drei Tage auf der Wahlstatt. Alsdann drang er durch Mähren nach Böhmen (bis Kollin) vor, worauf sich die Königin-Witwe Kunigunde zum Frieden bequemte. Eine Doppelheirat sollte ihn besiegeln: zwischen Rudolfs Kindern (Rudolf-Juta) und Ottokars Kindern (Wenzel-Agnes).

Man hat die Schlacht am Weidenbache als die „Geburtsstunde des Habsburgischen Österreich“ bezeichnet. Etwas ist daran, aber vollen Anspruch auf diese Bezeichnung verdient wohl erst jene Belehnungsurkunde, welche um Weihnachten des Jahres 1282 — also fast fünfthalb Jahre nach der Schlacht auf dem Marchfelde — auf dem mit großem Pompe inszenierten Reichstage zu Augsburg unter Zustimmung der Kurfürsten ausgestellt wurde. Ottokar, der noch als Sechsundsechzigjähriger in voller Körperkraft und

Geistesfrische zum zweiten Male heiratete, und zwar die erst vierzehnjährige schöne Tochter Agnes des Herzogs Hugo IV. von Burgund (die Königin Anna-Gertrud war 1281 gestorben), hatte von seiner ersten Gattin vier Söhne: Albrecht, der ihn überlebte und nachmals den Thron bestieg, Hartmann, auf den man große Hoffnungen setzte, der aber leider im Rheinstrome bei Gelegenheit eines Rettungsversuches ertrank (1281), Rudolf Karl, der noch als Kind das Zeitliche segnete (1276) und Rudolf, zumeist auf der Kyburg sich aufhaltend, welchen im Jahre 1290 in Prag der Tod ereilte.

Nach dem großen Ereignisse, das Habsburgs Herrschaft im Osten besiegelte — „Die Wacht am Donautore" — ging Rudolfs Streben dahin, eine gesicherte Hausmacht zu begründen, um eine gewisse Unabhängigkeit von den Wahlfürsten sich zu sichern. Die zuverlässigste Anlehnung fand er an dem hervorragenden Kirchenfürsten von Salzburg, Passau, Freising und Regensburg, mit welchen er das Einverständnis einer Zuweisung der Kirchenlehen in den einst babenbergischen Ländern erzielte. Es handelte sich um Österreich,

Rudolf I. an der Leiche König Ottokars II. von Böhmen

Steiermark und Krain, nicht aber um Kärnten, das er seinem Freunde und Waffengenossen Grafen Meinhard von Görz-Tirol zugedacht hatte. In Deutschland sah man Rudolfs Bestrebungen mit etwas scheelen Augen an; ja, selbst die Geschichtsschreiber machen es dem Habsburger zum Vorwurf, daß er sein Königtum vorzugsweise zur Erwerbung eines stattlichen Besitzes für sein Haus benützt und in diesem Sinne alle seine Verwaltungsmaßnahmen getroffen habe. Man darf aber mit Recht darauf hinweisen, daß die Zerstörung des Slavenreiches der Przemysliden — dieses Pfahls im Körper Deutschlands — eine brennende Staatsnotwendigkeit war, und daß die neuerliche Einverleibung der einst zum Reiche gehörigen Provinzen im Osten doch wohl in erster Linie im deutschen Interesse stand. Daß Rudolf schließlich auch seinen Söhnen Landbesitz sichern wollte, kann ihm wahrlich nicht verübelt werden.

Als die Angelegenheit so weit gediehen war, verwirklicht zu werden, waren noch zwei Söhne Rudolfs am Leben: Albrecht und Rudolf. Sie wurden denn auch auf jenem glänzenden Reichstage zu Augsburg

mit Österreich und Steiermark feierlich belehnt. Mit Befremden nahmen die Untertanen der genannten Länder diese Verfügung entgegen. Zwei Herren zu dienen, ging ihnen gegen den Strich. Vorstellungen und Bitten bei Rudolf ließen bei diesem die Einsicht reifen, die getroffene Verteilung dahin abzuändern, daß Albrecht der alleinige Gebieter in den fraglichen Ländern sein sollte, während für Rudolf lediglich bestimmte Rechte vorbehalten blieben. Daß es damit sein Bewenden nicht haben konnte, leuchtet ein. Wir werden alsbald sehen, mit welchen Plänen sich der König abgab, um seinem zweiten Sohne ein Herrschaftsgebiet zu sichern.

Hier der Text der Belehnungsurkunde in deutscher Übertragung:

Rudolf von Gottes Gnaden römischer König, allzeit Mehrer, allen Getreuen des heiligen römischen Reiches, die gegenwärtigen Brief lesen, auf ewige Zeiten. Der Lenker des römischen Reiches ist zwar von der Beobachtung des Gesetzes entbunden, weil der Schöpfer der Gesetze nicht durch die Bande der bürgerlichen Gesetze beschränkt wird; dennoch erkennt er notwendig die Herrschaft des Naturgesetzes an, welches überall und über alles gebietet. Denn die gebieterische Macht dieses Gesetzes herrscht so gewaltig, macht in so überreichem Maße ihre Befehle geltend, übt auf alle einen so überwältigen Zwang, beugt Jedermann so unerbittlich unter ihr Joch, daß jedes Wesen den Satzungen desselben gehorcht und dessen Vorschriften sich fügt, seine Herrschaft anerkennt und seinem Machtgebote sich unterwirft. Daher beugen auch wir, obgleich wir auf die hohe Höhe königlicher Würde und über Recht und Gesetz gestellt sind, dennoch vor dem Walten des natürlichen Gesetzes demütig unser Haupt, und um letzterem unsere gebührende Schuld abzutragen, geben wir den Getreuen des römischen Reiches in Mit- und Nachwelt zu wissen, daß wir unter mancherlei Bezeugungen unermeßlicher Freigebigkeit, die vom Beginn unserer Regierung vielen Getreuen des Reiches zuteil werden ließen, auf Antrieb, ja vielmehr auf Befehl und Gebot jenes Naturgesetzes die Standeserhöhung und Macht unseres Geschlechtes zu fördern beflissen gewesen sind und daher mit freier und ausdrücklicher Zustimmung der nach altem Herkommen zur Königswahl berechtigten Fürsten die Fürstentümer und Herzogtümer Österreich, Steiermark und Krain und die Mark mit allen Ehren, Rechten, Freiheiten und Zugehör, wie sie glorreichen Angedenkens die Herzoge Leopold und Friedrich von Österreich und Steier besaßen, sowie mit allem, was in den genannten Ländern König Ottokar von Böhmen rechtmäßig erworben, unseren erlauchten Söhnen Albrecht und Rudolf zu Augsburg feierlich und in den sonst üblichen Rechtsformen zu Lehen gegeben und sie selbst in die Reihe der Reichsfürsten aufgenommen, ihnen Fürstenrecht verliehen und von ihnen für die genannten Fürstentümer den Eid der Treue und die Huldigung empfangen haben. Möge es daher Niemand wagen, diesen unseren Gnadenbrief zu verletzen, oder demselben freventlich zuwiderzuhandeln, widrigenfalls er sich einer schweren Beleidigung unserer Majestät schuldig macht. Zum Zeugnis dessen und zur ewigen Bekräftigung haben wir gegenwärtigen Brief anfertigen und mit dem goldenen Majestätssiegel versehen lassen. Zeugen: Die Ehrwürdigen Konrad, Bischof von Straßburg, Hartmann, Bischof von Augsburg, Heinrich, Bischof von Regensburg und Wernhard, Bischof von Seckau; die Erlauchten Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Baiern, unsere Fürsten Konrad, Herzog von Teck, Hermann, Markgraf von Baden, Heinrich, Margkraf von Burgau, und Heinrich, Markgraf von Hachberg; die angesehenen Männer und Grafen Albert und Burkard, Brüder von Hohenberg, Heinrich, Friedrich und Egeno von Fürstenberg, Eberhard von Habsburg, Ludwig von Ottingen, der von Ylügelau, Meinhard von Tirol und Günther von Schwarzenburg; der edle Herr Friedrich, Burggraf von Nürnberg, Wernhard von Schauenberg, Liuhold von Kuenring, Friedrich Truchseß von Lengbach, Ulrich von Capellen, Erchanger von Landeger, Hertrud und Liuhold, Brüder von Stadeck und viele andere mehr. Zeichen des Herrn Rudolf, unbesiegten Königs der Römer*). Gegeben zu Augsburg von der Hand Meister Gottfrieds, Propstes zu Passau, unseres Protenotars am 27. Dezember in der 11. Indiktion, im Jahre des Herrn 1282 und unseres Reiches im 10.

König Rudolf begnügte sich nicht mit der Maßnahme im Sinne der vorstehenden Urkunde. Sein Bestreben ging zunächst dahin, für seinen Sohn Rudolf einen Territorialbesitz zu schaffen. Sein Auge fiel auf Schwaben, das nach dem Erlöschen des Hauses der Hohenstaufen an das Reich zurückgefallen war, also gewissermaßen zur Belehnung zur Verfügung stand. Dieses Gebiet war aber in der kaiserlosen Zeit in der Gewalt einzelner Ritter, unter welchen sich der mächtige Graf Eberhard von Württemberg durch Tatkraft und Ehrgeiz ganz besonders hervortat. Es wird überliefert, daß Eberhard in dem Emporkommen des Habsburgers ein Vorbild zu gleichem Streben erblickt habe. Selbstverständlich konnte der König sich derlei Gelüsten nicht anbequemen. Er überzog Württemberg mit Krieg, belagerte und eroberte Stuttgart und zwang den Grafen zum Gehorsam. Von einer Belehnung Rudolfs mit Schwaben, das unter Einem zum Herzogtume erhoben werden sollte, war indes gleichwohl nicht weiter die Rede. — Schon zu Lebzeiten Hartmanns war König Rudolf bemüht, das alte arelatische Reich wiederherzustellen. Der Tod Hartmanns vereitelte dieses Vorhaben und das Ergebnis der Bemühungen des Königs beschränkte sich auf einen

*) Am rechten Rande der Urkunde angebracht.

König Rudolf von Habsburg (Grabdenkmal im Dome zu Speyer).

engeren Anschluß Arelats an das Reich. Dagegen brachte die Heirat Rudolfs, des Sohnes, mit der Przemyslidin Agnes Böhmen und die Belehnung mit Ungarn, die König Rudolf auf einem Hoftage zu Erfurt (1290) nach des Arpaden Ladislaus IV. Tod seinem Sohne Albrecht erteilte, auch dieses Reich in engeren Anschluß an die alten Herzogtümer. In Österreich räumte der König mit den Resten der Reichsunmittelbarkeit gründlich auf.

Der letzte und ernstlichste Plan, den Rudolf hegte, war, seinem Hause die Erbfolge, beziehungsweise seinem Sohne die Königskrone zu sichern. Hier aber stieß der tatkräftige und zielbewußte Herrscher allenthalben auf Widerwillen und Widerspruch. Der Plan mißlang, obwohl Albrecht für sich nachmals nach ausgefochtenem Kampfe mit seinem Gegner Adolf von Nassau die Königskrone erlangte, und es bedurfte noch zweier Jahrhunderte, bis das Haus Habsburg im deutschen Reiche eine herrschende Stellung sich errang. Die Kaiserkrone zu erlangen, gelang Rudolf nicht, obwohl er mit den Päpsten gute Beziehungen unterhielt. Er erlebte noch den Schmerz, seinen Sohn Rudolf durch den Tod zu verlieren, wodurch der Mannesstamm der Habsburger auf einen einzigen Sproß zusammenschmolz.

König Rudolf hatte wohl die Energie, nicht aber die Macht — am geringsten mal in den nördlichen Teilen Deutschlands, mit den in der kaiserlosen Zeit aufgetauchten Wirrnissen und Übelständen aufzuräumen. Durch Klugheit ersetzte er allenthalben die fehlenden Machtmittel. Im Widerstreit der Interessen zwischen Städten und Bürgertum, Ritterschaft und Fürstenprivilegien, weltlichen und geistlichen Sonderbestrebungen vermittelnd einzugreifen, wenn es geboten erschien, ohne viel Skrupeln: das gelang ihm; doch eine völlige Beruhigung des Reiches und Klärung der Lage nicht. — Den Künsten und Wissenschaften war Rudolf wohlgeneigt und er zeigte sich beflissen, das vorher Versäumte nachzuholen. Hoch von Gestalt, schlank und von eiserner Körperkraft, war der König eine imponierende Erscheinung, die unter dem Eindrucke seiner bestechenden Eigenschaften noch wesentlich an Vollgehalt gewann. Seine Lebensführung war makellos. Bedürfnisse hatte er keine, wie seine Schlichtheit beweist, auf die wir bereits hingewiesen haben. Dem Königsprunk tat er indessen keinen Abbruch, wenn es galt, den Glanz der Majestät in jenem strahlenden Lichte erscheinen zu lassen, dessen der Herrscher auf dem Throne bedarf, um Hoheit und Würde der Allgemeinheit zum Bewußtsein bringen zu können. Rudolf stand im 74. Lebensjahre, als bedenkliche Anzeichen körperlichen Verfalles sich einstellten . . . Während der König am Schachbrett saß, meldete sich der Tod an. Auf eine Anfrage an die Ärzte ward der Bescheid, daß die verhängnisvolle Stunde nahe sei.

„Auf nach Speyer! Auf nach Speyer!“
Ruft er, als das Spiel geendet:
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet!
Blast die Hörner, bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!“
Zaudernd stehn die Diener all,
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!“ — —

Er sah Speyer nicht mehr. Auf dem Ritte dahin verschied er auf der Burg Germersheim am 15. Juli 1291.

* * *

Ein frommer Klausner sagt dem König Rudolf seines Hauses Größe vorher.

Als Rudolf seinem Sohne Albrecht nach Lilienfeld (in Niederösterreich) entgegenzog, soll ihm ein frommer Klausner, der im Gebirge hauste, das Schicksal seines Hauses vorhergesagt haben. Er gedenkte des Königs Albrecht, der unter den Todesstreichen eines Verwandten sein Leben beschließen werde; er berichtet von Friedrich dem Schönen, der in die Hände des Gegenkaisers Ludwig des Baiers fallen und gefangen gehalten würde; er gedenkt der Großtaten Maximilians I. und Karls V., der in einem Kloster seine Tage beschließen werde; er verkündet den Glanz Maria Theresias und ihrer Söhne Josef und Leopold und gedenkt der Güte und Milde des edlen Franz, des wahren Vaters seines Volkes.

„Herr!“ — sprach er — „blick' auf zu den Himmlischen: Früh in des Lebens
Blütezeit, hast du der Jungfrau Lilienunschuld
Dir erkoren zu wahrenden Schild, und dem Schiffer nicht ungleich,
Der in der Sturmnot fest aufschaut zum rettenden Leuchtturm,
Stets in reinem Gemüt bewahrt Vertrauen und Wahrheit:
Jenes zu Gott, und auf Menschenwert — und diese für Alle;
Darum wandelst du, ein Glücklicher, fort auf des Lebens
Dornenpfad mit heiterem Mut — der göttliche Sohn hört
Gerne der Mutter Fleh'n, in ihrem Schutze geborgen
Also wirst du im Kampf, dem entscheidenden, letzten für Ottokar,
Huldbeglückt, erringen den Sieg, wenn Dir auf dem Schlachtfeld
In umdrängender Not, vom Munde des Herzens Gelübd' tönt:
„Fromme Jungfrau'n einst zu versammeln zum Zeichen des Kreuzes!“
Höre demnach, was mir mein Meister und Herr in Gesichten
Dunkler Zukunft wies: Ein Vater unzähliger Fürsten
Wirst Du sein; und so oft auch hier auf irdischer Laufbahn
Wechselt des Menschen Geschick, zum Guten und Schlimmen, so wird doch
Treu und Redlichkeit stets fortdauern in Deinem Geschlechte.“

„Ernsten Gemüts herrscht einst Dein Ältester über die Völker,
Die Dein heitres gewann und fesselte. — Ob er auch mannhaft
Steht in der Männerschlacht, und vor ihm die Feinde besiegt flieh'n;
Ob er auch ehrt das Recht und auch Gerechtigkeit übt von dem Throne,
Heißt von dort die Gewerb' und die Wissenschaft und Künste
Blühen zugleich mit dem Ackerbau, ein sorgsamer Herrscher —
Dennoch mißt er die Liebe! Die Hand der ewigen Vorsicht
Waltet über der Menschen Geschick. — In Dunkel gehüllet
Möge sein Ende Dir sein! — Ihn rächt entsetzlich die Gattin.“

„Schön an Gemüt und Körper, die Lust des Menschengeschlechtes
Faßt mit unsträflicher Hand die Kaiserkrone Dein Enkel.
Aber ein Held, ihm gleich, vom feindlichen Schicksal zum Feind ihm
Auserkoren, entwindet sie ihm auf dem rauchenden Blutfeld
Mühldorfs; doch entreißt er, erst nur der Rache gedenkend,
Auch in der Kerkerluft der Trausnitz, der edelsten Seele
Nicht den unsterblichen Kranz, der lohnend dem Guten zuteil wird.
Bald gewinnt ihn sein Edelmut, da er höher die Ehre,
Denn des Lebens erlesenstes Glück, die goldene Freiheit
Achtete: wiedergekehrt den Fesseln selber die Hände
Bietend; ein Muster der deutschen Treu' auf Wort und auf Handschlag.
Innig ehrt ihn d'rauf, und teilt das nächtliche Lager,
Ja auch den Purpurthron mit dem Freund, der Erde zum Staunen!“

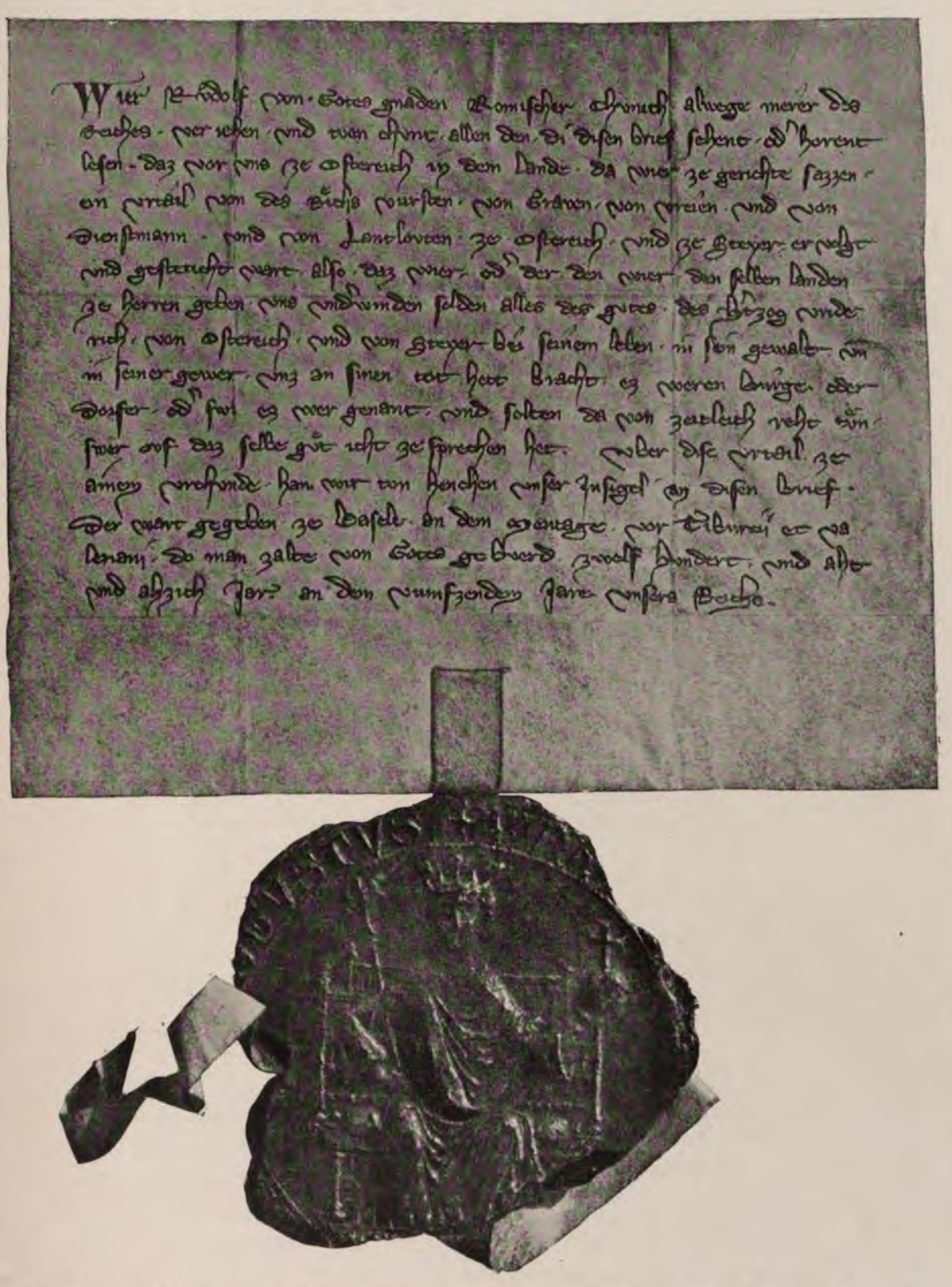
„Ha! schon winkt des Feuerdanks unsterblicher Held mir
Aus dem strahlenden Licht des tatenverherrlichten Lebens!
Sein erbarmt sich der Herr, und rettet ihn wunderbar oft so,
Wie auf der Martinswand, aus unsäglicher Not und Gefahren,
Die ihn bedräu'n, fortan, auf des Herrschers dornigem Pfade.
Hoch erhebt er den Ruhm von Öst'reich: Kühn in dem Felde,
Weis' im Rat, im Liede gewaltiger Held und Beherrscher."

„Aber ihm folgt — o Habsburgs Stolz — sein größter Enkel.
Sein Zeitalter blüht im wunderherrlichen Glanz auf.
Jugendlich regt sich die Erd', und treibt die erfreuenden Keime
Jedes Großen und Schönen hervor; erhabene Geister
Wandeln auf ihr zum Ziel, er, unter den hohen der Höchste.
Ha, wie würdig er herrscht, wie machtvoll! Fern in die Zukunft
Schaut sein Blick: er sinnt auf Deutschlands einige Größe,
Auf Hispaniens Ruhm und Italiens; aber zumeist auf
Rettung des Christenvolkes gen wild empörter Osmanen
Weltverheerende Wut, die er tapfer bekämpft und besieget.
Aber auch über dem Meere, dem unendlichen, huldigt ein neuer
Weltteil seiner Gewalt; nie geht die leuchtende Sonne."

„Unter in seines umuferten Reichs endlosen Bezirken.
Also die alte und die neue Welt im Segen zu einen,
Strebt sein hohes Gemüt. Wie dunkel die Wege der Vorsicht!
Bald erhebt Zwiespalt sich in Deutschland — feindlich geschieden
Schaut urplötzlich der Mensch dem Menschen ins Aug; ihn verwildert
Schrecklicher Sektenhaß — und Mord und Brand und Empörung
Würgen Jahrhunderte fort und versengen bald jegliche Blüte,
Die so herrliche Früchte verhieß! — Vergeblich versucht er
Heimzuführen den scheu entfloh'nen Frieden; auf immer
Scheint er entfloh'n. — Ihn ergreift unendlicher Schmerz, und er endet,
Frei entsagend dem Thron, in einsamer Zelle sein Leben."

„Ha, nach neun, durch Weisheit, Mild' und Gerechtigkeit, ruhmvoll
Herrschenden Männern deines Stamms ersch' ich am Throne
Eine gewaltige Frau, die im Sturm umdräuender Nöten,
Gottvertrauenden Muts, die Lieb' und Bewunderung Aller,
Mit dem Sohn auf dem Arm, eintritt in die hohe Versammlung
Eines edlen Volkes, und tausend Stimmen erschallen,
Als der blitzende Stahl entfleucht der ehernen Scheide:
„Laßt uns sterben für sie: ein König ist uns die hehre!" —
Glücklich als Gattin und Mutter zugleich, als Herrscherin froh des
Ewigen Ruhmes, entschlummert sie sanft in die Arme des Todes."

„Lange zum Manne gereift, nachfolgt ihr spät ihr Erzeugter,
Edel gesinnt, des Volkes Abgott, dem er Gutes gewillt ist.
Aber ihm stürmts in der Brust: was kommende Zeiten noch dau'rn,
Müßte sorgsam gepflegt, und fest gegründet der Mann sein —
Das bedenkt er nicht, und sieht hinwelken am Todbett
Was er gepflanzt, und im Sand, sturzdrohend, was er gebaut hat.
Dennoch beut ihm die Liebe den Kranz nie welkenden Nachruhms. —



Rechtsspruch Rudolf von Habsburg bezüglich der Güter des Herzogs Friedrich von Oesterreich.
(Basel, 12. April 1288. — Nach dem Originale im k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien.)

Siehe, den Weisen, der ihm auf dem Throne der Kaiser gefolgt war,
Riß des Todes Geschick aus der Zahl der Lebenden schnell fort.
Wohl ihm! Schon errang er das Ziel der herrlichsten Laufbahn
Auf hesperischer Flur, wo er Glück und Segen gespendet."

„Jetzt umhüllen sich mir in Nacht die dunklen Gesichte.
Furchtbar dringt Geschrei in die Luft. Der alternden Erde
Feste wanken, es scheint, als sollt' ein neues Geschlecht sich
Heben empor aus dem gährenden Schlund, doch früher das alte
Ganz hinschwinden in Nichts, so entsetzlich schwelgt die Empörung
An den Strömen vergossenen Bluts. Der täuschenden Gleichheit
Mordruf schallt; hinschwindelt das Volk und reißt mit des Thrones
Stürzendem Heiligtum auch sich selber hinunter zum Abgrund,
Wo in nächtlichem Grau'n sein Wutgestöhne verhallt.
Aber ich sehe den Schiffer im Sturm, der im nächtlichen Grauen,
Unerschütterten Muts durchfleucht die empörten Gewässer,
Bis er umjauchzt sich schaut im Volk umwimmelten Hafen;
Sehe den Sohn vor mir, des Verblichenen, den auch der Zeiten
Sturmflut fortgeweht, nun sinkt, nun steigt, bis er endlich
Herrlicher noch als zuvor, nach zwei Jahrzehnten aufragt;
Denn ihn lenkt in den Tagen der Not stets sicher der Tugend
Heiliger Wink, und sein ist die Lieb, und die Treue der Völker,
Die er, ein Vater, beherrscht mit mild versorgender Weisheit.
Heißt auch mancher Gewaltige groß in der Völkergeschichte,
Ihn wird einst die Nachwelt laut den Edelsten nennen."

„Dunkler ward's — mir schwand in verworrenen Bildern die Zukunft.
Doch: nun hast du vernommen, was mir unwürdigem Knecht
Heute der Herr enthüllt. Leb wohl! Vollbracht ist des Lebens
Weit umirrender Lauf; er endete darum
Denk' auch mein im Gebet. Stets sei der Himmel dir gnädig." —

Sprach's und wankte hinaus, der Klaus entgegen. Er warf sich
Dort auf die Knie und betete still mit erblassendem Antlitz. —

Ladislaus Pyrker.

Rechtsspruch Rudolfs von Habsburg bezüglich der Güter des Herzogs Friedrich von Österreich.

(Zu der Tafel).

Wier Rudolf von gotes gnaden Romischer Kunich alwege merer des | reiches verichen[1]) und tuen chunt allen den, die diesen Brief sehent oder horent | lesen, daz vor uns ze Ostereich in dem Lande, da wier ze gerichte sazzen, | ein urtail von des reichs vursten, von graven, von vreien und von dienstmann und von lantlouten ze Ostereich und ze Steyer ervolgt | und gesteticht wart also, daz wier oder der, den wier denselben landen | ze herren geben, uns underwinden[2]) solden alles des gutes, des hertzog Vride | rich von Ostereich und von Steyer bei seinem leben in sein gewalt und | in seiner gewer[3]) unz[4]) an seinen tot hett bracht, ez weren burge oder | dorfer oder swi[5]) ez wer genannt, und sollten da von zeitleich[6]) reht tun, | swer ouf dazselbe gut icht[7]) ze sprechen het. Uber dise urtail ze | ainem urchunde han wier tun henchen[8]) unser insigel an disen brief. | Der wart gegeben ze Basele an dem montage vor Tiburcii et Va | leriani, do man zalte[9]) von gotes gebuerd zwelfhundert und acht | und achzich iar an dem vumfzendem iare unsers reichs.

[1]) bekennen; [2]) annehmen; [3]) Besitz; [4]) bis; [5]) wie immer; [6]) sobald als möglich entscheiden; [7]) irgend welche Ansprüche zu erheben hätte; [8]) haben wir gehängt; [9]) zählte.

Stammtafel des Hauses Habsburg.

Die regierenden Glieder des Hauses sind in **Fettdruck** hervorgehoben.

Rudolf I., † 1291

Albrecht I., † 1308 — Rudolf II. von Schwaben † 1290

Johann Parricida

Rudolf III., † 1307, König von Böhmen — **Friedrich (III.) der Schöne** † 1330 — Leopold † 1326 — Albrecht II., † 1358 — Otto

Rudolf IV., † 1365 („der Stifter") — Albrecht III., † 1395 — Leopold III., † 1386

Albrecht IV., † 1404

Albrecht V. (II.) † 1439

Ladislaus Posthumus, † 1457

Ernst der Eiserne † 1424 (Steiermark) — Friedrich mit der leeren Tasche (Tirol) † 1439

Friedrich IV., † 1493 — Albrecht VI., † 1463

Siegmund, † 1496

Maximilian I., † 1519

Philipp der Schöne, † 1506

Karl V., † 1558 — **Ferdinand I.**, † 1564

Philipp II. von Spanien † 1598

Maximilian II., † 1576 — Ferdinand I. (Tirol) † 1657 — Karl (Steiermark) † 1590

Don Carlos, † 1568 — Philipp III., † 1621

Philipp IV., † 1665

Rudolf II., † 1612 — Ernst, † 1595 — **Matthias**, † 1619 — Maximilian. — Albrecht

Ferdinand II., † 1637

Maria Theresia, † 1683, Gattin Ludwig XIV.

Maria Theresia, † 1673, Gattin Leopold I.

Karl II., † 1700

Ferdinand III., † 1657

Leopold Wilhelm, Bischof, † 1662

Leopold I., † 1705

Maria Antonie, † 1692

Josef I., † 1711

Karl VI., † 1740

Maria Theresia, † 1780, Gem. **Franz I. Stephan von Lothringen** † 1765

Josef II., † 1790

Leopold II., † 1792

Karoline, Königin von Neapel, † 1814

Ferdinand † 1806

Franz IV.

Franz V.

Maria Antonie † 1793 in Frankreich

Maximilian, Kurfürst von Köln, † 1806

Franz II. (I), † 1835, legte 1806 die deutsche Kaiserkrone nieder.

Ferdinand. Karl. Leopold. Albrecht. Maximilian. Josef. Anton. Johann. Rainer. Ludwig. Rudolf.

Marie Luise, † 1877, Gattin Napoleons I.

Ferdinand I., † 1875,

Franz Karl, † 1878

Franz Josef I. geb. 1830

Rudolf, † 1889

Maximilian (Kaiser von Mexico) † 1867.

Karl Ludwig † 1896

Ludwig Victor geb. 1842

Franz Ferdinand, geb. 1863 (Thronfolger)

Otto, † 1906

Ferdinand geb. 1868

Karl Franz Josef geb. 1887

Max Eugen Ludwig geb. 1895.

Maximilian I., „der letzte Ritter".

Mein Ehr ist deutsch Ehr
Und deutsch Ehr ist mein Ehr.
(Maximilians Wahlspruch.)

In der Zeit größter Bedrängnis, ohne Einfluß im Reiche, in den österreichischen Erblanden machtlos den Schrecken des Bürgerkrieges zusehend, schenkte dem vielbeklagten, häufiger noch heftig angeklagten deutschen Kaiser Friedrich IV., dessen Gattin Eleonore einen Sohn. Es war am Gründonnerstag, den 22. März 1459. Der Sprößling erhielt in der Taufe den Namen Maximilian. Es heißt, Friedrich habe diesen Namen in dankbarer Erinnerung an den heiligen Maximilian gewählt. Dieser, einst Bischof von Lorch, sei dem Kaiser gelegentlich der gefährlichen Aktion gegen Cilli im Traume erschienen, um ihn zu warnen. Eine andere Überlieferung will wissen, die Namengebung sei von Erwägungen beeinflußt gewesen, welche den astrologischen und nekromantischen Liebhabereien des Kaisers entsprachen. Der Vater hatte das Schicksal seines Sohnes den Geheimnissen der Gestirne abgelauscht. Er werde tapfer und glücklich sein wie Fabius Maximus und dem Paulus Aemilius gleichen. Aus den Namen der beiden großen Römer ergab sich ganz ungezwungen der des Sohnes.

Ein Wunderkind war nun Maximilian gleichwohl nicht. Aber in drangvoller Zeit erwartet man Wunder von der Nachkommenschaft, hängt Hoffnungen an sie, wenn die eigene Tatkraft nicht ausreicht, sie zu verwirklichen. So wenigstens dachte die Mutter, die Portugiesin Eleonore, welche wünschte, der Sohn möchte energischer und zielbewußter sein Leben einsetzen, als es der Vater getan. In der Tat steckte in Maximilian mehr von der Mutter als vom Vater. Er war, ohne zunächst besondere Fähigkeiten zu verraten, impulsiv, lebhaft, von starkem Empfinden, wobei die Einbildungskraft als mächtiges Agens eingriff. Das alles weist auf die Mutter. In seiner äußeren Erscheinung glich er dem Vater, und rühmt man an dem Sprößling das starke Gedächtnis und den Sinn für Ordnung (beide hatten ihre Freude an tagebuchartigen Aufzeichnungen), Eigenschaften, die auf das väterliche Blut zurückzuführen sind. Die Liebe zu den Leibesübungen und ritterlichem Zeitvertreib kam seiner körperlichen Entwicklung in hohem Maße zu statten. Maximilian galt als einer der schönsten Männer seiner Zeit und für eine tadellose ritterliche Erscheinung. Von hohem Wuchse, kräftig, mit scharf ausgeprägten Zügen, denen die schön geformte Adlernase den Stempel der Willenskraft aufprägte, war das Herbe und Harte gleichwohl gemildert durch den sanften Blick aus den treuherzigen blauen Augen, das schöne hellblonde Haar und die bezaubernde Leutseligkeit, die dem Prinzen zu eigen war. Auch die Stimme, von seltenem Wohlklang, nahm den Hörer gefangen. In der Rede gewandt, verstand er es, ihr durch Gedankenschwung und Temperament besonderen Nachdruck zu verleihen. Offenheit und Ehrlichkeit, Neigung zu allem Abenteuerlichen und Außergewöhnlichen, tapfer bis zur Verwegenheit, jede Tat von seltenem Hochsinn eingegeben, verband Maximilian mit einer würdevollen Hoheit eine liebenswürdige Vertraulichkeit, die ihm alle Herzen

gewann. Er verschlug seiner hohen Herkunft nicht, wenn er an den Gastereien der Patrizier sich beteiligte, die Feste der Zünfte besuchte und mit schönen Bürgersfrauen in die Reihen der tanzenden Paare sich stellte.

Maximilian war also doch das Wunderkind, von dem seine Eltern träumten. Er war mehr als das: in seiner edlen Persönlichkeit war ein dahinschwindendes Zeitalter mit seiner wilden Romantik und der Geist einer neuen Ära, der eine verheißungsvolle Zukunft durchhellte, verkörpert. Am Ausgange des Mittelalters stehend, fühlte er sich noch ganz vom Wesen des echten Rittertums durchdrungen und in diesem Sinne darf er wohl als „der letzte Ritter" gelten. Allein Maximilians Geist war zu leicht anzuregen, seine Natur neigte zu lebhaft zu allem Schönen und Erhebenden, als daß nicht auch der Flügelschlag des durch den Humanismus und die Renaissance zu Leben erweckten Tatendranges auf geistigem Gebiete ihn berührt hätte. Maximilian war ein Zeitgenosse Ulrichs von Hutten und dessen Freundes Franz von Sickingen, welche in die mittelalterliche Finsternis die Fackel der Aufklärung trugen; er war ein Zeitgenosse der Fugger und Welser, der großen deutschen Kaufleute, welche mit weitausgreifendem Geschäftsdrange den materiellen Aufschwung, den Venedigs Glanz und die italienische Renaissance in sich schloß, den Deutschen vermittelten. Maximilian liebte die Künste und die Wissenschaft, er wand den Lorbeer um die Dichterstirnen eines Cuspinian und Konrad Celtes, war ein warmer Freund hervorragender Gelehrter, ehrte den großen Dürer, wie es eines edlen Fürsten würdig.

Elenore, Maximilians Mutter. Erzfigur am Kenotaph des Kaisers Maximilian I. in der Hofkirche zu Innsbruck.

Das alles werden wir noch ausführlicher berühren. Was uns vorerst näher liegt, ist, die Lücke zu überbrücken, welche zwischen Rudolf von Habsburg, dessen Leben und Taten wir in dem vorangegangenen Kapitel besprochen haben, und dem neuen Stern des Hauses Habsburg, dem glänzenden Max, sich auftut. Wir müssen uns kurz fassen und können nur die wichtigsten Etappen der dazwischenliegenden zwei Jahr-

hunderte berühren. Das ist erforderlich, um die Stellung Maximilians in der Geschichte des deutschen Reiches und in jener der habsburgischen Hausmacht zu verstehen, richtig beurteilen zu können.

Albrecht, Rudolf von Habsburgs Sohn, obwohl in hohem Grade befähigt und dazu berufen, die deutsche Königskrone zu tragen, hatte nicht die Sympathien der Fürsten und des Volkes. Er war rauh und abstoßend, sarkastisch im Umgange, eigenwillig und verschlossen. So mußte es kommen, daß die Wahlfürsten — allerdings unter starker Beeinflussung des keineswegs mit ehrlichen Mitteln arbeitenden Erzbischofs von Mainz, Gerhard von Eppenstein — sich für den Grafen Adolf von Nassau entschieden (Mai 1292). Tapfer und wohlgesinnt und durchaus achtungswürdig, stand er in bezug auf Staatsklugheit seinem Vorgänger, an Hausmacht seinem Rivalen Albrecht bedeutend nach. Demungeachtet fügte sich der österreichische Herzog dem Reichsrechte und leistete dem neuen Kaiser die Huldigung. Dieser glaubte, auf ähnliche Weise, wie es der große Rudolf erreicht, sich eine beträchtliche Hausmacht erwerben zu können. In den daraus entsprungenen Konflikten und Kriegen büßte Adolf nach und nach alle Macht ein und daraufhin verschworen sich dieselben Fürsten, welche den einst Machtlosen zur Herrschaft berufen hatten, gegen den nun Machtlosen. Auf einem Reichstage zu Mainz wurde Adolf als der Krone verlustig und Albrecht als deutscher König erklärt (1298).

König Albrecht hatte eine starke Stütze an dem mächtigen, durch außergewöhnlichen Reichtum begünstigten König Wenzel II. von Böhmen, mit dem er bislang in Zerwürfnis stand, bis es der Gemahlin Wenzels, Juta, Schwester Albrechts, gelang, die Schwäger zu versöhnen. Nun hatte Albrecht freie Hand gegen Adolf, der mit seiner Entthronung durchaus nicht zu den Toten geworfen war. Es war ihm gelungen, einen bedeutenden Anhang um sich zu scharen und Albrecht erkannte, daß es sich um nichts Geringeres als um seine Krone handelte. Adolfs Heer war das stärkere, allein Albrecht gewann in den Magyaren und Kumanen eine vortreffliche Parteigängertruppe. Bei Gellheim, unfern von Worms, sollte die Entscheidung fallen. Adolf ließ seine Reiter zum Angriffe vorrücken; indem aber Albrechts Reisige die Spitzen ihrer Waffen mehr gegen die Pferde als gegen die Reiter wandten, war Adolfs Ritterschaft bald kampfunfähig. Nun ließ Albrecht seine Flügel stärker auf den dichten Schlachthaufen des Gegners drücken, infolge dessen dieser zur Flucht sich wandte. Adolf wehrte sich mannhaft, wurde aber von Albrecht selbst verwundet und sodann von unbekannter Hand getötet. (2. Juli 1298).

König Albrecht hatte bald Gelegenheit zu erkennen, daß sein Schwager, König Wenzel, in großartiger Weise dafür Sorge trug, seine Macht zu erweitern. Dieser Umstand brachte es mit sich, daß Albrecht neuerdings in die Reihe der Feinde des Böhmenkönigs geführt wurde. Aber der nun ausbrechende Krieg, in welchem die vergebliche Belagerung der Stadt Kuttenberg eine hervorragende Rolle spielte, brachte keine Entscheidung. Albrecht zog sich nach Österreich zurück. Bald darauf (1305) starb König Wenzel II., worauf es mit dem jugendlichen Wenzel III. zum Frieden kam. Der neue Böhmenkönig war ein leichtsinniger Wüstling und unglücklich in seiner Regierung. Mit seiner Ermordung am 4. August 1306 erlosch das altberühmte Haus der Przemysliden . . . Aber auch Albrechts Tage waren gezählt. Ein Versuch, seinen Sohn Rudolf auf den böhmischen Thron zu bringen, wurde durch das Ableben des letzteren gegenstandslos. Auch von Thüringen, das der König seinem Neffen Johann, als Entschädigung für die dem letzteren noch immer vorenthaltenen Erbgüter, zugedacht hatte, mußte Albrecht ablassen, nachdem ihn die Landgrafen und Raubritter bei Luka empfindlich geschlagen hatten (1307). Johann aber hatte keine Geduld zu warten und so kam es zu jener, in der Geschichte des deutschen Kaisertums beispiellosen Mordtat, im Angesichte der Habsburg, in welcher Albrecht sein Leben verlor (1. Mai 1308. Vergl. S. 52). Johann, genannt „Parricida" (Vatermörder), und seine Mitverschworenen wurden geächtet und starben sämtlich in der Fremde.

Nach dem Tode Albrechts fiel die einstimmige Wahl auf den Grafen Heinrich von Luxemburg. Die fünf Söhne Albrechts, von denen Friedrich I. und Leopold I. gemeinschaftlich die Regierung führten, wurden mit Österreich, Steiermark und den anderen Erbländern belehnt. Heinrich von Kärnten, den noch zu Lebzeiten Albrechts die Stände Böhmens zu ihrem Könige gewählt hatten, erlag einer Familienintrigue und nun huldigte Prag der luxemburgischen Dynastie (3. Dezember 1310). Sie blieb 127 Jahre in diesem Königreiche herrschend. Nach dem Tode Heinrich VII., der sich hauptsächlich in Italien zu schaffen machte, fiel die Wahl ohne rechtliche Entscheidung auf den Herzog Ludwig von Baiern und den Herzog Friedrich den Schönen von Österreich. In den Vorlanden regierte Friedrichs Bruder, Herzog Leopold — „die Blume der Ritterschaft" — auf den jener die größten Hoff-

nungen setzte, der aber leider im Kampfe gegen die Eidgenossen bei Morgarten (15. November 1315) den kürzeren zog. Dieser Sieg der Schweizer führte zur Begründung der Eidgenossenschaft (8. Dezember 1315).

Auch bezüglich der beiden Gegenkaiser, Ludwig des Baiern und Friedrich des Schönen, fiel in nicht zu langer Zeit die Entscheidung: am 28. September 1322 bei Mühldorf, in welcher Schlacht Friedrich unterlag und als Gefangener in die Burg Trausnitz (im Nabtale) abgeführt wurde. Herzog Leopold hatte sich bis auf einen Tagemarsch an Mühldorf genähert, als er von dem unglücklichen Ausgange des Kampfes Nachricht erhielt. In größter Betrübnis (man sah den Herzog seit diesem Tage nie wieder lachen) führte er sein Heer ohne Kampf in die Vorlande zurück, wo es sich auflöste. Aber schon zwei Jahre später nahm Leopold bei Burgau einem bairischen Heere den ganzen Belagerungspark weg und da Ludwig

Schlacht bei Sempach. (Aus „Weltchronik" des Rudolf von Hohenems. Nach einer Miniatur vom Jahre 1385).

auch sonst von allen Seiten bedrängt wurde, entließ er seinen Rivalen, Kaiser Friedrich III., nach dreißigmonatlicher Gefangenschaft, allerdings unter Bedingungen, welche der Gefangene ohne Kenntnis der Sachlage eingegangen war. Der kriegslustige Leopold war indes nicht dahin zu bringen, diese harten Bedingungen anzuerkennen. Ein edles Beispiel von dem Werte des Mannesswortes gebend, begab sich Friedrich freiwillig zu seinem Gegner, um sich ihm zur Verfügung zu stellen. Ludwig, bewegt von solcher Treue, nahm seinen bisherigen Gegner freundschaftlich auf, teilte mit ihm Tisch und Bett — und die Herrschaft, indem er ihm die Königskrone von Deutschland antrug. Schließlich gab auch Leopold, der den Krieg in Friedrichs Namen gegen dessen Willen fortsetzte, nach.

Nach dem Ableben Ludwigs im Jahre 1347 hatten die Häuser Wittelsbach und Luxemburg miteinander abzurechnen. Die Partei der Wittelsbacher stellte gegen Karl IV. als Gegenkaiser den Grafen Günther von Schwarzburg auf, einen namhaften Degen, der in zahlreichen Raubfehden sich einen großen Ruf erworben, dabei aber eine achtungswerte Biederkeit bewahrt hatte. (30. Januar 1349). Der frühe Tod dieses Recken befreite den Luxemburger von einer nicht zu unterschätzenden Gefahr. Bald hierauf kam es zu einer Versöhnung mit dem Hause Wittelsbach . . . Von den Söhnen Königs Albrecht I. überlebte Albrecht II seinen Bruder um viele Jahre. Er führte den Beinamen „der Weise," der wohlverdient war. Sein Nachfolger war Rudolf, genannt „der Stifter," der ältere Sohn Friedrichs III. Diese Benennung rechtfertigte Rudolf durch manche Schöpfung, welche auf lange Zeit seinem vorausblickenden Geiste ein ehrendes Zeugnis abgaben. Er ist unter anderem der Erbauer des Stephansdomes (begonnen

1359, vollendet 1433), welcher an Stelle der von Jasomirgott gegründeten kleinen Kirche (1150) trat. Unter ihm wurde Tirol mit Österreich vereinigt. * (1364).

Rudolf dem Stifter war im Jahre 1365 sein ältester Sohn Albrecht III. — „mit dem Zopfe" — gefolgt. An ihn knüpft sich ein bemerkenswertes Ereignis. Trotz des von Kaiser Rudolf aufgestellten Hausgrundgesetzes, welches die Unteilbarkeit der österreichischen Lande aussprach, sah sich der sanftmütige Albrecht veranlaßt, dem ungestümen Andrängen seines jüngeren Bruders Leopold (III.) nachzugeben und im Jahre 1306 eine Länderteilung vorzunehmen, welche nach wiederholter Umgestaltung im Jahre 1379 in Kraft trat. Kraft dieses Vertrages behielt Albrecht III. bloß Österreich ob und unter der Enns, während an Leopold III. Steiermark, Kärnten, Krain, die Windische Mark, Istrien, Tirol, die Vorlande, Kyburg und Habsburg fielen. Die „Albertinische Linie" erlosch mit Ladislaus Posthumus (1457). Die „Leopoldinische" — welche mit Friedrich IV. auf den deutschen Kaiserthron gelangte — versiegte im Mannesstamme mit Karl VI. (1740). Leopold III. beschloß sein Leben gegen die Eidgenossen in der Schlacht bei Sempach (9. Juli 1386). Ins dichteste Gewühl sich stürzend, ward er zu Boden geworfen und dann von einem Hirten aus Schwyz, der dem Wehrlosen gemächlich die Panzerriemen durchschnitt, kaltblütig abgeschlachtet. Noch blutiger war die Niederlage der österreichischen Ritterschaft bei Näfels am 9. April 1388.

Leopolds III. Nachfolger war Albrecht IV. (Sohn Albrechts III.). Er hatte eine Reise nach Jerusalem unternommen, welche ihm wegen der überstandenen Gefahren den Beinamen „Weltwunder" verschaffte. In Böhmen herrschte Karl IV. Sohn, Wenzel, ein jähzorniger, dem Trunke ergebener Gewaltmensch, unter dessen Herrschaft Deutschland in einen Abgrund der Verwirrung geriet. Endlich ermannten sich die Kurfürsten, indem sie die Absetzung des Königs dekretierten (20. August 1400). Die Neuwahl fiel auf den Kurfürsten Ruprecht III. von der Pfalz, der zehn Jahre lang machtlos sich fortschleppte. Nach seinem Tode erklärten sich die Kurfürsten für Wenzels Bruder, Siegmund (1411), welcher Wahl König Wenzel sogar zustimmte, mit dem Vorbehalt, daß ihm der Titel als Reichsoberhaupt belassen werde. Auch unter diesem König war die Reichsmacht ein Schatten. Am meisten unter inneren Unruhen aber litt Österreich. Nach dem Tode Leopolds in der Schlacht bei Sempach war die Leopoldinische Linie in einen, später in zwei Zweige zerfallen: Herzog Friedrich (IV.), „mit der leeren Tasche", herrschte in Tirol und in den Vorlanden, sein Bruder Ernst der Eiserne in Steiermark, Kärnten und Krain. Als im Jahre 1404 Herzog Albrecht IV. von Österreich, der Senior des Hauses, gestorben war, stritten sich die Prinzen der Leopoldinischen Linie mit äußerster Erbitterung um die Vormundschaft über den jungen Herzog von Österreich, Albrecht V. Bürgerkrieg, Aufstand, Raubritterunwesen, richteten ungeheueren Schaden an. Erst als König Siegmund den jungen Herzog von Österreich für großjährig erklärte, stellte sich der Friede zwischen den streitenden Fürsten ein. Dagegen bestand zwischen dem König und Friedrich „mit der leeren Tasche" ein gespanntes Verhältnis, das zu einer Demütigung des letzteren führte, bis endlich Ernst der Eiserne einschritt, und zwar in Konstanz, wo das große Konzil stattfand (1418), auf welchem unter anderem Huß dem Scheiterhaufen überantwortet wurde.

Kaiser Siegmund starb am 9. Dezember 1437 zu Znaim. Mit ihm erlosch das luxemburgische Haus. Sein Erbe sollte der Gemahl seiner Tochter Elisabeth, Albrecht von Österreich sein. Die drei habsburgischen Fürsten — Friedrich in Tirol, Ernst in Steiermark und Albrecht in Österreich — hatten die ihren Ländern in den ersten Jahren des Jahrhunderts geschlagenen Wunden durch eine weise und glückliche Regierung wieder geheilt. Von dem eisernen Herzog der Steiermark ist zu berichten, daß er bei Radkersburg im Jahre 1418 einen glänzenden Sieg über die Osmanen erfocht, die erste Türkenschlacht auf deutschem Boden. An Ernsts Persönlichkeit erinnert mancher Zug, den wir an seinem Enkel Maximilian wiederfinden. Mit einer außergewöhnlichen Körperstärke verband er ritterlichen Geist im besten Sinne des Wortes und Lust am Abenteuerlichen. Bezeichnend für den Geist, der ihn beherrschte, ist seine Pilgerreise nach Jerusalem und seine Fahrt nach Krakau, wo er unter romantischen Abenteuern sich eine Braut, die reckenhafte Prinzessin Cimburgis von Masovien holte. Kein Wunder also, daß nach Albrechts V. Tod — als Kaiser der Zweite dieses Namens — die deutschen Wahlfürsten ihr Augenmerk auf den Sohn des bereits 1424 verstorbenen Herzogs Ernst, den Herzog Friedrich von Steiermark, richteten. Friedrich bedachte sich längere Zeit, bevor er die beschwerliche, im gleichen Maße verantwortungsvolle als undankbare Ehre annahm. Als Friedrich IV. ist seine Regierung, die im Spiegel der Geschichte eine sehr verschiedene Beurteilung gefunden hat, vornehmlich durch ihre lange Dauer (54 Jahre) bemerkenswert. Deutsche Histo-

Kaiser Friedrich IV. (III.)

riker lassen an dem Kaiser kein gutes Haar. Gewiß ist, daß er einer der schwächsten deutschen Kaiser war, aber ebenso gewiß ist, daß die Zeit, welche eines ganzen Mannes bedurft hätte, eine der kläglichsten und verworrensten in der Geschichte des deutschen Reiches war. Das Übel lag also weniger in der Persönlichkeit des Kaisers, als vielmehr in den verlotterten Verhältnissen des Reiches.

Hier also knüpfen wir wieder dort an, wo wir in den einleitenden Zeilen abgebrochen hatten. Es ist Maximilians Vater, der am Ende der geschilderten Regentenreihe vor unser geistiges Auge tritt. Gutmütig, ehrlich, häuslich und wirtschaftlich bezeichnen ihn die wohlwollenden Geschichtsschreiber; ein Mann von unentschlossenem, hinterhaltigem Wesen, an dessen Charakter der Eigennutz der hervortretendste Zug ist, sagen die übelwollenden Chronisten. Die einen heben seine berechnende pfäffische Kirchenpolitik hervor, die anderen sprechen ihm jede politische Schlauheit ab. Wo liegt die Wahrheit? Selbst Friedrichs Neigung zu wissenschaftlichen Dingen hat man hämisch beurteilt; sein Interesse für Astrologie bezeuge seine Scheu vor ernster Gedankenarbeit. Ohne Zweifel war Friedrich seiner Stellung nicht gewachsen. Das ist Charaktersache; mit passivem Zuwarten, statt kühner Entschlossenheit, behäbiger Bequemlichkeit, statt politischer Schlauheit, unerschütterlichem Phlegma statt rastloser Strebsamkeit — bringt man ein verlottertes Reich nicht auf die Beine. Vertrauensselig, wie der Kaiser war, paßte er nicht in diese Welt der Intriguen. Für die Ritter vom Stegreif kamen wieder gute Zeiten. Ehrgeizige Fürsten (Hunyady, Matthias Corvinus, Georg Podiebrad, Karl der Kühne) kamen auf ihre Rechnung. Aber auch die deutschen Fürsten konnten vergnügt im Trüben fischen. Eine Art Interregnum, in welchem gleichsam kein Herrscher vorhanden zu sein schien, bezeichnet den Schluß der Mittelalters in Deutschland.

Kaiser Maximilian I. von P. P. Rubens.

(K. K. kunsthistorisches Hofmuseum, Wien.)

Kunstverlag J. Löwy, Wien.

Gleichwohl hatte sich Friedrich einen Wahlspruch gewählt, der in dem großen Kaisersiegel prangte und dem ein Sinn unterlegt wird, der sich mit den Taten des Kaisers keineswegs deckte: A. E. I. O. U. — Alles Erdreich ist Oesterreich Untertan (Austriae Est Imperare Orbi Universo). Uebrigens war Friedrich, obwohl ohne kriegerischen Neigungen, keineswegs bar jedes Mutes, wenn es die Umstände erforderten. Zur Zeit des Bürgerkriegs 1462 standen die Wiener auf Seite Albrechts und belagerten die kaiserliche Familie in der Burg. Der Kampf währte mehrere Monate, wobei Friedrich eine unerwartete Energie entfaltete. Schon machte sich der Hunger geltend (man war nur auf Schwarzbrot und Hülsenfrüchte angewiesen), als das Erscheinen Georg Podiebrads an der Donau zum Frieden und Ausgleich der sich entgegenstehenden Interessen führte. Albrecht verschied schon im darauffolgenden Jahre und nun fielen dem Kaiser außer Niederösterreich auch Oberösterreich zu; von seinem Bruder Siegmund erbte er Kärnten.

Maria von Burgund, Kaiser Maximilians I. erste Gemahlin. Erzfigur am Kenotaph des Kaisers in der Hofkirche zu Innsbruck.

Friedrich aber plante Größeres. In dem vielumstrittenen Burgund, der Heimat der Recken des Nibelungenliedes, herrschte ein Recke anderer Art: Karl der Kühne, der mächtigste christliche Monarch seiner Zeit. Sein Vater hatte ihm außer anderen Kostbarkeiten einen Staatsschatz in der damals ungeheuren Höhe von 400000 Goldtalern und 22000 Mark Silber hinterlassen. Das Einkommen, welches Karl durch ein allerdings sehr drückendes Steuersystem erzielte, war so groß, daß es ihm erlaubte, auf das Kriegswesen allein eine halbe Million Dukaten zu verwenden. Er gründete ein stehendes Heer, das 1475 bereits aus 6600 Reitern, 17000 Pikenieren, 4600 Schützen und 300 Kanonen bestand. In seinen Kriegen gegen die Eidgenossen soll er vollends 70000 Mann aufgebracht haben, mit mehr als 400 Geschützen. Dieser prächtige Krieger — bei geringem Feldherrntalent und schwacher Staatskunst — verfügte des weiteren über ein Kleinod, um welches ihn die Fürsten weit und breit beneideten: die schöne Maria, sein einziges Kind. Sie war also die Erbin Burgunds, eine Aussicht, die dem für seine Hausmacht so sehr besorgten Kaiser Friedrich in die Augen stach. Nichts lag näher, als ein Ehebund zwischen

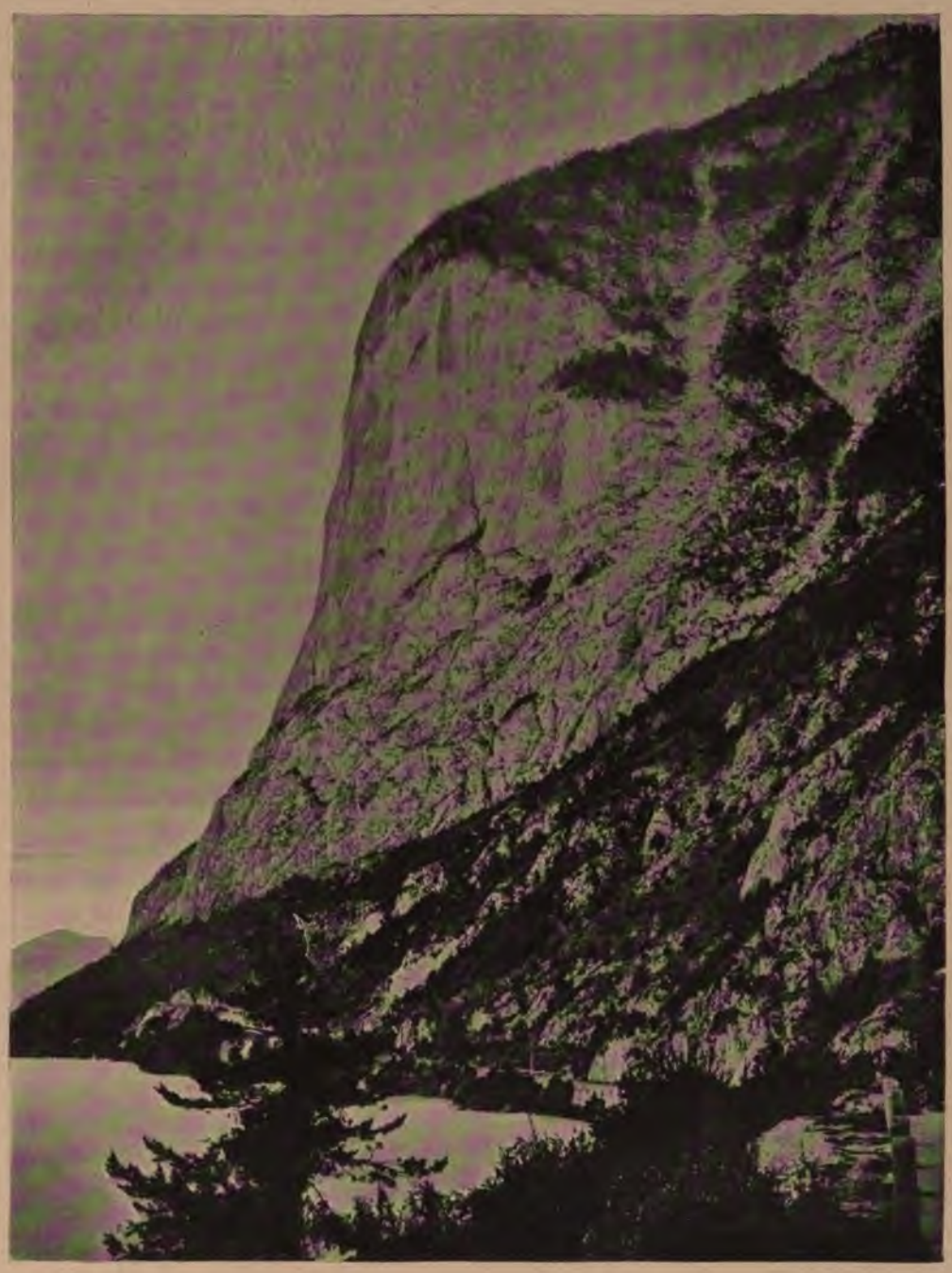
dieser schönsten Prinzessin mit Max, dem schönsten Ritter des Ostens. In der Tat kam es zwischen beiden Herrschern mit großem Gefolge zu einer Zusammenkunft in Trier (1473), wobei Karl einen unerhörten Luxus entfaltete. Vier Wochen währten die Festlichkeiten, die Beziehungen der beiden Fürsten zueinander schienen recht herzliche, doch müssen gleichwohl erhebliche Schwierigkeiten der Verbindung entgegengestanden sein. Der Kaiser reiste nämlich plötzlich ab, ohne daß man die Gründe erfahren hätte. Karl fühlte sich dadurch persönlich tief verletzt, nebenher aber auch arg enttäuscht, da er gehofft hatte, aus der Hand Friedrichs die Königskrone zu empfangen.

Der Burgunder fand bald Gelegenheit, seinen Rachegefühlen freien Lauf zu lassen. Sein Vetter, Erzbischof Ruprecht von der Pfalz, war in einen Streit mit dem Domkapitel und den Bürgern der Stadt Köln verwickelt. Karl zögerte nicht lange und ergriff die Partei seines Vetters. Allerdings war es ihm weniger darum zu tun, jenem zu seinem vermeintlichen Rechte zu verhelfen, sondern darum, am Rhein festen Fuß zu fassen und sich dort ein Königreich zu gründen. Die Kölner riefen den Kaiser zu Hilfe, der denn auch mit 80000 Mann Reichstruppen am Rhein erschien, dem etwa 60000 Burgunder gegenüberstanden. Karl legte sich vor die feste Stadt Neuß, die er fast ein ganzes Jahr belagerte, ohne sie nehmen zu können. Da erschien das Reichsheer auf der Bildfläche. Aber wider Erwarten kam es zu keiner Schlacht; im Gegenteil: Kaiser und Herzog reichten sich zum Friedensbunde die Hände und dieser Bund wurde durch einen intimeren besiegelt: das Verlöbnis zwischen Maria und dem stattlichen Maximilian. Karl war letzterem außergewöhnlich gewogen, was angesichts des ritterlichen Wesens des jungen Erzherzogs nicht Wunder nehmen kann. Auf Veranlassung Karls erwiderte Maria des Werbers Brief, in welchem sie das Ehegelöbnis abgab. Dem Schreiben war ein kostbarer Diamantring beigegeben.

„Bella gerant alii, tu felix Austria nube!" ... Die reichste Erbin ihrer Zeit war der österreichischen Hausmacht gesichert. Und das Erbe wurde nur zu bald fällig. Von Rachegedanken getrieben, warf sich Karl vorerst auf Lothringen, das er rasch in seine Gewalt bekam. Alsdann bot er ein großes Heer gegen die Eidgenossen auf. Hier aber verließ ihn das Glück. Am 29. Februar 1476 zu Granson am Neuenburgersee aufs Haupt geschlagen, erlitt er wenige Monate später (21. Juni) bei Murten eine nicht geringere Niederlage, die ihn einen Verlust von 18000 Mann kostete. Das Jahr 1477 endlich brachte die Katastrophe. René, Herzog von Lothringen, der an der Schlacht von Murten teilgenommen hatte, benützte die Gelegenheit, um sein Land wieder in Besitz zu nehmen. Dadurch wurde Karls Zorn, der seit der letzten Niederlage nicht mehr ganz zurechnungsfähig war, auf das höchste gereizt. Sofort schritt er zur Belagerung von Nancy, inmitten eines außergewöhnlich strengen Winters. René rückte mit 19000 Mann zum Entsatze heran, welcher Streitmacht Karl nur 6000 Streitern entgegenzustellen vermochte. Durch den kombinierten Angriff des Entsatzheeres mit der Besatzung von Nancy wurden die schwachen Kräfte Karls überwältigt und in regellose Flucht gejagt. Der letzte Rest des einst so stolzen Heeres war vernichtet. Karl selbst blieb vermißt, bis man ihn nach einigen Tagen in das Eis eines Baches hinter Nancy eingebrochen und erschlagen auffand. (5. Januar 1477).

Karl der Kühne hatte von einem burgundischen Weltreiche geträumt, das vom Gestade der Nordsee bis zu den Alpen reichen sollte. Nun war die Krone dieses Zukunftsreiches sozusagen verwaist, denn das Erbe fiel in schwache Mädchenhände. König Ludwig XI. von Frankreich ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, rasch zuzugreifen. Er zog sofort das Herzogtum Burgund unter dem Vorwand eines erledigten Reichslehens ein, ja, er setzte sich sogar in den Besitz der Freigrafschaft Burgund, obgleich sie zum deutschen Bunde gehörte. Auch Mariens wollte er sich versichern, indem er die blühende Fürstin seinem erst achtjährigen Sohne zu verkuppeln gedachte. Die Tochter Karls aber war ihres Gelöbnisses eingedenk und wollte nun ihr Wort einlösen. Der Kaiser vernahm die Kunde mit großer Freude und rüstete zur Brautfahrt seines Sohnes, wozu die Braut eine namhafte Summe beigesteuert hatte. Der Zug bewegte sich über Köln, Aachen, Brüssel und Löwen nach Gent, wo der Kaisersohn, unterwegs überall gefeiert, am 18. August 1477 eintraf. Zwei Tage später war der Bund geschlossen — ein Paar, wie man es sich herrlicher nicht wünschen konnte. Freudestrahlend soll Max ausgerufen haben: „Hätten wir Frieden, so säßen wir in einem Rosengarten."

Leider gab es keinen Frieden. Zwischen Österreich und Frankreich, die sich mit ihren Grenzen und Interessen so nahe zu berühren anfingen, brach der Krieg aus, der den Anfang jahrhundertelangen Kampfes um die Vorherrschaft auf dem Kontinente bilden sollte. Erst bei Waterloo (1815) fiel in diesem Kampfe das letzte Wort ... In dem Kriege gegen Ludwig XI. fand Maximilian zum ersten Male Gelegenheit, sich als



Photographie von Würthle & Sohn, Salzburg.
Die Martinswand bei Zirl.

Der Gefangene in der Kranenburg war nicht der Prinz Maximilian, sondern der gesalbte König. Fast genau zwei Jahre vor seiner Gefangennahme hatten die zu Frankfurt am Main versammelten Kurfürsten Maximilian zum römischen König gewählt. Es war in der Zeit der härtesten Schicksalsschläge. Nach der Beilegung des Streites mit den Niederländern im Jahre 1485 war Max mit seinem Vater in Aachen zusammengetroffen. Friedrich war damals sozusagen ein Herrscher ohne Land. Er irrte im Reiche umher auf die Gnade seiner Untertanen angewiesen. Anlaß zu dieser schweren Demütigung war der Einbruch des Königs Matthias Corvinus in Österreich, das er, Wiener-Neustadt ausgenommen, unter sein Schwert beugte. Der Kaiser war durch Tirol und Schwaben an den Rhein geflohen. Hier traf er den Sohn. Öfter schon hatten die Reichsfürsten den tatkräftigen und geistig aufgeweckten Prinzen zur Königswahl vorgeschlagen, aber die guten Eigenschaften des ersteren, welche zu solcher Bevorzugung nötigten, erweckten das Mißtrauen des greisen Kaisers, der fürchtete, durch seine Zustimmung sich aller Autorität zu begeben. Aber Not bricht Eisen und so willigte Friedrich ein. Am 16. Februar 1484 zum römischen Könige gewählt, fand die feierliche Krönung am 9. April desselben Jahres unter großen Festlichkeiten und Anteilnahme des Volkes statt. Als es des geliebten Fürsten ansichtig wurde, jubelte es ihm in tausendstimmigem Chore zu: „Heil und Segen dem römischen König! Heil Maximilian!" . . . . .

Nicht ganz zwei Jahre später saß der neue König auf der Kranenburg, den Kränkungen und Beschimpfungen seiner erbitterten Feinde ausgesetzt. Die Genter forderten sogar die Auslieferung des Gefangenen, was jedoch die Machthaber von Brügge zurückwiesen. Auch König Karl VII. von Frankreich stellte dieses Verlangen. Der gefährliche Gegner sollte für immer unschädlich gemacht werden. Der jugendliche

Franzosenkönig tat sogar noch ein übriges: er vereitelte Maxens Pläne auf die Bretagne, indem er sich selbst mit der Herrin dieses Landes — Maximilians zweiter Braut — vermählte, und die eigene frühere Braut, Maxens Tochter Margarethe, zu ihrem Vater entließ.

Während Albrecht von Sachsen noch mit der Pazifizierung der Niederlande beschäftigt war (sie kam 1492 zum Abschluß), trat auch in den Erbländern ein bedeutungsvolles Ereignis ein. Im Jahre 1485 hatte Matthias Corvinus Wien erobert, am 6. April 1490 segnete er hierselbst das Zeitliche. Maximilian rückte nun mit vielem Volke aus Schwaben und Bayern heran, um, kraft eines Erbvertrages mit Matthias Corvinus, Niederösterreich und Ungarn zurückzufordern. Die Wiener gerieten in freudige Bewegung und alle Bemühungen der ungarischen Befehlshaber vermochten sie nicht zu beruhigen. Der Versuch, sie zu entwaffnen, scheiterte. Da zog sich die ungarische Besatzung in die Burg zurück, nachdem sich ihr Befehlshaber Graf Stephan Zapolya zuvor nach Ungarn begeben hatte. Nun schritten die deutschen Truppen zum Sturm, der abgewiesen wurde. Erst nach dem zweiten Angriff, bei welchem Maximilian eine Verwundung davontrug, ergaben sich die Verteidiger. In sechs Wochen war Österreich den Ungarn entrissen.

„Sei mir gegrüßt, mein Österreich, doch ach, welch Wiederseh'n!
In deinen Tälern Elend, und Elend auf den Höh'n,
Der Dörfer Rauch dein Äther, und deine Ströme Blut,
Dein einzig Lied Verzweiflung, doch Treu' dein einzig Gut!

Und du Stadt meiner Väter, mein Wien, welch' Wiederseh'n:
Sieh' blutgetränkte Banner von deinen Zinnen weh'n!
Und ach, ich selbst, statt lächelnd des Friedens Kranz zu bringen,
Muß wild um deine Türme den prasselnden Pechkranz schlingen!

Viel littst du und wirst du leiden, doch fallen wirst du nicht,
Der Leiden Kerker wölbt sich zum Freudendom einst licht,
O daß dich Lohn bald kränzen für Kraft und Treue mag,
Und aus der Nacht dir glänzen ein ew'ger Frühlingstag!" *)

Im Jahre 1489 hatte Maximilian seinen kinderlosen Oheim, den Herzog Siegmund von Tirol, besucht und auf diesen einen so bestrickenden Eindruck gemacht, daß er dem liebenswürdigen und leutseligen Neffen in aller Form die Regierung Tirols übertrug und sich nur die Fischerei und Jagdgerechtsame behielt. Für Max war diese Zession insofern von Bedeutung, als er nun Herr eines Landes war, dem er bis an sein Lebensende eine besondere Anhänglichkeit bezeugte und dessen Natur und Bewohner ihn fesselten. Als leidenschaftlicher Jäger konnte er in dem wildreichen Lande seiner Neigung vollauf Genüge leisten. Kein persönliches Ereignis aus dem Leben des so volkstümlichen Fürsten ist populärer geworden, als Maxens bedenkliches Abenteuer auf der Martinswand. Es war am Ostermontag des Jahres 1490, als Maximilian auf dem Zirlberge westlich von Innsbruck auf Gemsen — sein Lieblingswild — pirschte. Hierbei verstieg er sich in dem steilen Gewände, das zum Inntale abfällt. Ein Sprung von mehreren Metern brachte ihn auf eine tiefer liegende Felsplatte, von der eine unzugängliche Schroffe — die „Martinswand" — über 500 Fuß senkrecht abfällt. Es gab kein Zurück und kein Vorwärts. Wohl hörte das Gefolge die Hilferufe des Verstiegenen, es war aber keine Möglichkeit, ihm beizukommen. Zwei Tage und Nächte verbrachte Max in dieser verzweifelten Lage. Vieles Volk, welches von dem Zwischenfalle Kunde erhalten hatte, versammelte sich im Tale. Es erschien der Pfarrer von Zirl, der dem Todgeweihten die Tröstung der Religion spendete, indem er die Monstranz hoch emporhob und ein ergreifendes Gebet anstimmte . . . Da ertönte hinter ihm auf einem Felsvorsprung plötzlich der Ruf: „Holla, was treibt ihr hier?" . . . „Ich warte auf Rettung" erwiderte Max. Der Retter — es war der Gemsjäger Oswald Zips — gelangte ungefährdet auf die Platte, versah Maximilian mit Steigeisen und mit dem Aufwande aller Vorsicht gelang es den vereinigten Anstrengungen beider die Höhe zu gewinnen. Die Stelle, wo sich dieses zutrug, ließ Maximilian durch ein steinernes Kreuz bezeichnen. Der Retter aber wurde unter dem Namen Hollauer von Hohenfels in den Adelsstand erhoben.

*) Aus: „Der letzte Ritter" von Anastasius Grün.

Der Dichter allerdings (es ist Heinrich von Collin) hat sich an jene sagenhafte Fassung gehalten, welche den Retter im nächtlichen Dunkel verschwinden läßt. Vergebens spähet Max nach ihm.

Da faßt ihn ein Schauer, nicht hat er geirrt,
Wohl war es ein Engel, der ihn geführt.
Und schon erkennt er Zierleins Tal,
Hört brausen der Menge verworrenen Schall.
Mit bebendem Tritt
Er weiterschritt,
Wenn oft, ermattet er weilen muß,
Bis er naht dem weit erglänzenden Fluß!
Noch stand er weit,
Doch hocherfreut
Schaut er den Priester bei Fackelglanz
Steh'n unermüdlich mit der Monstranz.
Und noch die treuen Gemeinden knie'n,
Und heiß im Gebete für ihn glüh'n.
Sein Auge ward naß, sein Herz hoch schwoll,
Es war ja von tausend Gefühlen voll.
Schnell tritt er vor,
Ruft laut empor:
„Lobet den Herrn und seine Macht!
Seht, mich hat sein Engel zurückgebracht!“ . . .

Max saß in seinem geliebten Innsbruck, als er von dem am 19. August 1493 erfolgten Tode seines Vaters Kunde erhielt. Er eilte unverzüglich nach Wien, um die Trauerfeier anzuordnen und die Regierung in den Erbländern anzutreten. Maximilian stand im 35. Lebensjahre, als die schwere Bürde der Kaiserkrone sein schönes, lockenschweres Haupt schmückte. Es gehörte in der Tat eine außergewöhnliche Willenskraft, eine vollendete politische Berechnung und eine namenlose Geduld dazu, um den verfahrenen Wagen der Reichsangelegenheiten wieder in das richtige Geleise zu bringen. Maximilian hatte wohl den guten Willen dazu, es fehlte ihm aber die Ausdauer. Seine Neigung zu phantastischen Plänen gestaltete die Lage nicht besser. Auch die beständige Geldnot war ein nicht zu unterschätzendes Hindernis in den zu treffenden Maßnahmen. Dazu kam die doppelte Gefahr, die dem Reiche von außen drohte: die Invasion Südosteuropas durch die Osmanen auf der einen Seite, das impulsive Hervortreten Frankreichs auf der andern. Seitdem Burgund als selbständiger Staat von der Karte Europas verschwunden war, lag die Zukunft des Kontinentes klar vor Augen: der Entscheidungskampf zwischen den Königen von Frankreich und den Habsburgern.

Maximilian erkannte mit dem ihm eigenen Weitblick, daß dieser Kampf auf italienischem Boden ausgetragen würde. Er schloß sich daher der Koalition an, welche Karl VIII. von Frankreich zum Aufgeben Neapels zwang. Er kam hierbei mit dem spanischen Königshause in nähere Berührung und die damit zusammenhängende Vermählung seines Sohnes Philipp mit der Infantin Juana legte den Grund zur Erwerbung jener spanischen Reiche, die eben damals Christoph Kolumbus verdoppelt hatte . . . Vorerst freilich war es Maximilians Sorge, im eigenen Hause Ordnung zu machen. Auf dem Reichstage zu Worms (März bis August 1495) erließ er den Landfrieden („für ewige Zeiten“), zur Beilegung der Rechtshändel zwischen den Reichsständen wurde das Reichskammergericht eingesetzt, zur Aufbringung der Kosten für dieses, sowie für das Söldnerheer der vom Kaiser eingeführten „Landsknechte“*) eine Abgabe — „der gemeine Pfennig“ genannt — beschlossen. Auf dem Reichstage zu Worms erfolgte auch die Erhöhung Württembergs, indem der Kaiser den Herrn dieses Landes, den Grafen Eberhard im Barte, aus freien Stücken zum Herzog erhob. Bemerkenswert ist, daß Maximilian ungeachtet seiner Sorge auf dem Gebiete der Verwaltung und der Reichspolitik, die geistigen Strebungen seiner Zeit nicht aus dem Auge ließ. Er empfahl den Kurfürsten, in ihren Ländern höhere Bildungsanstalten zu errichten,

*) Siehe den nächsten Abschnitt.

welche Anregung unmittelbar zur Gründung der Universitäten zu Wittenberg (1502) und zu Frankfurt an der Oder (1506) führte . . . Und noch auf etwas vergaß der romantische Fürst nicht: auf ritterliche Taten. Hier, auf dem Reichstage zu Worms, war es, wo Maximilian unerkannt den prahlenden Franzosen Claude de Barré zum Zweikampfe herausforderte und ihn — der vorher so Viele überwunden — in den Sand streckte.

Bald darauf wandte Maximilian seine Aufmerksamkeit Italien zu. Der erste Vorstoß dahin (1496) war nicht sehr aufmunternd. Viel schlimmer erging es ihm in den nächsten Jahren in der Schweiz, wo er nach der Niederlage der Reichstruppen bei Dornach (22. Juli 1499) auf Thurgau zu Gunsten der Eidgenossen verzichtete. Dagegen hatte der Kaiser im bayerischen Sukzessionskrieg sich wohlverdiente Lorbeeren geholt. Zunächst besiegte er in einem mörderischen Treffen bei Mengesbach, in welchem er in größte Lebensgefahr kam, die Böhmen; alsdann belagerte und eroberte er die starke Felsenfestung Kufstein an der Grenze Tirols und Bayerns, wobei er persönlich eingriff, indem er seine Lieblingsgeschütze, die von Innsbruck hergebracht wurden, bediente.

— — — — — — — — — — —

Da wurde König Maxen die Zeit wohl etwas lang,
Daß pochend schon sein Herzschlag bis an den Panzer klang;
Da sand't er gegen Innsbruck hinauf ins Waffenhaus:
„Schick't doch einmal den ‚Weckauf' mir und den ‚Purlepaus'!"

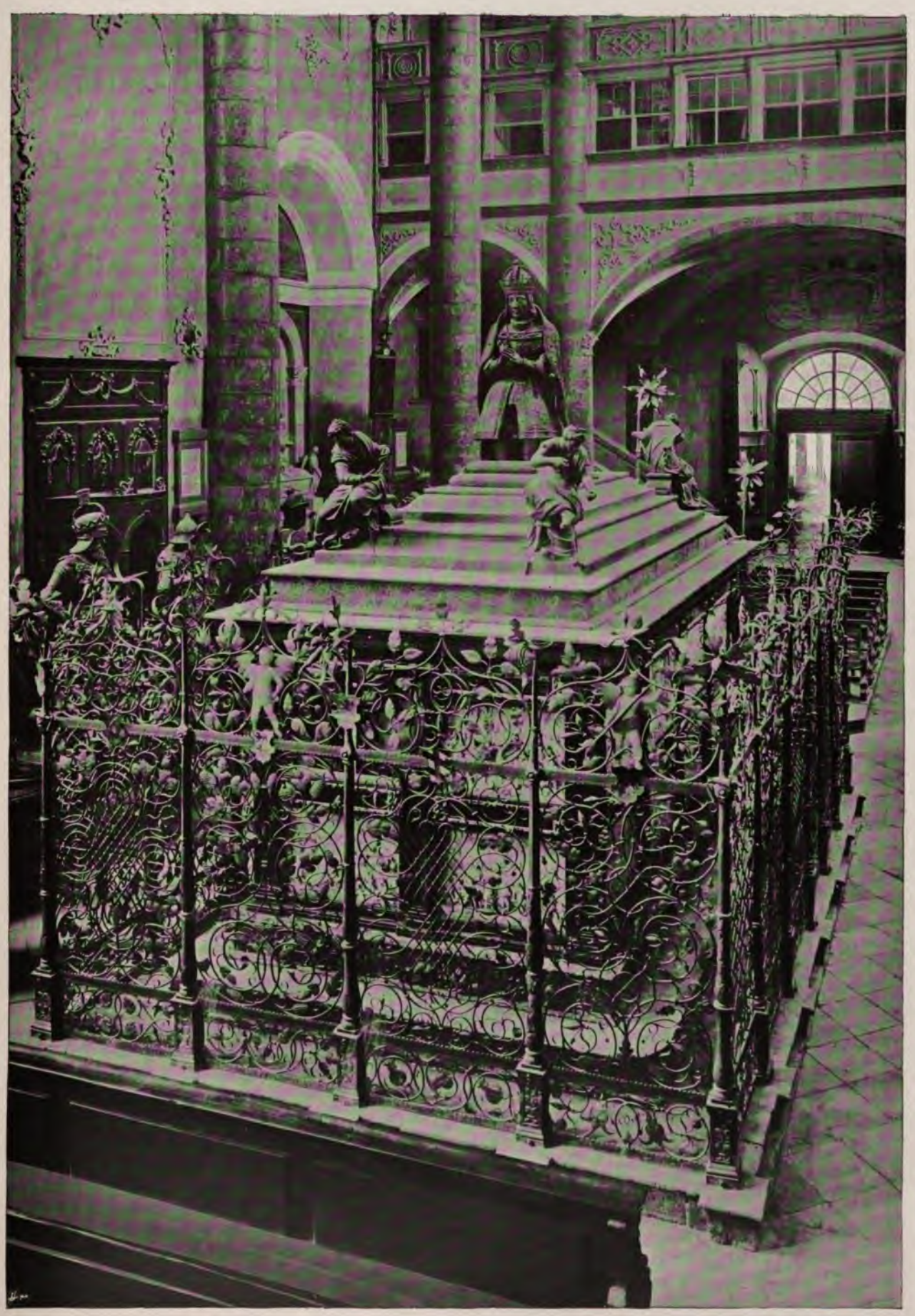
Der König, statt des Szepters, faßt nun den Luntenbrand,
Wie führt so gut er beide mit sich'rer Meisterhand!
Zu Throne saß kein König, an Macht und Pracht ihm gleich,
Im Schlachtfeld focht kein Kriegsknecht, an Mut und Kraft so reich!

Die Mauern Kufsteins wanken, wo seine Kugel traf,
Der „Weckauf", statt zu wecken, singt Menschen in den Schlaf,
Der „Purlepaus" schlug grimmig ins starke Bollwerk d'rein;
Hurra! laut donnernd stürzen die Riesenwände ein!*)

Während des bayerischen Erbfolgekrieges, aus welchem Maximilian als siegreicher Heerführer hervorgegangen war und ihm das Zeugnis des venezianischen Gesandten eintrug: „die Königliche Majestät ist zur Zeit ein wahrer Herrscher des Reiches und der Staatsgewalt in Deutschland", ereignete es sich (1504), daß Isabella von Kastilien das Zeitliche segnete. Nun war Maxens Sohn Philipp als Gatte der Infantin Juana der Erbe des spanischen Reiches. Austria und Hispania reichten sich über die Alpen und Frankreich hinweg die Hände — für den Kaiser ein erhebendes Bewußtsein. Aber die Freude währte nur kurz: am 25. September 1506 verschied Philipp. In den Niederlanden folgte ihm seine Schwester Margarethe als Statthalterin, in Kastilien sein Schwiegervater Ferdinand von Arragonien als Vormund und Großvater Karls und Ferdinands, der Enkel des Kaisers. Das verwandtschaftliche Band knüpfte sich also fester. Das war umso erwünschter, als Frankreichs neuer König, Ludwig XII., der im April 1498 auf Karl VIII. gefolgt war, die größten Anstrengungen machte, das Übergewicht in Italien zu erreichen. Ja noch mehr: Maximilian hegte Befürchtungen, daß der Franzosenkönig nach der Kaiserkrone trachte. Daraufhin erklärte Maximilian auf dem Reichstage zu Konstanz (1507) in einer zündenden Rede, welche große Begeisterung hervorrief, den längst geplanten Römerzug zu unternehmen. Der Papst freilich brachte diesem bevorstehenden Besuche Mißtrauen entgegen, des starken Heeres wegen, das den zu Krönenden begleiten sollte.

Nun nahm ein politischer Wirrwarr seinen Anfang, der ohne Beispiel in der Staatengeschichte Europas ist. Das Erscheinen der Franzosen in Italien und ihre Erfolge brachte zunächst den Papst auf die Seite Maximilians. Aber Venedig, durch dessen Gebiet der Römerzug hätte erfolgen sollen, verweigerte den Durchzug. Da der Papst weiterer Verwickelungen wegen Besorgnisse hegte, entsandte er einen Legaten nach Trient, bis wohin Maximilian mit seinem Heere gelangt war, mit der Botschaft, daß der heilige Vater von dem Erscheinen Maximilians in Rom absehe, ihm jedoch gleichwohl die Kaiserwürde zuerkenne. Daraufhin legte

*) Aus: „Der letzte Ritter" von Anastasius Grün.



Photographie von Würthle & Sohn, Salzburg.

Kaiser Maximilians I. Kenotaph (Grabdenkmal) in der Hofkirche zu Innsbruck.

sich Maximilian am 5. Februar 1508 in Trient den Titel eines „Erwählten Römischen Kaisers" bei, welches Beispiel alle seine Nachfolger, die nicht vom Papste persönlich gekrönt wurden — was nur noch bei Karl V. der Fall war — getreu blieben.

Maximilian war nicht der Mann, von dem man zu erwarten hatte, daß er den Affront, den ihm Venedig bereitet hatte, ungeahndet lassen würde. Gelegenheit hierzu bot sich durch die vom Papste in Anregung gebrachte Liga von Cambray (10. Dezember 1508), welche den Papst, den Kaiser, Frankreich (!) und Spanien zu einem festen Bündnisse gegen die stolze venezianische Republik verband. Frankreich eröffnete das sonderbare Spiel durch die siegreiche Invasion von fast ganz Oberitalien, Maximilian rückte in Friaul ein, Spanien setzte sich ohne Blutvergießen in den Seehäfen Neapels fest. Die hervorragendste Tat des Kaisers war ein Angriff auf das stark befestigte Padua, der leider mißlang. Da zudem die französischen Ritter sich weigerten, mit den Landsknechten des Kaisers — als nicht vollwertige Soldaten — Schulter an Schulter zu kämpfen, zog der Kaiser nach Tirol ab. Zwar auf dem Reichstage zu Augsburg gelang es ihm, frische Truppen bewilligt zu erhalten, inzwischen aber hatte sich der Papst mit Venedig heimlicherweise verständigt und nebenher auch Spanien, die Eidgenossen und England in ein neues Bündnis hineingezogen, das durch die sogenannte „Heilige Liga" besiegelt wurde.

So erlebte man das merkwürdige Schauspiel, daß Ludwig XII. und der Kaiser als einzigem Vertreter der Liga von Cambray den früheren Bundesgenossen gegenüberstanden. Nun folgte ein Bündnis dem andern, Schlag auf Schlag. Zunächst wandte sich der Kaiser von Frankreich, gegen welchen die Spitze der heiligen Liga gekehrt war, ab, nachdem sich der Papst erboten hatte, bei Venedig eine Gebietsabtretung zu Gunsten Maximilians zu vermitteln. Die Republik jedoch verweigerte jede Session und verbündete sich mit — Frankreich, während der Kaiser mit Spanien und England einen Vertrag gegen Frankreich einging. Im Jahre 1513 landeten 45 000 Mann englische Truppen, der Kaiser führte ihnen seine eigenen Streitkräfte zu und übernahm das Kommando. Bei Guinegate, wo Maximilian vor 34 Jahren seine erste glänzende Waffentat vollführte — „noch fast ein Kind," wie er sich in seiner zündenden Rede auf dem Reichstage zu Konstanz ausgedrückt hatte — sollte ihm abermals die Palme des Sieges winken. Während Maximilian in voller Schlachtordnung den Anmarsch des Feindes erwartete (17. August 1513), gelang es 800 leichten französischen Reitern, deren jeder hinter dem Sattel einen Sack Pulver und ein halbes Schwein trug, ihre Vorräte in den Graben der bereits notleidenden Stadt abzuleeren und ungefährdet hierauf die Hauptarmee unter Piennes zu erreichen. Dieser war bis nahe an des Kaisers Stellung herangerückt, machte aber Halt und ließ seine Leute ganz sorglos sich lagern. Maximilian war nicht der Mann, in Untätigkeit zu verharren. Er erschien so plötzlich vor dem französischen Lager, daß diese nicht mehr Zeit fanden, ihre Reihen zu ordnen. Der Kaiser warf sich mit seiner gesamten Reiterei und leichtem Geschütz mit so großem Ungestüm auf den Feind, daß er in alle Winde auseinanderstob. Dieser Kampf, der zum Unterschiede von anderen Schlachten dieser Zeit nur die Reitermasse zur Geltung brachte, wird von den Franzosen selbst aus Anlaß ihrer feigen Flucht die „Sporenschlacht" genannt.

Das war der Tag, wo Deutscher und Britt' die Hand sich bot,
Und Frankreichs stolzen Nacken trat in den blutigen Kot;
Die Schlacht doch heißt die Sporenschlacht noch bis zum heut'gen Tag,
Weil statt des Schwerts der Franzmann da nur der Sporen pflog.

Als Max sich schwang vom Sattel, stürzt tot dahin sein Pferd,
Und als er fährt zur Scheide, zerbarst sein altes Schwert,
Als sprächen beide mahnend: Das war dein letzter Sieg!
Und auch das Herz rief ahnend: Das war dein letzter Sieg!*)

Bald kündeten sich neue Ereignisse von Bedeutung an. Ludwig XII. war am 1. Januar 1515 verblichen und der Erbe des Reiches wurde der kriegslustige und ruhmsüchtige Franz I. Und auch sein nachmaliger großer Gegner erschien auf der Bildfläche: Karl, der Enkel des Kaisers, der nach dem im Januar 1516 erfolgten Ableben des Königs Ferdinand die Krone von Spanien, den Niederlanden und Neapel geerbt hatte. Habsburgs Macht befand sich in glanzvollen Aufsteigen. Die Verwickelungen, welche die Liga von

*) Aus: „Der letzte Ritter" von Anastasius Grün.

Cambray und die heilige Liga heraufbeschworen hatten, begannen sich zu entwirren. Alle Welt wünschte den Frieden herbei. Aber Italien war verödet und entvölkert und Venedigs einst blühender Handel ging dem Verfalle entgegen . . . Als Maximilian bereits an der Schwelle des Greisenalters stand, ergriff ihn noch ein letztes Mal der Zauber der Romantik mit fast jugendlichem Feuer: die Herrschaft über das Morgenland. Ein gewaltiger Türkenzug sollte den asiatischen Barbaren, welche immer drohender den Reichsgrenzen nahten, das Lebenslicht ausblasen. Max träumte nicht nur von glorreichen Siegen, sondern von noch Erhabenerem: in Byzanz wollte er sich die Krone des untergegangenen oströmischen Reiches aufs Haupt setzen — ein abenteuerlicher Gedanke, der nur dieser Feuerseele entspringen konnte.

Es war auf dem Reichstage zu Augsburg (1518), wo der Kaiser diese weitausgreifenden Pläne den anwesenden Fürsten zu Gemüte führte. Aber diese waren für solche Adlerflüge nicht zu haben. Umsoweniger, als zu dem verwegenen Abenteuer ungeheure Summen vonnöten waren. In Geldfragen aber ist für spontane Begeisterung kein Platz. War doch im Gesichtskreise von Augsburg von den verwünschten Türken nichts zu sehen. Maximilian predigte zu tauben Ohren, mußte es aber erleben, wie ihm vorgehalten wurde, daß im Reiche nicht alles zum Besten bestellt sei, daher die näherliegenden Sorgen den byzantinischen Träumereien voranzugehen hätten . . . Das hatte der alternde Kaiser nicht erwartet. Bekümmerten Herzens zog er am 6. Oktober 1518 von Augsburg fort. Eine trübe Ahnung legte ihm die Abschiedsworte in den Mund: „Nun gesegne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle frommen Bürger darin! Wohl haben wir manchmal guten Mut in dir gehabt, nun werden wir dich nicht wiedersehen . . . ."

Maximilian begab sich von Augsburg nach Tirol, wo er eine zweite schwere Enttäuschung erlebte: vor Innsbruck angekommen, verweigerten ihm die Bürger den Einlaß, mit dem Bemerken, er habe ohnedies von früher her so viel Schulden in der Stadt hinterlassen, daß sie außer stande seien, weitere Lasten zu tragen. Ein solcher Empfang in seinem geliebten Tirol! Vor achtzehn Jahren, als der kaiserliche Jäger auf der Martinswand dem Tode geweiht schien, schlugen noch die echten Tirolerherzen. Nun war es vorbei. Schwer gekränkt, nebenher vom Fieber geplagt, beschloß der Kaiser die Reise nach Wien. Er kam jedoch nur bis Wels, wo er am 11. Januar 1519 im 60. Lebensjahre verschied. Durch 26 Jahre hatte er das Reichszepter und das Schwert geführt, letzteres wohl mit mehr persönlichem Gewinn als das erstere.

Szene aus dem italienischen Feldzuge Maximilians I. (Aus dem „Weißkunig".)

Maxens sterbliche Reste ruhen in der Kapelle der alten Babenbergerburg zur Wiener-Neustadt (seit 1752 Militär-Akademie); sein Grabdenkmal jedoch, das großartigste, das jemals für einen Kaiser des heiligen römischen Reiches geschaffen worden ist, befindet sich in der Franziskaner-(Hof-)Kirche zu Innsbruck. Es ist vornehmlich hervorragend durch den Aufwand von Kunstkräften, welche dieses prachtvolle Denkmal zustande brachten . . . Zwischen den 10 Säulen aus rotem Marmor, auf welchem das Gewölbe der Kirche ruht (erbaut von 1553—1558) stehen 28 aus Erz gegossene prachtvolle Standbilder in Überlebensgröße: Zeitgenossen und Vorfahren Maximilians. Sie stehen gewissermaßen als Palladine um den mächtigen Marmorsarkophage, auf dessen Decke Max im großen Kaiserornate kniet, betend nach dem Hochaltare gewendet, umgeben von den

Genien der Gerechtigkeit, Klugheit, Stärke und Mäßigkeit. Die Figur des Kaisers ist Erzguß des Meisters Ludovico Scalza (del Duco), die vier allegorischen Figuren rühren von der Hand Hans Lendenstreichs. An den Seitenflächen des Kenotaphs das von einem kunstvoll gearbeiteten Eisengitter umgeben ist, befinden sich 24 Reliefs in carrarischem Marmor, „Gemälde des Meißels,“ welche die Taten des Kaisers darstellen. Diese Reliefs, einzig in ihrer Art und Weltruf genießend sind Meisterwerke von Alexander Collin aus Mecheln (20 Tafeln) und Arnold Abel (14 Tafeln) aus Köln.

Was die Erzfiguren anbelangt, deren Fertigstellung mehrere Jahrzehnte bedurfte, ist deren Urheberschaft nicht völlig sichergestellt. Von der berühmten Erzgießerfamilie Löffler, welcher die Erzgießerei in Büchsenhausen (auf dem Wege von Innsbruck zur Weiherburg) gehörte, soll Gregor Löffler, der berühmteste dieser Familie, hervorragend beteiligt gewesen sein. Außer diesem werden als mitwirkende Künstler genannt: Stephan und Melchior Godl, Gilg, Sesselschreiber und Hans Lendenstreich. Von manchen Kunstschriftstellern wird auch eine mittelbare oder unmittelbare Einflußnahme des Königs der Deutschen Erzgießer, des Nürnbergers Peter Vischer, angenommen. Den Eindruck, den diese Riesengestalten auf den Beschauer machen, ist unbeschreiblich, und — wie Staffler mit Recht sagt — fast der des Schreckens; wie erst, wenn man sich den Anblick vergegenwärtigt, wenn diese Kolosse das Grabmal beleuchteten, auf welche Bestimmung die Haltung der Arme und Hände hindeutet. Das schönste der Standbilder ist jenes des Königs Arthur von England, des „Artus“ der „Tafelrunde.“ Der Plan zu dem Denkmal ist von Maximilian selber im Verein mit seinem gelehrten Freunde Peutinger gefaßt worden. Die Ausführung begann im Jahre 1508. Vollendet wurde es erst 1566.*)

Wie Maximilian zu Lebzeiten der Liebling des Volkes war, so haben auch die Geschichtsschreiber aller Zeiten ihm ihre Sympathie zugewandt, von den Dichtern zu schweigen, welche seine persönlichen Erlebnisse, Heldentaten und Abenteuer besangen. Indessen ist es wohl angebracht, bei Beurteilung dieser hervorragenden Gestalt das persönliche Moment von dem Herrscherberuf zu trennen. Wenn wir uns zunächst das erstere vor Augen halten, so zieht uns alles an diesem Charakter, diesem hellen Geist und reichen Gemüte an. Wir haben bereits Maximilians Hang zu allem Abenteuerlichen und Phantastischen hervorgehoben. Er war die verkörperte Romantik des absterbenden Mittelalters; keine schwachblütige Romantik, sondern von jener selbstbewußten, markigen Prägung, wie sie so trefflich in Maxens äußerer Erscheinung zum Ausdruck kam. Kein Ritter der „blauen Blume“, sondern ein spätgeborener, durch Zeit und Sitten und eine neue Weltanschauung gemilderter Angehöriger der „Tafelrunde.“ Gleich Artus eine markige Gestalt, blond und blauäugig, kerndeutsch in seiner selbstbewußten Haltung, ehrlichen Gesinnung und würdevollen Leutseligkeit.

Auch sein geistiges Licht setzte Maximilian durchaus nicht unter den Scheffel. Waren ihm auch körperliche Übungen, Jagd und Ritterspiele das Liebste, so hielt er andererseits an seinem Wahlspruche fest: „Müßiggang verzehrt die Seele wie der Rost das Eisen.“ Sein Jägerblut verriet sich auch in vielen politischen Maßnahmen und kriegerischen Unternehmungen, allerdings nicht immer zum Vorteil der Sache. Auch Maxens übermäßige Freigebigkeit kennzeichnet ihn von einer Seite, wo der Praktiker vor dem Idealisten kapituliert. Übrigens forderte die im Hause Habsburg beginnende Großmachtspolitik auch in finanziellen Dingen einen Grandseigneur und keinen filzigen Knauser. Man rühmt ferner an Maximilian dessen Lerneifer — er war, einschließlich des Lateinischen, in acht Sprachen zu Hause — seine Liebe zur Kunst und Wissenschaft und seine technischen Kenntnisse. War doch Max sein eigener Geschützmeister. Auch auf die Härtung der Panzer soll er sich verstanden haben.

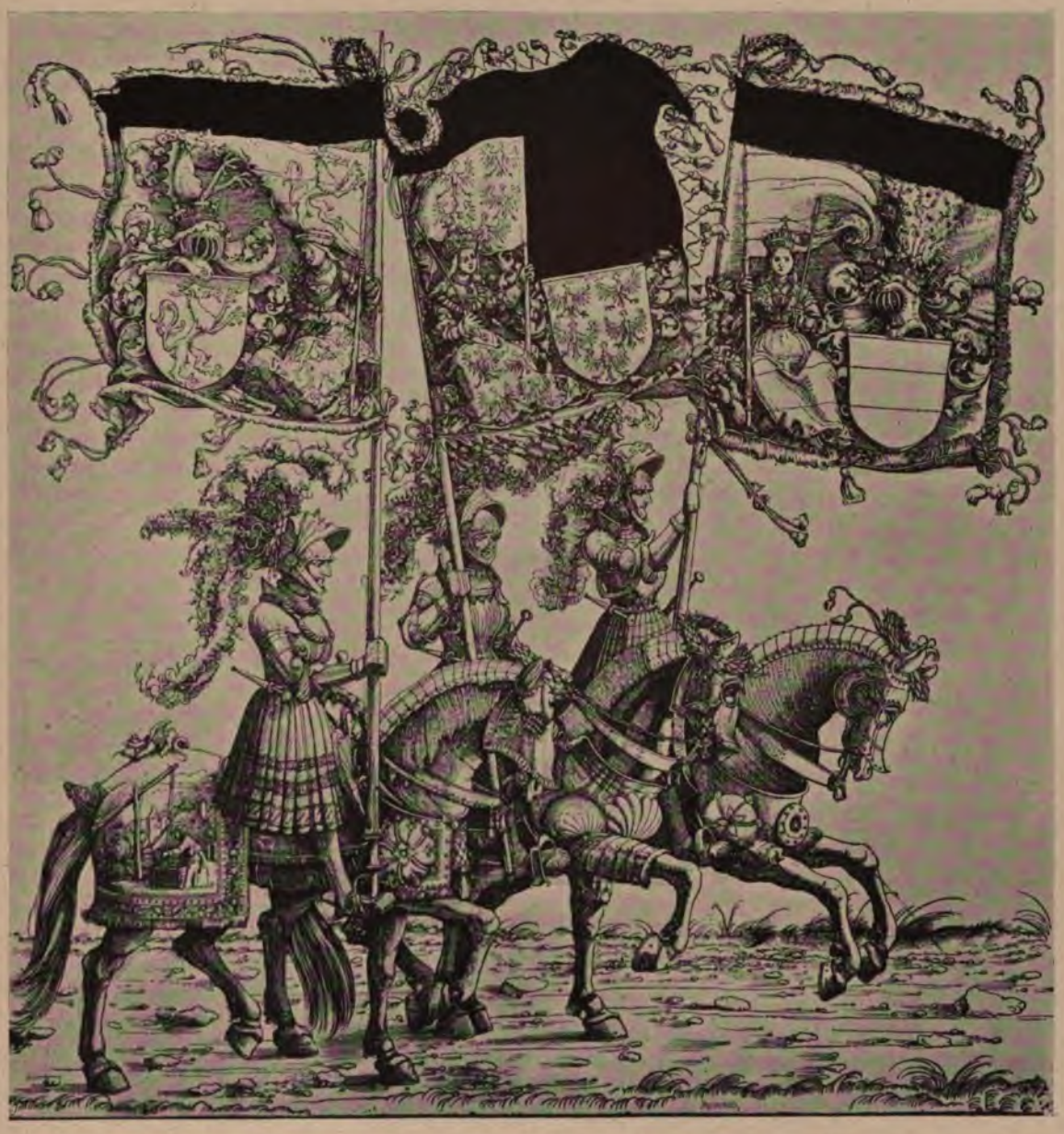
Das alles ist wie ein blendendes Licht, das die faszinierende Erscheinung des Kaisers umgibt. Aber dieses Licht — wir müssen es immer wieder betonen — ist und bleibt nur ein Glorienschein des Menschen, der Persönlichkeit. Als Staatsoberhaupt und Politiker stand Max abseits vom Wege, der in eine neue Zeit hinüberleite. Zwar griff er immer und überall mit starker Hand zu, wo es sich um die Festigung seiner Hausmacht handelte. Das burgundische Erbe machte den Anfang, alsdann ward das Band mit Spanien

*) In diesem Werke befinden sich eine größere Anzahl von Abbildungen nach photographischen Reproduktionen vom Maximilianischen Kenotaph, so die Figuren (mit Loslösung von ihrer Umgebung und dem Hintergrunde) Leopold der Heilige (S. 33), Rudolf von Habsburg (S. 57), Eleonore, Mutter Maximilians (S. 68), Maria von Burgund (S. 73), alsdann die Vollbilder: Beschießung von Kufstein und die beiden Schlachten von Guinegate. Letztere drei Darstellungen sind nach den Reliefs, die vorgenannten Figuren nach den Erzbildern reproduziert, desgleichen die dem Abschnitte „Ritterwesen“ beigegebene Gruppe von 4 Gestalten. —

geknüpft. Durch seine zweite Heirat mit Blanca Maria Sforza, einer Nichte des Herzogs Lodovico Moro von Mailand, schuf er sich einen Stützpunkt in Italien, wo, wie ihm eine Ahnung eingab, der Kampf zwischen Frankreich und dem Reiche ausgefochten werden würde. Durch seine Wahl zum König noch zu Lebzeiten seines kaiserlichen Vaters — ein Vorgang, dem sich ein gleicher durch die Wahl Karls V. 1519 anschloß — war die tatsächliche Grundlage für die Erblichkeit der Kaiserwürde im habsburgischen Hause geschaffen. Im Frieden zu Preßburg (1491) empfing er nicht nur vom König von Ungarn, sondern auch von einzelnen Reichsständen die Zusicherung, daß im Falle der ungarische König ohne männlichen Nachkommen sterben, oder sein Mannesstamm erlöschen würde, die Krone Ungarns auf ihn, auf einen seiner Söhne oder auf einen zu wählenden direkten Nachkommen derselben übergehen sollte. Die nachmals vollzogenen Ehebündnisse zwischen den Kindern Wladislaus — Königs von Böhmen und Ungarn — mit den Enkeln des Kaisers gelegentlich eines glänzenden Kongresses zu Wien (1515) gab dieser für die habsburgische Hausmacht so aussichtsreichen Zukunft die Bürgschaft der Sicherheit. Auch das Erbe der Grafschaft Görz infolge Ablebens des letzten Sprosses Leonhard (12. April 1500), ist im Sinne der Vergrößerung, Abrundung und Festigung der habsburgischen Hausmacht aufzufassen.

Die Überreichung des „Teuerdank" durch den Dichter.

Über die administrativen Maßnahmen des Kaisers und die vielen Neuschöpfungen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens wollen wir keine weiteren Worte verlieren, so bemerkenswert sie auch sind. In Deutschland hatte Maximilian die auf dem Reichstage zu Köln (1512) beschlossene (aber erst neun Jahre später, also nach dem Tode des Kaisers verwirklichte) neue Kreiseinteilung für das Reich zum Ziele, jenem eine festere Begrenzung nach Außen und eine genauere Einteilung im Inneren zu geben. Die Benennung dieser Kreise, im ganzen 10, nach den alten Volksstämmen und Herzogtümern, wahrte den einzelnen Teilen des Reiches ihre historische Eigenart . . . Das alles bezeugt guten Willen, Arbeitseifer, Pflichtgefühl und Sorge für das Wohl des Volkes . . . Was aber dem so rührigen und ehrlichen Fürsten abging — und das ist die Kehrseite der Medaille — war sein geringes Verständnis für den Wandel der Dinge, welchen die großartigen Neugestaltungen und Aussichten im „Zeitalter der Entdeckungen,"



Gruppe aus Hans Burgkmaiers (1472—1531) „Triumphzug Maximilians I.“

im Vereine mit dem neubelebenden Flügelschlage der Renaissance und des Humanismus eröffneten. Ein Max mußte selbstverständlich Freude an diesen Dingen haben. War er doch ein warmer Freund aller Künste und unermüdlicher Förderer aller kunstgewerblichen und wirtschaftlichen Bestrebungen. Aber das alles gehörte sozusagen zum eisernen Bestande seiner persönlichen Neigungen. Welche Bedeutung diesem Gären und Vorwärtsstürmen, diesem Drängen in neue Bahnen mit weit hinausgeschobenen Gesichtskreisen für die Entwickelung der kommenden Menschheit und die Aufgaben der Weltpolitik zukam: hiefür hatte Max kein Verständnis. Er gehört in diesem Sinne noch ganz dem Mittelalter an und ist sonach in der Tat „der letzte Ritter.“

Nichts kennzeichnet diesen Zug ins Persönliche besser, als die in diesen Rahmen fallenden künstlerischen und literarischen Betätigungen des Kaisers. Mit unermüdlichem Eifer betrieb er die Zusammenstellung der alten deutschen Heldendichtungen. Das Nibelungenlied, Gudrun, Biterolf, Ortnit usw. lagen seinem Herzen näher, als manche Frage der großen Politik. Aus einer Erzählung Wilibald Pirkheimers wissen wir, daß Maximilian, als er sich auf der Reise nach Konstanz befand, wo die wichtigsten Beschlüsse gefaßt werden sollten, seinem Sekretär Bruchstücke seiner Denkwürdigkeiten diktierte. Sein Hang zu geschichtlichen

Forschungen bezeugt, daß er den Blick mehr nach rückwärts als nach vorwärts gewandt hatte. Maximilian hatte einen förmlichen Stab von Historikern um sich: Allen voran den Hofgeschichtschreiber Statius, alsdann den Bayer Sunschein, Johann Cuspinian, dem die Aufgabe zufiel, die Werke Otto von Freisings herauszugeben, und Konrad Celtes, der sich in die Mysterien der ersten deutschen Dramatikerin, Roswitha von Gandersheim, zu versenken hatte. Hermann von Neuahr beschäftigte sich mit den Aufzeichnungen Einhards, Peutinger mit den Goten und Langobarden, Aventin mit bayerischer, Wimpfeling mit deutscher Geschichte. In dem „Geheimen Jagdbuch" tritt Maximilian selbst als Verfasser in die Reihe seiner Mitarbeiter. In diesem Buche empfahl er seinen Nachfolgern das edle Waidwerk, als Mittel, mit dem Volke in Berührung zu kommen und die Verhältnisse, in welchem es lebt, kennen zu lernen. Diese ganze reiche, geistige Tätigkeit unter den Auspizien des Kaisers wurde nach dessen eigenen Worten deshalb gepflegt, um den Deutschen ihre glorreiche Vergangenheit vor Augen zu führen und ihnen die Gestalten ihrer Fürsten und Herrscher, ihrer Krieger als Vorbilder hinzustellen.

Selbstverständlich war Maximilian nicht der Mann, der bei diesem Anlasse im Schatten stehen wollte. In „Freidals Turnierbuch" hat ein tüchtiger Künstler seinen Stift in den Dienst der Schilderung Maxens von seinen Affären in ritterlichen Zweikämpfen gestellt. Freidal ist eben Maximilian selbst. Im „Teuerdank," diesem allegorischen Roman, der in prachtvoller Ausstattung 1517 zu Nürnberg erschien, stehen Maximilian und Maria von Burgund im Mittelpunkte der Handlung. Ein Kunstwerk ist diese dürre Reimchronik nicht. Zum Glücke ist der letzte Ritter nicht der eigentliche Verfasser, sondern dessen Geheimschreiber Melchior Pfinzig. Zwar heißt es, der Nürnberger Propst sei nur die „nachhelfende" und „redigierende" Hand gewesen; es ist aber mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß Max den Inspirator abgab und der keineswegs von den Fittichen des dichterischen Genius beschattete Pfinzig die langweiligen Verse gedrechselt hat. Etwa nach dem Muster:

Gott will durch unsern kühnen Held
viel wirken noch in dieser Welt,
noch viel der Christenheit zu gut,
drum lebt er in der Engel Hut,
sonst wär' er längst gelegen tot
in Drangsal, Müh' und Kreuzesnot,
Gott schirm' hinfort den Herren mein,
denn wir bedürfen alle sein.

Das Beste am „Teuerdank" sind die prächtigen Bilder Hans Burgkmaiers, der sich auch an dem zweiten, von Max inspirierten Literaturwerk, dem „Weißkunig", beteiligt hat. Dieses ist ein Prosawerk, sein Verfasser des Kaisers Geheimschreiber Max Treytzsaurwein. Und der Wein, den er kredenzt, ist wahrlich nicht süß. In seltsame Allegorien gekleidet, erfährt man aus diesem Prosawerke, das im Jahre 1513 fertig wurde, Verschiedenes aus dem Leben Maxens und seines kaiserlichen Vaters. Die Bezeichnung „Weißkunig" wird daher häufig nicht auf Max, sondern auf Kaiser Friedrich bezogen. An der illustrativen Ausstattung haben sich außer Burgkmaier auch die Kupferstecher Hans Scheifelin und Jobst Dienecker, Schüler Albrecht Dürers, beteiligt. Letzterem verdankt man „Die Ehrenpforte" und den „Triumphzug," herrliche Darstellungen des Meisters, der auch mehrere Bildnisse des Kaisers geschaffen hat. Köstlich sind die Randzeichnungen, mit denen er ein Gebetbuch Maximilians versah . . . Bekannt ist der Zwischenfall, der sich gelegentlich des ersten Besuches des Kaisers im Atelier des größten deutschen Malers zutrug. Nach der ersten Überraschung vom Kaiser aufgefordert, die Arbeit unter seinen Augen fortzusetzen, besteigt Dürer die Leiter, welche plötzlich ins Schwanken gerät. Der Kaiser, voll Sorge, dem berühmten Meister könnte ein Unfall zustoßen, fordert einen Edelmann seines Gefolges auf, die Leiter festzuhalten. Zögernd, mit dem Ausdrucke höchsten Unwillens hört dieser den Auftrag Maxens. Dieser aber hält dem Säumenden sein Verhalten in scharfen Worten vor und erweist sodann eigenhändig dem gefährdeten Künstler den Liebesdienst.

Trotz der unablässigen Kriege, welche die Zeit Maximilians ausfüllten, war es eine Periode mächtigen materiellen Aufschwunges für Deutschland. Ganz besonders lebhaft war der Verkehr zwischen Süddeutschland und Italien, wobei die Städte Augsburg und Nürnberg die führende Rolle spielten. In Augsburg

waren es die Handelshäuser der Welser und Fugger, welche das größte Ansehen genossen. Jakob Fugger zählte zu den vertrautesten Freunden des Kaisers und jener fand mehr als einmal Gelegenheit der erschöpften Kasse Maximilians beizuspringen. Dieser wußte solche Liebesdienste zu lohnen: im Jahre 1511 wurde Jakob Fugger in den Adelsstand erhoben und zum Geheimrat des Kaisers ernannt. Auch mit den Welser stand dieser in Verbindung und stellte er ihnen unter anderem einen Schutzbrief für deren Ostindienfahrten aus.

Auf seinen zahlreichen Kriegen hatte Maximilian erfahren, wie wichtig ein exakter und beschleunigter Nachrichtendienst sei. Um dem Reiche eine entsprechende Organisation zu geben, berief der Kaiser einen ausländischen Edelmann, dessen Familie aber in Deutschland ansässig war, Francesco de Taxis, genannt Torreani (daher nachmals Thurn-Taxis) an die Spitze des zu gründenden Postwesens. Eine Anregung dieser Art war schon von Francescos Vater, Roger de Taxis, der unter Kaiser Friedrich IV. Oberstjägermeister in Tirol war, ausgegangen. Er soll gelegentlich eines Feldzuges in Italien dem Kaiser einen Kourierdienst eingerichtet haben. Francesco de Taxis griff die Sache energischer an. Er machte zunächst dem Kaiser den Vorschlag, eine Einrichtung zu treffen, durch welche die kaiserlichen Briefe aus dem Hoflager überallhin — hauptsächlich aber nach den Niederlanden — gelangen sollten. Für die kostenfreie Ausübung dieses Dienstes erbat sich Taxis die Einkünfte der geplanten Anstalt für sich und seine Nachkommen.

Der Kaiser willigte im Jahre 1516 ein und stützte die großartig konzipierte Neuerung mit seiner Autorität. Allerdings war das Privilegium noch kein ausschließliches; denn Maximilian ordnete an, offenbar um die Rechte der Fürsten und Reichsstände zu schonen, daß die neue Postroute, welche das Hoflager von Wien mit Brüssel verband, die bestehenden Sonderrechte nicht aufheben solle. Die neue Einrichtung diente ja in erster Linie dem Wiener Hof, so daß eine Einsprache seitens der genannten Faktoren nicht zu befürchten war. In der Tat wickelten sich die Geschäfte wider Erwarten äußerst günstig ab. Francesco de Taxis erhielt den offiziellen Titel eines „Postmeisters der Niederlande" und schritt als solcher unverweilt zur Erweiterung seines Unternehmens. Er eröffnete eine Postroute von Brüssel nach Frankreich, von Wien durch die Alpenländer nach Italien bis Rom und nordwärts bis Hamburg, indem zugleich Nürnberg mit Frankfurt und Schaffhausen durch eine Postroute miteinander verbunden wurden. In den größeren Städten hatten eigene Postverwalter für die ordnungsmäßige Abfertigungen der Brieffendungen zu sorgen. Die Ankunfts- und Abfahrtszeiten waren genau festgesetzt, die Verwalter hatten den Pferdewechsel zu überwachen und die Briefpakete von einem „Postillon" zu dem anderen zu leiten.

In den Gebieten, in welchen die Taxis'sche Post Fuß gefaßt hatte, fand das Unternehmen kaum eine nennenswerte Gegnerschaft. Ihr Urheber war so klug, den Landesherren in jeder Richtung entgegenzukommen, wodurch er deren volles Vertrauen gewann. Die Privatkreise wieder hatten gar bald das richtige Verständnis für die Wohltat eines wohlgeschulten und ausgebreiteten Nachrichtendienstes erlangt und von der Neuerung den weitgehendsten Gebrauch gemacht. In Österreich bestand, wie gesagt, schon unter Roger de Taxis ein regelmäßiger Postdienst, und zwar von Füssen über Innsbruck nach Trient. Später wurde die Route bis Padua verlängert. Von Nasserreit auf der Linie Füssen-Innsbruck zweigte eine andere Postroute durch das obere Inntal über das Reschen-Scheideck bis Sta. Maria im Münstertale ab. Von hier über das Wormserjoch übernahm der König von Frankreich die Post bis Bormio, und von da bis Mailand der Papst. Auch durch das Pustertal wurden zur Verbindung mit Kärnten Poststationen errichtet. Der Briefverkehr (Posterei-Binkel") fand dadurch außerordentliche Förderung. Als Maximilian am 23. April 1507 Villingen (im Schwarzwald) besuchte, beförderte die Post am Tage nachher „ob 800 Brieff hinuß in das Niederland und nach Ungarland." — —

So ist unter dem milden Szepter Kaiser Maximilians I. überall neuer Geist in die alten Formen gekommen. Er war kein doktrinärer Weltverbesserer, aber ein herzhafter Förderer alles Guten und Edlen. Nicht auf die Gebärde kam es ihm an, sondern auf die Tat. Als Waidmann kannte er die Naturlaute, die einzigen, die wie ein frischer Born aus dem Lebensboden quellen. Und das brachte ihn dem Volke näher, wie kaum einen anderen Monarchen. Auf Maximilian passen die Worte des berühmten englischen Staatsmannes Fox: „Die Macht der Krone ist im Kriege immer größer als im Frieden. Aber obgleich nicht so groß, ist diese Macht im Frieden viel ruhmvoller, wenn sie auf der Verfassung und auf der Zuneigung des Volkes beruht. Die Tugenden des Herrschers begründen seine Macht am sichersten, indem sie die Achtung und die dankbare Liebe seiner Untertanen gewinnen." . . . .

Kaiser Max und Dürer.

Als eines Tags Herr Dürer war
In seiner Stube ganz allein,
Trat Kaiser Max mit einer Schar
Von Edelleuten bei ihm ein.
Der Meister auf der Leiter stand,
Den Pinsel in der feinen Hand,
Und ganz in seine Welt versunken,
Gedanken hoher Schönheit trunken,
Hätt' er's beinahe nicht vernommen,
Daß ein Besuch zu ihm gekommen.

„Grüß Gott, mein Dürer!“ rief ihn an
Des Reiches erster Rittersmann.
„Euch rühmen hört' ich weit und breit
Ob eurer Kunst schon lange Zeit.
Und was ich selbst an Bildern sah
Von eurer Hand, fürwahr, beinah
Ein Wunder dünkt es mich zu sein,
Wie ihr in jedes Ding hinein
So kräftig volles Leben bringt
Und selbst das Schwerste leicht bezwingt.
Und alles macht ihr fein und klar
Und müht euch um das kleinste Haar,
Das Ganze doch, es wirkt so groß,
Als käm's lebendig aus Gottes Schoß.
Den nur mit Stolz die Deutschen nennen.
Den möchte doch sein Kaiser kennen.“

Herr Dürer vor den Kaiser trat:
„Daß ihr mir solche Ehre tat,
Ihr, aller Künste Schirm und Hort,
Wenn dank' ich euch mit meinem Wort.
Wohl war ich früh schon Tag und Nacht
Auf meine Kunst mit Fleiß bedacht.
Das Leben eilt, der beste Mann
Die Kunst nur halb erfassen kann
Und ist sein Sinn nur groß und weit,
Ehrt ihn wohl gerne seine Zeit.
Und hab' ich mancherlei erreicht,
Was einem deutschen Künstler gleicht:
Ich übe nur ein Handwerk aus,
Wie's jeder übt in seinem Haus
Und jeder brave Meister pflegt,
So wie's der Herr ihm auferlegt. —
Und will mein Tun der Welt behagen,
Ist Lob und Dank nur Gott zu sagen.
Denn was mein Pinsel schön gemacht,
Hat er in meiner Hand gedacht.“

„Das Schöne kommt von Gott allein,
Den Meister ehrt bescheiden sein. — . . . .
Doch nicht zu stören kam ich her
Und irrt es euch nicht allzusehr,
Malt nur an jenem Bilde dort,
Das Ihr begonnen, ruhig fort!
Wir möchten gern ein Weilchen seh'n,
Wie dieses Wunder mag geschehn,
Daß ihr mit bißchen Farbe nur
Neu schafft die herrliche Natur.“

Herr Dürer zu der Leiter trat,
Zu tun, worum ein Kaiser bat.
Doch als er auf dem Sprossen stand,
Zum Malen aushob seine Hand,
Da schwankt die Leiter und beinah'
Man unsern Meister stürzen sah.

„Bewahr euch Gott vor jeder Not!“
Rief Kaiser Max und er gebot
Dem nächsten Ritter, hinzugeh'n,
Zur Leiter, hilfreich beizusteh'n.

Der aber säumt, für einen Knecht
Scheint ihm ein solcher Dienst wohl recht,
Und Zorn steigt auf an seinen Wangen,
Als hätt' er ärgsten Schimpf empfangen.

Da schaut den stolzen Edelmann
Der Kaiser strengen Blickes an
Und zürnend er die Worte spricht:
„Du eitler Tor, weißt du denn nicht,
Daß keines Adels Herrlichkeit
So hohe Würde je verleiht,
Mit welcher Gott den Menschen ehrt,
Dem er die edle Kunst beschert?
Durch Malerhand und Dichtermund
Tut er uns blinden Menschen kund,
Wie schön er diese Welt erdacht,
So voll von Schmuck und Sonnenpracht,
Und welchen Sinn er in den Schein
Der Dinge legte tief hinein.
Denn wandeln müßten wir allhier
In Dumpfheit wie das arme Tier,
Wir träumten nichts vom Paradies, —
Aus dem uns unf're Sünde stieß,
Des Himmels herrlich blaue Flut,
Des Mondes Glanz, der Sterne Glut
Und all' die tausenden Gestalten,
Die Erde, Meer und Luft enthalten,
Selbst Gottes herrlich Angesicht,
Es blieb' uns immerdar verborgen,
Trotz Augenkraft und Sonnenlicht,

Trotz tiefster Sehnsucht heißer Sorgen,
Gäb' Gott uns unſ're Künſtler nicht!
Und lieh er Menſchen die Gewalt,
Daß ſie den Menſchen mannigfalt
Gewähren können Glück und Ehre
Und manchen Wiſſens kluge Lehre,
Die Künſtlerwürde geben kann
Nur jener, welcher alle Welt
An ſeinem weiſen Willen hält,
Der Kaiſer, Fürſt und Rittersmann
Sieht nur als ſeine Knechte an.
Ich hole mir vom Pfluggeſpann
Den erſten beſten Bauersmann,
Mach' ihn zum Grafen allſogleich
Und mach' den Armen ſtolz und reich;
Ich geb' ihm Feld und Wald und Schloß,
Und Ritter, Knappen, Knecht' und Troß:
Doch eher ſchuf den Felſenblock
In reines Gold mein bloßer Stock,
Als daß des Kaiſers Wort und Kraft
Je einen Künſtler uns erſchafft,
Wie meinen Dürer, groß und hehr,
Dem du verſagſt ſo kleine Ehr'.“

Und ſelber zu der Leiter hin
Der Kaiſer trat mit frommem Sinn,
Die Kunſt, die Gott uns gab, zu ehren
Und jenen Ritter zu belehren.

Camillo V. Suſan.

Das Zeitalter der Landsknechte.

Weißkunig Max, „nirgends klein im Großen, doch überall groß im Kleinen," war ein anderer Cincinatus, der abwechselnd vom Pflugfeld zum Schlachtfeld überging und im Frieden für den Krieg, im Krieg für den Frieden sorgte. Er selber sagte von sich: „Kunigliche Majestät soll den Julium Cäsarem überpothen." Daher seine außergewöhnliche Fürsorge in allen Dingen des Kriegswesens. Mit scharfem Auge hatte er auch auf diesem Gebiete den Wandel der Dinge erkannt. Die feudalen Heere waren in die historische Rumpelkammer gewandert. An ihre Stelle waren die Miettruppen getreten, die sich aber gleichfalls überlebt hatten. Die Heerverfassung, welche in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zur Geltung gelangte und für diese Zeit als charakteristisch angesehen werden kann, sind die herrenlosen, nur für den Krieg gemieteten Heerhaufen. Sie hatten kein Vaterland, keinen angestammten Herren, keinen Idealismus. Die Soldscharen waren Eigentum des Hauptmanns, der sie geworben hatte und dessen vornehmste Sorge es war, das in seiner Truppe steckende Kapital bestmöglichst zu verwerten. Der Führer einer Soldschar war schlecht und recht ein spekulativer Unternehmer, der den zu erwartenden klingenden Gewinn allen anderen Erwägungen vorzog. Wer besser zahlte, dem stellte er sich zur Verfügung. Keine höheren Impulse befeuerten die Tapferkeit, doch lag es im Interesse der „Unternehmer", daß ihre Scharen durch Tapferkeit und Kriegsruhm der „Firma" gewissermaßen größeren Kredit verliehen. Als typisch für diese Art Truppenführer dürfen die italienischen Condottieri gelten.

Gleichwohl hatten die Soldscharen ihr gutes: sie bildeten die Vorstufe in der weiteren Entwickelung des Heerwesens, indem sie die Übergangsform zu den stehenden Heeren darstellen. Die Erfindung des Schießpulvers hatte dem Rittertum, und damit den Lehensheeren, den ersten erschütternden Stoß versetzt, die Geldnot der Fürsten, gab ihm den Rest. So mußte es kommen, daß lediglich die Absicht, im Solddienste der Fürsten höhere Stellen zu erhalten, viele Edelleute, zumal die verarmten, sich noch mit einem letzten Aufwand von Eifer den ritterlichen Übungen widmeten. In der Tat kann im 15. Jahrhundert — ja sogar im 16. Jahrhundert — von einem völligen Verschwinden des ritterlichen Geistes nicht die Rede sein. Es ist aber bezeichnend, daß schon im Jahre 1487, also zu dem Zeitpunkte, als in Worms das letzte allgemeine deutsche Turnier stattfand und Kaiser Maximilian einen übermütigen und prahlerischen französischen Ritter in den Sand streckte, jener das Institut der Landsknechte ins Leben gerufen hatte Maximilian war schon als Erzherzog bestrebt durch das Hervorheben des nationalen Elementes und durch die Auswahl von Befehlshabern, deren Familien und Güter als Bürgschaft dienen konnten, eine verläßlichere Truppe sich zu schaffen, als es die Söldlinge waren, auf deren Treue kein Verlaß sein konnte.

Maximilian, mit Recht als „der letzte Ritter" bezeichnet, ist daher zugleich der erste Landsknecht. Der Übergang von der Bande zum stehenden Heere prägt sich vornehmlich darin aus, daß durch das Institut der Landsknechte zunächst nur die Fußtruppe berührt wurde. In der Reitertruppe blieb noch geraume Zeit der Geist des Rittertums lebendig, trotzdem auch in ihr der Kaiser organisatorisch eingriff. Noch ein Jahr-

zehnt nach Begründung des Landsknechtswesens war in der Bestallung eines Reiterregimentes das aristokratische Element noch so bedeutend vertreten, daß jedes Fähnlein aus einer bestimmten Anzahl von „ritterschaftlichen Lanzen“ bestand. Das Institut der Landsknechte war übrigens keineswegs eine militärische Maßregel allein; es hatte vielmehr eine tief einschneidende soziale Bedeutung. Die Stände, welche bis dahin der Gesellschaft ihren Kitt gaben, waren der Adel, der Klerus und das Bürgertum; der Bauernstand war leibeigen, galt also nichts. Durch das Landsknechtwesen erst lernte der gemeine Mann sich fühlen, der Kriegerstand war für ihn das Medium, durch welches er von seiner Scholle hinweg einem *freigewählten* Berufe zugeführt wurde. Er war nicht mehr der Kriegsknecht seines Grundherrn, sondern wirklicher „Soldat“; nicht aus Pflicht als Höriger, sondern als Freiwilliger, der dem Rufe seines Landesfürsten oder seines Kaisers folgte, trat er unter die Fahne. Die Rückwirkung, welche diese veränderten Verhältnisse äußern mußten, liegt auf der Hand: der Landsknecht verpflanzte die unter den Fahnen gewonnenen Anschauungen in sein heimisches Dorf, wodurch dem Landvolke sein bisheriges Verharren im Zustande unwürdigster Knechtschaft bewußt wurde. Es ist nicht lediglich Zufall, daß mit der Begründung des Landsknechtswesens zugleich die ersten Bauernaufstände zusammenfallen. Jedenfalls ist es auffällig, daß die heftigsten dieser Aufstände in jenen Gegenden wüteten, in welchen bisher die Landsknechte geworben wurden.

Maximilian fand das Vorbild zu seiner Organisation in jenen Schweizerscharen, welche sich des öfteren in die Kriegsdienste von Frankreich und Lothringen „vermietet“ hatten. Die Landsknechte waren dem Wesen nach eigentlich nichts anderes, als ein Abbild der Schweizer „Reislaufer“, denen man im 16. Jahrhundert auf fast allen Schlachtfeldern Europas begegnete, und zwar stets als das ausschlaggebende Element. In den Landsknechten erwuchs sonach den Reislaufern eine schwere Konkurrenz, die insoferne ihr Gutes hatte, als beide Institutionen, um die Palme des Kriegsruhmes rivalisierend, ihr Höchstes an Mut und Tapferkeit einsetzten. Durch diese Rivalität kam aber ein Element dazwischen, welches beide Organisationen scharf auseinanderhielt: der gegenseitige Haß. Wie tief dieser sich nach und nach einfraß, beweist der Umstand, daß es fast undurchführbar war, Schweizer und Landsknechte unter eine und dieselbe Fahne zu vereinigen. Standen sie sich aber gegenüber, so pflegten sie unter sich den „bösen Krieg“ auszurufen, d. h. den Kampf bis zur gegenseitigen Vernichtung. Pardon wurde weder gegeben, noch genommen. Ähnliches erlebte man

Landsknechte mit Hakenbüchsen. (Aus Hans Burgkmaiers „Triumphzug Maximilians I.“).

Georg von Frundsberg. (Nach dem Gemälde von Ch. Amberger im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin).

auch von den Landsknechten, zumal den deutschen, unter sich; wo diese unter verschiedenen Fahnen sich gegenüberstanden, wurde stets mit äußerster Erbitterung gekämpft. Es ist daher eine treffende Bemerkung, die irgendwo gemacht wurde, nämlich, daß die Kriegsgöttin, wenn sie sich ein besonders aufregendes Schaupiel verschaffen will, deutsche Landsknechte gegen ihresgleichen in Schlachtreihen stellt.

So schmeichelhaft die kriegerischen Eigenschaften der Landsknechte für das deutsche Volk gewesen sein mochten, hatte es damit dennoch seinen Haken: der deutsche Landsknecht diente aller Welt, er war kein Vaterlandsverteidiger, sondern ein vaterlandsloser Söldner, dem es gleichgültig war, für oder gegen wen immer er focht, der keine nationalen Interessen kannte, und Geld und Waffenruhm über alles stellte. Wollte ein fremder Fürst eine tüchtige Truppe, dann brauchte er sich nur an die Machthaber im deutschen Reiche als Vermittler zu wenden, und er erhielt, was er bedurfte. Immerhin machten die Landsknechte einen Unterschied zwischen Solddienst unter fremder Fahne und eigener: in ersterem Falle liefen sie ohne weiteres auseinander, wenn der Sold ausblieb, im zweiten Falle harrten sie nach Tunlichkeit aus, wenn es auch hin und wieder zu Meutereien der bedenklichsten Art kam. Kurz: die deutschen Landsknechte waren in fremden Diensten in erster Linie Räuber und Wegelagerer und erst in zweiter Linie Soldaten, in deutschen Diensten dagegen umgekehrt. Übrigens fand der Solddienst unter fremder Fahne eine wichtige Beschränkung. Trat nämlich zwischen dem Reiche und einem fremden Landesfürsten, der deutsche Landsknechte unter seinen Fahnen hatte, Krieg ein, so konnten diese durch kaiserliche Aufforderung abberufen werden. Wer nicht gehorchte, hatte die Todesstrafe zu gewärtigen. Da die Landsknechte sehr an ihrer Heimat hingen, die sie in friedlichen Zeiten gerne aufsuchten, so blieb die Aufforderung nie wirkungslos.

War Maximilian der Begründer des Landsknechtswesens, so fiel seinem Zeitgenossen Jörg von Frundsberg die Rolle zu, sein tatkräftiger Organisator und berühmtester Führer zu werden. Ein spätgeborener Namensvetter, Leonhard Frundsberg (Fronsperger), der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebte, hat in einem berühmten Werke — dem „Kriegsbuch“ — alles auf das Landsknechtswesen bezugnehmende Material zusammengestellt. Diesem mächtigen, mit Abbildungen versehenen Folianten verdanken wir (von einigen anderen einschlägigen Werken aus jener Zeit abgesehen) im großen und ganzen unsere Kenntnis über die Organisation der Landsknechttruppen bis in die kleinsten Einzelheiten. Georg von Frundsberg erblickte im Jahre 1473 auf dem elterlichen Schlosse Mindelheim in Schwaben das Licht der Welt. Er war also erst 14 Jahre alt, als Maximilian das Institut der Landsknechte ins Leben rief. Jörg war ein Mann von riesiger Körperkraft, ein Recke im wahren Sinne des Wortes, unbezähmbar in seinem Mute, zugleich ein ausgezeichneter Truppenführer, wie denn auch einer seiner Züge nach Italien — von dem noch die Rede sein wird — ein strategisches Meisterstück war. Von 1492 bis 1528 hatte er im ganzen 20 Feldzüge mitgemacht, deren jeder ihm reichlich Lorbeeren einbrachte. Jörg war trotz seines rauhen Handwerkes eine gutmütige Natur und, was mehr zu bedeuten hat, ein durch Bildung hervorragender Mann. Seine Uneigennützigkeit war grenzenlos. Von der reichen Beute, die seinen Scharen zufiel, konnte er nicht so viel für sich retten, um ein sorgenloses Alter zu erleben. Seine Treue zum Kaiser hat ihn mehr als einmal veranlaßt, Hab und Gut zu opfern.

Man hat Jörg von Frundsberg hin und wieder mit Bayard, dem berühmten „Ritter ohne Furcht und Tadel“ (le chevalier sans peur et sans réproche), der ja sein Zeitgenosse war, verglichen und letzteren höher eingeschätzt. Bayard war 1476 geboren, also einige Jahre jünger als Frundsberg. Seit 1495 (also vom 19. Lebensjahre an) nahm er an allen Feldzügen der Franzosen Anteil. Zahlreich sind seine Siege mit kleinen Truppenkörpern, zahlreich auch seine Zweikämpfe. Von ihm rühren die für jeden Soldaten erhebenden Worte her: „Kein Platz ist zu schwach, wenn Männer ihn verteidigen.“ Bayard war in allen ritterlichen

Künsten ungemein gewandt; mit Frundsberg hatte er das gute Herz und den klaren Verstand, Edelmut und Freigebigkeit gemein. Der Franzose war zartsinniger als der Deutsche, während dieser jenen als wahrhaftigen Held und Feldherrn bei weitem übertraf.

Die Herrlichkeit der Landsknechte, eigenartig durch und durch, im Spiegel unserer Zeit ein Bild wunderlicher Soldatenromantik, prägt sich schon in dem Titel und ersten Zeilen von Leonhards berühmtem „Kriegsbuch“ aus . . . Seine Ausführungen „von Kayserlichen Kriegßrechten, Malefitz und Schuldhändeln“ handeln von „Ampt, Befelch und Eyd“ sämtlicher Chargen, vom Kriegsoberst und Feldmarschalk hinunter bis zum Rumormeister, Feldwaybel und Steckenknecht, und „ist da augenscheinlich mit Figuren zu sehen, welcher Gestalt einer durch die langen Spieß gejagt“. Die Kriegswissenschaft war vertreten durch „Frundsbergs (Jörgs') löbliche männliche Kriegßtaten, was in Besatzung und Belagerung tröstlich und vonnöthen, wie Schlachtordnung durch die Regel Quadrat zu Roß und Fuß, sampt Artollerey zu bringen sei“; „von allerlei Gezeug, Rageten, Sturmring, Fußeysen, Böller, Schanzkörben, Schlag und ander Feuerwerk“; „ein Ritterlich Kartenspiel, darin der Jung Adel sich wohl zu üben und zu lernen haben möcht und dürfft sein Geld nicht

Landsknechte mit „Zweihändern“ (Aus Burgkmaiers „Triumphzug Maximilians I.“).

drauff, wie auff Würffeln und andre Kartenspiele setzen“ . . . Leonhard empfiehlt den gebildeten Soldaten nebenher auch warm das Studium der Geschichte und schließt: „Welliche nun unser Hohes und Nider Standes nit begeren Hystorien und dergleichen Geschichten zu lesen, die werden ohne Zweiffel sonsten auch nit viel zu erfahren begeren, sondern sich vielmehr der Hoffahrt, Pracht, Spiel und Mummplatz, denn der Kriegsordnung und Gebrauch zu ersehen und lernen, begeben.“ . . . Originell ist Leonhards Muster einer Anrede an die Truppe vor der Schlacht; sie lautet: „Liebe Gesellen, wir sind allhie versammelt im Dienst, pflicht und gehorsam unseres Fürsten, wie wir nach Gottes willen und ordnung schuldig seind unsrem Herrn beizustehen mit Leib und Gut, wiewohl wir für Gott ebensowohl Sünder sind, als unsere Feinde. Aber doch weil wir wissen, oder doch ja nicht anderß wissen, denn daß unser Fürst in diesem Stück Recht hat und darmit sicher und gewiß seind, daß wir Gott selbst in solchem Dienst gehorsam dienen, so sey ein jeglicher frisch und unverzagt und lasse sich nicht anders dünken, denn seine Faust sey Gottes Faust, sein Spieß sei Gottes Spieß und schrey mit Hertzen und Munde: Hie Gott und Kayser. Gibt uns Gott den Sieg, so soll ehre und lob sein seyn, nicht unser, der es durch uns arme Sünder tut. Die Ausbeute und Sold aber wollen wir nemmen als uns un-

würdigen von seiner göttlichen Güte und Gnaden geschencket und gegeben und jenem dafür von Hertzen danken. Nun walte Gott und hinan mit Freuden!" . . . . .

Die Werbung der Landsknechte seitens eines Landesfürsten vermittelten die „Obersten", kriegsgeübte Männer, welche durch Patent in ihre Charge eingesetzt und die nötigen Geldmittel zugewiesen erhielten. In dem betreffenden Bestallungsbriefe war die Anzahl der Fähnlein des zu bildenden Regimentes, die Zusammenstellung der Waffengattungen, die Zahl der „Doppelsöldner," die Dauer der Dienstverpflichtung usw. festgestellt. Weitere Sorgen hatte der Landesfürst nicht. Der Oberst setzte sich nun mit alten Kriegskameraden in Verbindung, ernannte seinen Stellvertreter (Obristleutnant) und so viele Hauptleute, als Fähnlein gebildet werden sollten. Die Hauptleute ihrerseits begaben sich nach den ihnen zugewiesenen Werbebezirken, schlugen den Werbetisch auf und brachten den „Artikelbrief" zur Verlesung. Es war dies ein ziemlich umfangreiches Schriftstück, welches allgemeine Verhaltungsmaßregeln, Pflichten und Rechte, Anweisungen, reglementarische Verordnungen usw. enthielt. Obenan stand der Gehorsam zum Kaiser, „dem Allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürsten." Alsdann kam der Appell an die zu Werbenden. Vor allem soll ein jeder „Kriegßmann sich Gottloser Werk und Handlungen enthalten." Daher die „frummen" Landsknechte. Auf Disziplin wurde scharf hingewiesen: . . . „Und ob es sich begebe, daß ein Hauptmann oder anderer Befelchsmann, mit des andern Hauptmann Fenderich, Waibeln und Knechten, was zu thun schüffe, daß die nothdurfft erforderte, was Kriegsleuten zuthun nüzlich ist, dahin soll jhnen gehorsamet werden, gleich ob solches der recht Hauptmann geschaffet hätte." . . . Nachdrücklichst war der Schutz der Schwachen, der Priester und Kirchendiener eingeschärft. Die „frummen" Landsknechte haben sich aber verteufelt wenig darum geschert. Ebensowenig um den Paragraph, welcher lautet: „Und wo Schlachten oder Stürme erobert würden, wo das were, so soll sich niemand von plünderns wegen oder umb das Gut annemmen, es sey denn die Wahlstatt unnd platz zuvor erobert, sondern in guter Ordnung bleiben bey Vermeydung Leibßstraff." . . . Auch „soll keiner an sondern Befelch deß Obersten brandschätzen oder brennen oder die Läger anzünden bei Leibßstraff, unnd sonderlich solle man das nicht thun, wo das Volk für und durchzeucht, damit die Proviandt nicht verhindert werde!" U. s. w.

Die eigentliche Werbung erfolgte durch den „Umschlag," d. h. die Aufforderung an Kriegslustige durch Trommelschlag. Damals sagte man: „Wenn der Teufel Sold ausschreibt, so fleugt und schneyt es zu, wie die Fliegen in dem Sommer, so daß sich doch jemand zu todt verwundern möchte, wo diese Schaaren nur alle herkämen und sich den Winter erhalten haben . . . ." Eingekleidet wurde der Söldling nicht; wie er kam, so wurde er angenommen. Auch die Sorge um die Ausrüstung war ihm überlassen. Wer besser gekleidet und gerüstet kam, hatte Anspruch auf den „Doppelsold," desgleichen Leute besserer Stände, z. B. Edelleute, welche mitunter in großer Zahl am Werbetisch sich einfanden. Die Namen der Geworbenen wurden vom Hauptmann in die Musterrolle eingetragen. Die endgültige Aufnahme erfolgte aber erst an einem späteren Tage, auf welchen die „Musterung" verlegt wurde. Es ging dabei ziemlich umständlich zu. Die einzelnen Fähnlein traten auf dem ihnen zugewiesenen Sammelplatz in Reih und Glied, d. h. in zwei Glieder, die gegeneinander Front machten, so daß eine Gasse zwischen ihnen frei blieb. Am Ende der letzteren wurden zwei Spieße in die Erde gesteckt und einer quer darüber. Hier stand der „Kriegskommissar" mit dem Schreiber. Nun mußte Mann für Mann durch das „von den Spießen gebildete Tor schreiten", wobei acht gegeben wurde, daß kein Untauglicher oder Schlechtbewaffneter sich durchschleiche, oder jemand zweimal erschien.

Die Fähnlein formierten in der Regel 400 Mann. Nachdem der Oberst an die ganze „Gemain" (daher „Gemeiner" für den einzelnen Soldaten) eine kernige Ansprache gehalten und die „Stabsparteien" des Regimentes vorgestellt hatte, trat der Profos vor, um den Knechten die Pflichten seines Amtes zu erläutern. Alsdann übergab der Oberst den Fähnrichen die Fahnen, womit die Regimentsmusterung beendigt war. Als Nachspiel stellte jeder Hauptmann den Knechten des Fähnleins seinen Leutnant, den Fähnrich, Schreiber, Kaplan, Feldweybel und Feldscheer vor, lauter Chargen, die vom Hauptmann selbst ernannt waren. Schließlich nahm der Feldweybel die Wahl der Unteroffiziere vor, welche seitens der Gemain erfolgte. Den Beschluß bildete die Einteilung der Fähnlein in Rotten von je 10 Mann, deren jede einen Rottenmeister erwählte.

Ein Regiment Landsknechte bestand in der Regel aus 10 Fähnlein zu 400 Mann, zählte sonach 4000 Mann; mitunter darüber, in meisten Fällen aber weit darunter. Zur Zeit Leonhard Fronspergers zählte das Regiment 1500 Hakenschützen und 2500 andere Knechte, welche teils mit langen Spießen teils mit Partisanen bewaffnet waren. Das Schwert spielte eine große Rolle und die „Zweihänder" — deren Gebrauch

die Führung jeder anderen Waffe ausschloß — bildeten eine besondere Gruppe. Die Bekleidung der Landsknechte war zuweilen ungemein bunt, da sie ins Phantastische ausartete. Nicht nur daß alle möglichen Farben vertreten waren, liebten es manche, Farben und Muster für beide Körperhälften verschieden zu wählen. Das Beinkleid war zur Hälfte Pumphose, zur andern Hälfte enganliegend und geschlitzt. Von den Hüten wehten ungeheuere Büschel von Federn, die Wämser hatten alle möglichen Formen und waren reichlich mit Flitter behangen. Eine mehr gleichartige „Adjustierung" zeigten die kaiserlichen Landsknechte, die überdies als Kennzeichen ein rotes Kreuz aufgenäht hatten.

Die Reiterei (Reisige) wurden in ähnlicher Weise geworben wie das Fußvolk. Im Jahre 1498 erließ Kaiser Maximilian I. zwei Patente, aus welchen die nachfolgenden Bestimmungen besonders hervorzuheben sind:

Es sind 4 Fahnen von Kyrissern (Küraſſieren) zu errichten, deren Hauptleute unter Einem vom Kaiser ernannt werden; bezüglich der anderen Offiziere, nämlich eines Leutnants und eines Rennfähnrichs für jede Fahne (Standarte) begnügt sich der Kaiser nur seine Vorschläge zu machen.

Jedes Fähnlein soll mit Ausschluß des Hauptmanns, jedoch mit Einrechnung der beiden Offiziere, 25 Kyrisser zählen, welche sämtlich von Adel sind; zu jedem Kyrisser, desgleichen zum Hauptmann, gehören aber noch 7 Reisige und zwar in folgender Rangordnung: 2 Einrösser (Einspännige), 1 Marstaller, 1 Trabant, 1 Knappe, 1 Büchsenschütze und 1 Edelknabe; der Kyrisser war in vollständigen Harnisch gehüllt, die Einrösser und der Edelknabe waren halbschwer, die übrigen leichter gerüstet. Die Trabanten hatten eigentlich nur die Wartung der Pferde zu besorgen.

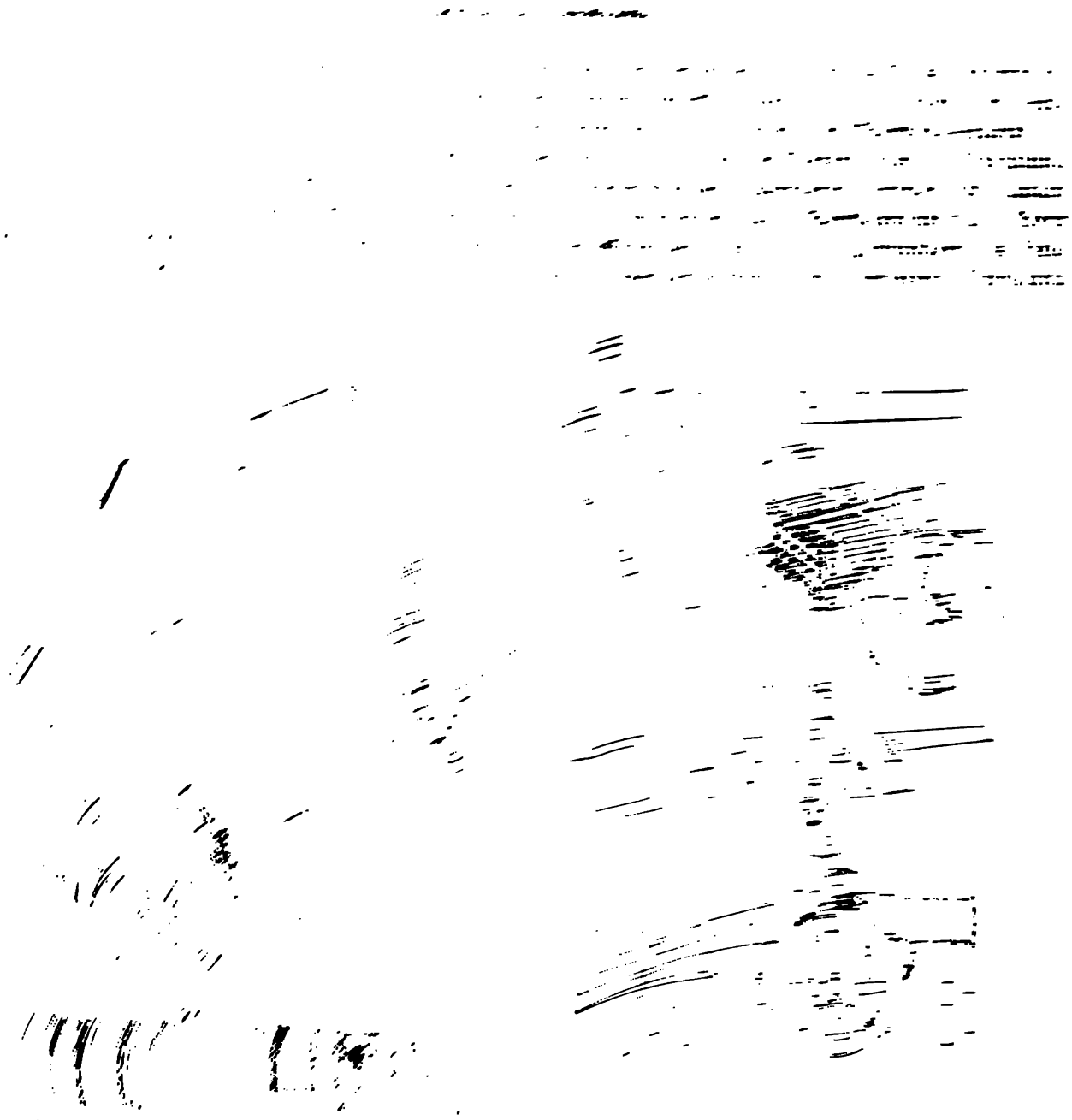
Jedes Fähnlein führt seine besondere Fahne und Rennfahne; letztere ist dem Befehle des Rennfähnrichs selbständig übergeben, und es hat dieser, abgesehen von den vorstehend genannten Reisigen, 200 Einspännige und 50 Trabanten zu wählen.

Vom Tage des Dienstantritts beginnt die Besoldung der Reisigen, doch ist ihnen früher schon behufs ihrer Ausrüstung ein Geläger (Vorschuß) zu verabfolgen.

Ein Reiterregiment nach der ersten Maximilianischen Bestallung zählte sonach in den 4 Hauptfahnen 100 Kyrisser und 700 Reisige, in den 4 Rennfähnlen 800 Einspännige und 200 Trabanten, im Ganzen also 1800 Mann. Die schweren Reiterregimenter waren durchwegs mit Lanzen, die „reisigen Schützen" mit Hakenbüchsen, später mit Karabinern, ausgerüstet. In einem alten Reglement heißt es: „Die Kyrisser sollen als eine starke Festung allen Anlauff aufhalten und was sie angreiffen, dürffen sie scheittern und schmettern. Den Leicht-Reisigen ist manchesmal die Flucht nützlicher als die Beständigkeit; den Kyrissern aber muß man die Scharmützel verbieten, dann sollen dieselben niemals das Hasen-Panier auffwerffen. Scharmützeln heißt: Dem Feind auch den Rücken ohne schand kehren; das thut der Kyrisser erst, wenn er todt auff dem Bauch liegt." . . .

Interessant sind die Angaben Leonhard Fronspergers über die Besoldung der Offiziere. Zur Zeit Maximilians I. war der Sold noch mäßig; er betrug bei den im Jahr 1498 errichteten Kyrissern (nach unserem Gelde) 100 Kronen für den Hauptmann, für den Reisigen aber 8 Kronen, so lange die Truppe in den Erblanden blieb, dagegen 20 Kronen, wenn sie im deutschen Reiche verwendet wurde. Zur Zeit

Musterung der Landsknechte.
(Aus Fronspergers „Kriegsbuch" 1564, Zeichnung von Jost Amman.)

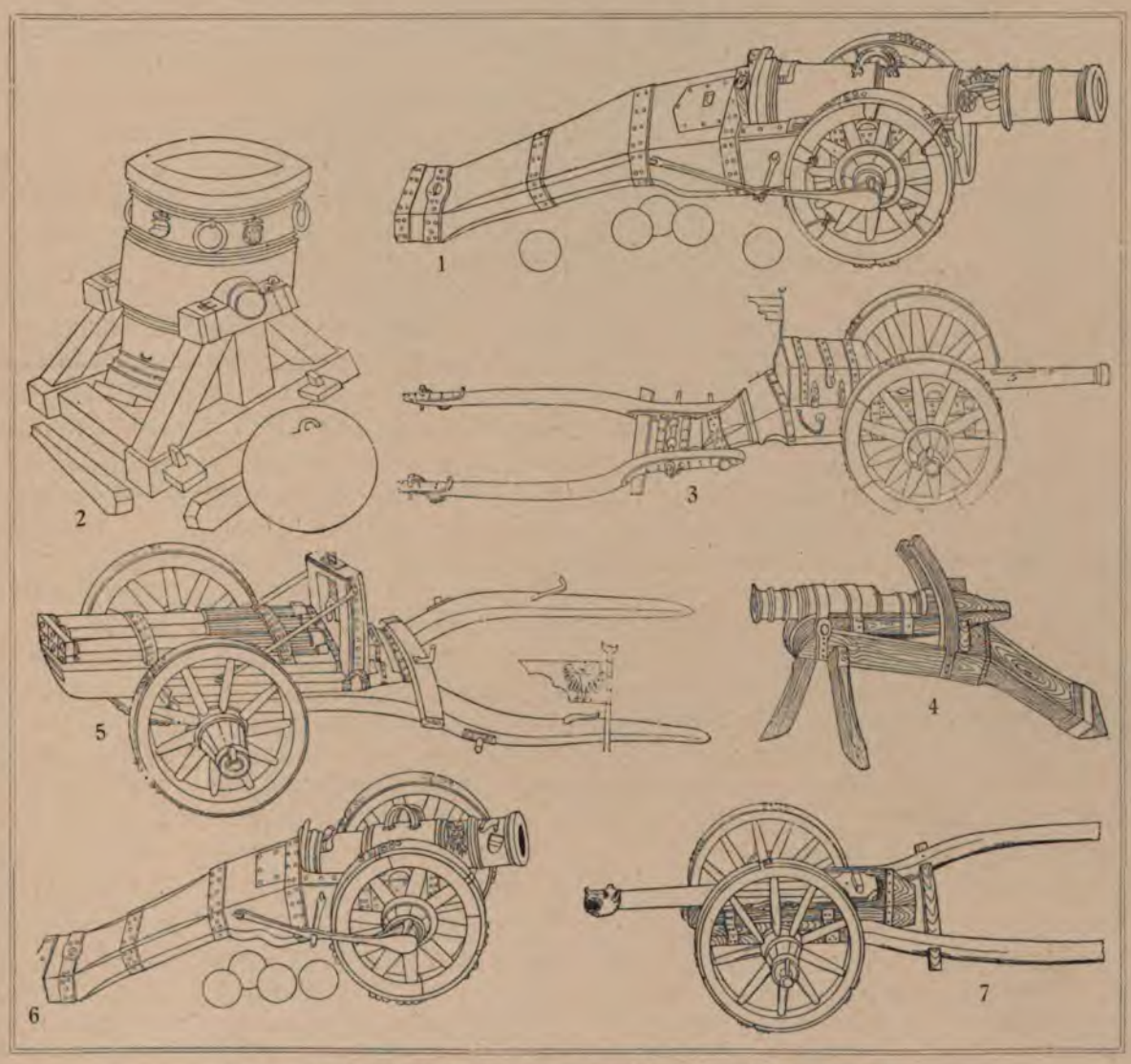


[illegible] Gewerbe war, daß Kriegs- [illegible] Befriedigung [illegible] deshalb eine hohe [illegible] Friedenszeit also ge- [illegible] Fall zu haben, daß ihn [illegible] mehrere Jahre im vorhinein versorgte. [illegible] Kriegsbeute in Betracht kam. Bei der [illegible] Stadt gefallenen Conetables [illegible] der Beute, einschließlich des vom Papste gezahlten [illegible] betragen haben.

Photographie von Würthle & Sohn, Salzburg.

Die erste Schlacht bei Guinegate. Kaiser Maximilians I. Sieg über Ludwig XI. von Frankreich (7. August 1479).
Marmorrelief am Sarkophage des Kenotaphs Maximilians I. in der Hofkirche zu Innsbruck.

Maximilians Lieblingswaffe war die Artillerie. Zur Erklärung des Namens diene Folgendes. Zur Zeit als noch die alten Schießmaschinen mit den Pulvergeschützen um den Vorrang stritten, war für erstere der Name „Arkeley," für die Kanonen die Bezeichnung „Artoley" gebräuchlich. Mit dem allmählichen Verschwinden der mechanischen Schieß- und Wurfmittel hörte jedoch diese Unterscheidung auf und trat an ihre Stelle die Bezeichnung „Artholleręy" . . . Maximilian war unermüdlich in der Förderung des Geschützwesens. Er gab selbst Anleitungen über Gießen und Bohren, über leichtere Lafettierung und über manche artilleristische Kunstgriffe. Er hatte seine Artillerie so sehr vermehrt, daß man ein Geschütz auf 800



Typen der Maximilianschen Artillerie (Nach Essenwein).

1. Lange Karthaune. — 2. Hauptmörser, genannt „Der Hummel". — 3. Mittlere Schlange. — 4. Tarrasbüchse auf einer Blocklafette. — 5. Streitwagen mit 6 Schlänglein. — 6. Kurze Karthaune. — 7. Tarrasbüchse.

Mann zählte. Vom Adel hatte der Kaiser wegen des „gräulichen, hinterlistigen Geschoßes" viele Anfechtungen zu erdulden. Maximilian aber hing an seinen Kanonen mit einer Liebe, als wären es lebende Geschöpfe gewesen. Er ließ fortgesetzt neue Stücke gießen und gab ihnen die sonderbarsten Namen . . . „Die Notpuchsen haissen Vinkhen, die Stockschlangen haissen Hirngrillen." Da war „die laurpfeiffen," „die wyldhirtin," „die liebe verwurrerin," „die Wunderlich Dirn," „die grine Gotl" und „die Kitzlerin". Er errichtete die Zeughäuser zu Wien, Graz, Görz, Innsbruck, Breisach, Lindau usw. Wie sehr sich der Kaiser mit allem, was in das Geschützwesen einschlug, beschäftigte, bezeugt sein in der sogenannten „Ambraser Sammlung" aufbewahrtes Gedenkbuch. Unter der Aufschrift „Artholleręy" ist darin bis ins Kleinste und Umständlichste an-

gemerkt, was die „Kunigliche Majestet“ (wie er sich selbst zu nennen pflegte) in diesem Fache schaffen, ändern und verbessern wollte . . . „Die Kunigin von Lindaw hat kein Kugl: item kunigl. Maj. soll lassen besehen zu Voysperg ob die Mülstein gut waren zu Naglstainen zu Puxen, item on Korb zu schiessen ist die Kunst, so kunigl. Maj. mustern soll; item die hundert Kugl zu schmieden zu den laurpfeiffen, aber umb ein wolfern Kauf; item mer salliter zu kauffen“, usw. . . . Auch Karl V., Maximilians Nachfolger, tat viel für das Geschützwesen und trachtete, demselben eine wissenschaftliche Grundlage zu geben. Auch errichtete er zwei große Artillerieschulen.

Aus französischen Berichten geht hervor, daß Maximilian in der Schlacht von Guinegate sich einer fliegenden Arkeley (Artillerie volante) mit Erfolg bediente. Auch in Frankreich ging es mit der Vervollkommnung dieser Waffe rasch vorwärts. Pedro Navarro, der in französischem Dienste stand, erfand um 1512 eine leichte, nur ½ Meter lange, von Maultieren transportierte Kanone, welche als Vorläuferin unserer Gebirgskanonen angesehen werden kann. Wie Maximilian bei der Belagerung von Kufstein aus dem Zeughause von Innsbruck zwei seiner Lieblingsgeschütze — „Weckauf“ und „Purlepaus“ — sich kommen ließ und sie persönlich bediente, wurde bereits andernorts erzählt (Seite 80). Das schwerste Feldgeschütz in damaliger Zeit war „die scharfe Metze“ (100 Pfund, Eisenkugel); hieran schloßen „der Basilisk“ (75-Pfünder), „die Singerin“ (30—50 Pfund Eisen), „die Quartane“ (Karthaune, 25 Pfund), „der Drache“ (16—18 Pfund), „die Schlange“ (8 Pfund), „die Falkaune“ (4—8 Pfund) und das „Falkonet“ (1—2½ Pfund). Außerdem gab es auch Geschütze für steinerne Geschosse — „der Aff“ und „die Affin“ — ferner Kammerbüchsen, Orgelgeschütze (Vorläufer der Maschinengewehre), Hauffnitzen (Haubitzen), Mörser, Böller, Kettenkugeln, mit Eisenschrot gefüllte Bomben, Feuerpfeile usw., Handgranaten und Kartätschen sind eine spätere Erfindung (Ende des 16. Jahrhunderts), doch kannte man schon frühzeitig den „Hagel,“ auch so eine Art Kartätschenschuß.

Die Artillerie genoß mancherlei Vorrechte. So mußten von allem ins Lager gebrachten Proviant die ersten Wägen zur Artholleręy geschafft werden. Jeder Fußknecht oder Reiter, der einen Totschlag begangen hatte, genoß durch 24 Stunden das Asylrecht, wenn er bei seiner Verfolgung ein Geschütz erreicht hatte. Er durfte sich von demselben bis auf 24 Schritte entfernen. Das Geschütz-Asyl durfte bei Todesstrafe nicht verletzt werden; geschah es seitens einer fremden Obrigkeit, so hatte die ganze Konstablerei (die Konstabler waren etwa das, was zur Zeit die Batteriekommandanten sind) das Recht, auseinander zu laufen, ja selbst zum Feinde überzugehen. Für die Abweisung eines Sturmes wurde ein halber Monatssold verabfolgt. Andererseits wurden an den Artilleristen höhere Anforderungen gestellt, sowohl in bezug auf seine Fähigkeiten als seine Moralität. Auch in den Kriegsartikeln prägt sich die höhere Achtung aus, die man der Waffe entgegenbrachte. An der Spitze des gesamten Artillerie- (und Genie-) Wesens stand der Feldzeugmeister. Er bekleidete den dritten Rang in der Armee, indem ihm nur der Feldmarschall (etwa dem Generalstabschef der modernen Armeen zu vergleichen) und der Feldoberst (kommandierende General) voranstanden. —

Das Landsknechtwesen war ein Fortschritt gegenüber den Lehensaufgeboten, eine Vorstufe zu den stehenden Heeren: eine Mustertruppe war es nicht. Ja, wenn man daran festhält, daß die Disziplin die erste Voraussetzung an eine brauchbare Truppe sei, dann steht das Landsknechtheer sogar unter dem feudalen Aufgebote, weil dieses sich aus Hörigen der Lehensherren zusammensetzte, die ihre Leute in der Gewalt hatten. Die Ritterschaft war ja die Allmacht selbst. Ganz anders bei dem Landsknechte, der geworben und für die guten Dienste, welche man von ihm erwartete, bezahlt wurde, der seine Offiziere bis zu einem gewissen Grade als seinesgleichen ansah, was am Ende auch richtig war. Denn in den Offizieren einer Landsknechttruppe müssen wir ohne Vorbehalt das gleiche Verhältnis zum Ganzen, wie beim gemeinen Mann voraussetzen. Auch hier waren es Geworbene, mitunter Abenteurer von sehr bedenklicher Vergangenheit und noch bedenklicherer Verläßlichkeit — kurz: Landsknechte höherer Ordnung. Und doch steckte in diesen Menschen etwas, was an den späteren Soldaten der regulären Armee erinnert: eine unverbrüchliche Treue im Sinne des Diensteides und ein ausgeprägtes Gefühl für militärische Ehre. Der Diensteid war freilich etwas anderes als der Fahneneid ist: er war nichts weiter als ein Kontrakt, der beide Kontrahenten für einander verpflichtete. So lange der Landsknecht seinen Sold erhielt, konnte man sich auf ihn verlassen; blieb die Entlohnung aus, so erachtete sich der Söldling zu nichts mehr verpflichtet.

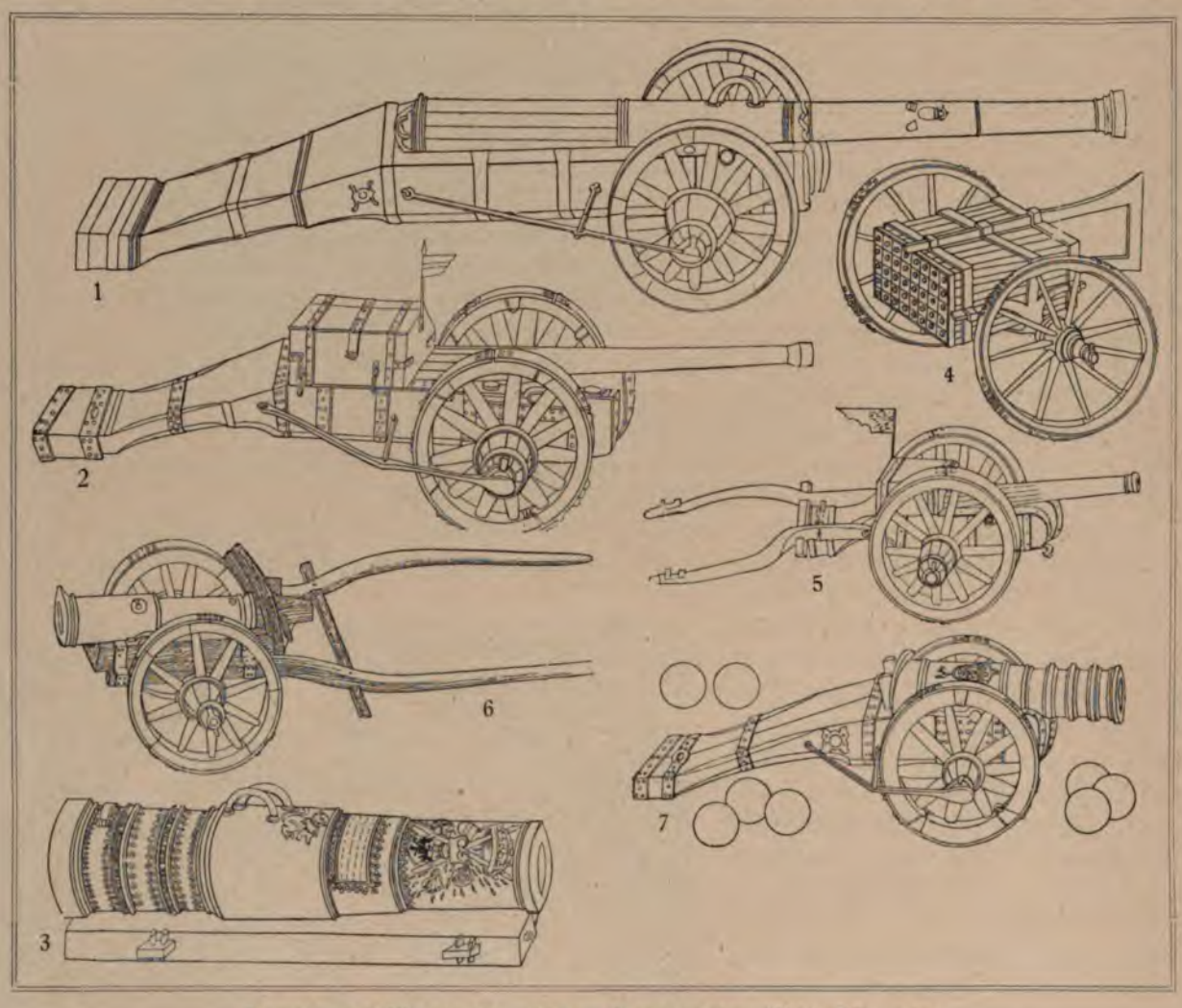
Damit ist der kritische Punkt gekennzeichnet; denn eine Truppe, die in dem Augenblicke versagen kann, in welchem durch irgend welche widrige Umstände die bedungene Gegenleistung nicht möglich ist, ohne daß

sie hierbei ein wirklicheres Verschulden träfe, eine solche Truppe kann niemals ein sicheres Werkzeug in der Hand des Führers sein. Selbst der alte Frundsberg, der Abgott seiner Scharen, mußte es erleben, wo nach der Anschauung des Landsknechtes die Gemütlichkeit ein Ende hat, nämlich dann, wenn der bedungene Sold ausbleibt. Waren die Dinge einmal so weit, so wechselte der Landsknecht seine Rolle: aus dem Krieger wurde ein Wegelagerer, ein Räuber, ein Übeltäter der schlimmsten Sorte. Wohl hatte er durch seinen Diensteid gelobt, „Frawen und Jungfrawen, alte Leut“ usw. „wie sich gebührt, beschützen, beschirmen, und bei Leibßstraff in keinem weg beleydigen“; wenn aber der Haufen wegen Soldrückstand auseinanderlief, dann stand der Diensteid eben nicht mehr in Kraft. So genau und ehrlich der „frumme“ Landsknecht sich gegenüber den Ortsbewohnern, bei welchen er einquartiert war, benahm, so glatte Rechnung er mit den Marketendern und den Landleuten hielt, welche dem Lager die Verpflegungsartikel zuführten, so wenig scherte er sich um Recht und Eigentum, wenn er „in das Verhältnis außer Dienst“ trat (wie man heute sagen würde), d. h. wenn der Sold ausblieb. Da wurde einfach geplündert und jede Autorität hörte auf. Tatsächlich lag ja die Schuld nicht an den Landsknechten, sondern an jenen, welche ihren Verbindlichkeiten nicht nachkamen; und verhungern will ja schließlich niemand, am wenigsten der Soldat in Feindesland. Wenn daher ein zeitgenössischer Schriftsteller von diesen gefürchteten Söldlingen sagt: „Das unchristlich und verloren Volk, dessen Handwerk ist Hauen, Stechen, Rauben, Brennen, Morden, Saufen, Gottesläſtern, freiwillig Witwen und Waisen machen, ja das sich nicht denn ander Leut Unglück freut, mit jedermanns Schaden nährt,“ so hat diese heillose Verwirrung nicht für die intakte Truppe, sondern für die auseinandergelaufenen Haufen Geltung. Die Disziplin hing einfach von der pünktlichen Entlohnung ab; blieb diese aus, so fühlte sich der Landsknecht nicht mehr als Soldat, sondern als Einer, der seine Sache auf sich selbst gestellt hatte und darnach handelte.

Fähnrich der Landsknechte (Nach dem Kupferstiche von Aldagrever).

Mit der Treue, welche der Landsknecht unter geordneten Verhältnissen seinem Diensteide bewahrte, ging die E h r e Hand in Hand. Ja, diese wilden Gesellen hatten ein sehr ausgeprägtes Gefühl für soldatische Ehre, sowohl unter sich, als im Sinne der von ihnen eingegangenen Verpflichtungen. Zumal der Kriegsruhm ging ihnen über alles. Sie wollten geachtet und geschätzt sein und waren stolz darauf, daß man ihre kriegerischen Leistungen so hoch als möglich bewertete. Wurde die Treue schwankend, oder schlug sie in das Gegenteil um, wenn der Sold ausblieb, so hatte anderseits der Ehrbegriff dieser rohen Krieger immerhin noch bindende Kraft über den Diensteid hinaus. In schweren Zeiten, wenn es den Landsknechten schlecht ging, der Sold unregelmäßig verabfolgt wurde, oder zeitweilig ganz ausblieb, hielten die wilden Burschen gleichwohl zusammen, sobald sie glaubten, es mit einer vorübergehenden Kalamität zu tun zu haben. Sie hielten vornehmlich dann zusammen, wenn ihr Auseinanderlaufen während einer harten, vielleicht entscheidenden Aktion auf sie den Verdacht der Unlust zum Kampfe, oder der Furcht vor feindlicher Überlegenheit erweckt hätte. Das gab es nicht. Sie bewiesen unter solchen Umständen die äußerste Aufopferung für die Sache des Dienstes und für ihre Ehre selbst unter harten Entbehrungen, so lange sie von ihren Obersten, ihren Kriegs-

Leonhards (zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts) wurde der Sold des gemeinen Mannes als Basis genommen; derselbe betrug beim Fußvolke 8 Kronen monatlich; der „Untersöldner" erhielt 12—16 Kronen, der Feldwaybel 24 Kronen, der Kaplan 16, der Fähnrich und der Leutnant je 40 Kronen, der Obersten-Feldarzt 80, der Oberstleutnant 200, der Oberst 800 monatlich als Besoldung . . .: Bei der Reiterei war die Bezahlung bedeutend höher: der gemeine Reisige 24, der Kyrisser 48, Paukenschläger, Trompeter, Fourier und Kaplan je 32, Rottenmeister 50, Wachtmeister und Leutnant je 80, Rittmeister 250, Oberstleutnant 200, Oberst 800 Kronen monatlich. Bei diesen Beträgen muß man berücksichtigen, daß im 16. Jahrhundert das Geld ungefähr den 12fachen Wert von heute hatte . . . Diese außergewöhnlich reich bemessene Besoldung



Typen der Maximilianischen Artillerie. (Nach Essenwein.)
1. Baslik, besonders lange Gattung der „Schlangen", der „Schnurrhindurch" genannt. — 2. Lange Schlange. — 3. Hauptbüchse. — 4. Hagelbüchse. — 5. Falkonet. — 6. Steinbüchse auf Karren. 7. — Viertelbüchse.

findet ihre Erklärung darin, daß in jener Zeit der Kriegerberuf gewissermaßen ein Gewerbe war, daß Kriegstüchtigkeit und Entlohnung des Soldaten in nahester Beziehung standen, von der pekuniären Befriedigung des ersteren sonach in erster Linie der Erfolg abhing. Die Entlohnung mußte aber auch deshalb eine hohe sein, weil der geworbene Soldat nur auf Kriegsdauer in Dienst stand, die „arbeitslose" Friedenszeit also gewissermaßen kompensiert werden mußte. Der damalige Söldling war nur für den Fall zu haben, daß ihn der „Verdienst" selbst nur eines kurz währenden Feldzuges für mehrere Jahre im vorhinein versorgte. Das war umso leichter zu erreichen, als ja auch der Anteil an der Kriegsbeute in Betracht kam. Bei der Plünderung Roms durch die Landsknechte des bei der Erstürmung der Stadt gefallenen Conetables von Bourbon (6. Mai 1527) soll der Geldwert der Beute, einschließlich des vom Papste gezahlten Lösegeldes, zirka 20 Millionen Kronen nach unserem Gelde betragen haben.

Photographie von Würthle & Sohn, Salzburg.

Die erste Schlacht bei Guinegate. Kaiser Maximilians I. Sieg über Ludwig XI. von Frankreich (7. August 1479).
Marmorrelief am Sarkophage des Kenotaphs Maximilians I. in der Hofkirche zu Innsbruck.

mustern lassen, umd keiner auff deß andern namen durchgehen (bei der Musterung einen falschen Namen annehmen), auch keiner den andern mit Unwahrheit versprechen, oder dem andern sein Harnisch und Wehr leihen, sich damit mustern zu lassen, welcher das thut soll am leib und leben gestrafft werden."

In einem einzigen Kriege wurden über 30 höhere Offiziere schimpflich kassiert, weil sie Mannschaftsgelder unterschlagen hatten. Manche Heerführer hatten höchstens ein Drittel der Mannschaft, die auf dem Papier stand, tatsächlich unter den Fahnen. Den Offizieren geringeren Grades war es nicht leicht gemacht, Veruntreuungen zu begehen, da ihnen die Mannschaft übel mitgespielt hätte. Übrigens darf man an das Verhältnis beider zueinander nicht den Maßstab der späteren stehenden Heere anlegen. Die meisten dieser Herren — oft wie vom Winde aus allen Ländern zusammengeweht — waren Abenteurer, genußsüchtig, auf Beute erpicht. Da hieß es, stramm zur Mannschaft halten. Offizier und gemeiner Landsknecht waren gewissermaßen „Kameraden". Bei Trunk und Spiel fanden sich die edlen Seelen zusammen. Beiläufig bemerkt, brauchten nach den Kriegsartikeln Spielschulden nicht gezahlt zu werden, nur für die Artilleristen wurde eine Ausnahme gemacht, indem ihnen die Bezahlung von Spielschulden bis zur Höhe eines Monatsgehaltes zur Pflicht gemacht wurde. Einer der Kriegsartikel enthält die Mahnung: „Aber so sich das Geldt (der Sold) verzöge, unnd in etlichen Tagen unnd Zeit nit gleich da wäre, solt jhr Geduld tragen, umd nichts desto weniger euwere Wacht versehen, umd keinen Zug gegen den Feindten abschlagen, wie denn Kriegßleuten gebüret." . . . . Ein weiterer Artikel: „Item wo einer oder mehr der Geldt empfieng ohne Erlaubnuß, umd ohne Postparte, vom Hauffen vor Beurlaubung desselben hinwegzüge, Woh oder wenn derselben einer oder mehr in solchem betroffen würden, dieselben sollen am Leib und Leben, sonder urtheyl und Recht gestrafft werden, umd jedermann gut Preiß sein, oder da er nicht betreten würde, so soll er doch öffentlichen zu einem Schelm gemacht werden, Unnd kein Freyheit, Sicherheit, noch Geleidt haben."

Maximilian I. war der erste, der eigentliche Feldärzte in Pflicht genommen hatte. Später wurden Rangunterschiede unter dem ärztlichen Personal gemacht, doch scheint sich die Tätigkeit der Höhergestellten lediglich auf die zeitweilige Kontrolle ihrer Untergebenen beschränkt zu haben. Letztere hatten Gehilfen und Mannschaften mit Tragbahren zur Verfügung. Kranke und Verwundete hatten dem behandelnden Feldarzt die verabreichten Medikamente zu vergüten. War ein Mann dienst- oder kampfunfähig, so blieb er gleichwohl in Sold . . . „Wenn einer von seinem Feinde beschädigt oder sonst von Gottes Gewalt krank wird, soll seine Leibbesoldung dennoch jhren Fortgang haben . . ." Dagegen war für im Dienste invalid Gewordene keinerlei Vorsorge getroffen. Wenn etwas für einen zum Krüppel Geschlagenen getan werden sollte, war es eine Abfertigung im Höchstausmaße eines Monatssoldes. Wer seine Glieder noch einigermaßen beisammenbehalten hatte, fand sein Brot als Fechtmeister oder Abrichter von angehenden Landsknechten.

Kampf der Landsknechte. (Aus Fronspergers „Kriegsbuch", 1564, Zeichnung von Jost Amman.)

Die Militärschriftsteller bezeichnen die Schlacht von Agnadello (14. Mai 1509), welche infolge der Invasion Oberitaliens durch die Franzosen diese den Venezianern lieferten, als den Beginn einer neuen Aera der Kriegführung. Begründet wird dies damit, daß in diesem Kampfe zum ersten Male ein planmäßiges Manöverieren, verbunden mit zweckmäßiger Ausnützung des Geländes zur Geltung kam, und daß ferner das Fußvolk durch Konzentration in Massenstärke den Ausschlag gab. Damit war die bis dahin beliebte

Zersplitterung der Verbände zu Einzelkämpfen, wie sie die ritterliche Geradheit des Mittelalters mit sich brachte, im großen und ganzen beseitigt. Jedoch nicht völlig; Beweis dessen die fast nur mit Kavallerie ausgefochtene zweite Schlacht von Guinegate (Seite 81), welche vier Jahre später geschlagen wurde. In der Schlacht bei Ravenna (1512) kam die französische Artillerie zu einer bis dahin nicht gekannten Wirksamkeit, indem sie große Beweglichkeit entwickelte, wie das entscheidende Flankenmanöver in diesem Kampfe bezeugt. Auch bei Marignano (1515) hatte die Artillerie überwiegenden Anteil an der Entscheidung.

Bei Pavia aber konnte die französische Artillerie, welche der kaiserlichen bedeutend überlegen war gegen die bravouröse Haltung der Landsknechte nicht aufkommen. Damit treten wir in einen neuen Zeitabschnitt ein, der für die Bewertung dieser Truppe von größter Bedeutung ist. Es war in den ersten Jahren der Regierung des auf Maximilian gefolgten Kaisers Karl V. Zwei mächtige Rivalen, die mit ihrer Persönlichkeit in die Schranken traten, rangen um die Vorherrschaft. Es handelte sich um nichts Geringeres als um die Entscheidung, ob König Franz I. die Machtmittel und das Glück haben werde, das fränkisch-burgundische Reich Karl des Großen aufzurichten, oder ob es dem großen Habsburger vorbehalten bliebe, die bestehenden Machtverhältnisse aufrechtzuerhalten. Im Jahre 1521 begann der Krieg, zunächst in den Niederlanden und in den Pyrenäen, sodann in Italien. Mit mehr als 16 000 Mann, worunter über die Hälfte Schweizer versuchte Lautrec zuerst flüchtige Angriffe auf Mailand und Pavia, fand aber diese beiden Städte von dem spanischen Obergeneral Colonna besetzt und in gutem Verteidigungszustande. Dieser hatte 9000 Spanier und 5000 deutsche Landsknechte zur Verfügung, welche letztere unter dem Befehle Frundsbergs standen. Lautrec zögerte mit dem Angriffe, seine Schweizer aber drohten mit dem Abfalle, wenn er sich dem Kampfe entzöge. So kam es zum Kampfe vor Bicocca, wo am 27. April 1522 im Kampfe zwischen den altbewährten Schweizern und den deutschen Landsknechten die Würfel zu Gunsten der letzteren fielen. Fast alle Schweizer verließen das französische Heer und zogen in ihre Heimat ab.

Schon im Jahre 1523 fand die zweite Kampagne zwischen den Rivalen statt. Die überlegenen Streitkräfte der Kaiserlichen umzingelten das französische Heer unter Bonnivet bei Novara. Zwar erhielt dieser im kritischen Augenblicke Verstärkungen, welche ihn in die Lage versetzten, einen geordneten Rückzug durch das Tal der Dora Baltea zu bewerkstelligen. An der Sesia kam es zu einem Treffen (30. April 1524), in welchem der französische Befehlshaber verwundet wurde. Bayard, „der Ritter ohne Furcht und Tadel", der das Kommando übernommen hatte, ließ hier sein Leben, indem er durch eine Kugel niedergeschmettert wurde.

Der Rückzug des französischen Heeres war für Karl V. das Signal, nun selbst in Frankreich einzufallen. Zunächst wurde Marseille belagert, aber das Heranrücken eines französischen Heeres von 46 000 Mann unter dem persönlichen Befehle des Königs Franz veranlaßte die Kaiserlichen längs der Küste nach Oberitalien auszuweichen. Wäre der Franzosenkönig mehr als ein schneidiger Führer und ritterlicher Soldat gewesen, wäre der Geist eines wohlberechnenden Feldherrn in ihm lebendig gewesen, so hätte dem kaiserlichen Heere eine Katastrophe gedroht. Nichts lag nämlich für Franz näher, als die Alpen zu überschreiten, das Heer Karls in den Flanken zu fassen und zu vernichten. Statt dessen rückte er nach Marseille, und als er die Kaiserlichen nicht vorfand, machte er kehrt, um die Alpen über den Mont Cenis zu überschreiten. Jetzt war es selbstverständlich zu einem entscheidenden Schlage zu spät. Zwar räumten die kaiserlichen Truppen Mailand, und zogen sich bis hinter die Adda zurück, das stark befestigte Pavia aber leistete Widerstand. Die Besatzung bestand fast nur aus Landsknechten, ca. 5000 Mann. Die Anstrengungen der Franzosen, den Platz zu bewältigen, waren außerordentliche und es schien, als ob das Schicksal der Stadt besiegelt sei. Die Kaiserlichen unter Pescara und Lannoy, verhielten sich untätig, als plötzlich Karl von Bourbon und unter ihm Frundsberg mit 12 000 deutschen Landsknechten bei Lodi eintraf.

Nun waren die Kaiserlichen 20 000 Mann stark und Pescara ergriff sofort die Offensive. König Franz, der die ihm drohende Gefahr nicht unterschätzte, ließ Pavia mit größerem Nachdrucke beschießen, strebte aber zugleich eine wirksame Verteidigungsstellung an. Er glaubte diese in dem großen Tiergarten von Mirabello, der sich im Nordosten von Pavia erstreckt, gefunden zu haben. Die starke Mauer dieses Parkes ließ Franz an drei Stellen durchbrechen, um im Bedarfsfalle seinen Truppen raschen Eingang zu verschaffen. Schloß und Park wurden überdies besetzt. An dieses Objekt stützte sich der linke Flügel der Franzosen; die Hauptfront war nach Osten gekehrt und erstreckte sich bis zum Ticino. In den aufgeworfenen Verschanzungen standen 55 Geschütze. Im ganzen verfügte Franz über 33000 Mann, die sich in starker Stellung befanden. Als Pescara anlangte und die Vorkehrungen der Franzosen sah, erkannte er, daß ein sofortiger Angriff aus-

sichtslos sein würde. Es gab aber noch etwas schlimmeres: bei der herrschenden Geldnot im kaiserlichen Lager drohten die Landsknechte, die sehr herabgekommen waren, auseinanderzulaufen. Das alte Spiel! Dem ungeachtet zeigten sich die Landsknechte in den durch fast drei Wochen ohne nennenswerte Resultate fortgesetzten Kämpfen ihrer trefflichen Anführer vollkommen würdig.

Als die Geldnot ihren Höhepunkt erreicht hatte und nur ein verzweifelter Versuch, den Feind zu überwinden, Rettung bringen konnte, entschied sich Pescara für den Angriff, und zwar gegen eine Seite des Tiergartens, die nicht bewacht schien. Es ist kaum zum fassen, daß es den spanischen Pionieren möglich war, in der Nacht vom 23. zum 24. Februar (1525) eine Bresche von 8 Metern Breite in die Mauer zu brechen. Während Pescara sein Lager anzünden ließ, um den Franzosen seinen Abzug vorzutäuschen, drangen die Truppen in schmalen Kolonnen in den Tiergarten ein. Sofort wurden die Franzosen alarmiert und in dem sich nun entspinnenden Kampfe, in welchem vornehmlich die französische Reiterei der kaiserlichen überlegen war, gelang es, die Verbindung der eingedrungenen Truppen des Gegners von der Festung abzuschneiden. Dadurch war Pescaras Plan durchkreuzt, und da seine Soldaten nur truppenweise in den Tiergarten eindringen konnten, überhaupt in eine äußerst mißliche Lage versetzt. König Franz, der zu diesem Zeitpunkte im Tiergarten erschien und die Lage überprüfte, konnte mit einiger Sicherheit auf den Sieg rechnen. Ein sofortiges Eingreifen der französischen Reiterei wurde glücklicherweise abgewiesen. Nun traten die Schweizer in Aktion. Aber die sonst so verläßliche Truppe hielt diesmal den Landsknechten nicht stand. Da spielte König Franz seinen letzten Trumpf aus: „Die schwarze Bande". Es waren keine Franzosen, sondern heimatlose Deutsche, der Kern des französischen Heeres. Ein furchtbar erbitterter Kampf setzte ein. Die Landsknechte boten alles auf, um die Ehre des Tages zu retten, aber ihre Landsleute auf gegnerischer Seite kämpften wie die Teufel. Deutsche gegen Deutsche! Noch wogte der Kampf unentschieden hin und her, als die Obersten Frundsberg und Marx v. Embs (Hohenems) in die beiden Flanken der Schwarzen Bande einbrachen und sie bis auf den letzten Mann niedermachten. Ein letzter Reiterkampf, an welchem sich der König persönlich beteiligte, konnte das Schicksal, das ihm drohte, nicht mehr abwenden. Noch im Rückzuge wehrte er sich mit seltener Unerschrockenheit. Da stürzte sein tödlich getroffenes Pferd. Rasch sprang der König auf die Beine und schlug wie ein Rasender um sich. Es war vergeblich: der königliche Held mußte sich ergeben. Dem Karl von Bourbon, seinem ehemaligen Connetable, das Schwert abzugeben weigerte sich der König; so übernahm es Lannoy, der Vizekönig von Neapel, der dafür artig sein eigenes dem Gefangenen darreichte. Dieser wurde überhaupt mit aller Ritterlichkeit, die man einem solchen Gegner schuldete, behandelt. Auch den Mitgefangenen, darunter dem König von Bearn (Navarra), Heinrich d'Albert, und zahlreichen Edlen , brachte man die chevalereskeste Aufmerksamkeit entgegen.

Das war das große Ruhmesblatt der deutschen Landsknechte, das sie sich bei Pavia erkämpft hatten.

— — — — — — — — — — — —

Da zug Herr Jörg*), Marx Sitig von Embß daher,
Die zween Herren außerkoren,
Legte sich für Pauia in das Feld,
pauia thett sich des freyen — — — —

Aber nicht allzulange sollte sich der wackere Frundsberg seiner Lorbeeren erfreuen. Nachdem König Franz in der Gefangenschaft den für ihn drückenden Frieden von Madrid (14. Januar 1526) geschlossen und damit seine Freiheit erlangt hatte, warf er die Maske ab und trat einige Monate später der „Heiligen Liga" (Seite 81) bei. Schon im Januar begann der Krieg zwischen dem Kaiser und den italienischen Fürsten. Im Herbst endlich trafen die französischen Truppen und 13 000 Schweizer in Italien ein. Karl von Bourbon befand sich in äußerst mißlicher Lage. Als die Bedrängnis aufs höchste gestiegen war, sollte es wieder Frundsberg sein, der Rettung brachte. Nachdem er all sein Hab und Gut verpfändet hatte, um die Mittel zur Aufstellung eines Heeres, zu welchem Karls Bruder, König Ferdinand, eine geringfügige Summe — immerhin alles, war er besaß — zugeschossen hatte, konnten im November bei Bozen und Trient 12 000 Landsknechte konzentriert werden.

Nun sollte sich der alte Haudegen auch als Truppenführer bewähren. Mit außerordentlichem Geschick manöverierte er in Judicarien, damit den Herzog von Urbino, der ihm auflauerte, zu täuschen. Statt

*) Georg von Frundsberg.

aber in südwestlicher Richtung nach Italien durchzubrechen, wandte sich Frundsberg unversehens nach Südosten, wobei er einen außerordentlich beschwerlichen Gebirgsübergang zwischen der Chiese und dem Gardasee bewerkstelligte. Der Herzog hatte von dieser Umgehung allerdings Wind bekommen und war mit seinen Truppen wieder ostwärts gezogen. Es kam auch zu einem kleinen Gefechte, das Frundsberg gewann, worauf er geradeaus südwärts zum Po vorrückte. Zwar bei Borgoforte kam er — in den Winkel zwischen Po und Mincio gelockt — in arge Bedrängnis. Gleichwohl schlug er sich durch, dann vollführte er allerlei Scheinmanöver, bis es ihm endlich gelang, am 28. November bei Ostiglia den Po-Übergang zu bewerkstelligen. Da stellte sich aber das alte Übel ein: die „frummen" Landsknechte forderten gebieterisch den rückständigen Sold und so blieb ihrem Führer nichts anderes übrig, als die Gegenden südlich des Po kreuz und quer plündernd zu durchstreifen. Durch die Not zu diesem Auskunftsmittel gedrängt, hatte Frundsberg seiner eigentlichen Aufgabe, möglichst rasch mit dem von Mailand anrückenden Karl von Bourbon in Fühlung zu treten, nicht nachkommen können.

Erstürmung einer Stadt durch Landsknechte. (Aus dem „Weißkunig".)

Als die Vereinigung endlich erfolgt war und 25 000 Mann der erprobtesten und raufluſtigsten, zugleich aber auch der unbändigsten Kriegsleute beisammen waren (7. Februar 1527), um den Marsch auf Rom anzutreten, traf die kampfbegierigen Scharen die niederschmetternde Nachricht, daß Lannoy, der Vizekönig von Neapel, mit dem Papste, an dem sich Karl von Bourbon in seiner Geldnot schadlos zu halten gedachte, einen Waffenstillstand auf acht Monate abgeschlossen habe. Das Heer befand sich eben zu Bologna. Als die Botschaft eintraf, meuterten die Landsknechte sofort. Bourbon selber wurde am Leben bedroht. Als sie auch dem so beliebten und erfahrenen Frundsberg trotzig gegenübertraten, wurde dieser derartig durch Zorn und Schmerz erregt, daß ihn der Schlag traf. Der wetterharte Held war gelähmt und mußte vom Heere scheiden. Bis zu seinem Tode (1528) erschien er — leidlich wiederhergestellt — nur noch einmal im Felde, ohne Gelegenheit zu neuen Taten zu finden. An Frundsbergs Stelle trat Kurt von Bemmelberg (Boyneburg), genannt der „kleine Hesse", dem es gelang, die meuternden Soldaten zu beschwichtigen. Dies war aber nur damit zu erreichen, daß Bourbon erklärt hatte, sich an den Waffenstillstand nicht zu halten.

So wurde der Zug auf Rom fortgesetzt und was sich dort zutrug, ist jedem Geschichtskundigen bekannt. Am 5. Mai 1527 standen die wütenden Landsknechte vor der ewigen Stadt. Ohne Geschütz, ja selbst ohne Leitern, gedachten die Tollkühnen des Platzes Herr zu werden. Dazu drängte die Zeit, denn ringsum standen feindliche Scharen. War Rom nicht in Kürze zu bezwingen, so hatte keiner der Landsknechte Aussicht, seine Heimat je wieder begrüßen zu können. Mit welchem Mut gekämpft wurde, bezeugt die Art, wie die unbändigen Krieger die Mauern erstiegen: sie steckten Picken und Schwerter in die Fugen, um sie ersteigen zu können. Eine der wenigen vorhandenen Leitern benützte Bourbon zum Aufstiege, als ihn eine Musketenkugel niederstreckte. Dieser Zwischenfall steigerte die Wut der Stürmenden. Endlich gelang es dem

Hauptmann Niklas Seidenstücker als Erster die Mauerkrone zu erreichen; ein Haufen Landsknechte folgte, zugleich drangen die Spanier an anderen Punkten in die Stadt. Nun wurden die erbeuteten Kanonen sofort gegen die Engelsburg gerichtet, in welcher sich der Papst befand und die von dem berühmten Künstler Benvenuto Cellini rühmlichst verteidigt wurde. Die Stadt aber war verloren. Endlos währte das Rauben und Morden, die wilden Scharen befriedigten ihre Zerstörungssucht, Sinnenlust und Grausamkeiten feierten unerhörte Orgien. Das waren keine Soldaten mehr, sondern grausige Raubtiere. Mit dem Lösegeld des Papstes, dem es nach Befriedigung seiner Bedränger gelungen war, heimlich aus der Engelsburg zu entfliehen — eine ungeheuere Summe — bezahlte der neue Befehlshaber des Heeres, Philibert von Oranien — seine Kriegsleute. —

Das 16. Jahrhundert, im militärischen Sinne das Zeitalter der Landsknechte, ist zugleich von größter Bedeutung für die Geschichte der Habsburger . . . Nach dem Ableben Philipps des Schönen, des einzigen Sohnes Maximilians, hatte der damals erst im sechsten Lebensjahr stehende Karl die Niederlande geerbt, später nach dem Tode Ferdinands, des Großvaters Karls mütterlicherseits, war auf diesen die Krone Spaniens übergegangen. Als Kaiser Maximilian das Zeitliche gesegnet hatte, fielen dem jungen Herrscher die österreichischen Erblande zu. Nun galt es die Kaiserkrone zu erwerben. Um diese hatten sich außer Karl des weiteren König Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England beworben. Es erscheint wie ein Hohn auf das Ehrgefühl der deutschen Fürsten, daß der Erbfeind des Reiches und der Nation sich auf diese Weise exponierte. Hierbei ist zu erwähnen, daß der Franzosenkönig in ausgiebigster Weise mit Bestechungsgeldern arbeitete. Die Mehrzahl der Fürsten war anfangs für die Wahl des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen; als jedoch dieser erklärte, zu Gunsten des Königs Karl zurückzutreten, und nun selbst für diesen stimmte, wurde der Habsburgische Fürst als Karl V. auf den deutschen Kaiserthron berufen. (28. Juni 1519). Die Krönung zu Aachen folgte erst sechzehn Monate später (23. Oktober 1520), da Karl durch Verwickelungen in Spanien zurückgehalten war.

Bald hierauf eröffnete Karl seinen ersten Reichstag zu Worms (6. Januar 1521), der für die Geschichte der Reformation so große Bedeutung erhalten sollte. In Deutschland galt es zunächst, die durch die Mißwirtschaft des Herzogs Ulrich von Württemberg hervorgerufenen Bauernunruhen zu dämpfen und den Herzog zur Raison zu bringen. Da es nicht ohne weiteres gelang, griff der Kaiser ein und bestimmte, daß Württemberg dem Landbesitze der österreichischen Hausmacht zufallen sollte. Auch andere Händel galt es zu schlichten. Die wichtigste Maßregel war jedoch die, daß Karl, angesichts der ungeheuren Ausdehnung seines Reiches, in welchem, wenn man die spanischen Kolonien in Amerika in Betracht zieht, nach einem bekannten Sprichworte „die Sonne nicht unterging", eine Teilung dieses Reiches verfügte. Karl verblieb im Besitze des Westens, während er seinem jüngeren Bruder Ferdinand die Herrschaft über die österreichischen Erblande überließ (28. August 1521). Später (7. Februar 1522) fügte er noch Tirol, die österreichischen Vorlande und Schwaben, ferner Württemberg und das Elsaß hinzu. Mit diesem Vertrage erfolgte sonach die Teilung zwischen der deutschen und spanischen Linie des Hauses Habsburg und durch diesen hochwichtigen Akt wurde Ferdinand I. der Ahnherr der deutschen Linie seines Hauses.

Ferdinand, der seinem kaiserlichen Herrn mit großer Anhänglichkeit ergeben war, dem jedoch keineswegs selbständiges und zielbewußtes Handeln, Umsicht und Tatkraft abgingen, sollte noch größeres erreichen. Die ehelichen Verbindungen, welche Maximilian angebahnt hatte, um die Kronen Böhmens und Ungarns dauernd an die Erblande zu fesseln, wurden unter Ferdinand zur Tatsache. In der Zeit, da der welthistorische Kampf zwischen König Franz I. von Frankreich und Karl V. auf den Schlachtfeldern Italiens sich abspielte — — Novara, Marseille, Pavia — hatte Ferdinand teils gegen die schweren Wirren im Reiche, teils gegen die mit wachsender Offensivkraft Ungarn und die Erblande bedrohenden Scharen der Osmanen anzukämpfen. Die Gewalttaten der Bauernkriege, welche jetzt erst mit voller Heftigkeit, zumal in Salzburg, Oberösterreich und Steiermark, zum Ausbruche kamen, spielen eigentlich nur eine Episode, allerdings eine traurige und blutige. Der Sturm wurde von Schwaben und Franken aus in die Alpenländer verpflanzt. Wir übergehen die Schreckensszenen, die Grausamkeiten und alle die bösen Ausschreitungen, wie sie gerade im Religionskriege in außergewöhnlichem Maße in die Erscheinung treten. Um dem Wirrwarr, der nach Niederwerfung der Bauernaufstände noch geraume Zeit fortbestand, ein Ende zu bereiten, berief Kaiser Karl einen Reichstag nach Speyer (1529), auf welchem durch Stimmenmehrheit festgesetzt wurde, daß bis zu einem künftigen Konzil in den Ländern, wo die Lehre Luthers bereits eingeführt sei, dieselbe fernerhin bestehen möge, ihr

Weiterschreiten in die noch katholischen Länder jedoch zu behindern sei. Leider war der Friede damit nicht besiegelt, da die Anhänger Luthers gegen diesen Beschluß Protest einlegten. (Daher „Protestanten").

Für Ferdinand war es erschwerend, die Reichsangelegenheiten in Ordnung zu bringen, beziehungsweise in die vorerwähnten Wirren in den Erblanden einzugreifen, da er dem deutschen Volke als ein Fremder gegenüberstand. In Spanien geboren und erzogen kam er, von einem einheimischen Hofstaate umgeben, in seine zweite Heimat. Die Erlernung der deutschen Sprache machte ihm Schwierigkeiten, in die neuen Verhältnisse konnte er sich nur langsam einleben. Immerhin waren Ferdinands Charaktereigenschaften solche, die ihm das Entgegenkommen der Bevölkerung sicherten. Gleich Maximilian zeichnete ihn Offenheit und Rechtlichkeit aus, in seinen Maßregeln ließ er, wo es nur immer anging, Schonung walten, doch ließ er es nicht an Enerige fehlen, wenn die Umstände es erforderten. Man konnte dem jungen Monarchen weder Umsicht, noch Tatkraft absprechen, und was an ihm besonders sympathisch berührte, war sein hausväterlicher Sinn und sein unbescholtener Lebenswandel. Die Zeitgenossen verehrten in Ferdinand einen ebenso leutseligen als edlen Fürsten, der in Wechselfällen mancher Art sich Menschenkenntnis und Erfahrung angeeignet und seine Handlungen darnach eingerichtet hatte.

Alles in allem erscheint uns Ferdinand im Spiegel der Geschichte als ausgeprägter Gegensatz zu seinem strengen, willensstarken und ernsten älteren Bruder. Allerdings kommt es darauf an, von welcher Seite — der katholischen oder protestantischen — die Beurteilung dieses Charakters fällt. Die letztere hat selbstverständlich keine Neigung, dem Kaiser sich wohlwollend zu erweisen. Man erinnert sich der offen ausgesprochenen Absicht Karls, nach Abrechnung mit dem Franzosenkönig im Verein mit Papst Clemens VII. dem Protestantismus, wenn es notwendig sein sollte, ein gewaltsames Ende zu bereiten. Mit größtem Nachdruck betonte der Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg (Januar 1530) sein Vorhaben. Aber er stieß auf den heftigsten Widerstand. Die Anhänger der lutherischen Lehre überreichten die berühmte, von Melanchthon verfaßte „Augsburger Konfession." Karl versuchte die Widerspenstigen umzustimmen. Es gelang ihm nicht. So kann es nicht Wunder nehmen, daß in seinem Reichstagsabschiede in drohenden Worten der Befehl ausgesprochen wurde, daß in Glaubenssachen alles unverzüglich auf den ehemaligen Stand zurückzukehren habe. Die Antwort darauf war das Schmalkaldener Bündnis, durch welches eine Anzahl einflußreicher Reichsfürsten zum gemeinsamen Widerstand gegen jeden Versuch der Katholisierung sich verband (27. Februar 1531). Nun lenkte der Kaiser allerdings ein und er entschloß sich, mit den Protestanten einen Vergleich einzugehen, der unter dem Namen des Nürnberger Religionsfriedens (3. August 1532) durch längere Zeit die Grundlage für die konfessionellen Verhältnisse in Deutschland gebildet hat.

Der Grund zu diesem Einlenken ist in den Schwierigkeiten zu suchen, welche die äußere Lage der Dinge dem Kaiser bereitete. Während die Türken — vorerst von den Mauern Wiens durch eine glorreiche Verteidigung, die größte kriegerische Tat des 16. Jahrhunderts, abgewiesen — die Länder seines Bruders Ferdinand bedrohten, sah sich Karl veranlaßt, im Westen gegen den Übermut der Islamiten einzuschreiten Im Jahre 1535 setzte der Kaiser eine großartige Expedition gegen Tunis ins Werk, die ihn in den Besitz dieses Platzes brachte. Damals wurden 20000 Christen von ihren Sklavenketten befreit. Dann kam es zu einem dritten Kriege mit Franz I., der für Karl nicht glücklich verlief. Dagegen warf er den Widerstand der Niederlande zu Boden (1540). Nun konnte Karl seine Aufmerksamkeit wieder dem Erbfeinde der Christenheit zuwenden. Um eine Reichshilfe gegen die Türken zu gewinnen, war der Kaiser auf dem Reichstage zu Regensburg bemüht, den Frieden zwischen Protestanten und Katholiken herzustellen. Die Bemühungen waren nicht in dem Umfange befriedigt worden, wie der Kaiser erwartet hatte.

Aber es kam noch größeres Mißgeschick. Die Expedition gegen Algier (1541) mißlang unter der Ungunst der Elemente, indem Karl durch Stürme die Hälfte seiner Flotte und 8000 Mann verlor, während die gelandeten Truppen mit dem Hungertode bedroht wurden. Der Kaiser hatte in diesem schweren Unglück seine ganze Geistesgröße bewahrt und es gelang ihm, den Rest seines Heeres nach Spanien zu überführen. Den zweiten Schlag holte sich Karl im vierten französischen Krieg, in welchem durch die opferreiche Schlacht von Cerisola (11. April 1544) das kaiserliche Heer völlig deroutiert wurde. Die Spanier verloren 12 000 Mann. Erst durch eine Diversion durch Luxemburg gegen die französische Hauptstadt unter persönlicher Leitung des Kaisers, unterstützt durch ein bei Calais gelandetes englisches Heer, gelang es Franz I. einzuschüchtern. Der Friede von Crespy (1544) beschloß diese Campagne, die für Karl durchaus nicht die Gewähr des Erfolges in sich schloß . . . Ganz so nebenher hatten die konfessionellen Wirren in Deutschland mit

größerer Heftigkeit Platz gegriffen. Hier darf eine Anschauung betont werden, die den Kaiser in einer Verfassung zeigt, welche dem Urteile mancher Geschichtsforscher widerspricht. Es ist nämlich mit Sicherheit anzunehmen, daß die überhandnehmende Unbotmäßigkeit der protestantischen Fürsten dem Kaiser die Erwägung eingab,

Karl V. Nach dem Gemälde von Tizian. (K. k. Kunsthistorisches Hofmuseum zu Wien.)
Kunstverlag J. Löwy, Wien.

ob es nicht im Interesse des Reiches — und nicht in jenem der Kirche — lag, dem Einheitsgedanken und dem kaiserlichen Ansehen größten Nachdruck zu geben. Auf dem Reichstage zu Regensburg (1546) erkannte Karl, daß der Trotz seiner Gegner nur mit den Waffen gebrochen werden könne. So kam es zu jenem „schmalkaldischen Kriege", der von militärischen Gesichtspunkten unter allen Kriegen des 16. Jahrhunderts der

interessanteste ist. Karl V., der sonst die Heeresleitung meistens seinen Generalen überlassen hatte, zeigte sich hier ganz unerwartet als ein Feldherr ersten Ranges. Mit dem Scharfblicke des Führers verband der Kaiser eine physische und moralische Kraft, die bewunderungswürdig ist. Sowohl in Süddeutschland, als in Sachsen gegen den Kurfürsten Moritz war Karl nach wechselvollen Aktionen Herr der Situation.

Karl V. hatte in Glaubenssachen keineswegs die zelotischen Ansichten seiner Zeitgenossen. Er war der Ansicht, daß der liebe Gott wohl nichts einzuwenden habe, wenn die Menschenkinder ihn auf diese oder jene Weise verehrten, dabei aber in Frieden lebten. Ja, noch mehr: der Kaiser glaubte, es würde sich aus katholischen und protestantischen Sätzen leicht eine Glaubensformel zusammenstellen lassen, mit welcher dem Himmel kein Abbruch geschähe, der Erde aber der Friede gegeben würde. Das sogenannte „Augsburger Interim" sollte zwischen den beiden Glaubensparteien den Frieden anbahnen. Der gute Wille des Kaisers war da, er fehlte aber auf Seite der Beteiligten. Die Waffen kamen wieder zu Wort, diesmal zum Schaden des kaiserlichen Friedensstifters, der, vor Moritz von Sachsen fliehend, mit knapper Not bei Sturm und Regen von Innsbruck (wo er wegen des Trientiner Konzils weilte) nach Villach sich zu retten vermochte. Der Passauer Vertrag, zwischen Moritz und König Ferdinand am 2. August 1552 abgeschlossen, brachte endlich diese bösen Ereignisse zum Abschluß. Ferdinand war es auch, der auf dem Reichstage zu Augsburg, mit dem Aufwande größter Milde und Toleranz, eine Verständigung zwischen den Religionsparteien zustande brachte. Nach langwierigen und schwierigen Verhandlungen konnte am 26. September 1555 der „Religionsfriede von Augsburg" unterzeichnet werden.

An seinem Lebensabend tritt uns Kaiser Karl als eine geschichtliche Gestalt vor Augen, der wir unsere Bewunderung nicht versagen können. Von seltener Begabung, von eiserner Konsequenz, eine Arbeitskraft, die in Erstaunen versetzt, sehen wir einen vollwichtigen Charakter vor uns, der in dem Jahrhundert, da dieser Habsburger den Erdkreis beherrschte, seinesgleichen nicht hatte. Und doch liegt etwas Tragisches in dieser Gestalt, da sie nicht die Kraft hatte, den zersetzenden Elementen des Zeitgeistes erfolgreich entgegenzutreten. Nicht aus Glaubenseifer kehrte er wiederholt seine Waffen gegen die unbotmäßigen Reichsfürsten, sondern im Interesse der Reichseinheit und der kaiserlichen Machtfülle. Gewisse Rücksichten auf seine streng katholischen Untertanen und auf seine politischen Interessen in Spanien und Italien kann man ihm nicht verargen. . . . Aber das vorgesteckte Ziel erreichte der große Fürst nicht. Schon in den letzten Jahren seiner Regierung hatte ihn eine tiefe Schwermut befallen. Außerdem war er von einem körperlichen Leiden schwer heimgesucht. Die Gedanken an Macht und Größe, Glanz und Ruhm verflogen, die Einsamkeit zog ihn an. Im Jahre 1554 übergab Karl seinem Sohne Philipp II. Neapel und Mailand, bald darauf die Niederlande (1555), schließlich die ganze spanische Monarchie mit allen Kolonien (1556). Zu gleicher Zeit überließ er die Herrschaft im deutschen Reiche seinem Bruder Ferdinand I., dem die Kaiserwürde jedoch erst zwei Jahre später übertragen wurde.

Nun war Karl der schweren Bürde ledig. In trüber Stunde klopfte der eiserne Mann demütig an der Pforte des Klosters San Justi (1556).

„Nacht ists und Stürme sausen für und für,
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Tür!
Laß't hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet mich in die Kirche schreckt.
Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag.
Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein:
Mehr als die Hälfte Welt war mein.
Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone war es bediademt.
Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.
Nun bin ich vor dem Tod den Toten gleich,
Und fall in Trümmer, wie das alte Reich" . . . .

(August Graf Platten.)

dinand ohne Reichshilfe den Kampf aufzunehmen gezwungen war und die österreichischen Erblande ihr Blut für den Fortbestand der abendländischen Kultur vergossen. Da die Türkenkriege einem besonderen Abschnitte dieses Werkes vorbehalten sind, sei an dieser Stelle erwähnt, daß zweimal der furchtbare Ansturm des gewaltigen Sultans Suleyman durch den Heldenmut österreichischer Kämpfer gebrochen wurde: unter den Mauern von Wien (1529) und bei Güns (1532). Die Verteidigung Wiens ist wohl die glänzendste Waffentat des ganzen 16. Jahrhunderts.

Während des dritten Türkenkrieges war Ferdinand nach Abdankung seines Bruders deutscher Kaiser geworden. Als solcher suchte er sein früheres Werk, den Augsburger Religionsfrieden durch eine vollständige Versöhnung der beiden Parteien zu krönen. Aber sowohl der päpstliche Stuhl wie die Protestanten setzten ihm in gleichem Maße Widerstand entgegen. Über die inneren Angelegenheiten während Ferdinands langer Regierung in den österreichischen Landen (1522—1564) sei nur das Wichtigste kurz erwähnt: sein Bestreben aus den veralteten feudalen Zuständen heraus eine souveräne Autorität zu schaffen; die Einsetzung einer obersten Justizbehörde (Hofrat) und einer obersten Finanzbehörde; die Creierung von Verwaltungsbehörden in den Erbländern; die Schaffung des Hofkriegsrates (1556) und des Reichshofrates usw. Die Ferdinandeische Behördenverfassung fand bei den nahen Berührungen der Fürsten mit dem kaiserlichen Hofe in einem großen Teile deutscher Reichsterritorien Nachahmung.

Das Wichtigste aber war, daß es Ferdinand gelang, die Kronen Böhmens und Ungarns dauernd an sein Haus zu bringen. Er ist sonach der Begründer der Großmachtsstellung Österreichs... Ferdinand hatte drei Söhne, der älteste, Maximilian, war als Prinz ziemlich leichtfertig und zugleich zum Mißfallen seines Vaters geheimer Lutheraner gewesen. Ihm vererbte der Kaiser die Länder Österreich, Böhmen und Ungarn. Ein zweiter Sohn, Ferdinand, betrübte den Vater durch seine Heirat mit der Augsburger Patrizierstochter Philippine Welser, doch verzieh ihm der Kaiser und vererbte ihm Tirol. Dem dritten Sohne, Karl, überließ er Steiermark, Kärnten, Krain und Görz. Diese Dreiteilung, durch welche Österreichs Kraft auf lange Zeit zersplittert blieb, ist unstreitig der größte Fehler in der Regierung Ferdinands gewesen, der mit dem Ruhme eines gerechten, einsichtsvollen, kräftigen und für seine Zeit sehr duldsamen Fürsten am 27. Juli 1564 das Zeitliche segnete. Die Kaiserkrone ging auf Maximilian II. über.

Kayser Karl.

Jetzund so wollen wir singen
Aus frischem freyen Muth;
Will's Gott, so wird's gelingen,
Wir steh'n in seiner Huth;
Es kommt in teutsche Land
Das junge edel Blut,
Kayser Karel genannt,
Gott geb ihm alles Gut!

Teutschland soll sich jetzt freuen
Der edlen Kayserszeit;
Das Gute wird er erneuen
Der Türk zu Felde leit;
Er wird wenden sein Toben,
Rächen der Kristen Blut;
Was recht ist, wird er loben,
Der edle Kayser gut.

Es ist wahr, nit erlogen,
Was Alte gesungen han,
Wir seynd damit erzogen,
Daß kummen soll ein Mann.
Sein Schwerd alle Welt soll zwingen
Zu ihm soll Zuflucht han,
Wer Gutes will vollbringen:
Das ist der Kayser fromm.

Gott hat durch ihn geplaget
Seiner Feind Untreu groß:
Er ist noch unverzaget,
Sein Schwerd das führt er blos.
Darin wird sich verschneiden,
Wer Gutes verachten will;
Der Arme bringt in Leiden
Und schreitet über das Ziel.

Er thut nit wie Tyrannen,
So es ihnen glücklich geht;
Alle Welt wollen sie verbannen
Mit Frevel und mit Unrecht.
Er will sein Glück zu Freuden
Wenden, und Einigkeit
In das Reich geleiten,
Dazu ist er bereit.

Hiſpania hat uns geben
Vier frumme Kayſer reich;
Karolus noch im Leben,
Nie fand man ſeines gleich.
Uns wol helfen ſeine Güte,
Daß Gottes Wort wird erkannt,
Regier unſre Gemüthe
Durchaus durch alle Land.

Trajanum wohl mit Ruhme,
Und Theodoſum weis,
Alphonſum treu und frumme,
Allſammt voll Ehr und Preiß,
Haben geführt groß Kriege,
Und groß das Reich gemehrt;
Erlanget große Siege,
Als man es leſen hört.

Herr Gott! gnädigliche,
Gieb Gnad, Barmherzigkeit
Dem Fürſten und dem Reiche
Verſtand und deine Weisheit;
Weil ſie jetzt ſind beyſammen
Zu Augsburg auf dem Tag*);
Zu Ehren deinen Namen,
Dein Hülf ihnen nit verſag.

Soll dieſer Tag vertrukchen
Ohn' Fried' und Einigkeit,
Die Wahrheit fürtrukchen,
Die an dem Tage leit;
So wird Gott heftig dreffen
Die ſchuldig waren dran:
Der Kayſer wird wohl ſchaffen,
Die Wahrheit wird Fürgang han.

Bitt Gott, ihr Jung und Alten!
Jetzünd in dieſer Zeit,
Er woll ſein Wort erhalten
Durch ſeine Gerechtigkeit;
Dem Teufel ſoll er wehren,
Mach'n ſein Tück ein End,
Daß man ſein Wort mag hören
Durch alle Reiches Ständ.

Und daß auch alle Straßen
In dem heiligen Reich
Werden ſicher gelaſſen
Vor Raub und Mord geleich,
Und das Recht regierend
In teutſcher Nation
Durch alle Reiches Ständ;
Lob ſei Gott im höchſten Thron!

(O. L. P. Wolff, „Hiſtoriſche Volkslieder und Gedichte der Deutſchen".)

*) Im Jahre 1555, in welchem der Religionsfriede geſchloſſen wurde.

Vor dem deutschen Kriege.

Den Zeitabschnitt vom Tode des Kaisers Ferdinand I. (1564) bis zu dem bedeutungsvollen Ereignisse der Schlacht am Weißen Berge (8. November 1620), welche als der eigentliche Ausgangspunkt des grauenvollen dreißigjährigen Krieges — gemeinhin der „Deutsche Krieg" genannt — gelten kann, füllt die Regierung von vier Kaisern aus: Maximilian II. (1564—1576), Rudolf II. (1576—1612), Matthias (1612 bis 1619) und Ferdinand II. (seit 1619, gestorben 1637). . . . An Maximilian wurden seitens der österreichischen Völker große Hoffnungen geknüpft, und zwar ohne Unterschied der Nationalität oder der politischen, beziehungsweise konfessionellen Parteigruppierung. Die Deutschen im Reiche waren dem Kaiser gewogen, weil er für den spanischen Hof wenig Sympathie bekundete, daher von ihm eine deutschnationale Politik zu erwarten stand; die Magyaren rechneten auf Maximilians kriegerische Eigenschaften und erhofften ein scharfes Schwert im Kampfe mit dem Erbfeinde der Christenheit; die Katholiken kannten des Kaisers Gerechtigkeitsliebe und seine milden Anschauungen in religiösen Dingen, und konnten daher auf eine Berücksichtigung ihrer Interessen rechnen; die Protestanten endlich wußten, daß der Kaiser als Prinz offenkundig zu der neuen Lehre hinneigte, woran sie die weitgehendsten Hoffnungen für ihre Sache knüpften.

Man kann, ohne zu weitschweifigen Erörterungen Zuflucht zu nehmen, behaupten, daß alle diese Erwartungen, welche zum Teile nicht allzu fest auf dem Boden realer Tatsächlichkeit begründet waren, nur in geringem Maße sich erfüllten. Was Maximilians Kriegsmut anbetrifft, ist eine Enttäuschung nicht eingetreten. Seine ganze Regierungszeit galt im großen und ganzen dem Kampfe mit den Osmanen, deren impulsive Kraft noch immer im Wachsen war. In welcher Weise sich dieser Kampf mit Anspannung aller Kraft seitens des Kaisers in seinen Erbländern abwickelte, wird in einem späteren Abschnitte ausführlich dargetan werden. Bezüglich der konfessionellen Gegensätze, welche gerade zu dieser Zeit heftig aufeinanderstießen, zeigte es sich sehr bald, daß weder die Katholiken, noch die Protestanten auf ihre Rechnung kamen. Maximilian bewahrte gegenüber den streitenden Parteien strenge Neutralität; die Sympathien, welche er als Prinz der neuen Lehre entgegengebracht hatte, wurden erheblich abgekühlt, als der Kaiser sich unversehens in den Wirrwarr von Herrschgier und Zanksucht hineingezerrt sah, der von der Geistlichkeit ausging und die weltlichen Faktoren majorisierte. Auch das Übermaß von Unduldsamkeit, das von den Anhängern der neuen Lehre ausging, behagte dem mild denkenden und versöhnlich gestimmten Herrscher nicht. Die katholischen Kreise hinwieder fanden die erhoffte Unterstützung nicht, und wenn sie wider Erwarten wieder festeren Boden unter ihren Füßen fanden, so war dies teils der Wirksamkeit der Jesuiten zuzuschreiben, teils war es eine natürliche Folge der Sünden und Verirrungen, welche aus dem Schoße der konfessionellen Gegner hervorgingen.

Gewiß ist, daß Maximilian jene Eigenschaften besaß, die ihn in die Lage versetzen konnten, mit starker Hand in diese Wirrnisse einzugreifen. Er tat es nicht, weil ihm die Glättung der hochgehenden Wogen durch friedliche Mittel näher lag, als die souveräne Gewalt. Das widersprach seinem Wesen und wohl auch der klugen Erwägung, daß mit heroischen Mitteln in einer Sache auf Erfolg nicht zu rechnen war, die ihre Kraftäußerungen in einem lebhaft geschürten Fanatismus wurzeln hatte. Gleichwohl mußte es der Kaiser zu seiner Betrübnis erfahren, daß der Weg der friedlichen Beschwichtigung nicht zum Ziele führte. Vergeblich waren seine Bemühungen, durch humane, vom Geiste der Duldsamkeit durchwehten Verordnungen und Gesetze die Kluft, welche die feindlichen Parteien von einander schied, einigermaßen zu überbrücken. Ab und zu hatte es den Anschein, daß Maximilians Geduld erschöpft sei. Der Trotz des Landadels und der Hochmut der Städte — die stärksten Faktoren, gegen welche Maximilian anzukämpfen hatte — mußten ihm als eine beständige Herausforderung erscheinen, gegen welche nur mit Gewaltmitteln aufzukommen war. Er fühlte sich als der bedrängtere Teil und ließ die Dinge ihren Weg gehen. Nur in einer Sache griff er mit Tatkraft und mit Erfolg ein: in der Ausrottung des Faustrechtes. Als letzter Vertreter desselben war der fränkische Reichsritter Wilhelm von Grumbach in die Schranken getreten. Daß er dem Kaiser die Stirn bieten konnte, verdankte Grumbach dem starken Anhange, den er in der fränkischen Ritterschaft hatte und an dem Herzog Johann Friedrich von Sachsen, der sich mit dem Plane trug, die im schmalkaldischen Kriege von seinem Hause auf den jüngeren Zweig der Familie übergegangene Kurwürde wieder zurückzugewinnen. Trotz allen Abmahnungen des Kaisers setzte Grumbach seine Gewalttätigkeiten fort und der Herzog versäumte nicht, sich einen Anteil daran zu erwirken. Als alle friedlichen Mittel versagt hatten, erhielt der Kurfürst August von Sachsen den Auftrag, einzuschreiten. Grumbach und der Herzog, beide geächtet, wehrten sich in dem stark befestigten Gotha nach Kräften ihrer Haut, bis endlich die des langen und aussichtslosen Kampfes müde Bürgerschaft selbst eine Kapitulation mit dem Belagerer einging (13. April 1567). Grumbach und sein Freund, der Kanzler Brück, wurden unter furchtbaren Martern hingerichtet, der Herzog jedoch als Gefangener nach Österreich abgeführt, wo er nach längerer Zeit seine Tage beschloß. Nach dieser exemplarischen Bestrafung des letzten Faustritters und seiner Gönner wagte niemand mehr vom deutschen Adel mit Verhöhnung der ordentlichen Gerichte zur Selbsthilfe zu schreiten; das von Maximilian I. begonnene Werk des Landfriedens war unter dem zweiten Kaiser dieses Namens endlich zur Tatsache geworden.

Unter Maximilian II. beginnen die Bewerbungen der Habsburger um die Krone Polens, wozu das Erlöschen des Mannesstammes der Jagellonen den Anlaß bot. Es war das erste Mal, daß auf dem Boden dieses Reiches die Häuser Frankreich und Habsburg ihre Kräfte maßen. Des Kaisers Sohn, Erzherzog Ernst, der Kandidat der österreichischen Partei, unterlag im Wahlkampfe seinem glücklicheren Nebenbuhler Heinrich von Anjou. Als nach des letzteren Flucht der Thron neu besetzt werden sollte, wurde zwar Maximilian von seiner eigenen Partei gewählt, die Gegner jedoch riefen den Wojwoden von Siebenbürgen, Stephan Bathory, zum Gegenkönig aus. Dem Ausbruch eines Krieges zwischen den beiden Wahlkönigen beugte der Tod des Kaisers (in Regensburg) vor (12. Oktober 1576). . . . Ein österreichischer Historiker sagt: „Der Tod des Kaisers Maximilian bezeichnet einen Wendepunkt, insoferne der allgemeine Zug der Gegenreformation, welcher fortan die Regierungskreise und die katholische Hierarchie beherrschte, jene, weil sie im Protestantentum vor allem die politische Unbotmäßigkeit bekämpfen zu müssen glaubten, diese, da es sich um die Rückgewinnung der herrschenden Stellung für den alten Glauben handelte, allmählich zum Durchbruche gelangte. Der erste Versuch einer Gegenreformation wurde in Innerösterreich gemacht, wo Erzherzog Karl durch Berufung der Jesuiten und Gründung ihres Kollegiums an der ihnen übergebenen Grazer Universität des „Eggenberger Stiftes“ und der landschaftlichen Stiftschule im „Paradies“ zu Graz entgegenwirkte und die den Protestanten gegebene Zusage nicht gerade widerrief, aber doch auf ihren Wortlaut zu beschränken suchte. Da aber Karl jene Zusage nur für seine Person geleistet hatte, so ruhten fortan alle seine Hoffnungen auf seinem künftigen Erben, seinem ältesten Sohne Erzherzog Ferdinand, den er daher ganz im Geiste der Jesuiten erziehen ließ und sorgfältig vor ketzerischen Einflüssen behütete.“

Nach dem Heimgange Maximilians II. übernahm sein Sohn Rudolf II. die Regierung in Deutschland und Österreich. In Spanien von Jesuiten erzogen, war der neue Kaiser kaum die geeignete Persönlichkeit, in dem von Parteileidenschaften und anderen Elementen der Unruhe und Unordnung aufgewühlten Reiche die Richtlinien für eine ersprießliche Gestaltung der Verhältnisse vorzuzeichnen. Seinen persönlichen

Neigungen nach befriedigten Rudolf gelehrte Studien weit mehr als die Fragen der Politik und die Aufgaben der Verwaltung. Daher auch das geringe Interesse, das der Kaiser der gerade jetzt mit erneuter Bedrohlichkeit sich geltend machenden Türkennot entgegenbrachte. Wie es damit stand, wird in einem späteren Abschnitte besprochen werden. Indessen nahmen im Reiche die konfessionellen Wirren ihren Fortgang. In Straßburg kam es gelegentlich einer Bischofswahl zu einem blutigen Streite zwischen Katholiken und Protestanten, der erst nach zwölf Jahren ausgetragen wurde. In Bayern war es der Jugendfreund und Gesinnungsgenosse des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark, der Herzog Maximilian, der dem Protestantismus feindlich gegenüberstand. Der Herzog war, im Gegensatze zu dem leicht zu erregenden, leidenschaftlichen Wesen des Erzherzogs, eine kalt berechnende, verschlossene Natur. Das wäre unter anderen Verhältnissen kein Gebrechen gewesen, denn an sich war Maximilian ein durchaus in sich gefestigter Charakter, dem die staatlichen Angelegenheiten sehr zu Herzen gingen und der es mit dem Herrscherberuf in allen Fragen der Verwaltung sehr ernst nahm. In einer Zeit aber, in welcher die Volksleidenschaften und das religiöse Empfinden selbst aus geringfügigen Anlässen in hellen Flammen aufzulodern pflegen, sind Willenskraft und Gesinnungshärte nicht die Mittel, welche ausgleichend wirken. Dies bezeugte die Angelegenheit der Reichsstadt Donauwörth, in welcher Maximilian aus Anlaß der schweren Konflikte mit den Katholiken, welche der protestantische Magistrat in provokatorischer Weise hervorgerufen hatte, seinen Standpunkt mit Waffengewalt klar machte. Der Herzog behandelte die Stadt äußerst hart, verbot ihr den protestantischen Gottesdienst, zwang viele Bürger zur Auswanderung und berechnete die Kosten der Exekution derart hoch, daß die Stadt sie niemals zu bezahlen vermocht hätte. Bis zur Tilgung dieser Schuld sollte die Stadt von den Bayern besetzt bleiben; und da die Tilgung nicht erfolgte, ward Donauwörth in aller Form dem bayerischen Staate einverleibt (Dez. 1607).

Kunstverlag J. Löwy, Wien.

Kaiser Rudolf II.

Nach dem Gemälde von J. Heinz (1570). Im k. k. Kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien.

Die Donauwörther Angelegenheit hatte zur Folge, daß es zu zwei gegnerischen Bündnissen kam, welche während des dreißigjährigen Krieges zu hervorragender Bedeutung gelangen sollten. Wir kommen auf diese bedeutsamen Verbindungen sofort zurück und wollen hier nur in Kürze jene Ereignisse einschalten, welche zunächst den Kaiser Rudolf persönlich betreffen. Während ringsum Kriege und in den Erbländern die gährenden Elemente das Gefüge des Staates fort und fort unterwühlten, die Osmanen die Grenzen beunruhigten und selbst die Mitglieder des kaiserlichen Hauses in Stimmungen hineingerieten, die dem apathischen Familienoberhaupte gefährlich werden konnten, verschloß sich dieser zu Prag im Hradschin, der kaiserlichen Burg, um seinen gelehrten Liebhabereien sich hinzugeben. Ob wirkliche Gelehrsamkeit im Spiele war, mag dahingestellt sein. Äußerlich erhielt die vornehmste der wissenschaftlichen Neigungen des Kaisers — die Astronomie — dadurch einen gewissen Glorienschein, daß er den berühmten Astronomen Tycho Brache, der sich mit seinem Landesfürsten überworfen hatte und im Begriffe war, das nach damaligem Maßstabe großartige Observatorium, die „Uraniaburg" auf der dänischen Insel Hwen, zu verlassen, nach Prag einlud. Später überließ ihm der Kaiser das Schloß Benatek, wohin nachmals auf Wunsch Tychos der nicht minder berühmte Astronom Johannes Kepler berufen wurde. So wurde Prag eine Hochburg der astronomischen Wissenschaft, oder vielmehr ihrer nicht ebenbürtigen Schwester, der Astrologie; denn nicht nur Rudolf, sondern auch der nachmals zum Lenker des Schicksals der habsburgischen Macht emporgestiegene Wallenstein wandte sich, wie man weiß, den Mysterien der Himmelskreise mit größtem Eifer zu.

Aber in den Sternen lag des Kaisers Heil nicht. Während er sich in die „Aspekten" der Himmelslichter vertiefte und den Phantastereien einer schicksalverkündenden mechanischen Weltordnung in den „Rudolfinischen Tafeln" greifbaren Ausdruck gab, erklärten die Verwandten des Kaisers in einer am 25. April 1606 zu Wien ausgestellten Urkunde das Tun ihres kaiserlichen Oberhauptes als „gefährliche Gemütsblödigkeit" und stellten ihm seinen Bruder Matthias gewissermaßen als Vormund zur Seite. Auf diesen „Aspekt" hatte Rudolf nicht gerechnet. Matthias fand in der geschlossenen Phalanx der protestantischen Kreise, welche zur Wahrung ihrer religiösen Interessen eine feste Verbindung eingegangen waren, einen willkommenen Bundesgenossen. Auch in Ungarn war die Unzufriedenheit infolge der Untätigkeit Rudolfs groß, welcher Umstand von Matthias dazu benutzt wurde, in einer Versammlung der ungarischen und österreichischen Stände zu Preßburg (1608) Beschlüsse zu fassen, die ihre Spitze ohne jede Beschönung gegen den Kaiser kehrten.

Jetzt endlich erwachte Rudolf aus der süßen Harmonie der ewigen Sphären, welche ihm die Dinge der Wirklichkeit auf Himmelsweite entrückt hatten. Schon stand Matthias mit 25 000 Mann auf böhmischem Boden, als es dem Kaiser gelang, durch Gewährung weitgehender Freiheiten von einem in Eile einberufenen Landtag so weit militärische Unterstützung zu erwirken, daß dem feindseligen Bruder ein Heer von 34 000 Mann (einschließlich der königlichen Truppen) entgegengestellt werden konnte. Matthias war inzwischen bis in die Nähe von Prag vorgerückt, wodurch der Bruderkrieg als unvermeindlich schien. Dieses Schauspiel aber wollten die kaiserlichen Prinzen den Protestanten denn doch nicht gönnen; ihren gemeinsamen Bemühungen gelang es, Rudolf zum Nachgeben zu bewegen. Die Bedingungen waren allerdings hart genug: Matthias erhielt Österreich und Ungarn als Herrschaftsgebiet, in Mähren wurde ihm die Statthalterschaft überlassen; Rudolf hingegen sollte in Böhmen und Schlesien Herr sein, und Matthias dereinst in der Regierung hierselbst folgen.

Man schrieb den 25. Juni 1608, als der Kaiser sich dieser Demütigung anbequemte. Fast genau ein Jahr später (5. Juni 1609) erließ er seinen berühmt gewordenen „Majestätsbrief", durch welchen den Lutheranern volle Religionsfreiheit und andere Privilegien eingeräumt wurden. Das war indes keineswegs eine spontane Sinnesänderung seitens des Kaisers, sondern ist als Schachzug gegen die wachsende Macht seines Bruders Matthias aufzufassen. Die Wirkung war gleichwohl keine vollkommene. Während Böhmen und Schlesien sich beruhigten, verhielten sich die österreichischen Lande gleichgültig gegenüber der kaiserlichen Kundgebung. Und gerade auf die Erblande hatte es der Majestätsbrief abgesehen, allerdings mit Verkennung der wahren Sachlage; denn die Erblande genossen ja ohnedies freie Religionsübung, sie hatten also nicht nötig, sich von Prag aus anlocken zu lassen.

Parallel mit diesen Ereignissen vollzog sich im Reiche eine Gruppierung der gegensätzlichen Faktoren, die von den Ereignissen von Donauwörth ausging. Wir haben auf diese Vorfallenheiten weiter oben andeutungsweise aufmerksam gemacht. Zwei starke Bündnisse standen sich seit 1609 im Reiche gegenüber:

die „protestantische Union", ein Bund, der — dem einstigen schmalkaldischen (S. 109) ähnlich — die Verteidigung der protestantischen Lehre zum Ziele hatte, und die „Heilige Liga", der katholische Gegenbund. Der Urheber der Union war der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, der Begründer der Liga Herzog Maximilian von Bayern. Der ersteren gehörten zunächst außer der Kurpfalz der Herzog von Württemberg, der Pfalzgraf von Neuburg und der Fürst Christian von Anhalt, später der Landgraf von Hessen, der Kurfürst von Brandenburg und einige Reichsstädte an; Mitglieder der Liga waren zu Beginn der Vereinigung außer Bayern alle Bischöfe und Prälaten des schwäbischen und bayerischen Kreises (Salzburg ausgenommen) und die drei geistlichen Kurfürsten. Die Union wurde am 4. Mai 1608, die Liga im Juli 1609 geschlossen.

In den nächstfolgenden zwei Jahren hatte es den Anschein, als sollten die alten Landsknechte wieder zum Leben erwachen. Es bezieht sich dies auf die Soldtruppen des Erzherzogs Leopold, Bruder des Kaisers, der Bischof von Passau und Straßburg war und in Angelegenheit des Jülich'schen Reichslehens intervenieren sollte. Das Jülich'sche Land mit der gleichnamigen starken Festung war infolge des Ablebens des letzten Herzogs (25. März 1609) frei geworden. Sofort erhoben der Kurfürst von Brandenburg, Johann Siegmund, und der Pfalzgraf von Neuburg, Philipp Ludwig, gestützt auf verwandtschaftliche Beziehungen zu dem Verstorbenen, Ansprüche auf das Besitztum. Auch Kursachsen intervenierte, indem es eine alte Erbbelehnung geltend machte. Der Kaiser jedoch, welcher das Jülich'sche Land als erledigtes Reichslehen ansah, unternahm sofort Schritte, es zu Gunsten seiner Familie einzuziehen. Die Machtmittel hiezu sollte Bischof Leopold, der mit seinem kaiserlichen Bruder die besten Beziehungen unterhielt, aufbringen. Aber im Begriffe, zu Passau Soldscharen zu werben, erkannte Leopold alsbald, daß er ein gefährliches Unternehmen vor sich hatte. Es kam nämlich zu einer förmlichen Koalition der Gegner, die eine wesentliche Festigung dadurch erhielt, daß die reformierten Fürsten Deutschlands zu Schwäbisch-Hall einen Bund mit dem Franzosenkönig Heinrich IV. schlossen.

Das war der richtige Mann, der schwebenden Angelegenheit einen kräftigen Impuls zu geben. Heinrichs höchstes Ziel, dem er mit brennendem Ehrgeiz zustrebte, war die Erlangung der Vorherrschaft Frankreichs in Europa. Diesem Ziele stand aber das Haus Habsburg im Wege. Kein Wunder, daß der König von Frankreich die Gelegenheit ergriff, den ersten Vorstoß zu unternehmen. Er war bereit, 40 000 Mann ins Feld zu stellen und die Sache der deutschen Fürsten zu der seinen zu machen. Auch die Holländer standen im feindlichen Lager. Ein Dolchstich machte dem ruhmsüchtigen Plane Heinrichs ein Ende; noch bevor es zur Aufstellung des französischen Heeres kam, fiel der König unter dem Messer des Fanatikers Franz Ravaillac (14. Mai 1610). Holländer und Deutsche rückten nun vor Jülich, das von Leopolds Feldhauptmann Rauschenberger auf das tapferste verteidigt wurde. Da griffen 14 000 Franzosen ein, mit deren Hilfe es den vereinigten Gegnern gelang, den festen Platz zu bezwingen.

Die Soldtruppen, mit welchen Leopold im Jülich'schen Lande operierte, waren nach ihrem Hauptwerbeplatze das „Passauer Kriegsvolk" genannt worden. Unter jenen Scharen, die unter Rauschenberger fochten, waren auch zahlreiche andere Haufen in Passau und seiner Umgebung zusammengeströmt, welche zunächst Oberösterreich wiederholt brandschatzten. Es wurde mehr und mehr offenkundig, daß Erzherzog Leopold nichts Geringeres vor hatte, als seinem kaiserlichen Bruder in dessen Absicht, dem Kaiser Matthias den Besitz der Erblande streitig zu machen, tatkräftig zur Seite zu stehen. Da griff abermals ein Familienrat ein, um den drohenden Bruderkrieg zu verhindern. Die in Prag versammelten Regenten und Kurfürsten schienen nicht abgeneigt, die Sache Rudolfs zu vertreten, die gleichfalls anwesenden Erzherzoge Ferdinand und Maximilian legten sich jedoch ins Mittel, indem sie einen Vertrag zustande brachten, kraft dessen die feindlichen Brüder fortan gute Freundschaft halten sollten.

Am grünen Tische war die Angelegenheit perfekt, nicht aber — im Lager der Passauer. Diese forderten gebieterisch den rückständigen Sold und weigerten sich, auseinander zu gehen. Rudolf hatte dieser Forderung gegenüber taube Ohren. Wahrscheinlich fehlte ihm auch das Geld. Daraufhin unternahmen die Passauer wiederholte Beutezüge nach Oberösterreich, wie es scheint, weniger um als zügelloses Raubgesindel ihr Dasein zu fristen, sondern um auf den Kaiser einen Druck auszuüben. Als auch dies nicht verfing, brach eine förmliche Meuterei aus. Die wilden Soldscharen erhoben den Obersten Ramée zu ihrem Befehlshaber, der nun auf eigene Faust den Krieg in die Erblande trug. Dem Plane nach sollten die Passauer in Oberösterreich bis Wien vordringen, sich sodann nach Steiermark wenden und von hier in Tirol einbrechen.

Als Ramée erfuhr, daß Erzherzog Ferdinand die Gebirgspässe an der Grenze von Oberösterreich gut besetzt halte, erwirkte er von den oberösterreichischen Ständen unbehinderten Abzug von Linz nach Böhmen.

Als der Kaiser von diesen Vorgängen Kunde erhielt, gab er den Passauern den gemessenen Auftrag, in Oberösterreich zu verbleiben, bis ihre Angelegenheit ins Reine gebracht würde. Ramée kehrte sich nicht an diese Weisung und marschierte zunächst nach Krumau und legte sich sodann vor Budweis, das er unter Anwendung einer Kriegslist überrumpelte (1610). Nach Rücklassung einer Besatzung marschierte das Gros seiner Truppen unbehindert nach Prag. Obwohl es sich, wie die Dinge lagen, lediglich um einen Freibeuterzug handelte, witterten die böhmischen Stände gleichwohl in dem abenteuerlichen Aufzuge das Vorspiel zu einer weitausgreifenden Staatsaktion. Sie hegten nämlich den Verdacht, der Kaiser wolle das Erbrecht und damit die mit Matthias geschlossenen Verträge zu Gunsten des Erzherzogs Leopold umstoßen. Das gab böse Aussichten, schwere Konflikte, Kriegsgefahren von unabsehbarer Ausdehnung. Die Stände hatten gute Witterung; denn als sie dem Kaiser bedeutende Summen anboten, um die Soldforderungen der Passauer befriedigen zu können, lehnte jener rundweg ab. Nun sandten die Stände eine Abordnung an Matthias, der sich bereit erklärte, einzuschreiten.

Bald sollte es sich zeigen, daß die Passauer tatsächlich eine andere Aufgabe hatten, als auf eigene Faust Kriegsgreuel und Brandschatzung zu treiben. In den Kämpfen um Prag tauchte nämlich plötzlich Erzherzog Leopold an der Spitze der wilden Scharen auf. Schon war ein Teil der Stadt in seinen Händen, aber in das Herz derselben konnten die Söldner, trotzdem sie 14 Geschütze zur ihre Verfügung hatten, nicht eindringen. Die Sache nahm jetzt eine umso gefährlichere Wendung, als einerseits der Kaiser die Passauer in aller Form für seinen Dienst beeidete, während anderseits die Stände, deren Macht zusehends gewachsen war, auf eigene Faust eine Regierung einsetzten. Es geschah dies wohl auf die Nachricht hin, daß Matthias mit einer ansehnlichen Kriegsmacht von Wien aufgebrochen sei. Daraufhin befriedigte Rudolf die Passauer, welche sofort das Land räumten und unter fortwährenden Kämpfen mit der erbitterten Bewohnerschaft nach dem Böhmerwalde abzogen. Hier lösten sich die Scharen auf. Vierzehn Tage später erschien Matthias vor Prag. Rudolf war völlig in der Gewalt seines Bruders. Da jeder Widerstand aussichtslos schien, beugte sich der Kaiser dem Zwange der Verhältnisse und trat in einem Vertrag Böhmen, Schlesien und die Lausitz an Matthias ab. Rudolf behielt nichts, als den Kaisertitel, ohne irgend ein Stück Land, und die ihm von seinem Bruder gesicherten Einkünfte. Am 23. Mai 1611 wurde Matthias, nicht ohne zuvor den Ständen neue Rechte eingeräumt zu haben, in feierlicher Weise zum böhmischen König gekrönt. . . . Rudolf überlebte seinen Fall nicht lange. Am 20. Januar 1612 beschloß er seine irdische Laufbahn, wie es heißt, infolge eines bösartigen Fußgeschwüres. Sicher haben die schweren seelischen Erschütterungen, denen der Kaiser in den letzten Jahren fast ununterbrochen ausgesetzt war, die Lebenszeit des hart geprüften Monarchen erheblich abgekürzt. —

Nun war für König Matthias auch der Weg zur letzten Würde offen, die ihm noch fehlte. Ohne nennenswerte Schwierigkeiten fand am 13. Juni 1612 seine Wahl zum deutschen Kaiser und elf Tage später seine Krönung in Frankfurt statt. Am 25. November kehrte der neue Kaiser nach Wien zurück, aus welchem Anlasse große Festlichkeiten veranstaltet wurden. Wenn man es genau nimmt, verdankte der neue Kaiser seine Erhebung weniger sich selbst, als den Ständen. Es ist daher nur folgerichtig, wenn die letzteren mit ziemlichem Nachdrucke ihre Wünsche — wenn nicht Forderungen — vor den Thron brachten. Matthias stand dem allem mit Widerstreben gegenüber. Auf dem Huldigungslandtage in Mähren erklärte er, daß er lieber auf die Herrschaft verzichten als eine allgemeine, auch die königlichen Städte umfassende Glaubensfreiheit zugestehen wolle. Dem protestantischen Adel Österreichs gelang es nur mit Mühe, Zugeständnisse abzuringen. Die Lage des Kaisers gestaltete sich umso kritischer, als die noch zu Lebzeiten des Königs Heinrich von Frankreich auf dem Schlosse Peter Woks von Rosenberg zu Wittingau besiegelte Verschwörung, welche nichts geringeres, als den völligen Sturz des Hauses Habsburg und die Aufteilung der habsburgischen Reiche bezweckte, noch fortwirkte. Heinrich IV., die Seele dieser ausschweifenden Konspiration, war inzwischen allerdings gestorben, desgleichen der zweite starke Arm in dieser Sache, der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich IV., das Haupt der „Union“ (S. 119).

In dem „Bruderzwist im Hause Habsburg“ war dem unentschlossenen und weltabgekehrten Kaiser Rudolf eine Krone nach der andern vom Haupte gefallen. Diese Kronen saßen auf dem Haupte seines Nachfolgers keineswegs fester: die Osmanen, die eigenen Untertanen und die sich bekämpfenden Religionsparteien unterwühlten gemeinsam den Thron. Der Unsegen der Usurpation hatte seine Wurzel in einem Widerspruch.

Matthias hatte sich in seinen Unternehmungen auf die Protestanten gestützt; er selber aber war diesen nicht um ein Haar günstiger gestimmt, als sein Bruder es gewesen. Eifersüchtig über die errungenen Rechte wachend, würden sie sich ohne weitere Sorgen mit dem nicht sehr staatsklugen und tatkräftigen Kaiser abgefunden haben, wenn hinter diesem nicht ein Mann gestanden wäre, vor dem sie sich zu hüten hatten. Es war dies der Bischof (nachmalige Kardinal) Melchior Khlesl. Sohn eines Bäckers und ursprünglich Protestant, hatte sich dieser Mann durch seine hervorragenden Geistesgaben und besonders durch seine diplomatischen Talente zum ersten Ratgeber des Matthias emporgeschwungen, zu einer Zeit, als dieser noch nicht König gewesen. Khlesl war es, der seinem Herrn eine Krone nach der andern in die Hände spielte, in dessen Händen alle Fäden eines weitspannenden Intriguennetzes zusammenliefen. Ohne Khlesl war Matthias schlechterdings keiner entscheidenden Aktion fähig. Die merkwürdige Rolle, welche dieser Kirchenfürst spielte, kennzeichnet sich in dessen Verhalten gegenüber den maßgebenden Faktoren, welche ebensoviele Widersprüche darstellen. Er stellte alle seine geistigen Potenzen in den Dienst eines Habsburgers, verhehlte aber nicht seine Abneigung gegenüber den andern Mitgliedern der Dynastie; er war ein geschworener Feind der Protestanten, verbarg aber nicht seine Abneigung gegenüber den Jesuiten, wie denn auch Erzherzog Ferdinand — der nachmalige Kaiser — derjenige war, gegen den er bei Matthias am nachdrücklichsten intriguierte.

Man kann also sagen, daß nicht Matthias, sondern Khlesl das Szepter führte. Es liegt auf der Hand, daß die maßgebenden Faktoren diesen Sachverhalt durchschauten. Nicht nur der Boden Österreichs, auch der des deutschen Reiches war nach allen Richtungen unterminiert. Es bedurfte nur eines Funkens, um allerorts verderbenbringende Explosionen hervorzurufen. Schon die Krönung des Erzherzogs Ferdinand zum Nachfolger in allen Kronlanden des Kaisers, welche in der ersten Hälfte des Jahres 1617 successive stattfand, brachte den Protestanten eine schwere Enttäuschung. Diese hatten nämlich gehofft, daß in Erwägung der zwischen Matthias und seinem Bruder bestandenen Abneigung die Erbfolgefrage bei dem Ableben des Kaisers möglicherweise nicht geregelt sein würde. Diese Hoffnung wurde dadurch durchkreuzt, daß die Brüder des Kaisers, Maximilian von Tirol und Albrecht von den Niederlanden, beide alt und kinderlos, unter Verzichtleistung auf ihr eigenes Nachfolgerrecht, so lange in Matthias gedrungen hatten, bis er, trotz Khlesls heftigstem Widerspruch, seinen Vetter Ferdinand in allen Erblanden zum Nachfolger vorgeschlagen hatte. Kein Wunder also, daß die Protestanten sich in ihren Interessen außerordentlich bedroht fühlten, als Ferdinand überall als Landesfürst anerkannt wurde. Ein weiterer Schlag für die Lutheraner, vornehmlich für diejenigen Böhmens, war die Enthebung ihres bisherigen ersten Führers, des Grafen Matthias Thurn, von seiner wichtigen Stelle als Burggraf von Karlstein. Von diesem Augenblicke an hatte das Kaiserhaus keinen gefährlicheren, rachsüchtigeren Feind, als den deplazierten Grafen (1617). Als vollends noch gegen Schluß des Jahres in Böhmen 10 neue Statthalter eingesetzt wurden, von welchen 7 Katholiken waren — darunter zwei, welche als „Ketzerfeinde" besonders üblen Ruf genossen: Wilhelm Slawata und Jaroslaw von Martinitz — da schien das Maß voll.

Als die protestantischen Stände in Böhmen sich in einer ungesetzmäßigen Versammlung dahin einigten, dem Kaiser wegen eines gewaltsam verhinderten Kirchenbaues eine Beschwerdeschrift einzureichen, welche jedoch von ersterem zurückgewiesen wurde, mit Berufung auf die Inkompetenz der Versammlung, glaubte diese, die Abweisung und das Verbot, die Versammlung abzuhalten, ging von den Statthaltern aus. Daraufhin verfügten sich die Mitglieder der Versammlung, unter Führung Thurns, nach dem Hradschin, wo sie vier der mißliebigen Statthalter vorfanden, darunter Martinitz und Slawata. Es kam zu einem heftigen Streite, in dessen Verlaufe der Erstgenannte ergriffen und durchs Fenster in den tiefen Burggraben hinabgeworfen wurde. Auf Thurns Drängen ereilte Slawata das gleiche Schicksal. Schließlich folgte auch noch der Sekretär Platter. Trotz der bedeutenden Höhe, aus welcher die Bedauernswerten herabgestürzt wurden, kamen sie mit dem Leben davon, da sie auf einen großen Kehrichthaufen gefallen waren.

Der „Prager Fenstersturz" war das Signal zur Revolution. Die protestantischen Stände organisierten sofort eine revolutionäre Regierung, knüpften Verbindungen im In- und Auslande an und schritten an die Anwerbung eines Heeres, an dessen Spitze Graf Matthias Thurn gestellt wurde. Darüber ungeheure Bestürzung in Wien. Der Einzige, der sich aufrecht hielt und für ein energisches Einschreiten stimmte, war Erzherzog Ferdinand. Khlesl stimmte dem zwar zu, doch knüpfte er heimlicherweise mit Thurn an, offenbar in der Absicht, in den heftigen Anprall der Gegensätze einzugreifen und durch diplomatische Winkelzüge Situationen zu schaffen, die seine Unentbehrlichkeit zur Geltung kommen lassen sollten. Da

dem Thronfolger Ferdinand im Interesse der staatlichen Autorität und des Katholizismus die Zauder- und Schaukelpolitik Khlesls gegen den Strich ging, beschloß er, im Bunde mit Maximilian den Kardinal gewaltsam zu beseitigen.

Es war am 20. Juli 1818. Die beiden Erzherzoge hatten den Kirchenfürsten am Vortage zu einer Besprechung der schwebenden Angelegenheiten in die Burg geladen. Er fand sich pünktlich ein, wurde von einem Kammerherrn empfangen und in ein Zimmer geführt, das man hinter ihm sofort versperrte. Hier sah sich der Kardinal zwei notorischen Feinden gegenüber: dem Obersten Grafen Dampierre und dem Präsidenten der Hofkammer, Freiherrn von Breuner. Außerdem waren zwei Kammerherren anwesend, Montecucculi und Colalto. Breuner fuhr den Kardinal in barscher Rede an: das ganze Haus Österreich habe im Einvernehmen mit dem Papste beschlossen, ihn wegen seiner Machenschaften und schlechten Dienste nicht mehr am Hofe zu dulden; er habe demnach sofort die Insignien der Kardinalswürde abzulegen und sich mit einem gewöhnlichen Priestergewande zu begnügen. Khlesl war durchaus nicht eingeschüchtert; er berief sich auf seinen hohen Rang und verlangte, vor den Kaiser geführt zu werden. Denn, wenn das „ganze Haus Österreich" über sein Schicksal entschied, mußte doch dessen Haupt, der Kaiser, einverstanden sein, und das zu bezweifeln hatte Khlesl nur zu gute Gründe. Es half aber nichts. Dampierre vergaß sich so weit, den noch vor wenigen Augenblicken allmächtigen Mann einen „ehrvergessenen Buben" zu nennen. Auch Breuner drang erneut mit heftigen Worten auf den Kirchenfürsten ein. Als dieser seine Sache verloren sah, fügte er sich in das Unvermeidliche. Nachdem er an Stelle des Purpurgewandes ein einfaches schwarzes Priesterhabit angelegt hatte, wurde er auf die Bastei geführt, wo seiner ein sechsspänniger Wagen harrte. An Khlesls Seite nahmen Breuner und ein Hauptmann Platz. Beim Schottentore umgab eine Reitereskorte unter Dampierres Führung den Wagen, der ohne Aufenthalt bis Schottwien am Semmering fuhr. Hier kehrte Dampierre um, während Breuner mit starker Bedeckung den in einer Sänfte getragenen Kardinal durch Steiermark und Kärnten nach Tirol führte, wo er im Schlosse Ambras als Staatsgefangener interniert wurde. Der ganze Vorgang war so geheimnisvoll vor sich gegangen, daß man in Wien noch nach mehr als einer Woche nicht wußte, wie und wohin der Kardinal verschwunden war. Erst 1827 durfte er in sein Bistum Wien zurückkehren.

Der kranke Kaiser fügte sich all dem in stummer Resignation. Dem Drängen der Reichspartei folgend, befahl er die Aufstellung eines Heeres. Dazu war es höchste Zeit, denn in Böhmen hatten die Stände die Feindseligkeiten bereits eröffnet, das kaisertreue Krumau wurde durch Thurn erobert, Budweis, das hartnäckigen Widerstand leistete, von ihm belagert. Ein Versuch Dampierres, die bedrängte Stadt zu entsetzen, mißlang. Der schneidige Reitergeneral wurde überdies zweimal geschlagen, bei Czaslau und bei Lomnitz. Zuzüge aus Deutschland brachten den Empörern namhafte Verstärkungen, worunter jene der „Union" und die Scharen des wilden Parteigängers Ernst Graf Mannsfeld besonders ins Gewicht fielen. In Österreich verhielten sich die Stände zwar ruhig, doch legten sie den kaiserlichen Truppen alle möglichen Hindernisse in den Weg. Der Versuch des Erzherzogs Ferdinand, die Hilfe des ihm befreundeten Herzogs Maximilian von Bayern zu gewinnen, scheiterte an dem Eigennutz des letzteren. Ein vom Kaiser unter dem Befehl des Generals Grafen Buquoy aus den Niederlanden berufenes Heer wurde von Thurn geschlagen, während Mannsfeld Pilsen, die zweitgrößte Stadt Böhmens, eroberte. Alle Versuche — mit Unterstützung des Königs von Polen und des Kurfürsten von Sachsen — die Böhmen einer friedlichen Verständigung zugänglich zu machen, scheiterten an dem Trotze Thurns. Als die Bedrängnis aufs höchste gestiegene war, verschied Kaiser Matthias (20. März 1619). Er hatte seine Reiche durch Auflehnung gewonnen und überließ sie nun in vollem Aufruhre seinem Vetter Ferdinand. Ein Krieg, dessen Dauer von 30 Jahren damals freilich noch nicht abzusehen war, bildete das Erbe, zu welchem Matthias durch seine zwischen Protestanten und Katholiken schwankende Politik gesammelt hatte.

Wenn jemals ein Monarch unter Verhältnissen den Thron bestieg, welche die völlige Aussichtslosigkeit in der tatsächlichen Ausübung der Herrschergewalt dokumentierten, war dies bei Ferdinand II. der Fall. Im Innern die Revolution an allen Ecken und Enden, von außen andrängende Feinde in Fülle. Der neue Kaiser war der Erbe von Zuständen geworden, von welchen gesagt werden kann, daß sie nicht so sehr mit den Schicksalen des Reiches der Habsburger zusammenhingen, denn vielmehr auf Ereignissen fußten, welche zu jener Zeit ganz Europa erschütterten. Die Grundursache freilich lag in denselben Erregungen, welche die habsburgischen Stammlande aufwühlten und den Kaiser vor Aufgaben stellten, die zu bewältigen

schier unmöglich schien. Die Zeit vor und zu Beginn des deutschen Krieges versinnlicht einen jener gewaltigen Stürme, welche von Epoche zu Epoche in den Gang der Weltgeschichte eingreifen. Was der Zeit noch von den Überlieferungen des Mittelalters anhaftete, sollte hinweggefegt werden, eine ganz neue Ordnung der Dinge in alle politischen, sozialen und kulturellen Einrichtungen eingreifen. Nächst der Völkerwanderung und der großen französischen Revolution sind die chaotischen, mit unerhörten Gewalttaten verknüpften Erscheinungen des dreißigjährigen Krieges diejenigen, welche am nachhaltigsten auf alle Verhältnisse einwirkten, und über Leichen und Trümmer hinweg dem größten Teile unseres Kontinents die Wege in die Zukunft wiesen.

Während Deutschland aus den Leichen, die jener Krieg säete, einen Wall rings um seine Grenzen hätte errichten können, war der ganze Norden und Osten Europas in einer zwar beschränkteren, doch nicht minder nachhaltigen Gärung, aus welcher sich neue Zustände entwickeln sollten. England bereitete sich unter den blutigen Vorgängen des Bürgerkrieges und des Königsmordes zu der Herrschaft auf dem Meere vor; rivalisierend standen ihm die Niederlande zur Seite, welche nach fast hundertjährigem Kampfe ihre Unabhängigkeit errungen hatten; in Frankreich, seit jeher das Reich mit ausgeprägten zentralistischen Tendenzen, erstarkte die staatliche Autorität in vollendetstem royalistischem Absolutismus; dagegen war die Macht zweier Staaten, welche zu Zeiten die Lose über das Schicksal der Völker schüttelten, in auffälligem Verfalle begriffen: Spanien und die Türkei. Das deutsche Reich krachte in allen Fugen und seine Kräfte erschöpften sich in jener Zerfahrenheit der politischen Sonderstrebungen, beziehungsweise im Kampfe der rivalisierenden Fürsten untereinander: Erscheinungen, welche einer völligen Zerrüttung alle Pfade ebneten.

Kunstverlag J. Löwy, Wien.

Die Abordnung der protestantischen Stände von Niederösterreich vor dem Kaiser Ferdinand II. (11. Juni 1619).
Nach dem Gemälde von Karl Wurzinger.

Und Österreich? So paradox es klingen mag: hier lag, trotz aller Zerfahrenheit der Anker, an dem sich das wankende Gefüge Mitteleuropas festhalten sollte. Zunächst freilich stand es mit dem Habsburgerreiche noch schlimm genug. Böhmen war vollständig in der Gewalt der Aufständischen. Ein ansehnliches Heer unter Graf Thurns Führung rückte auf Wien und legte sich vor dessen Mauern. In den meisten Erblanden tobte der religiöse Streit, an den Grenzen lauerten die Feinde des Erzhauses, um ihm bei erstbester Gelegenheit das Lebenslicht auszublasen. Mitten in diesem Wirrwarr ragt die Gestalt des Kaisers Ferdinand. Seine Würde und seine moralische Kraft sollten alsbald auf eine harte Probe gestellt werden. Es war am 5. Juni 1619, als sechzehn protestantische Ständemitglieder unter Führung von Paul Jakob Starhemberg, Andreas Freiherr von Thonrädel und Georg Erasmus Freiherr von Tschernembel in der Hofburg erschienen und das Begehren stellten, vor den König geführt zu werden. Die Abordnung wurde sofort vorgelassen, ein Beweis, daß Ferdinand, obwohl Wien von allen Truppen entblößt war, Selbstgefühl genug hatte, keine Furcht an den Tag zu legen. Die Besprechung nahm, obwohl der König in vollem Maße Ruhe und Würde bewahrte, einen sehr erregten Verlauf. Die Sprecher der Abordnung legten sich nicht den geringsten Zwang an; Tschernembel führte darüber Beschwerde, daß die gewährleistete Glaubensfreiheit vielfach verletzt würde; Thonrädel beklagte sich über die Zuchtlosigkeit des Kriegsvolkes, andere der Abordnung redeten störend, meist in anmaßender Weise dazwischen.

Niemals war vor einem gekrönten Habsburger solche Sprache geführt worden. Der König bewahrte seine feste, selbstbewußte Haltung und schien nicht gewillt, auch nur um Zollbreite zu weichen. Als die Erregung ihren Höhepunkt erreicht hatte, und nur vom Himmel Rettung zu erwarten stand, erschollen plötzlich im Burghofe Trompetenklänge: 500 kaiserliche Küraſſiere, wie aus der Erde emporgewachsen, stellten sich auf. General Dampierre hatte von Krems aus die Truppe nach Wien dirigiert und es war ihrem beherzten Führer, Oberst St. Hilaire, gelungen, die Reiter an den Belagerern vorüber in die Stadt zu bringen. . . . Der Zwischenfall hatte eine geradezu elementare Wirkung: die Abordnung stob wie vom Winde weggefegt auseinander und die Zaghafteren flüchteten sogar aus der Stadt. Die katholischen Bürger und Studenten aber schöpften neuen Mut und schritten daran, sich für ihre Sache zu bewaffnen.

Der denkwürdige Zwischenfall dieses Tages in der Wiener Hofburg hat nachmals Anlaß zu allerlei legendenhaften Ausschmückungen und anekdotischen Zugaben geführt, die vor dem Forum der geschichtlichen Tatsachen nicht bestehen können. Wir sehen von der Überlieferung ab, nach welcher vom Kruzifix, das auf einem Tische des Audienzsaales stand und vor dem Ferdinand vor dem Eintreten der Abordnung gekniet haben soll, eine Flüsterstimme sich vernehmen habe lassen: „Ferdinand, ich werde dich nicht verlassen!“ . . . Dagegen bedarf die Erzählung, ein Mitglied der Abordnung — es wird Thonrädel genannt — hätte, als der König zum Nachgeben nicht zu bewegen war, jenen an einem Knopfe des Wamses gefaßt und gerufen: „Gib dich, Nandl, gib dich!“, zu welcher Aufforderung ein anderer der Edelleute in barscher Weise sekundiert haben soll: „Willst unterschreiben, oder nicht?“ der Richtigstellung . . . Das ist historisch unhaltbar; Beweis dessen, daß Ferdinand, anstatt mit aller Entschiedenheit gegen die Aufrührer vorzugehen, noch am Nachmittage desselben Tages die Abordnung zu sich berief, um mit ihr zu verhandeln. Das wäre sicher nicht geschehen, wenn die betreffenden Edelleute sich in der Weise gegen die Hoheit der Majestät vergangen hätten, wie die nachhinkende Legendenbildung sich den Zwischenfall zurechtgelegt hat. Für die kaiserliche Armee aber war es ein Ehrentag. Darauf weisen die verschiedenen Vorrechte hin, welche den Dampierr'schen Kürrassieren zuteil wurden. Es ist das jetzige 8. Dragoner-Regiment, das älteste der Armee, da es im Jahre 1618 aufgestellt wurde. Das Regiment erhielt für sein rechtzeitiges Eingreifen am 5. Juni 1619 das Recht, beim Einzuge in Wien mit klingendem Spiele durch die Hofburg marschieren und daselbst durch drei Tage den Werbetisch aufschlagen zu dürfen; dem Kommandanten wurde eingeräumt, unangemeldet und in voller Rüstung vor dem Monarchen erscheinen zu dürfen; ein weiteres Privilegium war, daß kein Mann des Regimentes, der sich eines todeswürdigen Verbrechens schuldig gemacht hatte, als Angehöriger des ersteren hingerichtet werden durfte, sondern vorher ausgestoßen werden mußte. Schließlich sollte das Regiment nie aufgelöst oder reduziert werden. Von diesen Vorrechten sind selbstverständlich fast alle infolge der mit der Zeit veränderten Heereseinrichtungen in Wegfall gekommen; nur der freie Durchzug durch den Burghof ist geblieben und fand der letzte am 8. September 1879 statt, als das 8. Dragoner-Regiment durch Wien nach Stockerau marschierte und von seinem Ehrenrechte Gebrauch machte. Kaiser Franz Josef begab sich aus diesem Anlasse in den Burghof und ließ das Regiment an sich vorbeidefilieren.

Ankunft der Kürassiere des Regimentes Dampierre im Hofe der kaiserlichen Burg zu Wien (11. Juni 1619). Nach dem Gemälde von Sigmund L'Allemand.

Das Einrücken der Dampierre-Kürassiere in Wien, sowie ein Sieg, den Buquoy bei Moldauteyn über Mannsfeld errang, zwangen den Grafen Thurn, von Wien abzuziehen. Ferdinand hatte so viel persönlichen Mut und Selbstvertrauen, mitten durch Feindesland nach Frankfurt zu reisen (am 11. Juli) und damit sich und seinem Hause die Kaiserkrone zu retten. Vergebens bemühte sich das Haupt der Union, Kurfürst Friedrich von der Pfalz, die Kaiserkrone zu erringen, oder doch die Ausschließung des Habsburgers zu erzwingen. Die deutschen Kurfürsten stellten diesmal die Sache des Reiches höher, als den Parteistandpunkt. Anfangs schwankten sie zwischen Maximilian von Bayern und Ferdinand von Österreich; da aber ersterer in richtiger Würdigung seines wahren Interesses die Erklärung abgab, die ihn allenfalls treffende Wahl unter jeder Bedingung abzulehnen, einigten sich die Stimmen für Ferdinand (28. August). Dagegen ging zu demselben Zeitpunkte dem Habsburger die Königskrone von Böhmen verloren. Es war gerade am Vortage der Kaiserkrönung, daß der zu Prag versammelte Landtag das Haus Habsburg des Erbrechtes für verlustig erklärte und die Königskrone dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz anbot. Trotz der Abmahnung fast aller deutschen Fürsten und seiner eigenen Mutter nahm der junge Prinz, der seines Leichtsinnes wegen nicht im besten Rufe stand, die Königskrone an, wie es heißt, infolge Drängens seiner Gemahlin, einer englischen Prinzessin, und seines Hofpredigers. Am 4. November erfolgte denn auch die Krönung des Kurfürsten zum Könige von Böhmen. Bald darauf schlug Gabriel Bethlen, der unter türkischem Protektorat stehende Fürst von Siebenbürgen, los, indem er nicht nur einen großen Teil Ungarns eroberte und im Bunde mit Thurn vor Wien erschien, sondern auch die Absicht bekundete, Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain in seine Gewalt zu bringen. Ferdinand konnte in seiner Bedrängnis nichts anderes tun, als den größten Teil von Ungarn an Bethlen abzutreten, wodurch auch diese Krone für sein Haus verloren schien.

Nun erachtete es Maximilian von Bayern an der Zeit, in die Ereignisse einzugreifen. Zugleich wandte sich der Kaiser an den Papst und an König Philipp III. von Spanien um Hilfe. Ersterer sandte einiges Geld, letzterer befahl seinem General Spinola aus den Niederlanden angriffsweise in die Pfalz einzurücken. Eine nicht zu unterschätzende Unterstützung kam dem Kaiser aus Kursachsen, dessen Fürst, Johann Georg, sich für ersteren erklärte. Er war zwar eifriger Lutheraner, doch war er dem calvinistischen Pfälzer noch mehr abgeneigt, als dem Katholizismus. Der wirksamste Druck auf die Gegner Ferdinands ging indeß von Maximilian von Bayern aus. Dieser war mit einem Heere von zirka 30 000 Mann in Oberösterreich eingerückt. Die Bewohnerschaft von Linz, welche mit Entschiedenheit die Partei Böhmens ergriffen hatte, mußte dem Herzog huldigen. Auch Niederösterreich, wo die vom Könige von Polen gesandten Kosaken Schrecken verbreiteten, wurde unterworfen.

Unterdessen hatten sich die Aussichten des „Winterkönigs", wie der Pfälzer spottweise genannt wurde, erheblich verschlechtert. Infolge der liederlichen Wirtschaft waren die Vermögensverhältnisse Friedrichs derart zerrüttet, daß die Soldrückstände allein sich auf zirka 13 Millionen Kronen jetzigen Geldes beliefen. Auf die Truppen konnte also wenig Verlaß sein. Aber auch an den Ständen fand der König keine Stütze, dank der vielen politischen Fehler, die er beging, und worunter die Art, wie er die Deutschen begünstigte, in den Augen der Böhmen wohl als der schwerste erschien. Friedrich, der um all das unbekümmert, in Saus und Braus lebte, schob die alten Führer Thurn und Mannsfeld zur Seite und ersetzte sie durch deutsche Befehlshaber, Christian von Anhalt und Hohenlohe. Zu dieser brüsken Herausforderung gesellte sich eine zweite, welche das Volk und die Stände noch mehr erbitterte: Friedrich räumte seinem calvinistischen Hofprediger Scultetas die Befugnis ein, gegen die von den Lutheranern noch hoch gehaltene Ausschmückung der Kirchen einzuschreiten.

So standen die Dinge in Prag, als das Gewitter von Süden her im Anzuge war. Am 8. September 1620 erfolgte die Vereinigung der kaiserlichen Truppen unter Buquoy mit jenen Maximilians, welche der schneidige Tilly befehligte. Christian von Anhalt, Friedrichs Obergeneral, wich dem Stoße aus und drang nach Mähren vor, um mit Gabriel, von welchem Unterstützung zu erwarten war, Fühlung zu gewinnen. Tilly kehrte sich nicht daran; in der richtigen Erwägung, daß nur ein rascher Schlag gegen Prag die Entscheidung bringen könne, setzte er, unbekümmert um die Bedrohung seiner rechten Flanke, seinen Marsch nach der böhmischen Hauptstadt fort. Er ließ sich auch dann nicht beirren, als er vor Rockowitz die Wahrnehmung machte, daß die Stellung der Böhmen eine zu vorteilhafte sei, um den Angriff zu wagen. Er wich dem Kampfe aus und rückte unentwegt gegen Prag vor. Das war nun allerdings ein bedenkliches Wagnis, als Tilly jeden Augenblick mit überlegenen Streitkräften in Flanke und Rücken angegriffen werden konnte.

Es war die alte Meisterschaft dieses Feldherrn in der Durchführung eines entworfenen Feldzugsplanes, von dem er, hatte er ihn einmal festgelegt, schwer abzubringen war. Der rasche Eifer, mit welchem er seine Unternehmungen durchzuführen pflegte, zog ihn häufig aus den verwickeltsten Lagen in glänzender Weise heraus.

So auch in diesem böhmisch-pfälzischen Kriege. Als die Böhmen inne wurden, daß das feindliche Heer an ihnen vorbeimarschiert sei, machten sie die größten Anstrengungen, um jenen zuvor zu kommen. Die Parole ging dahin: entweder in Eilmärschen Prag zu erreichen und sich einschließen lassen, oder in der Nähe der Hauptstadt in günstiger Stellung eine Defensivschlacht wagen.

Diese günstige Stellung war der Weiße Berg, eine Stunde westlich von Prag. Hier sollte die Entscheidung fallen. Das böhmische Heer zählte 11 000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter, wozu noch 6000 ungarische Reiter, welche Bethlen zur Verfügung gestellt hatte, kamen. Die katholische Armee formierte bei ihrem Ausmarsche zu Beginn des Feldzuges 25 000 Mann Fußvolk, 3400 Kürassiere und 2100 berittene Arkebusiere. Die Abgänge vom Juli bis November abgerechnet, dürften am Weißen Berge etwa 28 000 Mann den Böhmen gegenübergestanden sein. Christian von Anhalts Stellung hatte den Vorzug guter Flankendeckung, mit einem steilen Abhange vor der Front, an welchen sich ein feuchter, ziemlich eingeengter Grund anschloß. Die Höhe des Berges war von Verschanzungen gesäumt, hinter welchen die Artillerie Stellung genommen hatte. Auf Seite der katholischen Armee formierten die ligistischen Truppen den linken, die kaiserlichen den rechten Flügel. Es ist fraglich, welchen Verlauf die Schlacht genommen hätte, wenn der junge Prinz von Anhalt, Sohn des böhmischen Oberkommandanten, seinem Ungestüm Zügel angelegt hätte. Des von den Gegnern nur zögernd unternommenen Angriffes überdrüssig, stürmte der junge Kriegsmann mit großem Elan an der Spitze seiner Reiterei aus dem zweiten Treffen hervor und warf sich auf die kaiserliche Kavallerie, die in bedenkliche Unordnung geriet. Tilly dirigierte sofort ein Kürassierregiment an die bedrohliche Stelle, wobei der Prinz in der Flanke angegriffen und im Verlaufe des weiteren Kampfes, an welchem sich zuletzt auch die wieder raillierte kaiserliche Kavallerie beteiligte, gefangen genommen wurde. Die fliehenden Reiter brachen in das Fußvolk ein und brachten es in arge Unordnung. Immerhin hielt es zunächst noch stand, verließ aber fluchtartig seine starke Stellung, als das katholische Heer den Hauptangriff auszuführen begann. Die ungarische Reiterei war gar nicht zum Kampfe gekommen; als sie des Wirrwarrs ansichtig wurde, jagten sie in wilder Flucht davon. Die Schlacht hatte nur eine Stunde gewährt. Sie entschied das Schicksal Böhmens. Bei 5000 seiner Krieger lagen erschlagen, eine gleiche Zahl fiel in die Hände des Siegers, viele Hunderte ertranken in der Moldau, als die zersprengten Truppen gegen Prag flüchteten, hier aber die Tore durch einige Zeit geschlossen fanden (8. November).

Während am Weißen Berge die eisernen Würfel fielen, hatte der Winterkönig auf dem Hradschin sorglos getafelt. Nun war es mit der Herrlichkeit vorbei. Zwar bemühten sich einige Generale, den Pfälzer, der alle Besinnung verloren zu haben schien, zu einer energischen Verteidigung der Stadt zu bestimmen. Die vorgerückte Jahreszeit und die von Bethlen zu erwartende Hilfe waren die Argumente, welche im Ausharren Aussicht auf Erfolg versprachen. Der Weichling Friedrich aber, dem aus Angst um seine Gottähnlichkeit bange wurde, hatte all dem gegenüber taube Ohren. Er benützte einen achtstündigen Waffenstillstand dazu, um sich raschestens aus dem Staube zu machen. Sein Ziel war Schlesien. Am Tage nach der Schlacht zog das katholische Heer in Prag ein, am 13. November huldigten die Stände der rechtmäßigen Regierung.

Während dieser Ereignisse in Böhmen war der Kurfürst von Sachsen als Alliierter des Kaisers in die Lausitz eingerückt und hatte das Land in Besitz genommen. Am Rhein war es Spinola gelungen, mit 25 000 Spaniern von den Niederlanden aus in die Pfalz einzudringen und bis zum Schluß des Jahres das ganze Land, einige feste Plätze ausgenommen, zu erobern. Alle diese Erfolge, vornehmlich aber die Schlacht am Weißen Berge, machten der bedrohlichen Lage des Kaisers mit einem Schlage ein Ende. Nachdem die ligistischen Truppen zum größten Teile heimwärts gezogen waren, machte sich Buquoy auf, in Ungarn einzudringen. Preßburg, vor welchem Dampierre den Tod fand, fiel in die Hände der Kaiserlichen, viele Anhänger Bethlens traten der kaiserlichen Sache bei. Buquoy selbst ließ sein Leben bei der Belagerung von Neuhäusel, die Polen schlugen 12 000 Tataren, welche die Pforte dem Siebenbürger zur Verfügung gestellt hatte, Wallenstein blieb in mehreren Treffen siegreich. Am 31. Dezember 1621 kam es zwischen dem Kaiser und Bethlen zum Frieden (zu Nikolsburg geschlossen), unter leidlichen Bedingungen für ersteren.

In Böhmen aber waltete das Strafgericht seines Amtes. Zwar Ferdinand selbst war für milde Sentenzen, wurde aber von seinen Ratgebern überstimmt. Zahlreiche Hinrichtungen und Güterkonfiskationen im großartigen Stile bildeten den Abschluß der beiden dramatisch-bewegten böhmisch-pfälzischen Kriege (1618—1624).

König Rudolf II.
(1611).

„Reich her mir die Quadranten — schraub fest den Sector an,
Wie rein ob unserem Scheitel glänzt der Aldebaran*),
Kein einzig Wölkchen hemmt der Forschung freien Lauf,
Um mitternächt'gen Himmel glüh'n hell die Sterne auf;
Wie bin ich doppelselig in meinem Doppelreich
Da oben und dort unten, im schönen Böhmenreich,
Mit Triften und mit Bergen, mit Stadt und Burg besä't,
Mit Volk, der stärksten Mauer, die meinen Thron umsteht.
Und — käm' auch eine Stunde, (doch die ist wahrlich fern)
Wo feindlich Trift und Auen den angebornen Herrn,
Wo Stadt und Burg im Aufruhr vom Throne mich verstieß,
Dies Reich dort bei den Sternen, dies bleibt mir doch gewiß.
Und wenn sie mir all' entrissen, (mein Böhmen wird es nie!)
Bleibt mir das Reich der Sterne, und nie erlöschen die!
Bleibt mir doch unverbrüchlich der Himmelzeichen Macht,
Des Thrones Wag und Szepter, des Kronenreifes Pracht**)." —
Die Worte freundlich lächelnd in seinem Schloß zu Prag,
R u d o l f, der Böhmenkönig, zu seinem K e p l e r sprach,
Und drückt die Hand ihm freudig und schaut ihm ins Gesicht:
„Und wenn mich all verließen — mein Prag verläßt mich nicht."
Der Astronom bescheiden sich an sein Fernrohr stellt,
Als läg mit tausend Blättern ein Buch ihm aufgehellt;
Der König ihm zur Seite, blickt längs des Schlosses Wand
Durch hohe Bogenfenster hinunter auf das Land.
Kein Laut in all den Massen, wiewohl der Morgen graut,
Und bleicher schon, wie scheidend, manch Sternlein niederschaut,
Stumm liegt ein dumpfes Brüten auf Hütten und Palast,
Als hätte unheilschwanger ein Zauber all' gefaßt;
Wo sonst ein reg' Gewimmel durch Markt und Straßen wühlt,
S'ist heut, als ob ein Schauder sie alle ferne hielt,
Als ob ein Werk im Anzug, ein Werk der Mitternacht,
Dem sich das Aug' verschließet, bis es die Faust vollbracht.
Dem König jedes Lächeln von Lipp' und Wange flieht
Bis, daß er ernst und ernster hinweg vom Fenster tritt.
Ein gewalt'ger Schauder läuft leis' ihm übers Herz,
Er kann ihn nicht bezwingen, blickt er auch sternenwärts.
Da wird ein dumpf Gemurmel, fernrollend laut und wach,
Da schallt es tönend, klirrend ans fürstliche Gemach.
Es ist just wie ein Brausen, wie wenn die Ebb' empört

*) Im Sternbild des Stieres.
**) Südlich vom Schützen steht das Sternbild der südlichen Krone.

Mit hochgeschwoll'nen Fluten aus Damm und Ufer fährt.
Und Angel knarret an Angel im fürstlichen Palast,
Bis daß ein treuer Diener vorstürzt in voller Hast.
„„Herr! Herr! Du bist verloren! Da du nach Sternen siehst,
Dein ganzes Reich Matthias als seinen König grüßt!““
Und immer näh'res Lärmen erstickte jeden Ton,
Rudolf hört's unter Brausen vor seinem Schloße schon.
„Sprich nur, woher der Aufruhr, wer hat ihn mir erregt?
Ist's meines Bruders Kriegsvolk, das hell die Trommel schlägt?
Dann reich mir Helm und Panzer und auch mein gutes Schwert,
Hass' ich gleich alles Streiten — dies Reich ist streitenswert!"
„„O Herr, von Eurem Bruder lärmt so das Kriegsvolk nicht.““
„Um Gott, so sag' mir schleunig, wer sonst die Treu' mir bricht?
Lausitzer wohl und Mährer? Gib Antwort — ist's nicht so?"
„„Herr, Herr! Nicht Volk aus Mähren, noch auch vom Schlesierland.““
„Herr Christ, doch nicht von Böhmen?" — „„Ihr habt das Wort genannt.““
„Du träumtst! Und doch: wenn's Böhmen, im äußersten Gemark,
Im Fichtel*) oder Walde**) sich dieser Aufruhr barg!
O sprich, aus welchen Kreisen das Volk die Treue bricht?
Nur Eine Stadt — ich bebe — nur Eine nenne nicht!"
„„Ich kann Euch's nicht verbergen. O rettet, rettet Euch!
Den Aufstand hat geboren das Herz vom Böhmenreich,
Das Volk wählt Euren Bruder, für Euch, o König, blind.
Prag.““ — — „Prag?! O meine Tochter, du ungerat'nes Kind!"
Der König ruft's, ihm schwindelt, sinkt Kepler an die Brust,
Dem gleitet aus dem Auge die Träne unbewußt.
Der König hebt sein Auge, schaut nochmal auf die Stadt,
Die just der Sonnenaufgang reich übergoldet hat;
Und blickt in seinem Schmerze, blickt hin auf sie entzückt:
„Vergeb' dir Gott, auf daß dich mein Bruder mehr beglückt,
Daß du Matthias treuer, als seinem Bruder bist,
Der dich zum letzten Male als König jetzt begrüßt."
Da öffnet sich die Türe, da tritt der Bruder ein,
Und draußen stürmt der Haufe: „Er soll unser König sein!"
Rudolfus aber — nochmal schaut auf sein Prag er hin,
Zerdrückt die Trän' im Auge und reicht die Kron' ihm hin. —

Anastasius Grün.

Ferdinand II.
(1619).

Wie ras't der Aufruhr wild in allen Gassen,
Er hebt das Haupt und blicket frech empor,
Die Zwietracht treibt die zornerglühten Massen
Mit ihrer Geißel Flammenhieben vor.
Und immer wachsend brauset das Gedränge,
Gleich sturmgehob'nen Fluten wogt die Menge
Hin zu dem hohen Kaiserhallentor.

Mein Österreich! Du teures Volk: verblendet
Greifst du das Höchste an mit frevlem Mut;
Vom alten Glauben hast du dich gewendet —
Und suchest Heil in der Empörung Wut.
Vergebens wirst du deinem Kaiser dräuen,
Ihn wird des Himmels Wundermacht befreien,
Steht er doch in des Kreuzes heil'ger Hut.

*) Fichtelgebirge. **) Böhmerwald.

„O Herr und Gott“ — so fleht bewegt der Kaiser —
Ich ruf' zu dir, Du machtumstrahlter Hort:
Auf Deinen Wink erblühen Friedensreiser,
Der Türme Zoben schweiget Deinem Wort.
Nur Deine Kraft kann Sterbliche bewahren,
Doch wen sie schützt, der steht in den Gefahren
Gesichert, wie im sturmumschäumten Port.“

„Zum Völkerherrscher hast Du mich berufen,
Daß ich bewahr' des heil'gen Glaubens Licht,
Doch ach! umsonst ist all mein ernstes Rufen,
Die Völker horchen meiner Stimme nicht.
Ich seh' in Zwietracht sich das Volk empören,
Seh' Deinen Altar frevelhaft zerstören,
Seh' wie mein Reich aus seinen Fugen bricht.“

„Doch hast Du neue Prüfungen beschlossen,
Und soll der Glaub' aus neuem Sieg erblühn,
Nimm mich dann hin, Dir sei mein Blut vergossen,
Und gnädig mir den Marterkranz verleih'n.
Nur von dem wahnbefang'nen Volke wende
Dein Strafgericht und einen Strahl nur sende
Des Lichts, der Hölle Macht es zu entzieh'n.“

Und einen Strahl der ew'gen Gnade sendet
Der Herr, zu dem sich Ferdinand gewandt,
Noch hat er nicht sein heiß Gebet geendet,
So löset sich ihm jedes ird'sche Band.
Der Gottheit Weh'n durchschaudert seine Glieder,
Denn Christus spricht vom Kreuze zu ihm wieder:
„Nie werd' ich dich verlassen, Ferdinand!“*)

Kaum ist das hohe Rettungswort gesprochen,
Ereilt die Burg der Frevler wilder Lauf,
Gewaltsam wird die eh'rne Pfort' erbrochen,
Vordrängend stürmen sie die Stiege auf,
Schon sind in das Gemach sie eingedrungen,
Wo Ferdinand betet, und umrungen,
Eh' ers gewahrt, hat ihn ein trotz'ger Hauf.

Und eine Urkund übeln Inhalts bringend,
Verlangen sie, daß an des Blattes Rand
Er seinen Namen schreibe, stürmisch dringend,
Und einer wagt es, mit verruchter Hand
Den Kaiser selber an der Brust zu fassen,
Und ruft, obgleich die Andern rings erblassen:
„So gib dich, unterzeichne, Ferdinand!“

Mag die Gefahr zur Bergeshöh' sich türmen,
Ein Habsburg hat im Auge nur die Pflicht.
So steht der Kaiser mitten in den Stürmen,
Ein Fels, an dem die Woge zürnend bricht.
Und zu den Frevlern redet er entschlossen:
„Und was ihr auch zu tun beschlossen,
Doch unterschreiben werd' ich nicht.“

„Mein Herr und Gott wird nimmer Mich verlassen,
So kündet mir es sein hochheilig Wort,
Doch euch wird er in seinem Zorne fassen,
Fahrt ihr in eurem bösen Treiben fort:
Vergebens zuckt das Schwert in eurer Rechten,
Ich steh' vor euch beschützt von Himmelsmächten,
Was ihr beginnt, zerstäubt — Gott ist mein Hort.“

Da schmettern durch die Luft Drommetenklänge,
Im Burghof sprengen Panzerreiter ein,
Voll Kampfesglut im jubelnden Gedränge —
Sieh, da verstummt der Übermüt'gen Dräu'n.
Gerettet ist der Herr, ist frei! So schallen
Vom Freudenruf die kaiserlichen Hallen,
In Flucht sieht man die Frevler sich zerstreu'n.

Es führte Saint Hilaire die treuen Scharen,
Des Kaisers Heer hat überall gesiegt;
Im Augenblick verschwanden die Gefahren,
Der Himmel hat für Ferdinand gekriegt.
O Herr und Gott, wie groß ist Deine Stärke;
Laut künden es der Erde Deine Werke,
Daß, wen Du schützest, keiner Not erliegt.

Das Kreuz, das Ferdinanden Heil verkündet,
Wird auf sein Wort im Kaiserschatz verwahrt,
Der Wundermacht, die Habsburgs Reich begründet,
Wird es als sichtbar Zeichen dort gewahrt.
Und nimmermehr kann Österreich erliegen,
In jedem Kampfe wird es herrlich siegen,
Weil Glauben es mit hohem Mute paart!

Graf Johann Mailath.

*) Vergl. S. 124.

Wallenstein.

Aus dem Rahmen des dreißigjährigen Krieges tritt uns keine Gestalt dämonischer und wirkungsvoller entgegen, als die Wallensteins.*) Des Dichters unsterbliches Schaffen hat ihn mit dem hellen Glanze poetischer Größe umwoben, aber Anderer emsiges Wühlen dichte Staubwolken um seine leuchtende Gestalt gehüllt. Die Rätsel, die zu lösen der seltsame Mann der Nachwelt hinterlassen, werden wohl ewig ungelöst bleiben und mit ihnen die Frage der Schuld. Wo ihn viele verdammen, heben ihn viele empor. Blinder Haß hat jeden seiner Schritte verfolgt und geächtet. Was er wie tausend andere gefehlt, ihm wurde es zum Brandmal, das die Bewunderung Einzelner nicht zu tilgen vermochte. Man hat ihn mit dem Maße der Jetztzeit gemessen und da erschien vieles ungeheuer, man hat den Maßstab des Kleinbürgerlichen an ihn gelegt, da wurde das Dämonische zum Auswuchs. Und doch wie viel Größe neben allen Fehlern. Wer vermag es heute, den Fluch gegen Napoleon zu schleudern — und nicht doch im tiefsten Herzen bewundernd zu ihm aufzublicken? Und Wallenstein und Napoleon haben so vieles gemeinsam. Nicht die Größe des Feldherrnruhmes, aber die Größe jenes Geistes, der weit ausblickend die Mitwelt überragt, die Gewalt der Leidenschaft, die alles vor sich niederwirft, die Rücksichtslosigkeit der Mittel, wenn sich Pygmäen ihrem Ziele entgegenstellten. Dämonisch sind sie beide, aber jene Empfindungen des Abscheues, die bei Napoleons Beurteilung als Nebentöne mitschwingen, werden Wallenstein gegenüber oft zum alleinherrschenden Klange. Und hierin liegt das Unrecht. Ob Wallenstein Verräter war, ob nicht, für das Maß seiner geistigen Höhe, seiner Bedeutung für des Kaisers Heer kommt das nicht in Betracht.

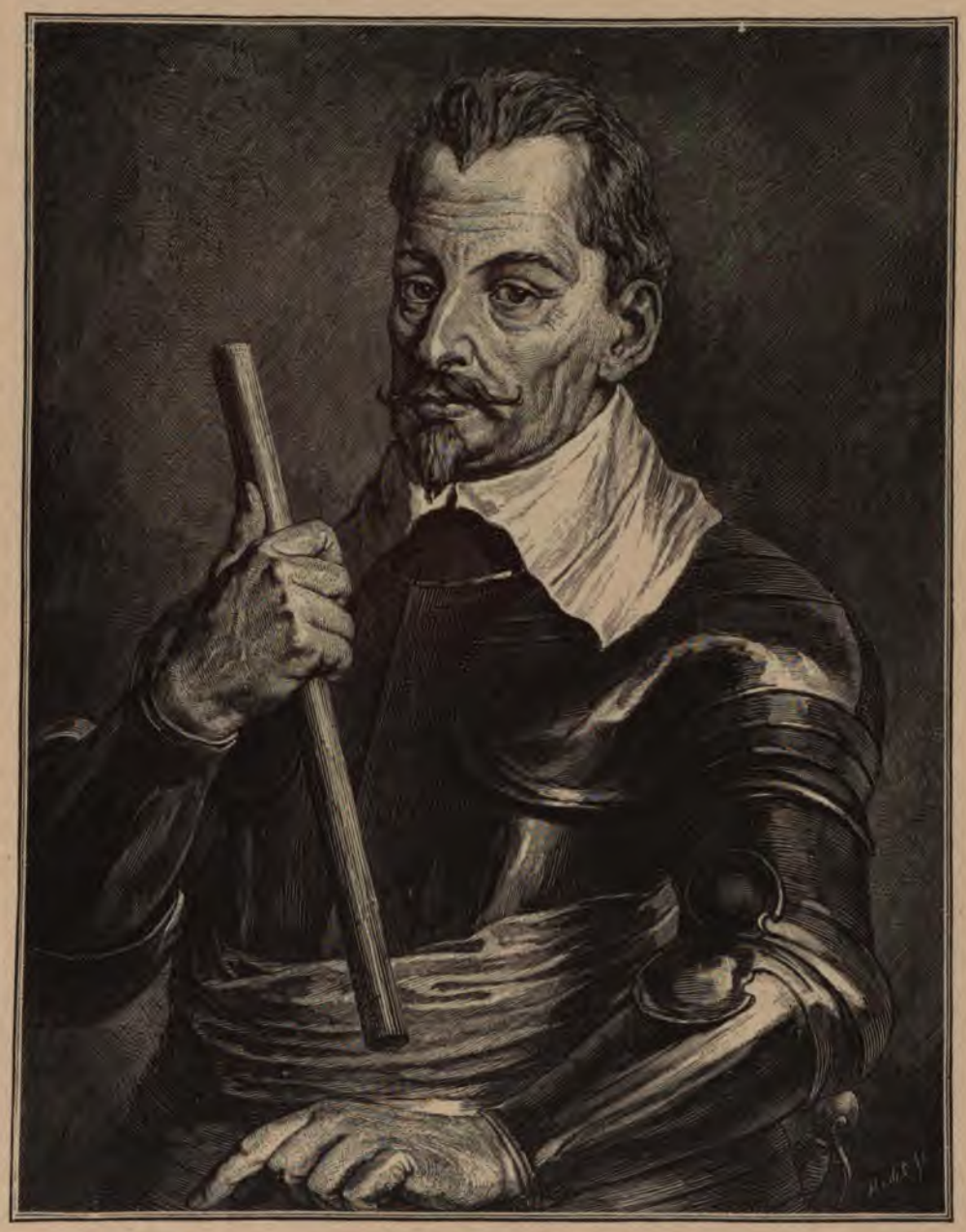
Einem alten Adelsgeschlechte, das dem böhmischen Herrenstande angehörte, war Wallenstein entsprossen. Sein Vater war Wilhelm von Wallenstein, seine Mutter Margarethe, die Tochter des reichen Hauses der Smirschicky von Smirschic. Sieben Kinder, drei Söhne und vier Töchter, segneten den Ehebund. Der Held des dreißigjährigen Krieges war der jüngste der Söhne. Geboren am 24. September 1583 — wie es scheint auf Schloß Heremanic — erhielt er in der Taufe die Namen Albrecht Wenzel, Eusebius. Erst zehn Jahre alt verlor er die Mutter, zwei Jahre später den Vater. Er trat nun unter die Leitung seines Oheims von mütterlicher Seite, des Heinrich Slavata, der ihn auf Schloß Koschumberg von Lehrern unterrichten ließ, die der böhmischen Brüderunität angehörten, also der katholischen Kirche feindlich waren. Nach dem Tode dieses Oheims übernahm ein anderer, Herr Kawka von Rican, seine Erziehung. Als eifriger Katholik sendete dieser den Knaben in das Jesuitenkonvikt zu Olmütz. In so jungen Jahren schon also trat Wallenstein in den Kontrast zweier diametral einander gegenüberstehenden Anschauungen, die beide gleich starr, gleich unbeug-

*) Im Gegensatze zur Benennung Waldstein ist hier mit alleiniger Rücksicht auf seine Volkstümlichkeit der Name Wallenstein gebraucht.

sam und duldungslos erschienen. Ohne Heimat, ohne Eltern fand das junge Herz niemanden, dem es sich hätte erschließen können. Ein stilles, verschlossenes, auf sich selbst beschränktes Wesen entwickelte sich in ihm als natürliche Folge. Dem finsteren ernsten Schalten der Utraquisten folgte wohl die weichere anschmiegende Erziehung der Jesuiten, doch nur einer von ihnen, Pater Pachto, verstand es, dem Jüngling näher zu treten. Immerhin erwuchs für diesen aus solchen Verhältnissen ein Vorteil, — sein Scharfsinn verstand es bald, die Fehler und Ziele beiderseits zu erkennen und so entwickelte sich in ihm eine seltene Freiheit des Denkens in religiösen Dingen. Er zögerte deshalb nach Absolvierung seiner Studien nicht, eine protestantische Universität zu besuchen, frug späterhin als Mann bei der Wahl seiner Offiziere nie nach ihrem Glauben, nur nach ihrem soldatischen Können und war dadurch allein geeignet, ein Heer zu befehligen, in dem alle Religionen vertreten waren. Man hat ihm seine Duldsamkeit zum Vorwurf gemacht, aber Wallenstein war kein Heuchler wie andere. Er wußte wie alle, daß der dreißigjährige Krieg kein Krieg um die Religion, sondern ein Ringen um die Herrschaft war, und er verschmähte die Maske. Von der Universität weg unternahm Wallenstein in Gesellschaft eines jungen reichen Edelmannes, Licek von Riesenburg, Herrn zu Kronstein, jene Reise, die ihn durch Deutschland, nach Holland, England, Frankreich und Italien führte. Angeregt durch den Reisebegleiter Paul Verdung, der als Mathematiker und Astrolog hervorragend war, widmete er sich zu Pavia astrologischen Studien und folgte damit auch einer Neigung, die im Geiste jener Zeit und vor allem in seinem eigenen Gemüte tief begründet war. Der hohe Glaube an seine eigene Persönlichkeit, der in ihm lebte, ließ ihm den Wechsel seiner Geschicke nicht in den Zufällen des Alltagslebens suchen; in dem weiten, rätselvollen Raume, der sich über ihm wölbte, wo eine mächtige Hand die gewaltigsten Himmelskörper lenkte, mußten sich auch seines Schicksals Bahnen zeichnen, mit dem Lauf der Gestirne der Lauf seines Erdenlebens innig verbunden sein. Der Stern, der über seiner Geburt leuchtete, war wohl die Urheimat seiner Seele, mit ihm war sein Dasein verbunden, mit dessen Geschicken mußten sich die seinen erfüllen. Dieser Glaube übte tiefen Einfluß auf Wallensteins Entwicklung, ward von weittragender Bedeutung für seine Entschlüsse. Jene Zaghaftigkeit, jenes Schwanken im entscheidenden Momente, das so manchmal die Durchführung großer Entschlüsse hemmte, ist bei seiner sonst so gewalttätigen rücksichtslosen Eigenart kaum anders erklärlich. Wie schwerwiegend war es, daß Wallenstein nicht bedachte, daß die Sterne, die des Menschen Schicksal bestimmen, in dessen eigener Brust leuchten, daß ihnen Bahn und Richtung vorzuschreiben des Menschen bestes Können ist.

Für künftige Macht und Größe stand Wallenstein nur die kriegerische Laufbahn offen, dieser führte ihn auch persönliche Vorliebe zu. Das Autoritätsgefühl lag in seinem Wesen und das war vor allem im Soldatenstande ausgeprägt. Seine ersten Waffentaten vollführte er in Ungarn, unter dem berühmten kaiserlichen Feldherrn Georg Basta. Heldenmütig focht er zu Gran, wofür er zum Hauptmann ernannt wurde. Im Kampfe des Erzherzogs Ferdinand gegen Venedig (1617) führte er dem Heere desselben 100 Dragoner zu, die er geworben. Die Kühnheit, mit der er die hart bedrängte Festung Gradiska mit neuem Proviant versah, leitete die Aufmerksamkeit auf ihn. Auf der militärischen Rangsleiter hatte er eine Stufe erreicht, die jederzeit die Augen des Kaisers auf ihn lenken mußte, es galt nur den Weg zu finden, diese auch zu fesseln und die Mittel, höher emporzusteigen. Seinem hochstrebenden Geiste konnte es nicht genügen, ein totes Werkzeug in der Hand der Mächtigen zu sein, selbst wollte er bilden und schaffen, mitsprechen und handeln. Die von der Natur und dem Alltagsschicksale gezogenen Grenzen zu durchbrechen drängte ihn die heiße Glut seiner Leidenschaft mit elementarer Kraft. Er sah den Hof des Kaisers umlagert von spanischen und italienischen Günstlingen, denen alle militärische und sonstige Macht in die Hände fiel. Nur wenige einheimische teilten diesen Vorzug, — Repräsentanten des hohen Adels und großer Reichtümer. Was konnte ihm wichtiger erscheinen, als Fühlung mit diesen Kreisen zu gewinnen und durch Erwerbung großer Güter und Familienverbindungen mit ihnen auf eine Stufe zu treten. Zu jeder Zeit war das Geld Macht und Wallenstein erkannte es auch damals. Wer etwas erreichen wollte, konnte keine leere Hand zum Bunde bieten. Und war der Kaiser nicht selbst in Not? Was war der Jammer aller Kriege, wenn nicht der Herrscher Unvermögen, die Truppen zu bezahlen? Wer da mit hilfreicher Hand eintrat, mußte des Kaisers Dank gewinnen, mußte ihm unentbehrlich werden. Der Soldatenruhm allein genügte nicht, Schwendi und Rußwurm und manch andere hatten es bitter erfahren. Man hat vielfach Wallensteins Tätigkeit bei Erwerbung seines ungeheuren Vermögens verdammt, sie unedlen Motiven zugeschrieben, sei es denn, nie aber sollte man behaupten, daß er sich habgierig aus reiner Gewinnsucht gezeigt. Reichtum war ihm nur Mittel zum Zwecke. Nie feilschte er, wo es galt, dem Kaiser tüchtige Offiziere zu gewinnen, oder andererseits die Künste zu fördern, Institutionen zur Hebung der geistigen Sphäre seiner Untertanen zu gründen. Und was mag ihn sein reich-

verzweigtes vorzügliches Kundschaftersystem gekostet haben? Man hat ihm nachgerechnet, was er dem Kaiser und Staate an Land und Gütern entrissen, nachgerechnet, wie viel mehr er an Kontributionen einnahm, als er an Sold bezahlte, aber niemand hat sich darum gekümmert, was er im Dienste des Kaisers bei tausend und tausend Gelegenheiten ausgegeben.



Albrecht von Wallenstein (Waldstein).

Systematisch, weitausschauend und mit eiserner Konsequenz betrieb Wallenstein die Vermehrung seiner Güter, seiner Mittel. Auf fester unerschütterlicher Basis sollte das Gebäude seiner künftigen Macht fundiert sein. Was er unternahm, tat er immer gründlich, nie war er übereilt. Alle Vorbedingungen mußten erst erfüllt sein, ehe er sich zum entscheidenden Schritte entschloß. Es ist dies ein charakteristischer Zug seines Wesens. Hier war er von Vorteil, doch seinen Feldherrnruhm hat dies Allzusichergehenwollen geschmälert. Was ihm dort zur Erreichung seiner Ziele mangelte, war die Entschiedenheit, die Tatkraft im Augenblicke der Entscheidung.

Sicher ist, daß Wallenstein nie zu seiner späteren Macht gelangen konnte, wenn ihm nicht ungeheure Mittel zu Gebote standen. Ihm war dies klar, sein Handeln war eine Folge dieser Einsicht. Will man das vergessen und an sein Vorgehen den Maßstab heutiger Verhältnisse legen, so mag man ihn immerhin rücksichtslos verdammen. Und doch! gehen nicht auch heute manche in hoher Ehre, deren Besitz nicht weniger sittlich einwandfrei erworben wurde. Ausnützung günstiger Konjunkturen, kluges Wahrnehmen und Erfassen des eigenen Vorteiles sind die Schlagworte, welche diesen trotzdem die Bewunderung der Mitwelt sichern. Jeder ist ein Kind seiner Zeit und die Begriffe von Ehre und Recht haben zwar stets dieselbe Definition, aber verschiedene Deutung in der Auffassung und dem Urteile der Mitwelt. Wallenstein war allerdings Offizier, Diener des Kaisers und nicht Geschäftsmann. Aber die Verhältnisse jener Periode wiesen den Offizier darauf an, auch Geschäftsmann zu sein. Es steckten noch reichlich Landsknechtideen in den Köpfen der Soldateska. Kein Geld keine Schweitzer. Der Oberst gab sein Schwert, oft sein ganzes Besitztum auf Zinsen

in des Kaisers Dienst. Die Beute war sein Lohn, und diese zu verlangen verschmähte ja auch der Kaiser nicht. Vae victis betraf damals und stets, vorzüglich Hab und Gut. Man denke an Napoleon und seine Generäle, sie handelten in moderner, sittlich vorgeschrittener Zeit nicht viel anders als Wallenstein. Warum vergißt man bei ihnen alles wegen des Glanzes ihrer Taten? Auch Napoleon und seine Generäle haben verbündete Staaten ausgesogen und was tat England in Indien? Und bei all dem hatte Wallenstein ein edleres Motiv seiner Handlungen, das seiner Natur tief einwurzelte, das mit Allgewalt zum Durchbruch drängende Streben nach der ihm bestimmten Größe.

Wohl liegt auch darin keine Rechtfertigung des Friedländers, doch was so viele ihm und nur ihm als Verbrechen anrechnen, gewinnt Erklärung und Entschuldigung. Aber, so beschuldigt man ihn weiter, er hat auch den Kaiser durch seine finanzielle Macht von sich abhängig gemacht. Gewiß, das tat er, das wollte er, dazu sammelte er eben seinen Reichtum, das mußte er, sollte er nicht all den Intriguanten am Hofe zum Opfer fallen. Die Frage nach dem Gelde war die einzige, die man oben verstand. Und wer diktiert denn heute die Gesetze Europas? Wo bleibt da die sittliche Entrüstung? Hat diese Abhängigkeit dem Kaiser geschadet? Hat sie ihm nicht vielmehr genützt? War er nicht dabei immer so weit Herr geblieben, um Wallensteins, als er es wollte, los zu werden?

Das Gut, welches Wallenstein von seinem Vater geerbt, war bald in andere Hände gekommen. Durch die Heirat mit der reichen Witwe Nikesic von Landeck, nach deren Tode er die Besitzungen in Mähren erbte, hatte er aber weitreichende Entschädigung gefunden. Er wurde dadurch auch Mitglied des mährischen Adels. Als die Stände wegen des Zerwürfnisses zwischen Kaiser Matthias und Böhmen rüsteten, übergaben sie ihm das Kommando eines Kavallerie-Regimentes. Ihr Anschluß an die Sache der Böhmen zwang Wallenstein zur Entscheidung zwischen Kaiser und Land. Er zögerte keinen Augenblick, seinem Kriegsherrn die Treue zu wahren. Trotzig ließ er seinen Vettern sagen, daß er sie, weil sie im Lager der Aufständischen ständen, mit Prügeln und Ruten traktieren wolle, und erklärte offen, daß er sich bei der ersten Gelegenheit mit dem kaiserlichen Volke vereinen werde Ja er ging so weit, sich mit seinem Regimente in Hinterhalt zu legen, um die mährischen Abgeordneten am Wege zum Landtage nach Brün abzufangen. Als Rebellen wollte er sie dem Kaiser nach Wien eskortieren. Der Anschlag mißlang, Wallenstein mußte auf Olmütz weichen und bald auch dort bedroht, die Grenze nach Österreich überschreiten. Als Beute brachte er die Landeshauptkasse mit 100 000 Reichstalern nach Wien.

Der Kaiser nahm ihn gnädig auf und gab ihm 12 000 Taler zur Errichtung eines Küraſſier-Regimentes. An der Spitze desselben fand Wallenstein rasch Gelegenheit zur Betätigung seiner militärischen Eigenschaften. Er kämpfte erst in Böhmen, dann in Ungarn gegen Bethlen Gabor. An der Schlacht am weißen Berge beteiligte er sich nicht. Nach dem Frieden von Nikolsburg 1622 wurde er zum Oberst in Prag ernannt und erhielt damit das Kommando über die daselbst und im Königreich Böhmen dislozierten Truppen.

Nun waren seinen Plänen die Wege geebnet. Die Vermählung mit Isabella Katharina, der Tochter des geheimen Rates und Kämmerers Grafen Karl Harrach, des Lieblings des Kaisers, gab ihm eine Stütze beim Adel des Landes und am Hofe, und verschaffte ihm die Grafenwürde. Konfiskation der Rebellengüter in Böhmen und ausgiebige Kontributionen boten ihm Gelegenheit zur Erwerbung seiner Reichtümer. Es gelang ihm, die Besitzungen der Familie Smirschicky, auf welche er als Erbe seiner ersten Gemahlin Anspruch machte, zu gewinnen. Bald verfügte er über bedeutende Geldmittel, die er teils zum Ankaufe neuer Güter verwendete, teils dem Kaiser als Darlehen vorstreckte, um sich dann mit den konfiszierten Besitzungen der Rebellen bezahlt zu machen. Auch die Beteiligung an einer gewissenlosen Münzverschlechterung wird ihm vorgeworfen. Hier war er in Gesellschaft sehr hoch stehender Personen. In kurzem war er der reichste Mann im Lande. Vor dem Falle schützten ihn seine Verwandten und Gönner und des Kaisers Vertrauen, welches er durch seine stets hilfsbereite Hand erworben. Wie lebhaft dieses Vertrauen war, zeigt seine Ernennung zum Obrist-Feldwachtmeister (General) der Infanterie bei dem Heere, das Marchese Montenegro 1623 gegen Bethlen Gabor führte. Dort gelang es Wallenstein durch seinen rastlosen Eifer, die kluge Voraussicht drohender Gefahren, die unermüdliche Tätigkeit für die Proviantierung der Truppen und geordnete Heranziehung des nötigen Nachschubes Vorzüge zu bekunden, welche die allseitige Überzeugung von seinen Feldherrneigenschaften begründeten. Größere Aktionen hatte der Heereszug allerdings nicht im Gefolge, doch war die Vereinigung Bethlens mit Thurn verhindert worden, und Ungarn genötigt, Friedensverträge zu stellen, die auch angenommen wurden.

Reiterkampf im dreißigjährigen Kriege. Nach dem Gemälde von Bourguignon. (K. k. Kunsthistorisches Hofmuseum, Wien.)

Kunstverlag J. Löwy, Wien.

Wallenstein kehrte in seine bisherige Stellung nach Prag zurück. Schon im September 1623 war er zum Fürsten von Friedland ernannt worden. Das Fürstentum war aus 57 ihm gehörigen Dörfern und Schlössern gebildet.

Die verhältnismäßige Ruhe des Jahres 1624 wurde jäh durch Nachrichten unterbrochen, die neue Kämpfe in Aussicht stellten. Christian IV. von Dänemark war von dem niedersächsischen Kreise zum Kriegsobersten ernannt worden, Frankreich und England gaben dem gefürchteten Mannsfeld die Mittel, gegen den Kaiser loszuschlagen. Tilly, der im niedersächsischen Kreise stand, erschien ernstlich bedroht. In dieser schwierigen Lage wendete sich Maximilian von Bayern, das Haupt der Liga, an den Kaiser um Truppenhilfe. In Wien waren alle Mittel erschöpft, die Kassen leer, die Länder nicht imstande Beiträge zu leisten. Da erbot sich Wallenstein, ohne Belastung der Finanzen ein Heer aufzustellen, den Krieg werde der Krieg ernähren. Der Kaiser schlug ein. Wallenstein sollte ein Heer von 24 000 Mann werben, zur Erhaltung wurden ihm Kontributionen der eroberten Städte und Landschaften bewilligt, mit Tilly und den katholischen Fürsten sollte er gutes Einvernehmen pflegen und sich bei ersterem im Falle der Vereinigung beider Heere „unabbrüchlich der kaiserlichen Praeeminenz guten Rathes gebrauchen". Mit der Ernennung zum Oberbefehlshaber wurde Wallenstein der Herzogstitel verliehen.

Die Idee, den Krieg durch den Krieg zu ernähren, war nicht neu, dieselbe aber in so großem Maßstabe mit so weitblickender, kühner Berechnung der Verhältnisse zu verwirklichen, blieb Wallenstein vorbehalten. Daß er dabei mit der Liga, zumal den geistlichen Mitgliedern derselben, in Konflikt geriet, war unausweichlich, er zögerte auch keinen Augenblick, denselben zu beginnen.

Schon die Werbung allein war eine bedeutende Tat und entfernte sich ganz von der gewohnten Schablone mit ihrem ruhigen schwerfälligen Gang. Wenn bisher der Kaiser genötigt war, zu Felde zu ziehen, so stellte er an Männer, die ihm durch kriegerische Fähigkeiten bekannt waren die Aufforderung, für seinen Dienst Regimenter zu werben, die sie dann als Kommandanten führen sollten. Die nötige Summe zur Werbung, zur Versammlung der Geworbenen, ihrer Bewaffnung und Ausrüstung, streckte der Oberst meist selbst vor. Die Kosten waren natürlich bedeutend, und mancher mußte unter harten Bedingungen das nötige Geld aufbringen. Im großen ganzen herrschte kein Überfluß an kriegstüchtigen Männern, denen, mit Rücksicht auf ihre pekuniäre Lage, die Werbung anvertraut werden konnte. Der Kaiser suchte sich daher schon im Frieden für den Krieg zu sichern, indem er sich geeignete Leute kontraktlich verpflichtete. Diese erhielten dann das sogenannte Wartgeld. Waren die Schwierigkeiten einer erfolgreichen Werbung schon unter sonstigen Verhältnissen bedeutend, so waren sie es um so mehr nun. Was an tüchtigen Obersten vorhanden war, stand im Dienste der Liga, oder der Gegner derselben, die übrigen wollten dem Kaiser nicht dienen, oder waren Protestanten. Das Haus Österreich hatte viel an Vertrauen verloren, sein Kredit war dahin. Der stete Geldmangel hatte die Obersten immer und immer wieder genötigt, ihren „Verdienst" Jahre hindurch zu urgieren und wer nicht gute Freunde bei Hofe hatte, konnte die Erfüllung seiner Forderungen ad calendas graecas schreiben. Gelang es aber einem, daß man seine Auszahlung befahl, so mußte er sich auf ausgiebige Abstriche gefaßt machen. Was nützten da alle Bitten, schließlich war etwas besser als nichts. Der stete Mangel an Proviant und Verpflegung hatte die Mannschaft den Fahnen des Kaisers entfremdet. Auch nun fehlte es an Geld, fehlte es an Vertrauen. Wallenstein allein besaß beides, darum schon war er der einzige, dem man die Werbung anvertrauen konnte. Sein Ruhm als erprobter tüchtiger Soldat trat fördernd hinzu. Daß er bei den Regimentern, die er bisher geführt, auf gute Verpflegung und genaue Bezahlung gesehen, daß dies auch seine stete Sorge im letzten Kampfe gegen Bethlen Gabor war, wurde ihm nicht vergessen. An Bewerbern um Patente mangelte es Wallenstein nicht, er kannte die Verhältnisse und wo er tüchtige Oberste wußte, rief er sie zur Fahne. Ob Protestant oder Katholik blieb ihm gleich.

Man hat sich daran gewöhnt zu behaupten, Wallensteins Heer sei wie aus dem Boden gestampft, wie durch Zauberschlag der Erde entrissen, versammelt gewesen. Vergleicht man die Langsamkeit und Schwerfälligkeit, mit der bis dahin Armeen zusammen gebracht wurden, so ist dies richtig. Unrichtig ist es aber, das Zusammenfluten so vieler Menschen nur dem Zauberklange seines Namens zuzuschreiben. Wallenstein war kein Rattenfänger von Hameln und seinem Rufe zumal bei der ersten Werbung fehlte auch der Klang der zaubervollen Flöte. Man lese nur die Klagen der Obersten, wie schwer sie mit ihren Regimentern aufkämen, welche Schwierigkeiten sie hätten bei Beschaffung der Waffen. Es war vor allem das Verdienst seiner rastlosen Energie und Tatkraft, die bei den werbenden Obersten kein Säumen und Hinziehen duldete, die sie zu rastlosem Eifer zwang, die sich nicht zufrieden gab, wenn Regimenter in geringerer Stärke und

Reiterkampf im dreißigjährigen Kriege. Nach dem Gemälde von Borguignon. (K. k. Kunsthistorisches Hofmuseum, Wien.)

Kunstverlag J. Löwy, Wien.

kaum bekleidet zum Sammelplatze kamen. So und so viele tausend Mann konnten auch andere in ähnlich kurzer Zeit zusammenbringen, aber nicht wie Wallenstein so und so viel ausgerüstete Leute, mit denen man sofort ins Feld ziehen konnte.

Eigentümlich, schon der erste Schritt, der des Friedländers Namen in die Weltgeschichte reihte, wurde ihm zur Verdammung. Man wirft ihm vor, daß er sich durch seine Bestellung zum Feldherrn unabhängig vom Kaiser machte, daß diesem bloß der Name, ihm die Macht blieb. Wie es scheint, waren seine Vollmachten zu Beginn noch nicht so weitreichend, als später, darauf lassen auch die Bestallungen schließen, welche anfangs die Obersten mit ihrem Respekt und Gehorsam erst an den Kaiser, dann an den Hofkriegsrat, in dritter Linie erst an Wallenstein, seit 1628 nur an den Kaiser und nach ihm an Wallenstein weisen.

Wallenstein wurde allerdings nach heutigen Begriffen mit seltener Macht ausgerüstet, aber das war absolut notwendig, sollte der Feldzug mit Erfolg geführt werden. Um darüber klar zu sein, welche Bedeutung den Vorrechten Wallensteins inne wohnte, ob und in wie weit er dadurch zum unbeschränkten Herrn der Armee wurde, ob seine Vollmachten alle bisherigen Grenzen überschritten, ist es nötig, einen Blick auf die Heeresverhältnisse jener Zeit zu werfen. Es war Gepflogenheit, daß der Kaiser für jeden Feldzug die Obersten, welche Regimenter zu errichten hatten, wählte und ihnen als „Capo" einen Feldherrn samt seinem Stabe vorsetzte. Er selbst fungierte, wenn er auch bei der Armee nicht anwesend war, als oberster Kriegsherr, der seine Befehle im Wege des Hofkriegsrates erließ. Der Feldherr war mehr weniger nur das ausübende Organ. Für jeden Feldzug wurde bestimmt was zu unternehmen sei, darnach richtete sich dann die Stärke des Heeres, der Aufwand an Kriegsmitteln. Das konnte bei den bisherigen Kriegen in Ungarn, wo es sich meist nur um die Eroberung fester Plätze handelte, Feldschlachten weniger beabsichtigt waren, mit Erfolg durchgeführt werden, bei den bevorstehenden Kämpfen in Deutschland aber mußte eine so patriarchalische Kriegführung gefährlich werden. Hier mußte der Feldherr größere Freiheit haben, zu handeln wie es der Augenblick erforderte, das Heer zu verstärken wenn es nötig war, und fehlende Stellen zu ersetzen. Das war Wallenstein klar, darum forderte er es, nicht gegen, sondern für den Kaiser, und Ferdinand sagte zu, nicht aus Zwang der Person, sondern der Sache. An Analogien fehlte es nicht, in den größeren Kämpfen gegen die Ungarn, welche das Ende des vergangenen Jahrhunderts füllten, hatten die Erzherzoge als Feldherrn ähnliche Befugnisse, welche denselben Überlegungen entsprungen waren.

Die „furchtbare Gefahr", welche darin lag, daß der Feldherr seine Obersten ersetzen und neu bestellen konnte, haben des Friedländers damalige Feinde entdeckt, die Neuzeit hat ihnen vielfach nacherzählt. Was taten denn späterhin Gil de Haes, Leutersam, Böninghausen usw. Diese warben ohne Befehl, ohne Aufforderung mehrere Regimenter, ernannten die Kommandanten, baten nachträglich um deren Bestallung und führten den Krieg auf eigene Faust. Lamboy erhielt das Recht, Regimenter zu werben, die Obersten zu bestimmen usw. und niemand sah darin eine Gefahr. Es mußten nur zur Ausfertigung des Patentes die Namen der Obersten bekannt gegeben werden, und dazu war auch Wallenstein mit wenigen Ausnahmen verhalten. Auch die Bestallungen seiner Obersten erfolgten durch den Kaiser und darin liegt ein weiterer Beweis dafür, daß die Macht, die er verlangte, nicht schrankenlos war. Wir kennen ja die Namen jener Regimentskommandanten, welche in seinem Heere dienten, und für alle fast ist das kaiserliche Bestallungspatent noch vorhanden. Daß es ihm eingeräumt wurde, dieselben vorzuschlagen, respektive daß jene, welche er bestimmte, auch die Bestallung erhielten, war nach allem nur natürlich. In diesem Sinne ist auch das Recht, „Oberste zu ersetzen oder nach Gelegenheit neu zu bestellen", mit Rücksicht auf die Bestallungsausfertigung aufzufassen. Daß er auch die Offiziere bei den Regimentern ernannte, ist wohl unrichtig, dazu hatte er doch keine Zeit. Das war und blieb das Vorrecht der Regimentskommandanten. Ausnahmen mag es ja da und dort gegeben haben. Und welche Macht über den Kaiser gewann denn Wallenstein mit dieser staatsgefährlichen Obersten-Ernennung? Man denke an seine Absetzung 1630, seinen Fall 1634. Man täusche sich nicht, trotz der wilden zuchtlosen Zeit hielt man auf den Eid soldatischer Treue. Die Wallensteinschen Obersten hatten mit dem Kaiser einen Vertrag und derlei Verträge wurden nicht gebrochen, weder auf kaiserlicher noch auf schwedischer Seite. Sperreuter, Holzapfel und andere lösten zuerst ihre Verträge, bevor sie in des Gegners Dienst traten, ebenso zahlreiche andere Oberste, die im Laufe des Krieges die Fahne wechselten. Verrat hat keiner begangen. Und wenn die Kommandanten es gewollt, hätte die Mannschaft zugestimmt? De Werth, der Abgott seiner Soldaten und der kühne Spork wurden von ihren Leuten verlassen, als sie im guten Glauben auf die Seite des Kaisers traten, dem ihr Landesfürst weitere Hilfe versagte. Diesen Geist der Treue bei aller sonstigen Zügellosigkeit kannte Wallenstein, er hatte ihn ja

selbst als Führer des mährischen Landvolkes erfahren und da soll er auf Verrat gehofft haben? Einen weiteren schweren Vorwurf hat man Wallenstein aus der Zuchtlosigkeit seines Heeres gemacht. Wann haben die Bürger sich noch nicht über die Zuchtlosigkeit der Heere beklagt? Unter der Mönchskutte wohnt ein anderer Sinn als unter dem Soldatenrocke und es ist schwer, heute Taube morgen Habicht zu sein. Dazu gesellten sich in jener Zeit noch andere Verhältnisse. Hatte man ein Heer aufgestellt, das sich selbst ernähren sollte, so war es begreiflich, wenn es dieses tat. Gingen hiebei viele über Recht und Bedürfnis, so kann es bei Leuten nicht Wunder nehmen, denen das Schwert Werkzeug, der Krieg das nährende Handwerk war, die das Leben als Einsatz gaben für möglichsten Gewinn. Wallenstein steuerte dem Übermut, wo er konnte, selbst mit eiserner Strenge. Die Klagen hörten freilich nicht auf, aber man darf bei diesen, so erschütternd und herzbrechend sie klingen, nicht vergessen, was man alles anwendete um Einquartierungen zu entgehen, von der Kontribution befreit zu werden etc. Die opferfreudige Begeisterung des Bürgers schwand stets gleichzeitig mit der Gefahr. Man lese nur all den Jammer, der in späterer Zeit bei geregelten Verhältnissen über die Ausschreitungen der Truppen an den kaiserlichen Hof drang und werfe dabei einen Blick auf diese „räuberische Soldateska", wie sie in Not und Mangel zu Grunde ging. Furchtbar mögen Wallensteins Scharen immmerhin gehaust haben, aber gewiß nicht so furchtbar wie später, als seine Gewalt sie nicht mehr in Banden hielt.

Innerhalb zweier Monate hatte der Friedländer sein Heer zu Eger versammelt und führte es nun durch Franken nordwärts. Es war ihm befohlen, sich mit Tilly, der zwischen der Weser und Leine stand, zu verbinden, um den König von Dänemark in einer entscheidenden Schlacht zu schlagen. Man sagt die Eifersucht Wallensteins auf Tillys Kriegsruhm war Schuld, daß die Vereinigung nicht zustande kam. Möglich, vielleicht war es aber auch das in Wallensteins Charakter gelegene Widerstreben, als Feldherr des Kaisers sich jenem der Liga zu unterordnen, sein Autoritätsprinzip. Statt zu kämpfen wurden Verhandlungen angeknüpft, die jedoch resultatlos verliefen. Es zeigte sich schon hier Wallensteins Neigung, im diplomatischen Wege das zu erreichen, was das Schwert erringen sollte, schon hier trat er mehr als Politiker und Staatsmann, wie als Feldherr auf. Die neuerdings aufgeworfene Frage einer Vereinigung mit Tilly löste Wallenstein durch seinen Marsch nach Halberstadt und Halle, wo er Winterquartiere bezog und mit strategisch richtigem Blicke die Elbe durch Postierungen und den Brückenkopf bei Dessau sicherte. Mannsfeld hatte sich nämlich der unteren Elbe zugewendet und Wallenstein erkannte seine Absicht, durch Sachsen in die Erblande einzubrechen. Die ohnehin schwankende Haltung des Kurfürsten durfte einer solchen Probe nicht ausgesetzt, die kaiserlichen Erblande vor allem mußten durch das kaiserliche Heer geschützt werden. Für die Sache des Kaisers hatte Wallensteins Vorliebe für Unterhandlungen insoferne Bedeutung, als es gelang, den Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg zu gewinnen.

Das Jahr 1626 brachte bald die Bestätigung jener Pläne, die Wallenstein seinen Gegnern zugeschrieben. Längs der Elbe rückte der dänische Oberst Fuchs heran, Mannsfeld drang durch Brandenburg vor, beide sollten sich gegen den kaiserlichen Feldherrn vereinen. Dieser ging aber rasch entschlossen dem Obersten Fuchs entgegen und schlug ihn bei Tangermünde. Späterhin wandte er sich gegen Mannsfeld, als dieser bereits den Brückenkopf zu Dessau bestürmte und brachte ihm eine vollständige Niederlage bei. Mannsfeld wich gegen Brandenburg zurück, Wallenstein nützte aber den Sieg nicht weiter aus. Seinen Gegnern war dies eine erwünschte Gelegenheit ihn herabzusetzen. Bedenkt man, daß es Mannsfeld nicht verwehrt war in Kurbrandenburgisches Gebiet überzutreten, wohl aber ihm, wollte er nicht lange Unterhandlungen führen, daß Oberst Fuchs bei Tangermünde neue Kräfte gesammelt, Christian von Braunschweig bei Göttingen, der König von Dänemark bei Wolfenbüttel standen, während Tilly in Höxter weilte, die Gefahr eines Durchbruches der Gegner also nahe lag, so mag Wallensteins Benehmen immerhin in einem anderen Lichte erscheinen. Auch mangelte es an Proviant, um mit einem Heere in die Sandwüsten Brandenburgs einzubrechen. Aus ähnlichen Gründen hat ja auch Montecuccoli 1664 seinen Sieg bei St. Gotthard nicht ausnützen können. Wallensteins Absicht war es, nach Abschüttlung Mannsfelds im Vereine mit Tilly gegen den gefährlichsten Gegner, den König von Dänemark zu marschieren, Wolfenbüttel zu nehmen. Die Gefahr, daß sich Mannsfeld verstärkte, hoffte er durch politische Pression auf Brandenburg abzuwehren. Die Ausführung seiner Pläne verzögerten aber Unterhandlungen zwischen Spanien, der Liga und dem Kaiser, von deren Ergebnis Tillys Abmarsch abhängig war, und als diese endlich zu dem erwünschten Resultate geführt, in Duderstadt bestimmte Vereinbarungen getroffen waren, hatte Mannsfeld sich verstärkt, den Herzog Ernst von Weimar mit seinen Scharen an sich gezogen und war durch Brandenburg in Schlesien eingebrochen. Wallenstein blieb keine Wahl. Rasch sendete er den Oberst Pechmann mit mehreren Reiter- und Fußregimentern dem Gegner

nach. Am 20. Juli hatte Mannsfeld Frankfurt a. d. Oder passiert, am 15. war Pechmann bereits über die Dessauer Brücke gegangen, am 21. stand er bei Sagan. Das Gros konnte Wallenstein erst später nachführen. Ohne sichere Basis unternahm er nichts. Erst mußte der ihm für den deutschen Krieg strategisch und politisch wichtigste Stützpunkt an der Elbe gesichert, die Existenz des Heeres durch Proviantbestellung und Zufuhr vorbereitet sein. Bezüglich des ersten Punktes scheiterte er an des Kurfürsten von Bayern Übelwollen und das hemmte lange seinen Abmarsch. Als aber die Nachricht kam, daß Mannsfeld seinen Marsch zur Vereinigung mit Bethlen Gabor nach Ungarn genommen, der Schwerpunkt der Verhältnisse also dort lag, zögerte er keinen Augenblick. Am 9. August noch zu Koswitz, stand er bereits am 5. September zu Ungarisch-Brod und überschritt am 6. die Grenze, um an der Waag bei Neustadt feste Stellung zu nehmen. Von dort dirigierte er ein Detachement nach Preßburg, wo gleichfalls gegnerische Kräfte standen. Es kam zu keiner entscheidenden Schlacht. Anfangs hemmten in beiden Lagern Krankheiten den Gang der Operationen, dann kam es zu Unterhandlungen mit Bethlen Gabor, die zum Frieden führten. Mannsfeld entschloß sich Ungarn zu verlassen und floh nach einem Gefechte bei Preßburg nach Bosnien, wo er starb. Ernst von Weimar folgte ihm bald im Tode, ihre Truppen aber hielten weiterhin ein Teil von Schlesien besetzt. Wallensteins Abteilungen bezogen Winterquartiere, er selbst ging nach Gitschin und von da nach Prag.

Der Feldzug des Jahres 1626 hatte Wallensteins Feinden Gelegenheit geboten, bei Hofe dessen Fähigkeiten als Feldherr in Frage zu stellen. Widerlich fast ist es, wie jede Handlung des Friedländers in den Kot gezerrt, wie eigene Schuld ihm aufoktroiert wird. Durch eine Unterredung, welche er im November d. J. mit dem vom Kaiser an ihn abgesandten Fürsten Eggenberg zu Bruck an der Leitha führte, gelang es ihm, das Vertrauen Ferdinands in erhöhtem Maße zu gewinnen. Ein Beweis hiefür war die Erhebung des Fürstentums Friedland zum Herzogtume. Der Winter 1627 wurde zur Verstärkung des Heeres benutzt das bald 40 000 Mann zählte. Als Vereinigungspunkt der Abteilungen wurde Neiße bestimmt, es galt vor allem Schlesien vom Feinde zu säubern. Dort hausten Graf Thurn und der Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg. Wallenstein wollte erst diese vernichten und umsichtig, wie in allen Vorbereitungen, wußte er denselben alle Wege zur Rettung zu verschließen, ehe er sie angriff. In kurzer Zeit waren die schlesischen Festungen in seinen Händen, die fliehenden Gegner fanden den Rückweg durch Pommern und Polen verlegt, und wurden überall zurückgetrieben, ihre Reste erlagen bei Friedberg dem Oberst Pechmann. Von kleineren Feinden befreit, wandte Wallenstein seine kriegerische Tätigkeit nun dem Norden zu, umfassende Vorbereitungen wurden getroffen. Alles was an Kleidung, Proviant und Kriegsmaterial für die Bedürfnisse des Heeres auf lange Zeit hinaus erforderlich schien, wurde herbeigeschafft und in Bestellung gebracht. Mit unermüdlicher Energie betrieb er den Marsch seines Heeres. In acht Tagen legte dieses den beschwerlichen Weg von Sagan durch die Sandflächen Brandenburgs zurück. Arnim war unterdessen in Mecklenburg eingerückt. Ende August stand Wallenstein bei Dömitz, Tilly, der bei Lauenburg lagerte, zur Seite. Gemeinschaftlich operierten beide Feldherrn gegen den Dänenkönig und vertrieben ihn von der Elbe. Tilly nahm Pinneberg und bezog dann in Lauenburg, Lüneburg und Berneberg Winterquartiere, Wallenstein durchquerte Holstein, eroberte Rendsburg, trieb Christian IV. nach Fühnen zurück und bequatierte dann seine Truppen in Pommern. Er selbst verließ Ende November die Armee und eilte nach Prag, wo der Kaiser sich befand. Nun konnte er an ein Unternehmen denken, das kriegerisch weniger bedeutsam, politisch von unbegrenzter Tragweite werden konnte, das in seiner Konzeption wie nichts anderes, jene gewaltige geistige Höhe zeigt, von der er weitblickend Gegenwart und Zukunft umfaßte und mit mächtiger Hand zu bilden gedachte. Ganz Norddeutschland war erobert, des Kaisers Fahnen rauschten siegreich am Meere, nun war der Boden geschaffen für jenen mächtigen Bau, den er, ein genialer Baumeister, zu errichten gedachte, den Bau von Deutschlands Einheit und Macht.

Die Liga war in den Schatten gedrängt. Galt ihr Name früher als der mächtigste, so jetzt der des Kaisers. Ihn sollten die Dänen, unzufrieden mit ihrem Könige, zum Herrscher wählen und weit über das Meer hinaus sollte sich dessen Herrschaft erstrecken, eine gewaltige Flotte des Reiches Küsten beschirmen. Ein Bollwerk gegen Norden sollte aus Mecklenburg werden, ein starker Arm dies schützen, ein mächtiger Geist es formen, des kaiserlichen Feldherrn Arm und Geist. Ihm sollte daher das Land zu eigen gegeben werden. Es zu verlangen war er durch seine Dienste berechtigt, als weitblickender Staatsmann und als Feldherr bemüssigt. Vom Norden drohte die Gefahr. Was niemand sah, Wallensteins klarer Blick erschaute es. Dort entfaltete sich ein Geist, mächtig wie seiner, aber ihm überlegen an Feldherrngröße. Wer konnte sich auf die Herzoge von Mecklenburg verlassen, wenn der Schwede ins Land brach. Und dieses in schwedi-

schem Besitze, erschloß ganz Deutschland, wurde dem Gegner zu einer Operationsbasis, wie er sie günstiger nicht wünschen konnte. Da half kein Zagen und Ueberlegen, da mußten die unverläßlichen Herzoge weichen. Wie für den Schweden war das Land aber auch für alle Operationen gegen diesen von höchster Bedeutung, darum mußte es dem Reiche, dem Kaiser gewahrt werden. Doch wie? Etwa durch Verleihung an den Kurfürsten von Brandenburg, der bis nun seine Begeisterung für die kaiserliche Sache so ganz und gar nicht bewiesen? Sollte es Reichsland werden und alle Anordnungen daselbst von der Zustimmung der Fürsten abhängen? Sollte es der Kaiser für sich beanspruchen und damit mehr als den allgemeinen Unwillen wachrufen? Nein! Nur im Besitze des kaiserlichen Feldherrn bot das Land Gewähr für weitere Sicherheit, dann war all den Anordnungen, welche nötig erschienen es zum Bollwerke gegen den Norden zu schaffen, die Bahn geebnet. Sollten von Mecklenburg die Unternehmungen ausgehen, um dem Schwedenkönige den Weg nach Deutschland zu versperren, so mußte dort eine energische, freiwaltende, zielbewußte Hand schalten. Das erkannte Wallenstein und er ging mit Entschiedenheit zu Werke. Vergeblich hatte er ja früher versucht, durch ein Bündnis mit Schweden sich gegen dieses zu sichern. Die Weigerung des Königs ließ ihn dessen Pläne ahnen; nun bereitete er alles zum Kampf. Er ließ die Hafenstädte Pommerns besetzen und suchte Stralsund zu bewegen, kaiserliche Truppen aufzunehemn. Um den Bau einer Flotte zu fördern, ließ er sich vom Kaiser zum General des baltischen und ozeanischen Meeres ernennen. Seiner Tatkraft mußte es gelingen, wie früher ein Heer, nun eine Flotte aufzustellen, mit seiner Ernennung war die Vorherrschaft kaiserlicher Macht über das Meer beansprucht. Doch Wallenstein kam zu spät. Gustav Adolf sah seine Pläne verraten, nun zögerte er nicht mehr zu handeln. Der Sieg im Weltstreite lag am Besitze von Stralsund, dieses wußte er zu gewinnen und für sich zu erhalten. Vergeblich kämpfte Wallensteins Feldherr Arnim, vergeblich Wallenstein selbst gegen die Befestigungen dieser Stadt. Schwedische und dänische Hilfe unterstützte die mutigen Bürger, die Elemente selbst kehrten sich gegen die Belagerer. Nach ungeheuren Verlusten mußten sie abziehen, Stralsund unterwarf sich den Schweden. Was half es, daß es unterdessen gelungen war, den Dänen Wolgast wieder zu entreißen, Krempe zu erobern, was, daß im folgenden Jahre 1629 der Friede mit Dänemark dem kaiserlichen Feldherrn freie Hand ließ, der Feind war im Lande. Hier war Wallenstein unterlegen und schon ballten sich auch in Deutschland dunkle Wolkenmassen seinen Stern zu umhüllen. Wohl erfolgte noch seine Belehnung mit den beiden Herzogtümern Mecklenburg, die er bis nun nur pfandweise besessen, und das Vertrauen des Kaisers schien ihm gewiß, aber allenthalben scharten sich seine Feinde. Die Liga, zumal deren Haupt, der Kurfürst von Bayern, hatten mit finsterem Groll die Macht des Kaisers so gewaltig wachsen sehen, Frankreich schürte den Haß und nun gesellte sich dem Bunde der Katholiken auch ein solcher der Protestanten, um Wallenstein zu verderben. Der Kaiser hatte mit dem Restitutionsedikte die Zurückgabe aller geistlichen Güter, in deren Besitz sich viele protestantische Fürsten gesetzt, anbefohlen; Wallenstein begann dieses Edikt im Erzstifte Magdeburg durchzuführen. Das rief allgemeine Empörung hervor. So lange Wallenstein an des Kaisers Seite stand, war dieser Herr, darum mußte Wallenstein fallen. Was an Anklagen, an Verdächtigungen gegen ihn ersonnen werden konnte, wurde am Reichstage zu Regensburg vorgebracht, seine Absetzung mit allen Mitteln verlangt. Hätte der Kaiser nach seines Feldherrn Sinne gehandelt, so war nun die Zeit, die Herrschaft über Deutschland an sich zu reißen. Mit einer gewaltigen Armee stand Wallenstein bei Memmingen in Schwaben. Schon früher hatte er kühn und richtig geäußert: „Man braucht keine Fürsten und Kurfürsten mehr, es ist an der Zeit, ihnen das Gasthütl abzuziehen, wie in Hispanien und Frankreich nur Ein König ist, soll auch in Deutschland nur Ein Herr allein sein.“ Nun wäre es möglich gewesen, dieses Wort zur Tat zu machen. Freudig hätte Wallenstein den Fürstentag aufgehoben und mit seinem Heere den Kaiser zum Herrn Deutschlands gemacht. Einer Idee von solcher Kühnheit und Gewalt war aber Ferdinands Wesen nicht gewachsen, dazu hätte es eines Herrschers bedurft, der geistig noch über Wallenstein stand, um auch dieses Mannes Herr zu bleiben. So gab er dem Drängen der Fürsten nach und genehmigte seines Feldherrn Entlassung. Ohne Widerspruch fügte sich dieser dem kaiserlichen Wunsche und zog sich schweigend nach Prag zurück.

Seine ganze Tätigkeit wandte er nun dem Erblühen seines Herzogtums zu. Schulen und Erziehungsanstalten erstanden, der Landbau nahm raschen Aufschwung, in die Industrie kam ungeahntes Leben. Hatte sich Wallenstein als Heerführer groß gezeigt, so bewieß er sich nicht weniger bedeutend als Fürst und Herrscher. Aber die eilende Zeit gönnte ihm nicht lange Ruhe, seinen Ländern nicht lange den Segen seiner Regierung.

Am 24. Juni 1630 war Gustav Adolf bei Usedom an der Odermündung gelandet, in rascher Folge drang er von der pommerschen Küste in das innere Deutschland, wie Spreu vor dem Winde flohen die kaiser-

lichen Garnisonen vor ihm her. Wohl gelang es Tilly noch Magdeburg zu erobern, aber auch sein Untergang war nahe. In der Schlacht bei Breitenfeld erlag er dem nordischen Helden. Sein Heer wurde zertrümmert, die gesamte Artillerie ging verloren, er selbst war nahe daran gefangen zu werden. Sachsen hatte sich bald an Gustav Adolf geschlossen und nun durcheilte dieser siegreich Thüringen und Franken und drang an den Rhein. Nur sein eigenes Land zu decken konnte der Kurfürst von Bayern noch bedacht sein, aber auch dafür war die Hoffnung geringe. Und wenn Bayern fiel, war dem Schweden der Weg nach Böhmen offen. Schon drängten vom Norden die Sachsen unter Arnim. November 1631 zogen sie in Prag ein. Der Untergang habsburgischer Herrschaft schien unvermeidlich. Wie immer in den Tagen der Entscheidung, stand Österreich ohne Heer und ohne Mittel. Wer sollte sich den Feinden entgegenstellen, wer die Lande schützen? Nur einer war es imstande, nur einer vermochte es eine Armee fast über Nacht zu formen — Wallenstein. An ihn wandte sich der Kaiser um Hilfe vor der Vernichtung. Der Friedländer vergaß die Kränkung und wenn auch vielfach zögernd, folgte er dennoch dem Rufe seines Herrn. Weitreichend war die Machtfülle, die er verlangte, aber was er begehrte war nötig. Wer vermag ihm gerechterweise darüber einen Vorwurf zu machen? Auch die Republik Rom zögerte nie in der Stunde höchster Gefahr dem Diktator fast unbeschränkte Gewalt zu verleihen. Sie tat es wohl überlegt und zu ihrem Heile. Nur einer darf alles beherrschen, wo es den Kampf ums Höchste gilt, darum waren ja jene Könige, die ihre Heere zu führen verstanden, stets siegreich, darum erlagen oft große Feldheere weniger dem Gegner, als den Verhältnissen im eigenen Lande.

Wallensteins Tod.

Als des Friedländers Ruf erscholl, sammelten sich alle um ihn, die ihm früher gedient, die das Schwert zu führen verstanden. Schon Februar 1632 waren 50 000 Mann um ihn geschart. Als kaiserlicher Generalissimus zog Wallenstein zu Felde. Dankbar vergalt ihm der Kaiser den Verlust Mecklenburgs mit dem Fürstentum Glogau. Bald war Böhmen wieder erobert, am 4. Mai 1632 zog Wallenstein in Prag ein. Aber aus Bayern drang düstere Kunde. Am Lech hatte Gustav Adolf den Übergang erzwungen, Tilly im Kampfe schwer verwundet lag am Sterbebette, München stand den Schweden offen. Vor der Macht des Gegners wich der Kurfürst von Bayern mit seinem geschwächten Heere an die böhmische Grenze zurück. Am 23. Juni vereinte sich Wallenstein mit ihm zu Eger, übernahm den Oberbefehl über beide Armeen und zog nun dem Schwedenkönige entgegen. Dieser hatte zu Nürnberg ein wohl verschanztes Lager bezogen, an dem jeder

Angriff scheitern mußte. Wallenstein gedachte den König durch Hunger aus seiner Stellung zu vertreiben, lagerte sich ihm gegenüber und ließ gleichfalls mächtige Verschanzungen aufwerfen. Nach allen Seiten schwärmten seine leichten Reiter den Schweden die Zufuhr abzuschneiden, doch nur mit geringem Erfolge. Endlich entschloß sich Gustav Adolf zum Angriffe. Durch größere Abteilungen, die er herangezogen, hatte er sein Heer bedeutend verstärkt. Doch vergeblich führte er seine Kolonnen zum Sturme. Reihenweise streckte die kaiserliche Artillerie seine Regimenter nieder, kühn warfen die kaiserlichen Truppen sie zurück. Wallenstein blieb Sieger. Fast 3000 Tote und 7000 Verwundete büßte der König ein. Wohl harrte er noch 14 Tage in seiner Stellung aus, dann aber räumte er das Feld und wandte sich erst nach Neustadt und Windsheim, und von da zurück zur Donau nach Rain. Ruhig war Wallenstein in seinem Lager geblieben, erst des Königs Marsch gegen Bayern brachte Bewegung in seine Truppen. Rasch brach er nun gegen Sachsen auf, dort hoffte er den Ereignissen eine überraschende Wendung zu geben. Schon hatte er, stets tätiger als Diplomat wie als Feldherr, Unterhandlungen eingeleitet, die den Kurfürsten der Sache des Kaisers gewinnen sollten. War Sachsen auf seiner Seite, so stand ihm der Weg nach dem Norden offen, dann lag es in seiner Hand, die Schweden von ihrer Verbindung mit dem Meere abzuschneiden. Gustav Adolf erkannte die Gefahr sofort, er wußte, in welch naher Beziehung Wallenstein früher mit dem sächsischen Feldherrn Arnim gestanden und wie wankelmütig der Kurfürst war. Für ihn gab es nur einen Entschluß, er mußte gleichfalls nach Sachsen eilen, den Fürsten des Landes durch seine Gegenwart zu unterstützen, und durch eine entscheidende Schlacht der Gefahr ein rasches Ende bereiten. Darauf hätte Wallenstein vorbereitet sein müssen. Dieser hatte unterdessen einige Orte Sachsens erobert und war im Begriffe Dresden zu belagern. Als er den Anmarsch des Königs erfuhr, berief er Papenheim, der um Hildesheim lag, zu sich und vereinigte sich mit ihm bei Merseburg. Gustav Adolf hatte sich bei Naumburg gelagert und verschanzt. Wallenstein ließ sich hiedurch täuschen und dachte an keinen Angriff. Er gestattete sogar, daß Papenheim nach der Weser zurückkehre, doch vorsichtig wie stets, befahl er ihm vorläufig Halle und Schloß Moritzburg zu nehmen. Als Gustav Adolf von dem Abmarsche Papenheims erfuhr, sah er die Gelegenheit zur Schlacht gekommen. Der Erfolg lag nun in der Schnelligkeit der Operationen und damit reüssierte er. Wallenstein wurde durch den Angriff des Königs überrascht. Nur die hereinbrechende Nacht ermöglichte es ihm seine Regimenter zu sammeln und in Schlachtordnung zu stellen, eilends hatte er sofort Papenheim zurückberufen. Bei Lützen fiel die Entscheidung.

Die taktische Überlegenheit Gustav Adolfs, die Beweglichkeit seiner Truppen errang den Sieg, den selbst Papenheims Reiter den Schweden nicht entreißen konnten. Wallenstein befahl den Rückzug, die 6 Fußregimenter, welche er Papenheim beigegeben hatte, kamen zu spät um das Schicksal zu wenden, er selbst war zu vorsichtig alles auf eine Karte zu setzen. Über Leipzig und Chemnitz zog er sich nach Böhmen zurück. Hier betrieb er die Verstärkung seiner Regimenter, sandte Gallas, der bisher in diesem Lande gestanden, zum Schutze Schlesiens ab und hielt jenes bekannte Strafgericht über die Truppen, welche bei Lützen die Flucht veranlaßt. Er war geschlagen und doch war er gerade nun Herr der Situation. Als unbeschränkter Befehlshaber des kaiserlichen Heeres, das er nach Belieben mächtig gestalten konnte, stand er Feldherrn gegenüber, welche gegenseitige Zwietracht entfremdete. Daß er nun nicht als Heerführer handelte und wieder mehr von seinem diplomatischen Können hoffte, war sein Verderben. Durch Unterhandlungen hingehalten unternahm er keinen entscheidenden Schlag und begnügte sich fast nur mit der Eroberung fester Plätze, bis ihn des Kaisers Befehl gegen den Herzog von Weimar rief, der Bayern und Nürnberg bedrohte. Lange zögerte er zu gehorchen, dann nahm er erst in Böhmen Winterquartiere, da die späte Jahreszeit ihn an weiteren Unternehmungen hinderte. Aber auch nun setzte er seine diplomatischen Aktionen fort, die sich nach Sachsen, Schweden und Frankreich erstreckten. War es der Gedanke so seine Gegner in Zwist zu erhalten und zu trennen, war es der Wunsch den lang ersehnten Frieden zu erreichen, einem drohenden mächtigen Auftreten Frankreichs vorzubeugen, oder war es wirklich eigenes Interesse was in ihm wirkte, wer vermag es absolut zu entscheiden? Seine Gegner dachten nur an letzteres und wußten den Kaiser bald davon zu überzeugen. Wer am Hofe gelten wollte, mußte in Wallenstein den Verräter sehen. Diesem blieben solche Vorgänge nicht unbekannt. Unmutig berief er die vornehmsten Offiziere seines Heeres zu sich nach Pilsen und erklärte den Oberbefehl niederzulegen. Bestürzt drangen alle in ihn, einen derartigen Entschluß, der so viele materiell vernichten mußte, zurückzunehmen; willig unterzeichneten sie einen Revers, der sie verpflichtete dem Friedländer Treue zu halten, so lange er „in Sr. Majestät Dienst bleibe, oder der Kaiser ihn zu seiner Beförderung gebrauchen würde". Dieser Revers besiegelte Wallensteins Verderben, zumal die letzte Klausel in einigen Abschriften fehlte. Als offene Rebellion wurde er gedeutet. War Wallen-

stein wirklich so töricht, auf den Verrat seiner Obersten zu hoffen? Hat er, der sonst so gewiegte Menschenkenner sich diesmal so schwer getäuscht? Hingen nicht die materiellen Vorteile der Offiziere ebenfalls an der Person des Kaisers und mehr noch als an seiner? Die Katastrophe nahte schnell. Am 12. Januar 1634 war der Pilsener Revers unterzeichnet worden, am 21. ließ der Kaiser das Patent ausfertigen, mit dem er Wallensteins Absetzung befahl, das Heer aller Verpflichtungen gegen diesen enthob und Gallas an seine Stelle setzte. Als Wallenstein am 19. Februar die Oberste nochmals zu sich beschied, kamen nur 29, die anderen mit ihnen Aldringen, Gallas, Diodati fehlten. Die Anwesenden unterzeichneten einen neuen Revers, indem sie sich gegen den Vorwurf des Aufruhrs verwahrten. Wallenstein sandte eine Abschrift an den Kaiser. Es war zu spät, der Weg zu diesem war bereits abgeschnitten, dafür sorgte Piccolomini. Am 22. Februar wurde Wallensteins Absetzung in Prag verkündet. Die Regimenter wankten nicht in der Treue gegen den Kaiser. Wallenstein sah sich überall verlassen. Mit mehreren Kompagnien der Regimenter Julius von Sachsen und Terzky, dann 200 Dragonern von Buttler, floh er nach Eger, am 24. traf er dort ein. Es ist bekannt, wie Buttler den Oberst Gordon und Oberstwachtmeister Leslie der dortigen Garnison gewann, wie Wallensteins Getreue beim Gastmahl ermordet wurden, wie Deveroux mit seinen Dragonern in des Feldherrn Schlafgemach drang und dem Wehrlosen mit dem Rufe: „Bist du der Schelm, der des Kaisers Volk dem Feinde zuführen, Seiner Majestät die Krone vom Kopf reißen will? dafür sollst du sterben!“ die Partisane in die Brust stieß.

Aus seiner eigenen Schöpfung erwuchs dem Friedländer der Tod, aus dem Heere das er zur Rettung des Kaisers aufgestellt. Er wußte zu schaffen, aber nicht sich das Geschaffene zu erhalten, er verstand zu befehlen, aber nicht zu gewinnen, zu belohnen, aber nicht zu fesseln.

Vom Staube hat er manchen aufgelesen,
Zu hoher Ehr' und Würde ihn erhöht,
Und hat sich keinen Freund damit, nicht einen
Erkauft, der in der Noth ihm Farbe hielt.

Die Tragödie zu Eger schloß das Leben und Wirken eines Mannes von solcher Eigentümlichkeit, daß die Geschichte kaum seines Gleichen kennt. Wenn er auch als Führer des Heeres nicht zu den Heroen der Kriegskunst zählte, so blieb er doch andererseits als Organisator desselben unerreicht. Nicht insoferne, daß er neue taktische Verbände schuf, oder Einfluß genommen hätte auf die Gliederung und Ausrüstung der Truppe, um sie schlagfertiger, in der Hand des Führers beweglicher zu machen, auch nicht darin, daß er neue zweckmäßige Formen für den Kampf angeordnet hätte, wie es sein großer Gegner Gustav Adolf getan, sondern darin, daß er es wie keiner verstanden, Heere zu schaffen, ihre Erhaltung, Verpflegung und Ausrüstung in geordnete Bahnen zu weisen. Sein Organisationstalent betätigte sich vorzüglich in administrativem Sinne.

Es bedurfte eines umfassenden, organisatorisch hervorragenden Geistes, die Werbungen in so großem Stile erfolgreich durchzuführen. Eine ungewöhnliche Energie, eine genaue Kenntnis der Verhältnisse war weiterhin dazu nötig. Die Kommandanten mußten richtig gewählt, die Werbeorte derartig verteilt werden, daß Reibungen und Differenzen ausgeschlossen waren, daß es den Obersten gelingen konnte, im zugewiesenen Raume die nötige Mannschaft zu gewinnen. Für die Sammelplätze der Regimenter, für den möglichst ungehinderten Anmarsch derselben, für den freien Bezug der Waffen usw. war zu sorgen. Und alle Anordnungen mußten so genau, so exakt sein, daß das Heer in kürzester Zeit versammelt sein konnte. Um die Tätigkeit Wallensteins, die freilich von seinen Obersten viel im Detail unterstützt wurde, zu ermessen, denke man nur, mit welcher Langsamkeit, Schwerfälligkeit und Mühe die kaiserlichen Heere bisher aufgebracht worden waren, wie lange es währte, bis ein Regiment, wenn auch schon aufgestellt, endlich trotz des großen Apparates von Beamten in den Erbländern, an den Ort seiner Bestimmung gelangte.

Nicht minder als in der Aufbringung des Heeres machte sich Wallensteins Organisationsgenie bei Sicherung der vielseitigen Bedürfnisse desselben fühlbar. Hier galt es den ganzen ökonomisch-administrativen Dienstbetrieb neu zu gestalten, die Art und Sicherung der Zufuhren festzustellen, die Geldmittel zu schaffen, den Nachschub aller Bedürfnisse zu regeln. Wallenstein fand hiefür in der bisherigen Organisation des kaiserlichen Heeres manche Anregung, aber kein Vorbild. Wie aus zerstreut umherliegenden Trümmern schuf er selbständig durch deren Verarbeitung und richtige Einteilung wie durch Einfügung neuer Bestandteile das großartige Gebäude seiner Organisation. Bei der Armee selbst errichtete er nach heutigen

Begriffen ein Armee-Oberkommando, dessen Tätigkeit sich auf alles erstreckte was Musterungen, Zahlungen, Bequartierung und Nachschub jeder Art anbelangte. In den Ländern bestellte er General- und Ober-Kommissäre, so in Böhmen, Mähren, Schlesien, Ober-Österreich, dann in Nieder-Österreich und Inner-Österreich etc. Diesen waren die Kommissäre untergeordnet, welche in allen Kreisen des Reiches aufgestellt waren, um die verschiedenen Bedürfnisse des Heeres aufzubringen. Allenthalben wurden Depots errichtet, für Fourage, Verpflegsartikel, Artillerie-Material, Kleidung und sonstige Ausrüstung, um im Bedarfsfalle dem Heere ungesäumt die nötige Ergänzung zuzuführen. Die Kommissäre waren mit großen Rechten ausgestattet, so waren jene des Proviantamtes befugt, die Speicher des Adels wie der Bürger zu visitieren, um die erforderlichen Lieferungen mit Erfolg zu verteilen; die Truppen hatten die Kommissäre in ihren Funktionen zu unterstützen. Um das Proviant- und Artilleriefuhrwesen sicher zu stellen, schloß

Sieg des österreichischen Heeres über die Schweden bei Nördlingen (6. September 1634).

Wallenstein mit Unternehmern Kontrakte ab. Die Proviantämter hatten stets eine Anzahl bespannter Wagen bereitzuhalten. Speziell für die Beischaffung und Vorbereitung aller Art von Artillerie-Bedürfnissen, sowohl Geschütze, als Pulver, Wagen, Lunten etc. waren für Böhmen, Mähren, Schlesien speziell und für die übrigen Länder insgesamt eigene Kommissäre bestimmt. Nichts, was irgendwie Bezug auf die Bedürfnisse der Armee hatte, war vergessen. Auf seinen Gütern ließ Wallenstein unermüdlich in dieser Hinsicht Vorbereitungen treffen und bemühte sich auch sonst, die Privatindustrie zur Herstellung der Kriegsbedürfnisse heranzuziehen. Nicht nur den Krieg sollte der Krieg ernähren. Solche Handwerker, welche für das Heer lieferten, wurden von der Einquartierung befreit.

Bezüglich der Einteilung und Gliederung des Heeres hat Wallenstein, wie gesagt, nichts geändert, das lag nicht in der Richtung seiner Geistestätigkeit, nicht im Bereiche seines Genies, das mehr auf das Gebiet der Verwaltung und der politischen Tätigkeit gewiesen war. Hinsichtlich der Zusammensetzung der Armee übernahm er vom ungarischen Kriegsschauplatze die Vorteile einer zahlreichen leichten Reiterei für den

Eclaireurdienst und die Verfolgung und ahmte dem Schwedenkönig die Einführung leichter, beweglicher Regimentsgeschütze nach.

Als Feldherrn charakterisiert Wallenstein ein gewisses Zaudern, das Bestreben, sich nicht auszugeben, nicht alles auf einen Wurf zu setzen, nie vorzugehen, bevor nicht seine Operationen ängstlich nach allen Seiten gedeckt waren. Ein kühner, überraschender Entschluß mit aller Energie durchgeführt, war ihm fremd. Auch lebte er noch zu sehr in den Traditionen der Vergangenheit. Er bevorzugte den Positionskrieg, die Eroberung fester Plätze, zog es vor zu manöverieren, statt die Gegner zur Entscheidungsschlacht aufzusuchen. Er behielt die starre Schlachtordnung bei, statt sie durch Beweglichkeit zu beleben und aktionsfähig zu machen. Ganz sein Gegenteil war in dieser Hinsicht Gustav Adolf. Als Taktiker hat Wallenstein somit keine hervorragende Stelle errungen. Anders als Stratege. Erfolgreich waren seine Operationen gegen Oberst Fuchs und Mannsfeld. Sofort erkannte er die Gefahr, die von jenen drohte, warf ersteren vor der Vereinigung zurück und schlug den letzteren bis zur Vernichtung. Wie rasch und weitblickend erfaßte er die Bedeutung des Nordens von Deutschland für die künftige Gestaltung des Krieges, besetzte er, um den Schweden jede Einbruchsstelle zu wehren, die Häfen Pommerns, schuf in Mecklenburg eine Operationsbasis und wandte seinen ganzen Feuereifer an den Bau einer Flotte. Bewunderungswürdig war der Scharfblick, der in ihm den Gedanken weckte, zur Beherrschung des Meeres die Nord- und Ostsee durch einen Kanal zu verbinden. Freilich all diese Pläne, all diese weitausschauende Erkenntnis können sowohl im Genie des Feldherrn, wie des Staatsmannes gelegen sein. Strategisch groß scheint Wallensteins Entschluß, nach dem Lager bei Nürnberg sich nach Sachsen zu werfen, den Kurfürst zum Frieden zu zwingen und Gustav Adolf von seiner Verbindung abzuschneiden. Ob aber auch da nicht der Staatsmann mehr hervortrat als der Stratege, dürfte fraglich sein. Der Stratege Wallenstein hätte mit dem Schwerte geschützt, was der Staatsmann durch Unterhandlung zu erreichen hoffte. Die Folge war die Überraschung bei Lützen. Strategie und Politik sind verwandte Geistesgaben und es läßt sich oft schwer entscheiden, welcher der beiden, selbst eine Errungenschaft im Felde zuzuschreiben ist. Große Politiker zeigten meist strategische Fähigkeiten, große Strategen waren tüchtige Politiker. Der weite Blick in die Zukunft, das blitzartige Erfassen und Erkennen jeder Gelegenheit, den Gang der Ereignisse zu bestimmen, ist beiden gemeinsam und bildet ihre Bedeutung.

Will man Wallenstein als Mensch, als Charakter erfassen, so erscheint er vielfach als Rätsel. Welch edler und schöner Gesinnung er fähig war, beweist das innige Verhältnis, das ihn mit jeder seiner Gemahlinnen verband. Als Edelmann hatte er die eine gefreit und was er ihr an Gütern und Reichtum verdankte, hat ihm mit den Weg zum Fürstenthron gebahnt. In dankbarem Gedächtnis ließ er sie später in der Fürstengruft zu Gitschin beisetzen. Edel und hoch steht er auch jenen Generalen gegenüber, die er für seine Freunde hielt, Gallas und Piccolomini. Aber Wallenstein war auch hart und herzlos, wo er ein Ziel erstrebte, wo er sich in seiner Würde beleidigt fühlte oder wo eiserne Zucht not tat. Er achtete das Autoritätsprinzip hoch, aber er wollte nur einen Herrn anerkennen, den Kaiser. Was er von diesem an Macht und Unabhängigkeit als Feldherr rücksichtslos forderte, verlangte er, weil er es mußte, um Kaiser und Reich zu retten. Unversöhnlich war er nur gegen den Kurfürst von Bayern. Wohl ließ er jene, die ihm entgegentraten, seine Macht fühlen, aber er verzieh und vergaß, wenn sie sich ihm beugten. Ein namenloser Ehrgeiz beseelte ihn, wenn man es nicht elementare Kraft des Genies nennen will, was ihn vorwärts trieb, aber er stürmte nicht wild dahin auf der steilen Bahn nach aufwärts, er schuf erst sorgsam die Bedingungen, die den Erfolg vorbereiteten. Groß war er als Landesfürst. Wallenstein war zum Herrscher geboren. Die Einrichtungen, die er zur Hebung des geistigen und materiellen Aufschwunges schuf, waren für jene Zeit bedeutend und künden seinen weiten Blick. Eines war ihm versagt, Liebe und Anhänglichkeit zu gewinnen, und er suchte sie auch nicht, er gefiel sich besser in düsterer Größe, sein Szepter war die Furcht. Nicht mit edleren Gefühlen rechnete er bei seinen Mitmenschen, bei seinen Soldaten, sondern mit den niederen Trieben der Menschheit. So lange er diese befriedigen konnte, stimmte die Rechnung, dann wurde er verlassen. Ihm fehlte die Begeisterung des Heeres wie sie große Taten erzeugt. Den Soldaten gewinnt man durch Teilnahme und aufopfernde Sorgfalt, aber man bannt ihn an sich durch glänzende Erfolge. Niemand ist empfänglicher für die Ehre als er. Das wußte Wallenstein nicht und doch war es auch seiner Zeit nicht fremd. Wer kennt nicht Tillys Veteranen, Papenheims Reiter? Ein heller Stern auf Deutschlands Himmel ist Wallenstein emporgestiegen, auf selbstertrotzter Bahn zog er dahin, bis er an der starren Ordnung zerschellte. Die Nacht hat ihn geboren, er schwand in Nacht.

Wallenstein.

Ein Mann tritt vor im Glanz der höchsten Taten
Auf ihn gerichtet jeder Blick,
Dem Schwieriges, Unmögliches geraten,
Er dankt sich selbst das eigene Geschick.
Gewalt'ge Kraft die Menschen aufzurufen,
Sie zu befeuern kühnster Tat,
Im Plane sicher, mit sich selbst zu Rat,
Des Kaisers Günstling, nächst an Thron und Ruhm.
Doch wir empfinden heimlich Angst und Grauen,
Solch' äußeres Glück im hellsten Licht zu schauen.

Woher denn aber dieses inn're Zagen,
Das ahnungsvoll in enger Brust erbebt?
Wir wittern Wankelmut und Mißbehagen
Des Mannes, der hoch und immer höher strebt.
Und was kann gräßlicher dem Edlen heißen,
Als ein Entschluß, der Pflicht sich zu entreißen?
Da soll nun Stern zum Sterne deutend winken,
Ob dieses oder jenes wohlgetan,
Dem Irrtum leuchten, zur verworr'nen Bahn,
Gestirne falsch, die doch so herrlich blinken.

J. W. von Goethe.

Die Schlacht bei Lützen.

16. November 1632.

Bei Lützen auf der Ebene hat sich der Königsheld
Mit seinen mutigen Schweden zum Kampfe aufgestellt.
Bei Lützen auf der Ebene zog Friedlands Herzog auf —
So zieh'n zwei Meteore am Firmament herauf.

Sie fuhren ihren Glanz weg von Süden und Mitternacht,
Wenn die sich wild begegnen, zerborsten sie die Macht.
Schon haben ihre Scharen magnetisch sich erfaßt —
Weh', weh', dem armen Lande, wenn brechend sinkt die Last.

Die Eisenpanzer klirren, die blanke Klinge tönt,
Wie zwischen Wolkenschichten der Eisenhagel dröhnt.
Es hält der grause Würger sein großes Seelenamt,
Die Totenorgeln*) spielen, das Sühnungsopfer flammt.

Die Heere kämpfen mutig, die Feldherrn lenken gut,
Der König sinket blutig — da faßt den Schweden Wut;
Er kämpft für seinen Glauben, für Sold des Friedlands Schar,
Er rächt den großen Toten, die wehrt nur der Gefahr.

D'rum hat der Schwed' errungen den schwer erkauften Sieg,
Nun, Friedland! Deine Ruten**), die führen schlechten Krieg.
Für diesmal haben sich die Kinder der Ostsee erstreckt,
Und haben mit den Ruten den Meister selbst erschreckt.

Zu allen deutschen Landen tönt das Te Deum hell,
Es ist der Feind gefallen, versiegt des Krieges Quell.
Beim Landesjubel klaget nur Einer um den Feind:
Zu Wien in seiner Hofburg — der edle Habsburg — weint!

*) Die „Totenorgel," ein im dreißigjährigen Kriege aufgekommenes Geschütz, das aus vielen nebeneinander angebrachten Rohren bestand (eine Art Maschinengewehr) und mittelst Tasten betätigt wurde.

**) Wallenstein hatte sich am Wiener Hofe anheischig gemacht, die Schweden mit Ruten heimzujagen.

Und türmen nun die Schweden zehn Marmorfelsen auf,
Und setzen dann die Sonne als gold'nen Schlußstein d'rauf:
Nichts preise mehr den Toten und nichts den Habsburg mehr,
Als bei dem Tod des Feindes sein Auge tränenschwer.

(Aus dem Habsburgerliede von L. A. Frankl).

Papenheims Tod.

1632.

Zu Lützen auf dem Felde,
Da geht was Großes vor,
Da blinkt die Sonn' so blutrot
Durch dichten Nebelflor.

Zu Lützen auf dem Felde,
Da zieh'n die Heere ein
Mit Schwedens Gustav Adolf
Mit Deutschlands Wallenstein.

Doch sag', was stellt dem Auge
Sich Papenheim nicht dar? —
Der streift auf Halles Feldern
Mit seiner Reiterschaar.

Die Schlacht beginnt zu donnern,
Daß weithin es erkracht;
Er hört's — „das ist die Botschaft,"
Ruft er, „der Lützenschlacht."

Und furchtbar wie der Bergstrom
Ins Tal herniedersaust,
Nach Lützen auf das Feld hin
Der Papenheimer braust.

Und wie er fliegt und rennet,
Der Tag doch fast vergeht;
Blutrot, wie sie erwachte,
Die Sonn' im Westen steht.

Das Schlachtfeld — welch ein Anblick!
Verzweiflung hier und dort;
Ob auch schon spät, doch rieselt
Das Blut noch immerfort.

Gefallen ist der Schweden
Gekröntes Königshaupt;
Des Tages Ruhm dem Friedland
Sein blut'ger Schatten raubt.

Und rings wogt finst'rer Nebel
Und hüllt voll Grabgeruch,
Die blutgetränkte Erde
Wie in ein Leichentuch.

Ist Alles denn verloren?
So rufet Wallenstein;
Da trifft mit seinen Reitern
Der Papenheimer ein.

Es ist als ob gewartet
Die Schlacht mit ihrem Schluß,
Auf noch ein großes Opfer,
Das jetzt noch bluten muß.

Wenn auch die Reih'n durchbrochen,
Wie auch das Heer geschwächt,
Der Papenheim verzagt nicht
Und kommt noch eben recht.

Schnell ordnet er die Glieder,
Und sucht in vollem Lauf
Mit seinen Regimentern
Den Schwedenkönig auf.

Mit dem ist's ihm vor allen
An diesem Tag zu tun,
So lange der noch atmet,
Kann Papenheim nicht ruhn'.

Nun saust's — welch' wilder Regen!
Nun pfeift's — welch' scharfer Wind!
Ich wette, dies die Kugeln
Der Schwedenflinten sind.

Und wie gerade mitten
In dichter Kugelsaat
So recht gepackt die Feinde
Der Papenheimer naht.

Und was die Brust ihm drängte,
Der Arm vollführet frei —
Da trifft den Unerschrock'nen
Der Kugel tötlich Blei.

Er steht — an seine Wunden
Die eine Hand gepreßt,
Indes er mit der andern
Noch hält den Degen fest.

Die Stirne zornentflammet,
Die Augen wild gerollt —
Sucht er nur jenen Einen,
Dem all ſein Inn'res grollt.

Erſt als er hört die Kunde,
Daß Guſtav Adolf tot,
Läßt frei ſein Blut er fließen
In Strömen purpurrot.

Und rufet laut: „Willkommen
Mir jetzt der Tod erſcheint,
Da er zugleich gefallen,
Der meines Glaubens Feind."

Und wie er ſtets geſtanden,
Ein wack'rer Kriegesheld —
So ſtirbt er, hochberühmt, auch
Den ſchönen Tod im Feld!

Dies iſt das Lied von Gottfried,
Dem Grafen Papenheim;
Dort hängt ſein Reiterdegen —
Sein Leib, der ruht daheim.

J. J. Sendtner.

Türkennot.

Mit einer großen Enttäuschung hatten die Kreuzzüge geendet, dem lateinischen Europa war es nicht gelungen, das heilige Land den Moslems zu entreißen. Päpste, Kaiser und Könige hatten den römischen Kulturkreis für mannigfache Kriegszüge gewonnen, ohne freilich mehr zu erreichen, als daß alle gebrachten Opfer an Gut und Blut erfolglos geblieben waren.

Dieser von West nach Ost gerichteten Bewegung folgte bald eine Gegenbewegung mit geradezu elementarer Gewalt. Zertrümmert und zerschlagen wurde zunächst das griechische Europa, der byzantinische Kulturkreis; dann erstreckte sich der Anprall über Ungarn und erst an den Grenzen Österreichs zerschellte der Ansturm. In langwierigen Kämpfen verteidigten die Habsburger Religion und Zivilisation. Nicht immer heftete sich der Sieg an ihre Fahnen, zeitweise traten Mißerfolge ein. Dessen ungeachtet wurden die Türken schließlich doch so weit zurückgedrängt, daß Mitteleuropa von ihnen nichts mehr zu besorgen hatte.

Das Umsichgreifen und Verfallen der Türkenherrschaft umfaßt einen Zeitraum von vier Jahrhunderten. Um die Mitte des XIV. Jahrhunderts langten die Osmanen, aus Kleinasien kommend, gegenüber von Konstantinopel an. Noch stand unversehrt in seinem Glanze das oströmische Kaisertum, noch herrschte das stolze Byzanz uneingeschränkt über den nach ihm benannten Kulturkreis. Konstantinopel zu erobern, war nach der Lage der Dinge nicht gut möglich, die Sultane warfen sich vorerst auf das Gebiet von Thrazien und Ostrumelien. Wider Erwarten glückte gleich der allererste Versuch derart, daß der Padischah 1361 in Adrianopel seine Residenz aufschlagen konnte. Von Adrianopel nahm die osmanische Hochflut ihren Siegeslauf und das christliche Abendland erlebte die Tatsache, daß ein Haufe fanatisierter Asiaten in erstaunlicher kurzer Zeit zum Range einer europäischen Großmacht sich erhob.

Die umstehende Karte der türkischen Eroberungen in Europa von 1361 bis 1600 ermöglicht uns, die einzelnen Phasen des Entwicklungsprozesses graphisch vorzuführen. So sehen wir denn, daß die Türken, vorsichtig sich ausbreitend, 1382 schon Sofia in Besitz genommen haben. Sofia liegt nördlich des öden und unwegsamen Balkangebirges. Naturgemäß stießen die Türken auf zwei Gegner, die Serben und die Bulgaren. Mit den Serben wurden die Türken rasch fertig, die erste Schlacht auf dem Amselfelde 1389 endete für die Serben mit einer empfindlichen Niederlage. Ohne wesentliche Kämpfe bestehen zu müssen, nahmen nun die Türken das Gebiet der Bulgaren in Besitz, die bulgarische Hauptstadt Tirnova wurde 1393 türkisch.

Angesichts dieser Erfolge erklärt sich das lateinische Europa, der römische Kulturkreis solidarisch mit den Byzantinern und es rückt ein Kreuzfahrerheer nach dem Balkan ab. Bei Nikopoli kommt es 1396 zu einer Schlacht, und abermals ist die aufgewendete Mühe vergeblich, denn die Türken bleiben Sieger. Wohl oder übel müssen sich die Byzantiner damit abfinden. Die Türken etablierten ein Schreckensregiment. Wer am Leben bleiben wollte, hatte die Wahl, entweder Türke zu werden oder auszuwandern. Bei den

zahlreichen Beziehungen, die zwischen Ungarn und Byzanz bestanden, war es eine natürliche Folge, daß nun ein Strom von Auswanderern Schutz und Sicherheit in Ungarn suchte. Der leitende Staatsmann in Ungarn, Johann Hunyady griff die gegebenen Anregungen auf und eröffnete, moralisch wie materiell durch Papst Eugen IV. unterstützt, einen Feldzug gegen die Türken. Das Unternehmen verschlang enorme Geldsummen, kostete sehr viele Menschenleben, hatte aber nicht den mindesten Erfolg. Einen Offensivstoß vollführte Johann Hunyady im Sommer 1443, er drang über Belgrad, Nisch, Sofia bis Philippopel vor, raubte Beute zusammen und trat dann den Heimweg an. Einen zweiten Offensivstoß unternahm Johann Hunyady im Sommer 1444 über Orsova und Widdin nach Varna. Diesmal hatte er den blutjungen, in Waffen noch nicht erprobten König Ladislaus im Hauptquartier. Bei Varna kam es am 10. November 1444 zu einer Schlacht, der junge König fiel im Kampfgetümmel und die Türken blieben wieder Sieger. Ein dritter

Offensivstoß, im Sommer 1448 unternommen, fand in der zweiten Schlacht am Amselfelde sein Ende. Johann Hunyady erlitt solche Verluste, daß er von seinem Heere kaum 30 Personen zurückbrachte.

Solche Erfolge mußten das Selbstgefühl der Türken ungeheuer steigern. Einen längst gehegten Wunsch ausführend, erschien der Padischah 1453 vor Konstantinopel und eroberte die Stadt. Das oströmische Kaisertum verschwand nun von der Landkarte und Konstantinopel wurde fortan Residenzstadt der Sultane. Mit der Stadt nahmen die Sieger eine Menge italienischer, insbesondere venezianischer Elemente in sich auf. Aus diesen Renegaten holte sich das Türkentum seine besten Staatsmänner und Feldherren, ja selbst eine Sultanin ging aus diesen Kreisen hervor.

Das Aufsaugen der benachbarten Länder ging rasch und ohne wesentliche Anstrengungen vor sich. Bereits 1459 wurde Serbien unterworfen, 1463 folgte Bosnien und 1465 war Albanien samt der Herzogewina den Türken untertan. Bis zur Donau waren somit alle Balkanstaaten unter türkische Herrschaft gelangt.

Nördlich der Donau festen Fuß zu fassen stieß jedoch auf erhebliche Schwierigkeiten. Walachei und Moldau, zwei territorial große Fürstentümer, besaßen so viel innere Widerstandskraft, daß es den Sultanen erst 1511 gelang, im Wege von Bündnisverträgen einen gewissen Einfluß zu erlangen. Die überlegene Staatskunst der Sultane fand dann Mittel, Walachei und Moldau in einem Zustande latenter Unruhen zu erhalten, was schließlich zur Folge hatte, daß sich die alliierten Fürsten in tributäre Statthalter verwandelten.

Mit Sultan Soliman II. hob jene Zeitperiode an, die sich dem Kontinente als Türkennot fühlbar machte. Er eroberte 1521 zwei ihm sehr wichtige Festungen an der Save, Belgrad und Sabac. Beide Plätze hatte Serbien seinerzeit den Ungarn anvertraut in der Erwartung, hierdurch strategische Stützpunkte zu schaffen. Jahr für Jahr wurden Summen ausgefolgt für Befestigungen, allein die Kommandanten verpraßten das Geld und als 1521 der Konflikt eintrat, rächte sich der Leichtsinn. In richtiger Würdigung der Verhältnisse begab sich nun eine Deputation kroatischer Edelleute zu Kaiser Karl V. und bat diesen um militärischen Schutz. Kaiser Karl V. entsprach dem Wunsche, es gingen spanische Fußknechte nach Agram ab und verweilten daselbst mehrere Jahre als ständige Besatzung.

Im Jahre 1524 eroberten die Türken das Gebiet von Macso, darauf folgte 1526 die Katastrophe von Mohacs.

Nicht um Eroberungen zu machen, nur die Ungarn zu züchtigen, empfindlich zu züchtigen, kam der Padischah 1526 nach Ungarn. Die Ungarn hatten in frevlem Übermute einen türkischen Gesandten ermordet, solchen Schimpf ertrug der stolze Soliman II. nicht. Da er gleich 200 000 Mann mit 300 Kanonen in Bewegung setzte, hatte das Unternehmen umsomehr Aussicht auf Erfolg, als ein Riese gegen einen Zwerg auszog. Staatsmann und Feldherr zugleich, stets voll großer Gedanken und Entwürfe, entschieden im Wollen, beharrlich im Handeln, verriet Sultan Soliman II. schon in seinem Äußern den gewaltigen Mann. Unter dem großen Turban funkelten schwarze Augen, das braune ernste Gesicht umrahmte ein mächtiger Vollbart. Er sprach selten. Was er aber sagte, führte er immer aus.

Und also hatte der Riese zum Zwerg gesprochen: „Sichere dein Reich, es gleicht einem schlechten Stalle im Vergleiche mit andern Reichen, die ich erobert habe. Ich, der Kaiser der Türken und der Griechen, der erhabenste Sohn Mahomeds, will dein Heer schlagen und vertilgen; die fetten Ochsen, die Fürsten deine Knechte, will ich unters Joch bringen. Verderben will ich euch. Und nicht bloß dich, sondern auch andere, die bei deinem Reiche wohnen und deren Namen ich dir bekannt machen will, welches da sind die Deutschen. Die will ich heimsuchen gleich wie dich, und schwerer als dich!“ Die Ankündigung machte in Ungarn keinen Eindruck, man war dort an die türkische Schreibweise gewohnt und hielt auch jetzt die Sache für leere Prahlerei. Im gewohnten Schlendrian ließ man den Dingen ihren Lauf.

Soliman war am 23. April aus Konstantinopel aufgebrochen, am 15. Juli stand er in Belgrad, sein Großvezier mit der Vorhut in Peterwardein. Während Soliman nichts unterlassen hatte, was seinen Absichten förderlich sein konnte, taten die ungarischen Magnaten just das Gegenteil. Ihr König Ludwig II., ein 16 jähriger Knabe, war körperlich und geistig viel zu wenig entwickelt, um die schweren Pflichten eines Herrschers ausüben zu können. Ob und was für Gaben in ihm schlummerten, wußten selbst seine Erzieher nicht. Übrigens war er nur ein Scheinkönig, nicht er regierte sondern seine Umgebung. Nachdem man Jahre lang für das Heerwesen nichts getan hatte, sollte in allerletzter Stunde das Versäumte nachgeholt werden. Ein Fluch lag über dem unglücklichen Lande. Schon hatten die vordersten Scharen des Sultans den ungarischen Boden betreten und noch immer zögerten die ungarischen Bannerherren, in den Sattel zu steigen. Nach alter Sitte ließ man das in Blut getauchte Schwert umhertragen, das Schwert. Tausende solcher Schwerter wären notwendig gewesen, den Stumpfsinn und die sprichwörtliche Engherzigkeit aufzurütteln.

Nicht Berge und Flüsse, nicht Sümpfe und Moräste hielten den Sultan auf, sein Anrücken erfolgte zwar langsam aber sicher. Die Art wie er marschierte, sicherte ihm den Vorteil, daß er über den Gegner immer gut orientiert war. Vor der Front der Hauptkolonne bewegten sich, eine breite Zone einnehmend, die sogenannten Renner ungemein bewegliche Reitertrupps. Sie kamen plötzlich, verschwanden plötzlich und wo sie erschienen, verbreiteten sie Angst und Schrecken. Da sie an vielen Orten gleichzeitig auftauchten, sahen sie viel, erfuhren sie viel. Am 5. August stand König Ludwig II. bei Tolna. Soliman erfuhr davon und verlautbarte am 7. August in einem Tagesbefehle, daß er Ofen nehmen wolle.

Bei Mohacs traten am 28. August beide Heere in jene enge Fühlung, welche nach damaligen Begriffen eintreten mußte, bevor man sich zu einer Schlacht entschloß. Tatsächlich erfolgte der Zusammenstoß auf

offenem Felde erst am nächsten Tage, 29. August. Die Ungarn, etwa 28 000 Mann mit 80 Kanonen, erwarteten in selbstgewählter Stellung den Sultan, dessen Heer, eine einzige lange Kolonne bildend, sich erst in die Breite entwickeln mußte. Soliman trennte bei Zeiten eine starke Umgehungsgruppe ab und dirigierte dieselbe den Ungarn in den Rücken. So geschickt bewegt sich dieser Staffel, daß niemand ihn bemerkt. Glühend brennt die Sonne nieder, es wird 3 Uhr Nachmittag und im ungarischen Lager ist man bereits der Ansicht, daß es an diesem Tage nicht mehr zur Schlacht kommen werde. Müde vom langen Stehen, hungrig und durstig sind die Magyaren, schon wollen sie zu den brodelnden Kesseln, wo kundige Hände mit der Zubereitung von Gulasch beschäftigt sind. Da taucht plötzlich der türkische Offensivstaffel in der rechten Flanke der Ungarn auf und gleichzeitig übersteigt die türkische Hauptkraft einen Höhenzug vor der Front. Totenblaß läßt sich der blutjunge König den Helm aufs Haupt setzen, nie noch ist er in einem Gefecht gestanden und nun soll er eine Schlacht leiten. Er steht denn auch nicht als Führer, sondern nur als Statist in der Mitte des zweiten Treffens. Vor seinen Augen setzt sich das erste Treffen in Bewegung und trennt sich in zwei Gruppen; ein Teil flattert nach rechts ab, ein Teil sprengt geradeaus auf Türken los, die sich aber rasch aus dem Staube machen. Die ungarischen Reiter frohlocken, sie glauben, das türkische Heer habe das Hasenpanier ergriffen. Indes, es kam anders. Die Flucht der Türken war ein berechnetes Manöver, denn ruhig erwarten türkische Artilleristen den Anprall der Ungarn und als diese auf zehn Schritte nahe gekommen waren, kracht aus 300 Kanonen Tod und Verderben entgegen. Nur einen einzigen Schuß gab jedes der plumpen Geschütze ab, aber das genügte. Ein Haufen von Tier- und Menschenleibern türmte sich auf, die am Leben blieben, jagten in wildem Durcheinander zurück. Inzwischen war die türkische Umgehungskolonne zur Entfaltung gelangt und ihr wuchtiger Stoß trifft das ungarische zweite Treffen derart, daß dieses in die Donau gedrängt wird.

Binnen 1½ Stunden war alles entschieden, Verlauf der Schlacht und Verfolgung mit inbegriffen. Eine fürchterliche Niederlage also. An 2000 Erschlagene lagen auf dem Schlachtfelde, 22 000 Kämpfer fanden in den Wellen der Donau den Tod, nur 4000 Menschen kamen mit dem Leben davon. Der König, den man ganz unnützerweise in die Schlacht gestellt hatte, fand zwar noch bei Zeiten einen Weg, sich in Sicherheit zu bringen, doch entging er seinem Verhängnis nicht. Einen Bach mit sumpfigen Ufern passierend, verläßt ihn an der gegenseitigen Böschung die Geistesgegenwart. Er stört sein Pferd beim Klettern, es fällt zurück in den Bach und erdrückt den Reiter im Schlamme.

Hiedurch erst wurde die verlorene Schlacht zu einer Katastrophe, deren Nachwirkungen bis zur Stunde fühlbar sind. Innerhalb der kurzen 1½ Stunden wurden Verhältnisse geschaffen, welche die Türkennot auf die Habsburger wälzte, indem das verwaiste Land Ungarn an den Erzherzog, später Kaiser Ferdinand I. fiel.

Verlauf und Ausgang der Schlacht bei Mohacs, welche am 29. August stattfand, erfuhr Erzherzog Ferdinand am 8. September in Innsbruck. Augenblicklich beauftragte er seine Räte in Wien, einen Vertrauensmann nach Preßburg abzusenden an seine Schwester Maria, die nun als Königin-Witwe berufen war, einem seinerzeit geheim geschlossenen Erbvertrag die Anerkennung zu verschaffen. An Maria selbst richtete er zwei Briefe, einen aus Innsbruck am 9. September, einen später aus Linz. Er bat die Schwester, ihn mit Rat und Tat zu unterstützen.

Zum Verständnis der genealogischen Beziehungen, die hier in Betracht kommen, fügen wir hier eine kurze Übersicht bei. Wir sehen da das eben zu dieser Zeit im Zenit seiner Macht stehende Haus Jagello, dessen Mitglieder in Polen, Böhmen und Ungarn die Königswürde bekleideten. Durch Heiraten kamen Beziehungen zustande zu den Habsburgern in Österreich, zum Hause Wasa in Schweden, zu verschiedenen Wahlfürsten in Siebenbürgen. Obschon bei Besetzung von Thronen allgemein das Wahlrecht herrschte, suchten die Fürsten doch das Erbrecht zur Geltung zu bringen. In den meisten Fällen erwies sich das Erbrecht tatsächlich als unschätzbarer Empfehlungsbrief, insbesondere wenn energische Frauen es vertraten. Auffallend ist bei den Jagellonen, daß die männlichen Mitglieder, was Fortpflanzung anbelangt, vollständig versagten. Mit Sigismund II. erlosch denn auch das Haus.

Haus Jagello.

Deszendenz der zwei Brüder Wladislaw (vgl. A) und Sigismund (vgl. B).

A. Wladislaw II., seit 1471 König von Böhmen und Ungarn, geb. 1456, † 1516; war zweimal vermählt; a) 1490 und geschieden 1491 mit Beatrix, des Königs Matthias Corvinus Witwe; b) 1502 mit Anna von Kendale, geb. 14. ., † 1506 im Wochenbett, deren Kinder unter No. 1. und 2. — B. Sigismund I.

seit 1506 König von Polen, geb. 1467, † 1548, war zweimal vermählt: a) 1512 mit Barbara Zapolya, geb. 1489, † 1515; deren Tochter unter No. 3; b) 1516 mit Bona Sforza, geb. 1491, † 1557 vergiftet, deren Kinder unter No. 4 bis 8.

Kinder Wladislaw's, vgl. A.

1. Anna, geb. 1503 † 1543, verm. 1521 mit Ehg. später Kaiser Ferdinand I., geb. 1503 † 1564. Von dessen 15 Kindern hier aufgenommen vier, vgl. 9 bis 12.

2. Ludwig II., geb. 1506 † 1526, seit 1516 König von Böhmen und Ungarn, verm. 1521 mit Ehgin Marie von Österreich, geb. 1505 † 1559.

Kinder Sigismunds, vgl. B.

3. Hedwig, geb. 1513 † 1573, verm. 1535 mit Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, geb. 1505 † 1571.

4. Sigismund II., geb. 1520 † 1572, seit 1548 König von Polen, verm. a) 1543 mit seiner Nichte Ehgin Elisabeth von Österreich (vgl. No. 9), geb. 1526 † 1545; b) heimlich 1545 und öffentlich 1548 mit Barbara Radziwill, verwitw. Trocka, geb. . . . † 1551 vergiftet auf Veranlassung der Schwiegermutter (vgl. B); c) 1553 und geschieden 1567 mit seiner Nichte Ehgin Katharina von Österreich (vgl. No. 11), geb. 1533 † 1572.

5. Isabella, geb. 1522 † 1559, verm. 1539 mit ihrem Oheim Johann Zapolya (des Ferdinand I. Gegenkönig in Ungarn), geb. 1487 † 1540, dessen Sohn unter No. 14.

6. Sofie, geb. 1523 † 1575, verm. 1556 mit Hg. Heinrich von Braunschweig, geb. 1489 † 1568.

7. Anna, geb. 1524 † 1596, verlobt a) 1573 mit Heinrich III. Valois (erster Wahlkönig in Polen); b verlobt 1575 und vermählt 1576 mit Stefan Bathory (zweiter Wahlkönig in Polen), geb. 1534 † 1586; dessen Sohn unter No. 15.

8. Katharina, geb. 153 . † 1583, verm. 1562 mit Johann III. Wasa König von Schweden, geb. 1537 † 1592. Deren Sohn unter Nr. 13.

8 a. Annas Schwager, Christof Bathory, seit 1576 Großfürst von Siebenbürgen, geb. 15 . . † 1585, verm. 157 . mit Christine Radziwill, hinterließ einen Sohn (vgl. No. 16.).

Kinder des Kaisers Ferdinand I. (vgl. No. 1).

9. Elisabeth, geb. 1526 † 1545, verm. 1543 mit ihrem Oheim Sigismund II. (vgl. No. 4.).

10. Max II., geb. 1527 † 1576, seit 1564 Kaiser, verm. 1548 mit Justin Maria von Spanien, geb. 1528 † 1603, deren Söhne unter No. 17 und 18.

11. Katharina, geb. 1533 † 1572, verm. a) 1549 mit Franz III. Gonzaga, Hg. von Mantua, geb. . . . † 1550; b) 1553 und geschieden 1567 mit ihrem Oheim Sigismund II. (vgl. No. 4.).

12. Karl, geb. 1540 † 1590, seit 1564 Hg. von Steiermark, verm. 1570 mit Maria von Bayern, geb. 1551 † 1608. Von deren 15 Kindern hier aufgenommen vier (vgl. No. 19 bis 22.). Sohn der Pzss. Katharina (vgl. No. 3.).

Sohn der Pzss. Katharina vgl. Nr. 3.

13. Sigismund III. Wasa, König von Schweden, geb. 1566 † 1632, verm. a) 1592 mit seiner Nichte Ehgin Anna (vgl. No. 19), geb. 1573 † 1598; b) 1605 mit seiner Nichte Ehgin Konstanze (vgl. No. 22), geb. 1588 † 1631.

Sohn der Pzss. Isabella, No. 5.

14. Sigmund Zapolya, geb. 1540 † 1571, seit 1540 Fürst von Siebenbürgen, wurde 1550 verjagt und 1556 wieder eingesetzt.

Sohn der Pzss. Anna, vgl. No. 7.

15. Gabriel Bathory, geb. 157 . † 1613 ermordet.

Sohn des Christof Bathory, vgl. No. 8 a.

16. Sigmund Bathory, geb. 15 . . † 1613, war 1581 bis 1602 Fürst von Siebenbürgen, verm. 1595 und geschieden 1602 mit Ehgin Christine von Österreich (vgl. No. 20.), geb. 1574 † 1621.

Söhne des Kaisers Max II, vgl. No. 10.

17. Rudolf II., geb. 1552 † 1612, seit 1576 Kaiser.

18. Mathias, geb. 1557 † 1619, seit 1612 Kaiser, verm. 1611 mit Ehgin Anna von Tirol, geb. 1585 † 1618.

Kinder des Ehg. Karl, vgl. No. 12.

19. Anna, geb. 1573 † 1598, verm. 1592 mit ihrem Oheim Sigismund III. Wasa, vgl. No. 13.

20. Christine, geb. 1574 † 1621, verm. 1595 und geschieden 1602 mit Fürst Sigismund Bathory (vgl. No. 16.).

21. Ferdinand II., geb. 1578 † 1637, seit 1619 Kaiser, verm. a) 1600 mit seiner Cousine Maria Anna von Bayern, Hauptsäule der Gegenreformation, geb. 1574 † 1616, hinterließ sechs Kinder; b) 1622 mit Eleonore Gonzaga, geb. 16 . . † 1655.

22. Konstanze, geb. 1588 † 1631, verm. 1605 mit ihrem Oheim Sigismund III. Wasa (vgl. No. 13.).

Die Königinwitwe Maria (vgl. Nr. 2) bediente sich eines ihr scheinbar unverbrüchlich ergebenen Mannes, des Geheimschreibers Thomas Nadasdy, um jene Personen ausfindig zu machen, auf deren Hilfe gestützt, Ferdinand die Erbrechte auf Ungarn geltend machen konnte. Thomas Nadasdy überreichte dem Erzherzog

in Linz eine Liste, die Namen von 6 Bischöfen und 14 Magnaten enthaltend. Vom Erzherzog ermächtigt, den Wählern auch reiche Belohnungen in Aussicht zu stellen, führte Nadasdy die Unterhandlungen geheim. Am 15. Oktober kam Ferdinand in Begleitung seiner Gemahlin nach Hainburg, seine Schwester Maria erwartete ihn mit wenigen Vertrauensmännern. Am 28. Oktober wurde er zum König von Böhmen proklamiert, am 7. November rückte er mit einem kleinen Heere, 7000 Mann zählend, von Hainburg über die ungarische Grenze. Schon in Preßburg mußte er die Bewegung einstellen, es zeigte sich, daß ihm ein rühriger Konkurrent, Johann Zapolya zuvorgekommen war. Johann Zapolya hatte sich der ungarischen Krone bemächtigt und nannte sich seit 11. November „gewählter" König von Ungarn. Die Schwester Ferdinands, eine energische Frau, traf sofort Gegenvorkehrungen und brachte zuwege, daß in Preßburg am 16. Dezember 1526 eine Versammlung von Notablen stattfand, die juristisch nachwiesen, daß Zapolya's Wahl rechtsungültig sei. Unter Glockengeläute und Kanonenschüssen wurde hierauf verkündet, daß man den in Wien weilenden Ferdinand zum König von Ungarn gewählt habe.

* * *

Johann Zapolya, der so unerwartet auftauchende Rivale, verfügte im Vergleich zum Habsburger über einen nicht zu unterschätzenden Vorteil, er kannte die Zustände in Ungarn und nützte dieselbe zu seinen Gunsten aus. Wir finden ihn in engster Blutsverwandtschaft mit den Jagellonen, eine Verbindung, die sein Vater schon 1486 angebahnt hatte durch eine Heirat mit der Prinzessin Hedwig von Teschen. Zapolya's Vater war ein Parvenu und obschon nicht ungarischer Abstammung, hatte sich der Vater zum einflußreichsten Mann in Ungarn emporgeschwungen. Schon 1490, als Matthias Corvinus mit Tod abging, trug sich Vater Zapolya mit dem Gedanken, seinen damals dreijährigen Sohn auf den Thron zu bringen. Den Knaben Johann auf den Schoß nehmend, sagte er, indem er eine gewisse Höhe bezeichnete: „Wärest du nur so groß, mein Sohn, so wärest du jetzt König von Ungarn!" Viel Selbstbewußtsein spricht aus solchen Worten und in der Tat, von Vater Zapolya allein hing ab, wer der Nachfolger des Matthias Corvinus wurde. Als man den Jagello Wladislaw, der seit 1471 König in Böhmen war, 1490 auch in Ungarn als König installierte, wurde der Sohn des Königsmachers in die Vorstellung eingepuppt, daß der Jagellone nur die Rolle eines Platzhalters spiele.

Charakteristisch ist eine Episode, die 1505 sich ereignete. König Wladislaw erkrankte plötzlich so schwer, daß man sein Verscheiden für sicher hielt. Diesen Augenblick benützte der 18 jährige Johann Zapolya dahin, daß er die 2jährige Anna (vgl. Nr. 1) als Braut begehrte. Da Wladislaw wieder gesund wurde, hatte die Werbung keinen Erfolg. Wladislaw erholte sich, kam zu Kräften, ein Jahr später überraschte er die Umgebung mit der Nachricht, er erwarte einen männlichen Erben. Gerüchtweise verlautete, der Hof hege die Absicht, im Falle die Königin ein Mädchen zur Welt bringen werde, dieses gegen einen Knaben umzutauschen. Das Gerücht wurde augenscheinlich durch Zapolyas Mutter verbreitet. Als die Königin ihre schwere Stunde nahen fühlte, beschied sie den mißtrauischen Mann zu sich, ihre Entbindung ging in Gegenwart Johann Zapolyas vor sich. Dem ehrgeizigen Streber war die Geburt eines männlichen Thronerben (vgl Nr. 2) durchaus nicht erwünscht. Da er fortwährend schürte, suchte ihn der König zu besänftigen, im Sommer 1510 bekam Zapolya die Würde eines Wojewoden (Herzogs) in Siebenbürgen.

Ein anderes wichtiges Ereignis brachte der Sommer 1511; Barbara Zapolya wurde mit dem Polenkönig Sigismund I. verlobt und hierauf am 8. Februar 1512 in Krakau auch angetraut (vgl. B.). Hierdurch sicherte sich Johann Zapolya einen gewissen Rückhalt in Polen. Der Zufall fügte, daß unmittelbar darauf der Sultan Selim I. zur Regierung gelangte und eiligst knüpfte nun Johann Zapolya Beziehungen mit der Türkei an. Unter dem Vorwand, einige türkische Befehlshaber zu züchtigen, unternahm er auf eigene Faust einen Streifzug in die Walachei und mit reicher Beute beladen kehrte er zurück. Den erworbenen Kriegsruhm suchte er dahin zu verwerten, daß er nun zum zweiten Male die Prinzessin Anna zur Frau begehrte. Um ihm den Korb zu ersparen, ließ König Wladislaw die Tore der Burg schließen. Allein Johann Zapolya war nicht der Mann, sich zu fügen, er rannte die Tore ein. Dessen ungeachtet hatten seine Bemühungen keinen Erfolg, mit höflichen Worten speiste man ihn ab.

Johann Zapolya hatte von seinem Vater, der 1499 starb, große Reichtümer geerbt. In der Art, wie er seine Latifundien bewirtschaftete, übertraf er durch Härte und Geiz alle Zeitgenossen. Als im Sommer 1514 in Südungarn ein Bauernaufstand aufbrach, geleitet durch einen Szekler Namens Georg Dozsa, da schritt Zapolya mit unmenschlicher Grausamkeit ein. Dozsas Bauernhaufen, aus darbenden Proletariern

bestehend, verübten Raub, Brand und Mord, bis sie Ende Juli auf freiem Felde durch Zapolya umzingelt wurden. Ein fürchterliches Strafgericht brach über die Aufrührer herein, zu tausenden wurden die Bauern gehängt, geköpft, gespießt, gerädert. Dem Anführer Dozsa maß Zapolya eine besondere Strafe zu. Der Mann wurde nackt auf einen glühend gemachten eisernen Sessel gesetzt und mit einer glühend gemachten eisernen Krone gekrönt. Dozsa's Gefährten, die man tagelang hatte Hunger leiden lassen, mußten das mit Zangen abgelöste, halb geröstete Fleisch verzehren. Zapolya stand als Zuseher dabei und weidete sich an den Qualen der Opfer. Am 18. Oktober trat ein Reichstag zusammen, der den Bauernstand auf das Niveau von Sklaven herabdrückte. Man dekretierte, damit „das Andenken dieses Aufruhrs für alle Zeiten bleibe, die Strafe auch auf die Nachkommen ausgedehnt werde und selbst die spätesten Enkel sähen, welch schreckliches Verbrechen die Empörung der Untertanen gegen ihre Herren sei: verlieren die Bauern von nun an das Recht der Freizügigkeit und sind dem Grundherrn in völliger und immerwährender Hörigkeit untertan." Auf Grund dieser Verfügung betrachtete sich Zapolya als Retter des Vaterlandes. Doch vielen Zeitgenossen erschien er verabscheuungswürdig, im Volke ging die Sage, daß er, wenn ihm während des Gottesdienstes der Leib des Herrn gezeigt wurde, in einen Zustand von Blindheit verfiel. Der Fluch soll zwei Jahre gedauert haben und erst gewichen sein, bis Mutter und Schwester durch Gebet und fromme Werke des Himmels Verzeihung für ihn erwirkt hatten.

Zapolyas Tatendurst äußerte sich in der Regel am unrechten Platze und zur unrichtigen Zeit. Er unternahm, obwohl er alles nur kein Feldherr war, in der Folge zweimal Streifzüge auf türkisches Gebiet. Ruhm holte er sich dabei nicht. Im Sommer 1521, als Belgrad und Schabac von den Türken erobert wurden, war Zapolya Gelegenheit gegeben, sich auszuzeichnen, aber da blieb er lieber zu Hause. Seine Stärke lag überhaupt nicht im positiven Schaffen, sondern im Verneinen. Wie er sich gab, besaß Ungarn keinen besseren Patrioten als ihn, niemand liebte das Vaterland heißer als er, keiner erreichte ihn an Tiefe und Reinheit der Gesinnung. Unerschöpflich war er im Erfinden von Motiven, die Opposition bei stetem Atem zu erhalten. Er donnerte fortwährend gegen Tyrannei und Bedrückung, wenn er aber selbst handelte, war er ein herzloser Despot. Für Recht und Gesetz behauptete er zu streiten, in Wirklichkeit jedoch war er ein Apostel der Anarchie. Er organisierte Demonstrationen, Tumulte, Aufläufe. Planmäßig bereitete er der Regierung eine Verlegenheit nach der andern und rücksichtslos räumte er politische Gegner bei Seite. Im Volke war er verhaßt, beim hohen Adel unbeliebt, bei Hof und Regierung gefürchtet. Sein Anhang, der übrigens nicht unbeträchtlich war, bestand aus verkrachten kleinen Edelleuten, entgleisten Priestern, geistigen Proletariern und solchen Strebern, die durch ihn in die Höhe kommen wollten. An der Schlacht bei Mohacs beteiligte sich Zapolya nicht, weil er seine eigenen Pläne verfolgte. Im Einverständnis mit dem Sultan blieb er mit seinen Truppen bei Szegedin stehen und als er erfuhr, daß Ludwig II. ums Leben gekommen sei, marschierte er schnurstracks nach Tokaj, wohin er für den 14. Oktober einen Reichstag einberief. Die Hand der Königinwitwe zu erlangen, ließ er der 21 jährigen Frau, die von Ofen nach Preßburg geflüchtet war, seinen dritten Heiratsantrag ausrichten, ohne jedoch Gehör zu finden.

Die nach Tokaj Eingeladenen wußten, welche Aufgabe ihrer harrte. Mit dem Brustton der Überzeugung hielt Zapolyas Vertrauensmann, Verböczy, eine schwungvolle Rede, in welcher er nachwies, daß nur Zapolya die Fähigkeiten besitze, das Vaterland zu retten. Ohne viele Debatten ging man auf den Vorschlag ein, Zapolya zum König zu wählen. Die Arrangeure begaben sich hierauf nach Stuhlweissenburg, um daselbst die Krönung vorzubereiten. Nun, gleichsam schon umstrahlt vom Glanze der Stefanskrone, ließ Zapolya der Königinwitwe seinen vierten Heiratsantrag übermitteln, mit demselben negativen Erfolge wie stets zuvor. Am 31. Oktober zog Zapolya in Ofen ein, am 8. November setzte er sich in Bewegung und traf am 9. November in Stuhlweissenburg ein. Hier nahm er unter dem üblichen Zermoniell die Schlüssel der Stadt in Empfang. Er kam eben zurecht, um der Beisetzung des Sarges beizuwohnen, der den Leichnam Ludwigs II. barg; die Leiche hatte man kurz zuvor am Mohacser Schlachtfeld gefunden und nach Stuhlweissenburg gebracht. Dem Requiem wohnte in diese Falle auch eine tiefem symbolische Bedeutung inne, mit dem toten Ludwig II. trug man auch die ungarische Staatsidee zu Grabe.

Tags darauf, am 10. November, erfolgte auf freiem Felde, vor den Mauern der Stadt, die Zeremonie der Königswahl. Ferdinand hatte zwar Gesandte geschickt, um Protest einzulegen, allein deren Stimme verhallte ungehört. Der redegewandte Verböczy, ein Agitator ganz besonderen Schlages, haranguierte die Versammlung so lange, bis die Menge in den Ruf ausbrach: „Der Vajda (Herzog) Johann soll König sein!" Als Zapolya aufgefordert wurde, die Krone in Empfang zu nehmen, tat er verschämt, spielte den

Überraschten und bat sich Bedenkzeit aus. Das alles war natürlich Komödie, denn seit frühester Kindheit hatte er sich nach der Krone gesehnt. Sonntag, am 11. November 1526, wurde er gekrönt. Als rangsältester Kirchenfürst fungierte Stefan Podmaniczky, Bischof von Neutra. Angetan mit dem Mantel des heiligen Stefan, dessen Schwert an der Hüfte, Szepter und Reichsapfel haltend, so schritt Zapolya aus der Sakristei zu dem Throne, der in der Mitte der Domkirche errichtet worden war. Der Kronhüter Peter Perenyi zeigte die Krone den Anwesenden und rief: „Magyaren, hier ist die Krone, die ich seit drei Jahren nicht gesehen habe, weil sie versteckt war. Wollt Ihr, daß mit derselben Johann Zapolya gekrönt werde?" — „Wir wollen!" ertönte es schwach. Stefan Verböczy, nie verlegen um ein zündendes Wort, sprach feurig: „Adelige und nichtadelige Landeskinder, Ihr wißt, wie viele Dienste der Vajda der ungarischen Nation geleistet hat. Wollt Ihr euch undankbar gegen ihn bezeigen?" — „Nein!" antworteten mehrere. „Also hebe jedermann die Hände auf!" Es hoben sich ein Dutzend Hände, der Form war genüge getan und der Bischof Podmaniczky setzte dem Zapolya die Krone auf. Während des Hochamtes wankte die Krone bedenklich bald nach rechts, bald nach links. Im Publikum flüsterten einige: „Er verdient sie nicht, denn er hat seine Hände eidbrüchig mit dem Blute der betrogenen Kurutzen und der Siebenbürger Szekler befleckt." Andere wieder sagten: „Das ist die Ursache nicht, aber die Krone ist zu groß für diesen kleinen Kopf!" Nach dem Gottesdienste begab sich Zapolya vor die Stadt, zog dort das Krönungsschwert und führte die symbolischen vier Hiebe, was gleichbedeutend war mit dem Versprechen, daß er das Vaterland territorial unversehrt erhalten werde. Nie wohl ist eine Lüge frecher, schamloser aufgetreten als in diesem Augenblicke.

Den Winter von 1526 auf 1527 benützte die Schwester Ferdinands zu geheimen Unterhandlungen mit dem Bischof Podmaniczky und dem Kronhüter Perenyi. Für entsprechendes Entgelt erklärten sich beide Herren bereit, die Krönungszeremonie auch an Ferdinand zu vollziehen, wenn dieser imstande sei, in Stuhlweissenburg zu erscheinen. Ferdinand erließ aus Wien am 29. Juni 1527 ein Manifest an die Ungarn, einen Monat später setzte er sich mit einem Heere von 8000 Fußknechten und 3000 Reitern in Bewegung gegen Ofen. Die Orte, die er unterwegs berührte, ergaben sich ohne Widerstand. Über Ung. Altenburg, Raab, Komorn, Totis, Gran, Visegrad ging die Route, am 18. August zog Ferdinand in Ofen ein. Zwei Tage zuvor hatte Zapolya die Stadt eiligst verlassen. In Ofen verweilte Ferdinand, da er einen Reichstag abhielt, bis 29. Oktober und begab sich sodann nach Stuhlweissenburg. Da Zapolya Miene machte, den Krönungszug zu stören, wurde ihm Graf Niklas Salm, ein erfahrener Kriegsmann, mit einem Streifkorps nachgeschickt; es gelang Salm, Zapolya derart zu bedrängen, daß dieser binnen vier Wochen als obdachloser Flüchtling im Lande umherirren mußte. Die Krönung in Stuhlweissenburg vollzog sich unter solchen Umständen ohne jeden Zwischenfall. Am 3. November 1527 dieselbe Zeremonie wie zuvor am 11. November 1526. Derselbe Podmaniczky, der vor Jahresfrist den Vajda Johann gekrönt hatte, krönte nun den Habsburger Ferdinand; derselbe Perenyi, der vor Jahresfrist sich fragend an die Versammlung gewendet hatte, wiederholte jetzt den Vorgang. Nach der Krönung

Jetzt, ob er auch der Mann war, Errungenes festzuhalten. Da zeigte sich gleich von allem Anbeginn an, daß seine Popularität nur so lange stand hielt, als er Geschenke und Gnadengaben zu vergeben hatte. Die ihn emporgetragen hatten, verlangten stürmisch ihren Lohn und da nicht alle Wünsche befriedigt werden konnten, gab es der Unzufriedenen bald mehr, als dem geizigen Manne lieb sein mochte. Ohne daß er es merkte, verlor er mit jedem Tage an Anhang, insbesonders zogen sich jene zurück, die er am allerreichlichsten beschenkt hatte.

reiste Ferdinand nach Wien zurück, mit Zapolya fertig zu werden, überließ er seinen Kriegshauptleuten. Zapolya erging es so schlecht, daß er im Februar 1828 nach Tarnow flüchtete, die Gastfreundschaft seines Vetters Sigismund II. (vgl. Nr. 4) in Anspruch nehmend. Im Sommer versuchte Zapolya das Glück von neuem, er kam mit Truppen, die er in Polen hatte werben lassen, nach Ungarn zurück, doch da stieß er auf den Kriegshauptmann Katzianer, der aus Oberungarn nicht wegzudrücken war.

Das Unvermögen, auf eigenen Beinen zu stehen, nötigte Zapolya, sich nach einer Krücke umzusehen. Er wendete sich nach Konstantinopel um Hilfe, der polnische Diplomat Hieronymus Laszki bahnte jene Unterhandlungen an, welche 1529 den Sultan Soliman II. in die Nähe von Wien brachten.

* * *

Von den Plänen Zapolyas hatte man auch in Wien sichere Kunde. Ferdinand suchte bei Zeiten entgegenzuwirken und schickte zwei Gesandte nach Konstantinopel, welche daselbst am 29. Mai 1528 eintrafen. Gleich bei der ersten Audienz, die ihnen der Großvesier erteilte, erfuhren sie offiziell, daß der Sultan Allianzverträge geschlossen habe mit Frankreich, Polen, Venedig und Zapolya. Soliman selbst empfing die österreichischen Gesandten nicht, er ließ sie vielmehr in ihrem Absteigquartier durch neun Monate derart beaufsichtigen, daß der Aufenthalt sich wenig unterschied von einer Gefangenschaft. Im März 1529 endlich empfing er die Gesandten zur Abschiedsaudienz und bei dieser Gelegenheit sagte er ihnen überaus würdevoll: „Euer Herr hat bisher unsere Freundschaft und Nachbarschaft nicht gefühlt, aber er wird sie fortan fühlen. Ihr könnt ihm sagen, daß ich selbst kommen werde mit aller Kraft und Macht. Sagt ihm also, er möge alles wohl vorbereiten zu unserem Empfange." Gemessen an der Tatsache, daß Soliman schon seit Monaten den Zug gegen Wien vorbereitete, war die Abschiedsrede gewiß ungemein höflich.

Am 10. Mai setzte Soliman sein Heer in Marsch, es zählte 120 000 Mann mit 300 Kanonen. Er schlug denselben Weg ein wie im Jahre 1526 und deshalb soll die nebenstehende Skizze seinen Zug graphisch festhalten. Die Strecke von Konstantinopel nach Wien macht rund 1510 Kilometer aus, Soliman legte dieselbe binnen 141 Tagen zurück, eine Leistung, die selbst heute Bewunderung verdient.

Marschplan des türkischen Heeres:

Konstantinopel 10. Mai Aufbruch			
Philippopel 3. Juni, 340 km,	zurückgelegt in	31	Tagen
Belgrad 17. Juli 560 km,	„	„ 38	„
Mohacs 20. August 170 km,	„	„ 34	„
Ofen 3. Sept. 210 km,	„	„ 14	„
Wien 27. September 240 km,	„	„ 24	„

Zapolya, der den Titel „König von Gottes Gnaden" führte, bekam recht eindringlich zu fühlen, welche Rolle zu spielen ihm der Sultan gestattete. Er mußte, als Soliman nach Mohacs kam, sich zur Huldigung einfinden. An derselben Stelle, wo drei Jahre zuvor die Blüte der ungarischen Nation den Untergang gefunden hatte, mußte er vor Soliman einen Fußfall tun und dem strengen Padischah die Hand küssen. Kniefall und Handkuß, dadurch allein schon bewies Zapolya, daß er kein Ungar war. Selbstverständlich hatte Soliman dafür gesorgt, daß der Huldigung viele Zeugen beiwohnten, so daß der Akt recht demütigend für Zapolya war. Daß Soliman für die Strecke von Mohacs nach Ofen vierzehn Tage brauchte, hatte einen besondern Grund. Es handelte sich nämlich darum, die Festung Ofen ohne Kampf zu bekommen. Kommandant der Festung war Thomas Nadasdy, der sich für das Zustandekommen der Krönung Ferdinands so viel Mühe gegeben hatte; als Belohnung für den bewiesenen Eifer war er durch Ferdinand mit der einträglichen Pfründe versehn worden. Als nun die Türken vor Ofen erschienen, hielt es Nadasdy für zweckmäßig, die Gesinnung zu wechseln. Er ließ sich, um den Schein einer Zwangslage aufrecht zu erhalten, von seinen beiden Kriegshauptleuten fesseln und so dem Sultan ausliefern. Die beiden Kriegshauptleute Christof Besserer und Johann Taubinger, übergaben die Festung gegen die Zusicherung freien Abzuges mit andern Worten, es war ihnen erlaubt, mit allen Habseligkeiten den Platz zu verlassen. Den Janitscharen jedoch, die sich auf eine ausgiebige Plünderung bereits gefreut hatten, kam der freie Abzug sehr ungelegen, sie rächten sich auch sofort, indem sie an den Bewohnern allerlei Exzesse verübten. Nachdem die deutsche Besatzung abgezogen war, wurde Zapolya in der Burg als König installiert, hatte aber fortan einen Vormund und eine türkische Leibwache an seiner Seite.

Auf der Strecke von Ofen nach Wien wiederholte sich der Vorgang, daß alle befestigte Plätze freiwillig dem Sultan die Tore öffneten. Eine recht merkwürdige Rolle spielte dabei Varday, der Erzbischof von Gran. Um ihm zu helfen, war Graf Niklas Salm aus Komorn herbeigeeilt mit 4000 Mann, Salm mußte jedoch unverrichteter Dinge wieder abziehen, da der Erzbischof ihn nicht einließ. Als aber die Türken erschienen, machte sich der Erzbischof aus dem Staube. Nicht nur Gran fand der Sultan leer, auch in Totis, Komorn und Raab war kein Bewaffneter zu sehen. Ein panischer Schrecken ging dem Sultan voran, ohne irgend einen Widerstand zu finden, traf er am 27. September vor Wien ein. Seine Vorhutabteilungen, die Renner, umkreisten die Stadt schon seit 21. September und schnitten die Zufuhr von Lebensmitteln ab. Den Proviant für das türkische Heer dagegen trugen 20000 Kameele, zu gleicher Zeit wurden 800 Schiffe auf der Donau stromaufwärts gezogen und gerudert.

Graf Niklas Salms Tumbadeckel.

Die Stadt Wien, zwar seit alters her befestigt, war im Augenblick durchaus nicht in einer solchen Verfassung, daß man der Zukunft mit einer gewissen Beruhigung hätte entgegenblicken können. Die Befestigungsanlagen waren veraltet, der Wall nur 2 Meter stark. Was aber an technischen Vorkehrungen fehlte, ward reichlich ersetzt durch den herrlichen Geist, der die Verteidiger beseelte. Die Leitung lag in bewährten Händen, Graf Niklas Salm, der oft erprobte Held, zeigte auch in diesem Falle, daß er auf dem richtigen Platze stand. Salm verfügte nur über 17000 Bewaffnete, eingeteilt in sieben Gruppen. Das Stubentor, wo es nach der Lage der Dinge am wenigsten zu tun gab, vertraute er dem Kontingent an, welches aus reichsdeutschen Truppen bestand; Pfalzgraf Philipp von der Pfalz befehligte sie. Die zweite Gruppe, beiderseits des Kärnthnertores, unterstand dem Oberst Eck von Reischach, sie bestand aus niederösterreichischen Truppen. Die dritte Gruppe, am Augustinerkloster, befehligte der Oberst Abel von Hollenegg, sie umfaßte das steiermärkische Kontingent. Im Verlaufe der Belagerung lag die Last der Verteidigung ausschließlich auf der zweiten und dritten Gruppe, denn auf dieser Strecke eröffnete Soliman den so aufreibenden Minenkrieg. Die vierte Gruppe verteidigte den Abschnitt vor der Burg, Ulrich Leisser war ihr Haupt. Die fünfte Gruppe, beiderseits des Schottentores, unterstand dem Oberst Leonhard von Fels, sie bestand aus Niederösterreichern und der Wiener Bürgerwehr. Die sechste Gruppe befehligte Reinprecht von Ebersdorf, sie bestand aus österreichischen und spanischen Fußknechten. Beiderseits des Rotenturmtores endlich stand Oberst Hans von Hardegg mit böhmischen Fußknechten.

In klarer Würdigung der Sachlage zögerte Salm nicht, den Belagerer durch Ausfälle zu stören. So stießen schon am 29. September 2500 Mann in den türkischen Ring, am 29. September taten 150 Reiter dasselbe. Am 2. Oktober erfolgte ein dritter Ausfall, am 7. Oktober gab es sogar eine förmliche Ausfallsschlacht, da Salm 8000 Mann hinausschickte. Alle diese Ausfälle vermochten zwar nicht, die Belagerung zu verhindern, immerhin aber zog der Verteidiger moralisch einen hohen Gewinn daraus. Die schweren Tage für Wien brachen mit der Eröffnung des Artilleriekampfes an, der vom 3. Oktober beiderseits mit großer

Zähigkeit geführt wurde. Da gab es in der Stadt unzählige Brände zu löschen, beschädigte Häuser und Mauern auszubessern. Das Schlimmste jedoch waren die Minen, die des Sultans Kriegsingenieure geradezu meisterhaft zu legen verstanden. Viermal barsten Stücke in der Stadtmauer, am 10., 11., 12. und 14. Oktober funktionierten die Minen derart exakt, daß jedesmal eine Bresche entstand, auf welche dann die Janitscharen Sturm liefen. Mit unvergleichlicher Bravour feuerte der wackere Salm die Seinen an, mutig sich den Türken entgegenzustellen. Tatsächlich wurden die Türken immer wieder mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Beim letzten Sturme am 14. Oktober stand Salm mitten auf der Bresche, erst als ihm der eine Fuß zerschmettert wurde, ließ er sich wegtragen.

Wer weiß, wie sich das Schicksal der Stadt gestaltet hätte, wenn Soliman sich entschloß, noch einmal einen Sturm zu versuchen. Allein er hatte genug gesehen, hatte genug Erfahrungen gesammelt, und so stellte er seine Angriffe ein. Am 16. Oktober trat er den Rückmarsch an und auf demselben Wege, den er im Sommer benützt hatte, begab er sich nach Konstantinopel.

Im Zusammenhange mit der Belagerung Wiens stehen die Streifzüge, welche nach Westen und Süden durch die türkischen Renner unternommen wurden. Die Renner hatten einerseits zu erkunden, ob und wo Entsatztruppen im Anzuge seien, anderseits oblag ihnen die Aufgabe, unter der Landbevölkerung Angst und Schrecken zu verbreiten. Döbling, Penzing, Hietzing, Hütteldorf, St. Veit, Mödling, Perchtoldsdorf, Brunn a. Geb., Enzersdorf, Baden, Klosterneuburg, Amstetten, Ybbsitz, Waidhofen, alle diese Orte hatten unter der Raubgier der türkischen Renner mehr oder weniger empfindlich zu leiden. Was bedeutete aber dieses Ungemach im Vergleich zu der Tatsache, daß Wien sich den Ruhm erwarb, die abendländische Zivilisation gerettet zu haben! Man vergegenwärtige sich nur den Stefansdom in eine Moschee verwandelt, den Stefansturm umgestaltet in ein Minaret.

Die mustergültige Haltung der Wiener trug sehr bald ihre guten Früchte. Drüben im Reiche kargten die deutschen Brüder nicht mit Lob und Anerkennung. Ein Reichstag, der im Sommer 1530 in Augsburg zusammentrat, bewilligte sogar Geld für einen Offensivstoß gegen Ofen. Die Operation endete aber kläglich, Freiherr Wilhelm von Roggendorf, dem man die Leitung übertragen hatte, erfüllte keine der an ihn geknüpften Hoffnungen. Bedeutsamer war es, daß Ferdinand zwei Gesandte nach Konstantinopel schickte, der eine war der Ritter und Erbkämmerer in Kroatien, sowie Hauptmann zu Güns: Niklas Jurisic (sprich Jurischitsch), der andere hieß Graf Joseph Lamberg. Die beiden Gesandten wurden am 17. Oktober sehr feierlich empfangen und am 25. Oktober hatten sie die erste Unterredung mit dem Großvesier. Bei aller Steifheit, die der Zeremonie anhaftete, fehlte nicht ein komischer Beigeschmack, als man zur Hauptsache, zum Reden schritt. Lamberg sprach deutsch, der Großvesier verstand natürlich kein Wort der langen Anrede. Den Vorschlag, die Rede durch einen lateinischen Dolmetsch wiederholen zu lassen, wies der Großvesier ab, er seinerseits gab vor, nur italienisch zu verstehen. Da öffnete Jurisic den Mund und begann kroatisch zu verhandeln. Und merkwürdig, diese Sprache war allen so geläufig, daß man sich prächtig verständigte. Am 7. November 1530 empfing der Sultan die Gesandten, und seitdem blieb ihm der Name Jurisic im Gedächtnisse haften.

Im Frühjahr 1532 unternahm Soliman II. abermals einen Zug gegen Wien. Im Vergleich zur Expedition des Jahres 1529 hatten sich aber die Verhältnisse wesentlich für Wien gebessert. Durch die Belagerung gewitzigt, waren die Behörden eifrig an der Arbeit gewesen, die Befestigungen zu verbessern. Ein anderer Vorteil für die Wiener ergab sich dadurch, daß sie diesmal auf eine ausgiebige Reichshilfe rechnen konnten, nicht weniger als 40 000 Fußknechte und 30 000 gepanzerte Reiter hatte der deutsche Reichstag bewilligt. Dazu schickte Kaiser Karl V. spanische, italienische, burgundische Truppen. Aus Böhmen war auch Hilfe versprochen. Unter solchen Umständen brauchten also die Wiener nicht zu verzagen.

Sultan Soliman führte 200 000 Mann mit 300 Kanonen, er war somit um 80 000 Mann stärker als das letzte Mal. Am 5. Juli erreichte er Belgrad. Am 22. Juli stand er in Essek und zog hier noch weitere 100 000 Mann an sich, die aus Bosnien in Marsch gesetzt worden waren. Über Babocsa, Körmend, Steinamanger vorrückend, erreichte seine Vorhut am 9. August das Städtchen Güns, der Sultan selbst traf am 13. August ein.

Ganz gegen seine ursprüngliche Absicht ließ sich Soliman vor Güns in ein Unternehmen ein, das man entweder eine Spielerei oder aber Kriegslist nennen muß. Er ließ das Städtchen umzingeln und mit Falkonetten beschießen. Obschon die Geschoße kaum die Größe von Gänseeiern besaßen, war die Hochwehr der Stadtmauern nach drei Tagen zerstört. Sodann wurden Minen gegraben an 13 Stellen zugleich. Viermal

legte man die Stadtmauer in Bresche, wobei am 19., 20., 23. und 28. August das obligate Sturmlaufen stattfand. Am 29. August kapitulierte das Städtchen, das von einer Handvoll Bauern verteidigt worden war. Güns zu halten, war überhaupt nicht beabsichtigt gewesen. Der Hauptmann des Platzes, Niklas Jurisic wollte eben mit 28 Husaren und 10 Panzerreitern nach Wien, dem allgemeinen Versammlungsorte aufbrechen, als der Großvesier vor Güns anlangte. Aus der Umgebung flüchtete Landvolk in die Stadt und aus diesen Bauern formierte Jurisic 700 Bewaffnete, die er in überaus geschickter Weise zu verwenden wußte. Beim letzten Sturme am 28. August, als der Platz kaum mehr zu halten war, wollten einige brave Bauern einen himmlischen Reiter, den heiligen Martin erblickt haben. Und da die Türken den Sturm einstellten, stand für die Landleute fest, daß ihr Schutzpatron sie gerettet habe.

Die Sage an sich ist recht hübsch, aber zum Verständnis der Begebenheiten trägt sie nicht bei. Der Umstand, daß Soliman, wie die nebenstehende Skizze zeigt, am 30. August den Weg nach Steiermark einschlug, führt notwendigerweise zu der Frage, warum rückte Soliman nicht nach Wien? Die Antwort ist leicht zu geben. Bei dem gut organisierten Kundschaftswesen, auf welches der Sultan jährlich viel Geld verwendete, konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, daß das deutsche Reichsheer schon den Wiener Wald durchquerte, während er Güns noch nicht erreicht hatte. Um die Absichten des Gegners auszuforschen, schickte Soliman von Güns aus das berittene Streifkorps Kasim-Beg in den Wiener Wald. Kasim-Beg führte 15000 Reiter, seine Leistungen sind respektabel zu nennen. An St. Pölten vorbei, wo schon spanische Fußknechte eingetroffen waren, drang Kasim-Beg kühn bis an die Enns vor. Er überschritt den Fluß, fand in Stadt Steyer 1000 gepanzerte Reiter, die soeben aus Graz gekommen waren, dann wandte er sich nach Weyer und Waydhofen. Hier fand er das Donautal bereits verlegt, er schlug sich daher in die Seitentäler. Bei Baden hervorbrechend, fand er den Weg abermals verlegt. Da ihn die Gefangenen am weitern Fortkommen hinderten, ließ er sie, 4000 an der Zahl, niedersäbeln. Hierauf teilte er seine Korps in zwei Kolonnen; die eine, die er nach Steiermark dirigierte, entkam glücklich durch die Wälder, die andere aber, die er selbst führte, stieß auf Schärtlin von Burtenbach, den Führer des Augsburger Kontingents. Kasim-Begs Versuch, sich durchzuschlagen, endete damit, daß seine Abteilung vollständig aufgerieben wurde. Kasim-Beg fiel gleich zu Beginn des Gefechtes. Die wenigen, die sich hatten flüchten können, wurden 10. September teils bei Pottenstein, teils bei Sebenstein vernichtet.

Seinem Herrn, dem Sultan, leistete Kasim-Beg einen ungeheuren Dienst mit dieser Selbstaufopferung, denn unbelästigt vom deutschen Reichsheer vollführte Soliman II. den Marsch durch Steiermark. Am 7. September erreichte er Friedberg, am 10. Gleisdorf, am 11. marschierte er an Graz vorüber, am

12. passierte er die Mur bei Fernitz. Je ein Streifkorps dirigierte er nach Kärnthen und Cilli. Nachdem er Warasdin erreicht hatte, teilte er, wie die Skizze zeigt, sein Heer in zwei Kolonnen.

Zur Günser Sage vom heiligen Martin gehört die Grazer Sage von dem Pascha, der in einem Hause der Sporgasse sitzend, Speise und Trank sich auftragen ließ. In demselben Augenblicke durchschlug eine vom Schloßberg abgefeuerte Kanonenkugel das Dach des Hauses und zertrümmerte Braten und Schüssel zugleich. Darauf eilte der Pascha fort. Ebenso hat sich eine Sage erhalten, daß ein damals berühmter Kriegsoberst, Hans Katzianer, die Türken bei Fernitz eingeholt und ihnen großen Schaden zugefügt habe. Da nun Katzianer am 10. September mitwirkte bei der Vernichtung des Kasim-Beg, konnte er unmöglich zwei Tage später bei Fernitz erscheinen. Die Erklärung, daß er Eilmärsche gemacht habe, hilft nicht über den Einwand hinweg, daß es selbst heute nicht möglich wäre, die Strecke von Baden bis Fernitz in einem Tage zurückzulegen, außer man benützte die Eisenbahn.

* * *

Katzianer, dessen Name eben genannt wurde, fand bald Gelegenheit, viel von sich reden zu machen. Er stammte aus Krain, sein voller Name lautete Hans Katzianer Freiherr von Katzenstein. In der Art, wie er sich gab, bot er die typische Erscheinung des maßlosen Strebers. Einer rauhen Zeit rauher Sohn, ungeheuer ehrgeizig, verschlagen und listig, grausam und roh, dabei immer auf Gelderwerb bedacht, hatte Katzianer schon vor 1526 ein solches Ansehen erlangt, daß er den ersten Kriegsmeistern beigezählt wurde. Ferdinand betraute ihn 1527 während des Krönungsfeldzuges mit der Aufgabe, Oberungarn gegen Johann Zapolya zu halten. Katzianer vollführte den Auftrag zwar zweckentsprechend, doch zeigte sich hier schon sein Hang, auf eigene Faust Kontributionen einzuheben, in recht unverhüllter Weise. Man könnte nicht behaupten, daß sein Verfahren geeignet war, dem Habsburger viele Freunde in Ungarn zu erwerben. Bedenklicher aber als das Rauben war der Umstand, daß Katzianer sich nicht scheute, mit Zapolya einen geheimen Briefwechsel zu eröffnen.

Katzianer besaß einflußreiche Verwandte. Ein Bruder war Bischof in Laibach, er selbst wurde 1530 Landeshauptmann von Krain. Mit Andreas Hoffmann, einer der ersten Persönlichkeiten in Graz, stand Katzianer im Verhältnis eines Schwagers. Eine Tochter, Namens Scholastika, hatte er verheiratet mit dem Freiherrn Ulrich von Eitzing, einem in Wien überaus angesehenen Manne. Getragen von solcher Gunst der Verhältnisse, erwirkte Katzianer 1537, daß ihm der Oberbefehl über ein Heer übertragen wurde, welches den Landstrich östlich von Pozega den Türken entreißen sollte. Dieser Landstrich gehörte, wie die Karte der türkischen Eroberungen zeigt, teils seit 1526, teils seit 1528 dem Sultan, zwei Pascha verwalteten in dessen Auftrag die Einkünfte des Landes. Katzianer, der mit vielen kroatischen Großgrundbesitzern enge befreundet war, eröffnete im Sommer 1537 seine Operationen, aber in einer solchen Weise, daß die ganze Unternehmung nur Schimpf und Schande eintrug. Er gelangte bis Esseg, mußte aber unverrichteter Dinge wieder abziehen. Dabei büßte er große Kanonen ein, die sein Privateigentum waren. Dem größten Geschütz gaben die Türken den Namen „Katzianerin". Den Mißerfolg wälzte er teils auf die kroatischen Herren, teils auch auf die unzureichende Verpflegung, auf die schlechten Wege, auf die Uneinigkeit unter den Befehlshabern. Die Schuld traf jedoch ihn, ihn allein. Er hatte die Gelegenheit benützt, bedeutende Summen in seine Taschen gleiten zu lassen. So unverschämt hatte er die Betrügereien verübt, daß es nicht schwer fiel, verschiedene Unterschleife ziffernmäßig zu belegen. Die Folge war, daß Katzianer am 11. Dezember 1537 verhaftet und nach Wien gebracht wurde, um sich vor einer Untersuchungskommission zu rechtfertigen. Der Prozeß nahm für Katzianer eine schlimme Wendung, es kamen so viele Schurkereien an den Tag, daß seine Hinrichtung außer Frage stand. Es gelang ihm, dem Unheil zu entgehen, eine vornehme Dame, wahrscheinlich seine Tochter, brachte ihm in einer silbernen Flasche einen Strick. Er entwich aus dem Gefängnis und verkleidet reiste er nach Kroatien. Am 19. Februar 1538 war er in Agram und stattete dem Bischof einen Besuch ab. Zwei Tage später, am 21. Februar, weilte er in Kostajnica, einem Grenzorte an der Unna gelegen. Sonderbar war es, daß sich just an diesem Tage viele kroatische Herren einfanden, darunter die beiden jungen Grafen Zrinyi. Die Herren hatten ihr Petschaft mitgebracht, ein Beweis, daß es sich nicht um einen Festschmaus, sondern um geheime Abmachungen handelte, die man schriftlich aufsetzte. Katzianer hatte das Schloß Kostajnica von den Brüdern Johann und Niklas Zrinyis durch Kauf an sich gebracht, ebenso die Herrschaft Dubica. Das Schloß Krupa verhandelten die Zrinyis jetzt. Katzianer, über dessen Güter Ferdinand soeben die Konfiskation verhängt hatte, betrieb eifrig die Rücknahme der Verordnung.

Er wandte sich mit Bittgesuchen an die Königin von Polen (vgl. Bona Sforza in der Tabelle unter B), ebenso ersuchte er seinen Schwager Hoffmann um Fürsprache, endlich auch suchte er durch den Bischof von Laibach, seinen Bruder die krainerischen Stände, durch seinen Freund Franz Batthyany die kroatischen Stände zu seinen Gunsten zu beeinflussen. Die Schritte hatten keinen Erfolg, am 25. März 1538 überreichte Ferdinand in Graz den Ständen eine umfangreiche Anklageschrift, aus welcher sie Katzianers „falsche, giftige und böse Praktiken" ersehen konnten.

Im Verlaufe des Sommers 1539 erwarb Katzianer durch Kauf die unweit von Pozega gelegene, zu Österreich gehörige Festung Kopreinitz und er rühmte sich öfters, daß er den Platz den Türken in die Hände spielen wolle. Durch seinen Freund Valentin Török, Gutsnachbar der Grafen Zrinyi, unterhandelte Katzianer mit Johann Zapolya, er führte überhaupt eine vielseitige Korrespondenz. Für die soziale Stellung Katzianers ist es charakteristisch, daß Ferdinand trotz aller Schuldbeweise ein Dekret erließ, welches die Wiederaufnahme des Prozesses für den 11. September 1539 anberaumte. Katzianer sollte nach Wien kommen gestützt mit Beweisen, die seine Unschuld außer Frage stellten. Diesem Begehren konnte er natürlich nicht entsprechen und so blieb er in Kroatien. Da faßten die Brüder Zrinyi den seltsamen Entschluß, die verletzte Moral zu sühnen. Sie, die beim Pascha von Bosnien einen ständigen Diener hielten; sie, die nach Banjaluka alles mitteilten, was sie an Neuigkeiten wußten; sie, die aus dem Verrat von Staatsgeheimnissen ein Geschäft machten, ließen sich am 27. Oktober 1539 von Katzianer zu einem Gastmahl einladen und im Verlaufe der Unterhaltung ermordeten sie den Hausherrn. Sodann verfaßten sie einen Bericht an Ferdinand, worin sie ihre Tat mit der Begründung rechtfertigten, nur so hätten sie noch größeres Unheil verhüten können. Und selbstlos wie sie schon waren, begehrten sie von Ferdinand einige Herrschaften als Belohnung. Die Sache wirbelte viel Staub auf, die Brüder Zrinyi ließen durch einen gewandten Juristen eine Rechtfertigung ihres Verhaltens verfassen, bei aller Mühe jedoch gelang es ihnen nicht, sich reinzuwaschen. Aus dem einen Meuchelmörder, Graf Niklas Zrinyi, wurde später der Held von Sziget.

Johann Zapolya fühlte, nachdem er das Leben reichlich genossen hatte, trotz des vorgerückten Alters das Bedürfnis, zu heiraten. Er vermählte sich zu Stuhlweißenburg 23. Februar 1539 mit seiner Nichte Isabella (vgl. Nr. 5). Die blutjunge Frau genas am 7. Juli 1540 eines Sohnes (vgl. Nr. 14), als Johann Zapolya am 18. Juli 1540 starb, war somit der Bestand der Gegendynastie gesichert. Unter den Personen, welche am Sterbebette Zapolyas standen, befand sich Katzianers Freund, Valentin Török. Auch ein recht merkwürdiger Mann, dieser Török. Er übernahm auf Wunsch des Sterbenden die Vormundschaft über den elf Tage alten Thronerben, woraus zu schließen war, daß er gegebenen Falls für den kleinen Wurm eintreten werde. Im Sommer 1541 war ein kaiserliches Heer vor Ofen erschienen, um die Stadt zu erobern. Wer lustig mithalf, die Festungsmauern zu beschießen, war der wackere Török. Zu seinem Unglück wurde er von den Türken gefangen und als Soliman II. am 25. August persönlich vor Ofen erschien, war Töröks Schicksal besiegelt. Er verschwand denn auch spurlos. Török hinterließ eine Witwe, Katharina Pempflinger war ihr Mädchenname und seit 1522 hatte die Ehe gedauert.

Am 29. August 1541, dem Jahrestag des Schlacht von Mohacs, setzte Soliman einen türkischen Statthalter in Ofen ein, Suleiman Pascha. Dieser Herr, kein Türke sondern Ungar von Geburt, besaß unzweifelhaft große Verdienste als Renegat. Wie er früher hieß, ist unbekannt, aber wahrscheinlich entstammte er einem Magnatengeschlechte.

Sultan Soliman säumte nicht, den Ungarn drastisch vor Augen zu führen, daß er allein das Recht habe, die Schicksale des Landes zu bestimmen. Politisch, militärisch und wirtschaftlich schritt er zu einschneidenden Reformen. Schon 1543 wurde ein breiter Landstrich westlich von Ofen nach türkischen Grundsätzen verwaltet, 1551—2 geschah dasselbe mit der Zone, die zwischen Ofen und Siebenbürgen lag. Die wichtige Stadt Erlau hätte gleichfalls genommen werden sollen, doch leistete dieselbe so hartnäckigen Widerstand, daß die Türken das Vorhaben aufgeben mußten. Der Besitz von Erlau war aber für den Sultan unumgänglich notwendig als nördlichster Stützpunkt.

Durch anderweitige Sorgen abgezogen, schritt Soliman erst 1566 zur Eroberung von Erlau. Am 1. Mai von Konstantinopel aufbrechend, führte er sein Heer auf dem uns bereits bekannten Wege nach Belgrad. Am 27. Juni nahm er für mehrere Tage seinen Aufenthalt in Semlin. Es galt, verschiedene Förmlichkeiten abzutun, darunter dem jetzt 26 jährigen Sigmund Zapolya eine Audienz zu erteilen. Der junge Fürst brachte die üblichen Huldigungsgeschenke, als er dem Sultan vorgeführt wurde. Dreimal beugte Zapolya das Knie vor dem gestrengen Herrn, dann durfte er auf einem Sessel Platz nehmen. Während

der Unterredung versprach Soliman, dem Sohne behilflich zu sein, daß er, wie einst der Vater, die Krone von Ungarn tragen könne. Unterdessen überschritt das türkische Heer die Drau und breitete sich nördlich des Flusses fächerförmig aus. Da wurde eine bei Siklos lagernde Abteilung am 1. Juli unvermutet überfallen, deren Anführer getötet, das ganze Lager erbeutet. Des geraubten Gutes war nicht wenig, zum Fortschaffen verwendeten die Ungarn 8 Kameele, 60 Tragpferde, 50 Esel, außerdem 6 Fuhrwerke, alles vollbepackt mit Gold und Silbermünzen, Schmuck und Kostbarkeiten aller Art.

Soliman brachte unschwer in Erfahrung, wer ihm diesen Streich gespielt. Es war Graf Niklas Zrinyi, der den Überfall angeordnet hatte. Begreiflicherweise geriet der Sultan in nicht geringe Wut und er beschloß, den Störefried empfindlich zu strafen. Anstatt den Weg auf Erlau einzuschlagen, dirigierte er das türkische Heer gegen Szigetvar, ein fraglos sicheres Unternehmen umsomehr, als der Sultan durch seine Kundschafter wußte, daß sich bei Raab ansehnliche Streitkräfte zu sammeln begannen. Derart in der linken Flanke bedroht, wäre es dem Sultan nicht leicht geglückt, bei Ofen den Uferwechsel zu vollführen. Durch mehr als fünf Wochen verharte Soliman in der Gegend zwischen Essek und Fünfkirchen, ein Beweis, daß er sich, ähnlich wie im Jahre 1532, keinem Mißerfolge aussetzen wollte. Am 5. August traf er vor Szigetvar ein. Erwähnt muß werden, daß er die berühmte „Katzianerin", welche sich in Arad befand, mittels Büffelgespann herbeizuschaffen befohlen hatte.

Szigetvar und dessen Verteidiger, Graf Niklas Zrinyi, müssen etwas eingehender geschildert werden. Zum Besitz der Familie Török gehörig, war die kleine unansehnliche Veste im Jahre 1518 erbaut worden Der Platz umfaßte einen Raum von 80 Schritte Breite und 200 Schritte Länge, die Garnison war gering (200 Mann zu Fuß, 100 Reiter). Als Valentin Török 1541 in türkische Gefangenschaft geraten war, wendete sich Katharina Pempflinger, dessen Witwe, an den Kaiser mit der Bitte, ihr den Besitz abzukaufen. Ferdinand kaufte 1543 das Territorium und in den nächsten Jahren arbeiteten italienische Ingenieure, wie Mirandola und Voltellini, an der Verstärkung der Befestigungen. An gemauerten Objekten besaß Sziget nur einen runden Turm aus Ziegeln, alles andere war aus Erde und Holz. Ein strategischer Ort war Sziget nicht, der Platz konnte leicht umgangen werden, weil keine Hauptverkehrsader durchführte. Dessen ungeachtet kamen zu Beginn des Jahres 1566 aus Wien Geschütze, 216 Pferde brachten auf 41 Fuhrwerken den Artilleriepark nach Sziget. Was nun Niklas Zrinyi anbelangt, so ist festzuhalten, daß er der jüngste Sohn eines zwar sehr adelsstolzen, aber armen Vaters war. Er bekam 1529 vom Kaiser eine goldene Kette, 1535 verwendete sich seine Mutter bei Ferdinand, um ihm die einträgliche Pfründe eines Priors von Auranien (Orana) zu verschaffen. Ferdinand hatte die Pfründe bereits anderweitig vergeben, doch ernannte er Niklas Zrinyi zum Johanniter-Ritter und schickte ihm dazu 1000 Gulden. Johann Zrinyi, der bei der Ermordung Katzianers mitgeholfen hatte, wurde Bischof von Agram und fiel als solcher 1542 in einem Gefechte bei Vinodol. Mit Hilfe dieses Bruders erwirkte Niklas, daß ihm 1541 einige Domänen in Kroatien zugesprochen wurden. Ein schönes ertragreiches Gut erwarb Niklas 1543, indem er den Grafen Peter Keglevich, der zu den Gegnern Ferdinands gehörte, in einen Hinterhalt lockte und als Gefangenen nach Wien schickte. Niklas bewarb sich um dessen Herrschaft Csakathurn und erhielt sie auch tatsächlich. Hierauf heiratete Niklas 1544 die Gräfin Katharina Frangepan, die ihn in 18jähriger Ehe mit 12 Kindern beschenkte. Am 24. November 1561 erwirkte Niklas die Bestallung als Burghauptmann in Sziget, womit eine Revenue von etwa 1000 Gulden jährlich verknüpft war. Er selbst hielt sich aber nicht in Sziget auf, er verwaltete das Amt von Csakathurn aus. Im Herbst 1562 Witwer geworden, heiratete er eine Dame, die bereits zwei Männer begraben hatte, Margarete Szechy, zuerst verwitwete Gräfin Niklas Salm, dann verwitwete Gräfin Pyrrhus Arco. Ihr Hauptvorzug, es gehörten ihr in Südungarn etwa 80000 Joch erstklassigen Ackerbodens. Die Ehe mit Margarete Szechy währte etwas über ein Jahr, ihr Besitz ging aber nicht auf Zrinyi über, sondern an jenen Zweig Szechy, der in Oberungarn begütert war. Am 21. September 1564 schloß Zrinyi seine dritte Ehe mit einem Fräulein des böhmischen Hochadels, Gräfin Eva Rosenberg. In Verbindung mit dieser Ehe stand augenscheinlich die am 6. April 1564 erfolgte Ernennung des Niklas Zrinyi zum Oberkapitän des Landstriches westlich der Donau, soweit er nicht den Türken gehörte. Es war dies die letzte Gunst, die dem Grafen durch Ferdinand I. erwiesen wurde, denn dieser starb bekanntlich am 25. September 1564.

In Kaiser Max II. fand Niklas Zrinyi einen womöglich noch wärmeren Gönner. Daraus erklärt sich auch, warum Niklas Zrinyi auf eigene Faust den Überfall am 1. Juli 1566 in Szene setzte. Er wußte, daß bei Raab sich kaiserliche Truppen sammelten; er wußte, daß nach der Murinsel steirische Truppen in Bewegung waren; er wußte endlich, daß sein bester Freund und Waffengefährte, der Palatin Thomas

Nadasdy den Befehl hatte, soviel Leute als möglich gegen Sziget zu führen. Zu persönlicher Verfügung schickte übrigens Kaiser Max II. von Wien aus 800 deutsche Fußknechte nach Sziget, das Detachement konnte aber, da der Platz schon umschlossen war, nicht mehr in die Festung hinein.

Vom 5. August an wußte Niklas Zrinyi, daß er eine Belagerung werde auszuhalten haben. Seine Machtmittel waren gering, umso ehrenhafter sein Entschluß, bis zum letzten Atemzug auszuharren. Einen Monat später, am 7. September, war Sziget ein Trümmerhaufen, Niklas Zrinyi eine Leiche.

Es mutet sonderbar an, in alten Chroniken zu lesen, daß Niklas Zrinyi zur Begrüßung des Sultans die Wälle habe mit roten Tüchern behängen lassen. Offenbar war das rote Tuch türkischer Provenienz, mußte somit den Sultan verstimmen. Eine andere Ungeheuerlichkeit beging Niklas Zrinyi dadurch, daß er 300 gefangene Türken niedersäbeln und deren Köpfe, auf Spieße gesteckt, um den ganzen Wall herum zur Schau stellte. So etwas mußte die Angreifer erbittern, in ihnen den Wunsch nach Wiedervergeltung auf das lebhafteste wachrufen.

Tatsächlich gingen die Belagerungsarbeiten rasch vor sich. Die „Katzianerin" bewährte sich, wie immer bisher, als ein vortreffliches, sicher wirkendes Geschütz, nach wenigen Schüssen war der Turm schwer beschädigt. Innerhalb von vierzehn Tagen verlor Niklas Zrinyi zwei Drittel seiner Leute, die Besatzung schmolz von 2300 Mann auf 700 Köpfe. Die Türken stürmten wiederholt, erlitten auch jedesmal große Verluste, allein sie besaßen den Vorteil der numerischen Überlegenheit. Sie konnten Hekatomben von Menschen opfern, weil jeder Tote sich sofort ersetzen ließ. Der Verteidiger dagegen befand sich in der mißlichen Lage, daß er mit jedem Tage schwächer wurde. Am Abend des 6. September sah Niklas Zrinyi seine Mittel erschöpft. Er benützte die Nacht, um seine Wertgegenstände zu vergraben, an Bargeld waren 100 000 ungarische Dukaten und 100 000 deutsche Thaler vorhanden, weiter an 2000 Stück Becher und Vasen aus Edelmetall. Die minder wertvollen Sachen dagegen, etwa 5000 Dukaten wert, ließ er in eine Kiste tun und bestimmte sie den Türken als Beute. Am Morgen des 7. September zog er ein Feiertagsgewand an und steckte 100 Dukaten zu sich, „damit, wie er sagte, wer mich auszieht, nicht über Mangel an Beute klage". Hierauf ließ er das Tor des runden Turmes öffnen. Mit gehacktem Eisen ging ein Schuß ab, unter dem Pulverdampfe stürzte Niklas Zrinyi hervor, den Fahnenträger hinter sich. Nach wenigen Augenblicken war Zrinyi tot. Die Türken schleppten den Leichnam auf die „Katzianerin" und hieben daselbst den Kopf vom Rumpfe. Durch mehrere Tage wurde Zrinyis Kopf, auf eine Stange gesteckt, im türkischen Lager zur Schau gestellt, hierauf nach Ofen dem türkischen Statthalter zugeschickt. Dieser hüllte den Kopf in ein Seidentuch und ließ ihn dem Kaiser Max II. durch einen Boten überreichen. In der Folge kam der Kopf nach Csakathurn, man setzte ihn im Franziskanerkloster in der Familiengruft bei.

Knapp vor der Entscheidung, am 5. September 1566, erlag Soliman II. einem Schlaganfalle. Der Großvezier Sokolovich, ein schlauer Kroate, verheimlichte den Todesfall, um die Truppen nicht zu entmutigen. In Szigetvar jedoch installierte er sofort einen Pascha mit einer entsprechend großen Garnison und so fielen wieder bei 60 Quadratmeilen ungarischer Erde in türkischen Besitz. Solimans Nachfolger setzte die Eroberungspolitik fort, 1592 nahmen die Türken das Gebiet von Bihac, 1596 eroberten sie Erlau und 1600 rissen sie Kanizsa an sich.

So bestand denn Ungarn aus drei Teilen, die von Ost nach West betrachtet, räumlich zu einander standen wie 5:7:2. Im Osten lag das Fürstentum Siebenbürgen, dem Namen nach als Wahlreich unabhängig, in Wirklichkeit aber der Türkei tributär. Hieran schloß sich die ungarische Türkei in der Form eines großen Keiles, der Ost und West scharf von einander trennte. Hier regierte ein türkischer Statthalter, hier herrschte türkisches Recht, türkische Sitte, türkische Kultur. Im Westen Ungarns endlich lag ein schmaler Landstrich, staatlich ein Wahlkönigreich. Hier herrschte eine gewisse Stabilität, weil man seit 1526 immer jenen Habsburger zum König wählte, der die deutsche Kaiserkrone trug. Das Königreich Ungarn hieß häufig „Vormauer der Christenheit", wohlgemerkt Vormauer, nicht Mauer, weil ihr wenig Widerstandskraft innewohnte. Aber auch der habsburgsche Besitz zeigte nach dem Tode Ferdinands I. einen bedeutend verminderten Gehalt, da hier eine Teilung in drei Teile vollzogen worden war. Neben der österreichischen Linie, welche durch Max II. sowie dessen Söhne Rudolf II. und Matthias verkörpert wurde, gab es eine zweite Linie in Tirol, eine dritte Linie in Steiermark. Das Geschick fügte, daß die steirische Linie den ganzen habsburgischen Besitz wieder vereinigte.

* * *

Wien im 17. Jahrhundert.

Während des 30jährigen Krieges blieb Österreich von Türkeneinfällen verschont. Dreimal jedoch kamen aus Siebenbürgen christliche Scharen, die den Krieg nach türkischem Muster zu führen pflegten. Stefan Bocskay, nach ihm später Gabriel Bethlen und zuletzt Georg I. Rakoczy hatten die Absicht, Wien zu plündern. Aber dank dem Umstande, daß diese Fürsten alles nur halb zu tun pflegten, zerschellten deren Unternehmungen schon an der niederösterreichischen Grenze und Wien entging jedesmal der angedrohten Vernichtung.

Nach dem 30jährigen Kriege schien die Türkennot dem Erlöschen nahe, ein Menschenalter hindurch konnte man sich in Wien dem Gedanken hingeben, daß die Zeit der großen Stürme überhaupt vorbei sei. Man hatte sich mit der Tatsache abgefunden, daß das dreifach geteilte Ungarn in inneren Parteikämpfen gegenseitig sich zerfleischte. Da die Parteien gleich stark waren, kam es niemals zu entscheidenden Siegen. Der heute niedergerungene Gegner raffte sich morgen wieder auf und wurde Sieger, bis er abermals zu Boden geworfen war. Je häufiger der Vorgang sich wiederholte, desto grausamer wurden die Kampfmittel. Die Rechtsprechung wurde, weil parteiisch, unsicher und unklar; Handel und Gewerbe fristeten ein kümmerliches Dasein, weil die Besitzverhältnisse fortwährenden Schwankungen unterworfen waren. Im politischen Leben herrschte Laune und Willkür, der private Verkehr war vergiftet durch Hinterlist und Verrat, mit glühendem Hasse verfolgten sich Blutsverwandte, unter Habgier und Eigennutz ward die Moral erstickt.

Untersucht man die Struktur der ungarischen Gesellschaft, so ergeben sich da eigentümliche Verhältnisse. Im allgemeinen gilt zwar die Regel, daß das politische Leben in Ungarn ausschließlich ein Werk der Männer ist, blickt man aber tiefer, so zeigt sich, welch immensen Einfluß die ungarische Frauenwelt auf Politik, Kunst, Wissenschaft, Sitten und Kultur ausgeübt hat. Dies gilt insbesonders von allen jenen Frauen, die in ihrer Eigenschaft als Erbtöchter berechtigt waren, zu allen politischen Versammlungen einen Bevollmächtigten zu schicken und so an den Abstimmungen teilzunehmen. Frauenlogik geht aber niemals gerade Wege, Frauenlogik gefällt sich in Sprüngen und Kontrasten. Demgemäß fielen denn auch die Resultate aus.

In den zwei Dezennien, die der zweiten Türkenbelagerung Wiens vorangingen, tritt der Einfluß der Frauen derart grell zutage, daß es nicht angeht, die Sache mit Stillschweigen zu übergehen. Typisch in dieser Beziehung handelten die Familien Zrinyi, Frangepan, Rakoczy, Tököly, Nadasdy und Esterhazy, durchwegs Geschlechter, die im vordersten Treffen der Ereignisse standen. Fassen wir zunächst die Gruppen Zrinyi und Frangepan ins Auge.

Gruppe Zrinyi (kath.).

Es hinterließ ein Enkel des Helden von Sziget, Graf Georg Zrinyi (geb. 1598 † 18. Februar 1626 aus seiner Ehe mit Katharina Szechy) zwei Söhne (vgl. No. 1 und 2).

1. Niklas Zrinyi, geb. Agram 22. April 1616 † 18. Nov. 1664 auf der Eberjagd, Pair von Frankreich, Banus von Kroatien, verm. a) 164 . mit Gfin Eusebia Draskovich, geb. . . . † . . . 1644; b) 165 . mit Freiin Sofie Löbl, ... † . . . 168 ., deren Kinder unter No. 3 und 4.

2. Peter Zrinyi, geb. . . . 161 . † 30. April 1671, in der Neustadt hingerichtet, Banus von Kroatien, verm. 1642 mit Gfin Katharina Frangepan, geb. ? 1622 † . . . 1673 in Graz im Kloster, deren Kinder unter No. 5 bis 7; sie unterhielt Beziehungen seit 1668 mit Gf. Erasmus Tattenbach.

Kinder des Gf. Niklas Zrinyi, vgl. No. 1.

3. Tochter, geb. 165 . † 16 . .

4. Adam, geb. 1662 † 19. Aug. 1691 in der Schlacht von Slankamen, verm. . . . mit Gfin Katharina Lamberg, geb. . . . † . . ., als Witwe wiederverm. . . . mit Freih. von Fläsching.

Kinder des Gf. Peter Zrinyi, vgl. No. 2.

5. Helene, geb. 1643 † 18. Febr. 1703 zu Nikomedia, verm. a) Sarospatak 1. Feb. 1666 mit Gf. Franz I. Rakoczy (siehe dort No. 3), geb. 1645 † 4. Juli 1676 zu Munkacs; b) Munkacs, 15. Juni 1680 mit Gf., seit 1682 Fürst Emerich Tököly (siehe dort No. 7), geb. 25. Sept. 1657 † 5. Sept. 1705 zu Nikomedia; c) daneben Beziehungen seit 1682 mit ihrem jüdischen Sekretär Absalon.

6. Baltasar, geb. 164 . † 1704 in Graz, seit 1685 in Haft.

7. Aurora, geb. 164 . † 170 . im Kloster.

Gruppe Frangepan (kath.).

Gf. Wolfgang Frangepan, geb. . . . † 1652, hinterließ vier Kinder aus drei Ehen. Er war vermählt: a) 161 . mit Barbara Berislavic, geb. . . . † . . ., deren Sohn unter No. 1; b) 162 . mit Ursula Inhofer, geb. . . . † . . ., deren Kinder unter No. 2 und 3; c) 162 . mit Gfin Dorothea Haller, verwitw. Paradeiser, geb. . . . † . . . deren Sohn unter No. 4.

1. Kaspar, geb. 161 . † 1653 Hptm. zu Ogulin, verm . . . mit Gfin Eva Forgach, geb. . . . † . . .

2. Georg, geb. 162 . † 1662, Obersthofmeister in Wien verm. . . . mit Gfin Sofie Forgach, geb. . . . † . . ., deren Töchter unter No. 5 und 6.

3. Katharina, geb. 1622 † 1673 zu Graz im Kloster, verm. 164 . mit Gf. Peter Zrinyi (siehe dort No. 2), geb. 161 . † 30. April 1671 zu Wr. Neustadt hingerichtet; sie stand seit 1668 in Beziehungen mit Gf. Erasmus Tattenbach, geb. 3. Feb. 1631 † 1. Dez. 1671 zu Graz hingerichtet (Tattenbach war vermählt mit Gfin Justine Forgach).

4. Franz, geb. 163 . † 30. April 1671 zu Wr. Neustadt hingerichtet, verm. . . . mit Marchesa Julia de Naro.

Töchter des Gf. Georg, No. 2.

5. Marie, geb. . . . † . . .

6. Juliane, geb. . . . † . . ., verm. 22. Juli 1668 mit Gf. Ernst Traun, geb. . . . † 6. Sept. 1688, bei Belgrad gefallen.

Niklas Zrinyi bekam schon 1636 die Würde eines Oberst-Stallmeisters und als solcher zeichnete er sich in den Kämpfen gegen Georg Rakoczy in Siebenbürgen aus. Dafür zum Obergespan der Komitate Zala und Sümeg ernannt, heiratete er eine Gräfin Draskovich, wurde aber bald Witwer. 1647 wurde er Banus von Kroatien, 1650 war er Unterhändler des Kaisers bei einem Friedensschluße mit dem Pascha von Kanizsa. Die alten Chroniken rühmen ihn als tapfern Mann, der wiederholt Streifzüge auf türkisches Gebiet unternahm und weil er „immer Sieger dabei blieb", ist die Vermutung gerechtfertigt, daß er sehr viele Beute nach Hause geschleppt hat. Durch seine zweite Heirat erschloß er sich wichtige Beziehungen in Wien bei der Zentralregierung. Ein Mann großer Ideen war Niklas Zrinyi nicht, er betrachtete die Welt von dem Gesichtswinkel des in Csakathurn ansäßigen Gutsbesitzers. In seinen freien Stunden, deren er viele hatte, war er Dichter, aber mehr Hauspoet als Interpret des Zeitgeistes. Daß er seinen Urgroßvater in einem Gedicht von fünfzehn Gesängen verherrlichte, ist an sich eine sehr verdienstliche Tat, deren Wert nicht geschmälert werden soll, obschon das Gedicht niemals populär zu werden vermochte. Der Dichter hielt sich aber auch für einen Feldherrn. Im Sommer 1660 flog in Kanizsa das Pulvermagazin in die Luft, die Festung erlitt dadurch großen Schaden. Flugs eilte Niklas Zrinyi aus Csakathurn herbei, in der Absicht, den türkischen Pascha zu belagern und zur Kapitulation zu zwingen. Nun verstieß solches Verfahren gegen

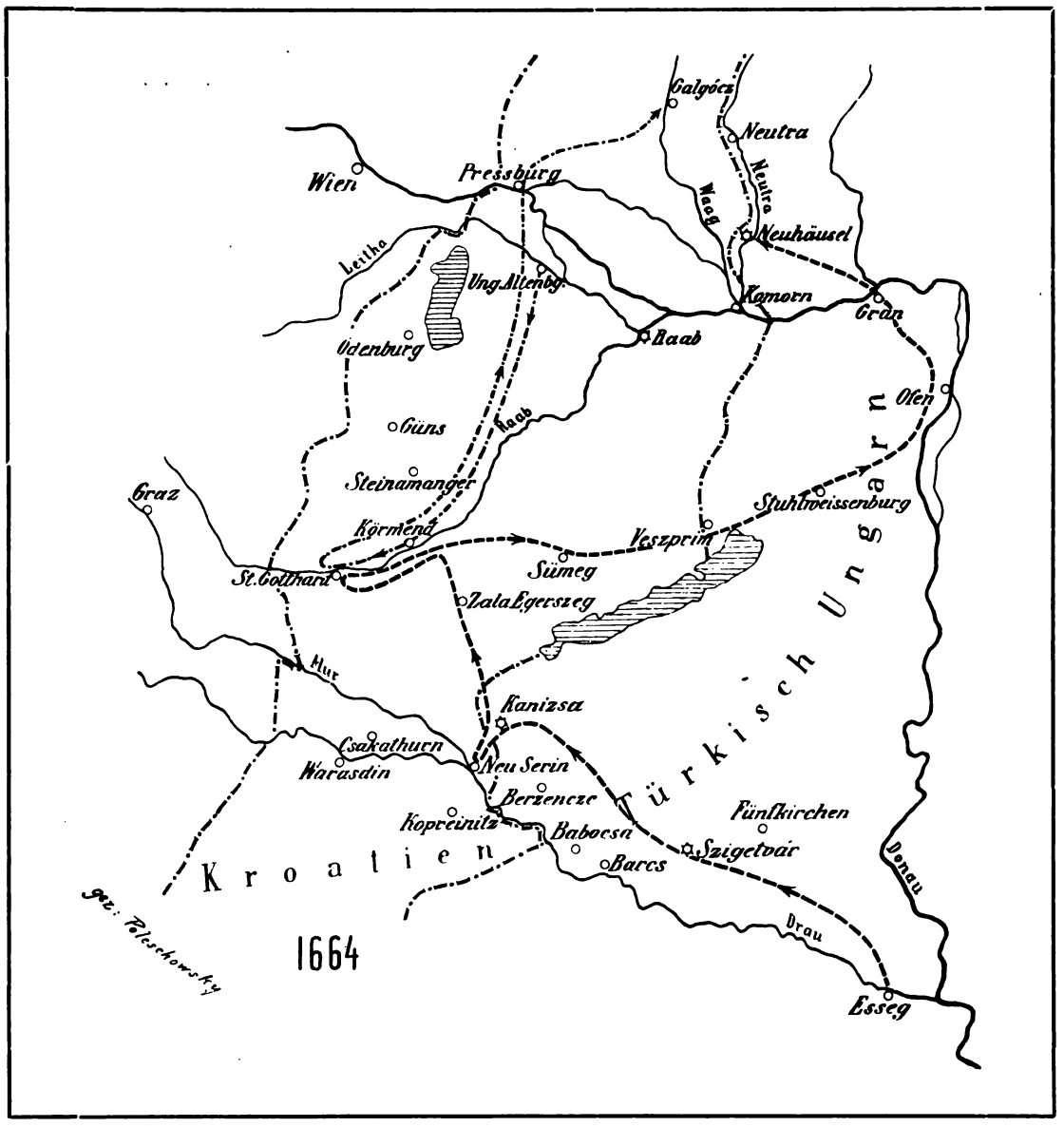
das Völkerrecht und tatsächlich kam aus Wien der Befehl, den Pascha in Ruhe zu lassen. Zornig warf Niklas Zrinyi den Säbel zu Boden, unwillig leistete er Gehorsam. Nachdem der Zorn verraucht war, dämmerte in Zrinyi die Erkenntnis, daß der Pascha, ebenso handelnd, eines Tages das Schloß Csakathurn überfallen könnte. Dem vorzubeugen, legte Zrinyi im Frühjahr 1661 eine Erdbefestigung an der Stelle an, wo die Mur in die Drau mündet. Die Kosten trug Steiermark, Zrinyi hatte die Herren in Graz zu überzeugen vermocht, daß eine solche Befestigungsanlage in ihrem ureigensten Interesse liege. Auf diese Art entstand die „Festung" Neu-Serin auch Serinvar genannt. Augenscheinlich wurde über die neue Festung mehr gesprochen als notwendig war, ihr strategischer Wert über Gebühr gepriesen. Denn einerseits wurde der Pascha von Kanizsa zum Tod verurteilt, weil er den Bau nicht verhindert hatte, anderseits nahm sich der Großvezier vor, den Platz so bald als möglich zu schleifen. Am 8. Juli 1663 traf der Großvezier Achmed Köprili, ein feuriger Mann von 26 Jahren, mit 120000 Mann in Belgrad ein. Über Mohacs und Ofen weiter rückend, faßte er am 23. Juli den Entschluß, die Festung Neuhäusel zu erobern. Aus der Art, wie Achmed Köprili den Plan durchführte, spricht ungewöhnliche Klugheit gepaart mit jener Rücksichtslosigkeit, die allen energischen Naturen zu eigen ist. Nachdem er am 5. August bei Gran-Parkany das linke Ufer der Donau betreten hatte, ließ er das Gerücht verbreiten, seine Schiffbrücke sei gerissen und nur ein Bruchteil des türkischen Heeres habe den Uferwechsel vollziehen können. Flugs eilte der Kommandant von Neuhäusel, Graf Forgach mit einigen tausend Mann nach Parkany in die vom Großvezier gelegte Falle. Auf eine zwanzigfache Übermacht stoßend, mußte Forgach froh sein, daß er nicht alle seine Leute verlor. Die Toten, die er liegen ließ, waren noch zu verschmerzen; gefährlich dagegen wurden ihm bald jene, die in Kriegsgefangenschaft gerieten, denn diese mußten dem Großvezier Plan und Anlage der Festung genau beschreiben. Am 15. August begann die Zernierung von Neuhäusel, am 18. August der Artilleriekampf. Die Schanz- und Minenarbeiten nahmen fünf Wochen in Anspruch, am 22., 23., 24. und 25. September wurden Breschen gestürmt. Achmed Köprili verschmähte kein Mittel, wenn es seinen Absichten dienen konnte. Zufall war es gewiß nicht, daß die Besatzung der Festung nach abgeschlagenem Sturme des 25. September erklärte, nicht mehr weiter kämpfen zu wollen. Unter dem Drucke der Meuterei schloß Forgach mit dem Großvezier eine Kapitulation ab und übergab die Festung. Der Großvezier versäumte nicht, dem Grafen ein Wohlverhaltungs-Zeugnis auszustellen, dahin lautend, daß die Festung nicht länger hätte Widerstand leisten können. Es ging aber in Ungarn die Sage, daß Forgach für 600000 Dukaten die Waffen gestreckt habe. Mit dem Verlust von Neuhäusel, das so häufig „Bollwerk der Christenheit" genannt wurde, war aber die Sache nicht abgetan, der Großvezier brachte noch eine stattliche Reihe kleinerer Festungen und Burgen an sich wie Neutra, Leva, Neograd, Szecheny, Bujak, Komjathy, Galgocz u. a. Ende Oktober marschierte der Großvezier nach Belgrad zurück, um hier ungestört den Winter zu vollbringen. In allen genannten Orten blieben aber türkische Garnisonen zurück.

Niklas Zrinyi erlebte am 15. Juli die Freude, daß seine Festung, auf die er so stolz war, durch den Pascha von Kanizsa berannt wurde. Da der Pascha darauf wieder abzog, rückte Zrinyi mit seinem Detachement, das aus 4000 kroatischen Söldnern bestand, nach Komorn. Von hier aus unternahm er mehrere Streifzüge in die Schütt, bis nach Neuhäusel selbst drang er aber nicht vor. Mehr als Zrinyi leistete Montecuccoli, Festungskommandant von Raab, der mit 6000 Mann — mehr standen nicht zu Gebote — bei Ung. Altenburg Stellung nahm, um gegebenen Falles Wien zu decken. Im Verlaufe der Begebenheiten rückte Montecuccoli mit 4000 Mann nach Preßburg, da einzelne türkische Streifkorps bis nach Brünn vorgedrungen waren.

Der Fall von Neuhäusel rief in Deutschland panischen Schrecken hervor. Von allen Kanzeln wurden die Gläubigen aufgefordert, sich zu rüsten gegen den „Erbfeind der Christenheit", der so freventlich handle. Der deutsche Reichstag ließ rüsten. Einer der Ersten brach Graf Julius Hohenlohe aus Schloß Neuenstein mit 6500 Schwaben auf und marschierte nach Wien. Man schickte ihn nach Serinvar, wo er um Weihnachten 1663 beim Grafen Niklas Zrinyi eintraf. Drei Wochen später, am 21. Januar 1664, setzten sich Hohenlohe und Zrinyi in Bewegung, unterstützt von benachbarten Gutsbesitzern, so daß die Kolonne bei 25000 Mann zählte. Die kleinen Burgen, die man unterwegs berührte, fielen Schlag auf Schlag, so Berzencze am 22., Babocsa am 25., Barcs am 26. Januar. Am 27. Januar erreichte man Fünfkirchen. Das Einvernehmen, das bisher herrschte, hörte plötzlich auf, indem Hohenlohe darauf bestand, Fünfkirchen zu nehmen, während Zrinyi nach Esseg ziehen wollte. Tatsächlich blieb Hohenlohe vor Fünfkirchen stehen, Zrinyi dagegen marschierte nach Esseg, zerstörte daselbst die 8500 Schritt lange Schiffbrücke und kam am 9. Februar nach Fünf-

kirchen zurück. In den nächsten Tagen verübte Zrinyi unmenschliche Greuel, er ließ 500 Dörfer ausrauben. Alles Vieh schleppte er fort, 3000 Pferde und 20 000 Rinder. Wo immer ein Kirchturm, ein Gehöft sichtbar wurde, Zrinyi schickte Leute hin, die nicht eher abzogen, bis von den Häusern nur kahle Mauern in den wintergrauen Himmel ragten. Den in der Kälte obdachlos werdenden Bauern machte der Dichter Zrinyi weiß, solches Verfahren sei notwendig, weil man die Gegend in eine Wüstenei verwandeln müsse.

In den nächsten Wochen brachte General Graf Peter Strozzi 10000 Kaiserliche nach Serinvar und vereinigte sich mit Hohenlohe. Auf die Nachricht, daß Kanizsa ungenügend verproviantiert sei, gewann



—·—·—·— Marschlinie der Kaiserlichen.
— — — — „ „ Türken.

Zrinyi die beiden Generale zu einem Handstreich auf den Pascha. Man stand am 28. April vor der Festung, überzeugte sich aber alsbald, daß der Pascha von Kanizsa reichlich versorgt war. Unverrichteter Dinge mußte man abziehen, die Nachricht war eine Finte gewesen.

Die 1566 durch Soliman erbaute, im Januar 1664 durch Niklas Zrinyi zerstörte Schiffbrücke bei Esseg war inzwischen wiederhergestellt worden, so daß der Großvezier am 14. Mai mit 40000 Mann und 100 Kanonen vor Sziget eintreffen konnte. Andere Truppen kamen später nach. Inzwischen war Montecuccoli

zum Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres ernannt worden. Eine seiner ersten Verfügungen war, daß er in Serinvar die kroatische Besatzung durch ein deutsches Fußregiment ablösen ließ. Zrinyi, mit Montecuccoli seit drei Jahren bitter verfeindet, faßte dies als persönliche Beleidigung auf; indessen lag der Verfügung eine andere Ursache zu Grunde. Montecuccoli wollte in Serinvar einen Kommandanten haben, der gehorchte.

Der Großvezier wartete sechs Wochen bis er zum Schlage auf Serinvar ausholte. Am 29. Juni erschien er im Weichbild der Festung und Tags darauf schritt er zur Überrumpelung. Er hatte den Augenblick so gut gewählt, daß er mit leichter Mühe den Platz eroberte. Empört schrieb Zrinyi dem steirischen Landes-Ausschuß: „Mit tiefem Schmerze berichte ich ihnen, hochgeborene Herren, eine unerhörte Sache, dergleichen man in der Geschichte nicht findet. Am heutigen Morgen (30. Juni) hat der Feind Serinvar, dessen Grundlagen und Mauern unversehrt waren, mit dem Schwert genommen. . . . Herr Montecuccoli hat zu dessen Verteidigung nicht einmal das Schwert gezogen." Der Großvezier blieb so lange stehen, bis die Festung dem Erdboden gleichgemacht war, am 12. Juli marschierte er nach Kanizsa. Es steht außer Frage, daß er, wenn ihm das Kriegsglück in diesem Jahre treu blieb, die türkische Machtsphäre bis nach Csakathurn ausgedehnt hätte. Einstweilen übte er Vergeltung für die durch Zrinyi zerstörten 500 Dörfer, indem er die Gegend nördlich des Plattensees gründlich verwüsten ließ. Am 26. Juli stand er bei Körmend an der Raab und traf seine Vorbereitungen für die nahe Entscheidungsschlacht mit den Kaiserlichen.

Die vorstehende Skizze erleichtert uns, die vollführten Bewegungen zu überblicken. Auf der Strecke von Körmend bis Sankt Gotthard zogen beide Gegner, durch den Fluß getrennt, in kleinen Tagmärschen gegen die steirische Grenze. Der Großvezier verfügte über 130 000 Mann, die ein einziger Wille beseelte. Montecuccoli, der Führer der Kaiserlichen, war halb so stark, er besaß nur 60 000 Mann, die aus drei Gruppen bestanden: Franzosen unter einem eigenen Führer, Truppen des deutschen Reiches unter einem eigenen Führer, endlich Kaiserliche unter dem Befehle Montecuccolis. Jede dieser drei Gruppen besaß ihre besonderen Privilegien, auch war Bewaffnung und Taktik überall verschieden. Befehle der Oberleitung wurden häufig gar nicht, in der Regel soweit vollzogen, als dies mit den Privilegien vereinbar war.

Am Morgen des 1. August schritt der Großvezier, gestützt auf seine Übermacht, zu einem groß angelegten Angriffe. Wie immer, so auch jetzt gut unterrichtet, dirigierte der Großvezier seinen ersten Stoß gegen das Zentrum, wo Montecuccoli das deutsche Kontingent hingestellt hatte, weil es in der Qualität das mindeste war. Tatsächlich wurde das Zentrum gleich beim ersten Anprall über den Haufen geworfen und die Türken setzten sich in dem Dorfe Moggersdorf fest. Montecuccoli beorderte nun Abteilungen aus beiden Flügelgruppen zu einem Gegenstoße. Nach mehrstündigem heißem Ringen wurde man der Türken Herr, um Mittag hatte die Schlachtordnung der Kaiserlichen dasselbe Gepräge wie vor Beginn des Kampfes. Der Großvezier bereitete nun einen zweiten Stoß vor, indem er seine Reiterei, in drei Gruppen formiert, den Kaiserlichen entgegenschickte. Mit ungeheurem Getöse rückten die türkischen Reiter an, schon von weitem Angst verbreitend. Die Situation wurde kritisch, da sowohl die Reichsdeutschen wie auch die Franzosen abziehen wollten. Montecuccoli rief die Führer zu sich und sprach ihnen eindringlich zu. „Sieg oder Tod", lautete die Losung, die er ausgab. Sein Vertrauensmann, Graf Sporck, eilte zur kaiserlichen Kavallerie, sprang vor der Front vom Pferde, kniete nieder und betete mit weit vernehmbarer Stimme: „Allmächtiger Generalissimus dort oben! Willst du uns, deinen christgläubigen Kindern, heute nicht helfen, so hilf doch wenigstens den Türkenhunden nicht, und du sollst dann deinen Spaß sehen!"

Rasch wieder im Sattel, führte Sporck seine Scharen in den Feind. Unmittelbar darauf rückte die ganze Front der Kaiserlichen vor, die Türken wurden geworfen. Sechstausend Türken blieben tot am Platze, achttausend Türken ertranken in der Raab. Eine Verfolgung sofort einzuleiten, war Montecuccoli nicht in der Lage. Einerseits war die Raab hoch angeschwollen, anderseits fehlte es an einer intakten Reserve.

Die Wirkungen der Schlacht bei Sankt Gotthard äußerten sich nicht gleich, da der Großvezier am Morgen des 2. August in voller Ordnung die Richtung nach Körmend einschlug. Montecuccoli begleitete ihn analog wie beim Hermarsche, die Raab trennte beide Heere. Beim Dorfe Vasvar das Lager aufschlagend, ließ der Großvezier den kaiserlichen Gesandten Reniger, den er seit Monaten mitführte, zu sich bescheiden und mit einem Anschein von Großmut vereinbarte er am 10. August einen Friedensschluß, ohne daß Montecuccoli davon etwas wußte. Die Sache noch geheimnisvoller zu gestalten, marschierte der Großvezier über Sümeg und Stuhlweißenburg nach Ofen und erschien, bei Gran die Donau überschreitend, am 25. September vor Neuhäusel. Montecuccoli ging, den Vorteil der innern Linie ausnützend, nach Ung.

Altenburg, übersetzte die Donau bei Preßburg und stellte sich bei Freistadt (Galgocz) auf. Auf diese Art hielt er den Großvezier wieder in Schach.

Reniger war von Vasvar nach Wien geeilt, um den Friedensschluß vom Kaiser ratifizieren zu lassen. Am 27. September 1664 brachte er die Nachricht nach Freistadt, daß Kaiser Leopold I. das Traktat unterschrieben habe. Wichtig darin waren vier Punkte: Neu-Serin darf nicht wieder erbaut werden: Neuhäusel bleibt den Türken; der Kaiser zahlt der Pforte 200000 fl. Kriegsentschädigung; der Friede dauert 20 Jahre. Mithin mußte das Jahr 1684 entweder eine Friedensverlängerung oder einen neuen Krieg bringen.

Kaiser Leopold I.

Der niemals zufriedene Niklas Zrinyi fand an dem Friedensschluß allerlei auszusetzen. Persönlich nahe ging ihm das Bauverbot wegen Neu-Serin, er verlor dadurch einerseits eine hübsche Revenue, anderseits war seine Herrschaft Csakathurn vor Türkeneinfällen nicht sicher. Das Schicksal ersparte ihm das Los, offener Gegner des Wiener Hofes zu werden, er starb gelegentlich einer Eberjagd am 18. November 1664. Wofür er die Würde eines Pairs von Frankreich erhielt, ist unbekannt. Die ungewöhnliche Auszeichnung scheint aber verknüpft zu sein mit der Tatsache, daß er nach Frankreich ein Regiment Kroaten lieferte, selbstverständlich ohne daß der Wiener Hof etwas davon wußte. Diese Kroaten erregten in Paris ungewöhnliches Aufsehen, hauptsächlich auch deshalb, weil sie um den Hals eine weiße Binde mit Fransen trugen. Die Binde gefiel den Parisern, Ludwig XIV. trug selbst eine solche und gab ihr den Namen cravatte. Durch dieses Kleidungsstück hat sich Nikolaus Zrinyi mehr Ruhm erworben als durch seine dichterischen und militärischen Leistungen. Er hatte zweimal geheiratet, erst seine zweite Frau beschenkte ihn mit Kindern. Wir kennen sein Testament nicht, doch ist es auffallend, daß die Herrschaft Csakathurn nicht auf seinen Sohn Adam, sondern auf seinen Bruder Peter überging. Peter Zrinyi zahlte der Witwe jährlich 4500 fl.

bieten mußten. Man versprach also der Türkei den Betrag von 6000 fl., wenn mit ihrer Hilfe eine Revolution ausbräche. Das Dokument, welches dieser Lumperei Ausdruck verlieh, kam zustande auf Schloß Murany, dem Wohnsitze einer Dame, die von den Zeitgenossen den Beinamen „Venus von Murany" bekommen hatte. In Konstantinopel erregte der Antrag kaum weniger Befremden, als früher die Aprildepesche in Paris, und so bekamen die Herren auch vom Großvezier einen frostigen Bescheid.

Es verstrich der Sommer, Zrinyi und Wesselenyi spähten eifrigst nach neuen Geldquellen aus. Da erfuhr man, daß Kaiser Leopold, eben 26 Jahre alt geworden, zu Beginn des kommenden Winters heiraten werde. Im Programm der Hochzeitsfeierlichkeiten war aufgenommen, daß der Kaiser der 15 jährigen Braut bis Schottwien entgegenzureisen, das Brautpaarsodann feierlich in Wien einzuziehen habe. Einen Knappen Zrinyis durchzuckte blitzartigder Gedanke, diesen Umstand auszunützen. Auf der Fahrt von Wien nach Schottwien mußte der Kaiserdurch Baden und Vöslau. Unweit davon liegt Pottendorf. Wenn sich in Pottendorf eine Reiterabteilung versteckte, um im richtigen Augenblicke hervorzustoßen, mußte es glücken, den Kaiser gefangen zu nehmen. Kein übler Gedanke das, wenn man bedenkt, was für Vorteile dadurch erlangt werden konnten. War einmal der Kaiser gefangen, dann konnte man ihn nach Schloß Kossa bei Trencsin bringen, und ihn dort so lange in festem Gewahrsam halten, bis er ein hübsches Lösegeld erlegt hatte. Zum Gelingen des Planes war freilich notwendig, daß der Schloßherr von Pottendorf, Franz Nadasdy, hiefür gewonnen wurde. Das geschah. Nadasdy unterfertigte im Verein mit Zrinyi und Wesselinyi am 20. Oktober eine Erklärung dahin lautend, daß man sich gegenseitig unter allen Umständen unterstützen werde. Daraufhin rückte Zrinyis Kumpan, ein gewisser Vitnyedy mit seinem Plane heraus, er brauchte für die Gefangennehmung des Kaisers 500 Reiter. An der Wachsamkeit der österreichischen Behörden scheiterte der Anschlag. Um den Schein jeder Mitschuld von sich abzuwälzen, richtete Zrinyi an Nadasdy einen Brief mit dem Ersuchen, Vitnyedy hinrichten zu lassen. Kaiser Leopold vollzog seine Ver-

Herzog Karl V. von Lothringen.

mählung am 12. Dezember 1666. Unter den Würdenträgern, die der jungen Kaiserin Glückwünsche darbrachten, waren selbstverständlich die Ehepaare Zrinyi und Wesselenyi zu sehen. Das hinderte nicht, daß Zrinyi und Wesselenyi auch bei Gremonville vorsprachen; unter der Behauptung, die Revolution sei nicht mehr aufzuhalten, suchten sie einen Vorschuß von 60 000 Talern zu erpressen. Gremonville tat den beiden Herren nicht den Gefallen. Im Januar 1667 erschienen Zrinyi und Wesselenyi abermals bei Gremonville und verlangten von ihm, er möge bei Ludwig XIV. dahin wirken, daß ihnen eine Domäne am Rhein im Wert von 50 000 Talern zugesprochen würde. Als Gegenleistung wollten beide Herren ihre Söhne als Geiseln stellen und in ihren Schlössern französische Truppen aufnehmen. Der Bescheid lautete natürlich ablehnend.

Da der Versuch, Frankreich und die Türkei auf Österreich zu hetzen, 1666 mißlungen war, legte man 1667 ein drittes Eisen ins Feuer. Im März 1667 tagte in Neusohl unter dem Vorsitze des Palatins eine Versammlung, angeblich um über das Gezänke protestantischer Pastoren und katholischer Pfarrer ins Klare zu kommen. Zrinyi wohnte der Versammlung als königlicher Kommissär bei, vertrat somit offiziell die Interessen des Wiener Hofes. Wie immer bei solcher Gelegenheit wurde ungemein viel gesprochen, geradezu unsinniges Zeug schwatzte aber der Palatin. Kein Wunder übrigens, der Palatin, geistig schon lange tot, eilte auch physisch seiner Auflösung entgegen. Am 14. März ging es ihm schon so schlecht, daß er sein Testament machte. Seine Frau der Gnade des Wiener Hofes empfehlend, für sie eine Pension erbittend, verschied er am 28. März nach einem reichbewegten, romantisch angehauchten Leben. Wir bringen seine Lebensbeschreibung an anderer Stelle.

Naturgemäß fiel nun die Leitung an Zrinyi, der sogleich den grotesken Plan faßte, sich zum König von Westungarn aufzuschwingen, während sein Schwiegersohn Rakoczy dasselbe in Ostungarn tun sollte. Zrinyi saß bis an die Ohren in Schulden, er befand sich in so verzweifelter Lage, daß er, koste was immer, einen großen Streich verüben mußte. Dagegen war Nadasdy immens reich, nicht umsonst hieß er „der ungarische Krösus". Als nun Nadasdy erklärte, er wünsche Palatin zu werden, weil die Tour an den Katholiken sei, sah Zrinyi ein, daß er sich andere Freunde suchen müsse. Er sprach neuerdings bei Gremonville vor und von diesem mit einem Vorschuß von 6000 Talern versehen, reiste er nach Csakathurn.

Das Jahr 1668 verstrich wie 1666, es rührte sich nichts vom Flecke. Um so lebhafter ging es 1669 zu. Nadasdy faßte den Entschluß, unauffällig den Kaiser bei Seite zu räumen und hiezu arrangierte er in Pottendorf ein Gastmahl, in dessen Verlauf dem Kaiser eine vergiftete Pastete vorgesetzt werden sollte. Der Kaiser kam, aß die Pastete, blieb aber unversehrt, nachträglich stellte sich heraus, daß Nadasdys Frau (eine geborene Gräfin Esterhazy) die vergiftete Pastete durch eine andere ersetzt hatte. Darüber geriet Nadasdy in solchen Zorn, daß er seine Frau vergiftete, 29. Januar 1669. Während der nächsten Wochen fürchtete Nadasdy unliebsame Entdeckungen. Am 25. April war Zrinyi bei ihm. Beide Herren schickten einen Kourier nach Paris mit einer Bittschrift, daß Ludwig XIV. die Revolution ins Leben rufen möge. Der König erteilte am 7. Juli den Herren den Rat, ihrem Kaiser loyal Gehorsam zu leisten.

Auf Zrinyi wirkte die Eröffnung wie ein Wassersturz. In seiner Angst, daß Ludwig XIV. ihn kompromittiert habe, fuhr er eiligst nach Wien und machte dem dirigierenden Staatsminister Wenzel Lobkowitz solche Mitteilungen, daß dieser den Eindruck gewinnen mußte, der Schürer sei Nadasdy allein. Sich selbst stellte Zrinyi selbstverständlich als Opferlamm hin. Nadasdy erfuhr von der Denunziation und säumte nicht, den Freund schonungslos bloßzustellen; er schrieb dem Kaiser, daß er allerdings mit den Verschwörern in Verbindung stehe, aber er tue es nur deshalb, um deren Absichten kennen zu lernen. Zum Beweise dessen legte er einige Schriftstücke der Verschwörer vor: Briefe Zrinyis und Briefe Wesselenyis. Dem toten Wesselenyi konnte man nichts anhaben, es war somit Zrinyi umso gründlicher gebrandmarkt. Wie fest der Hieb saß, zeigte sich am 1. Dezember 1669. Nadasdy wurde vom Kaiser in Audienz empfangen und überaus huldvoll entlassen. Zrinyi dagegen wurde nicht vorgelassen. Knirschend stand er im Vorzimmer, als Nadasdy zufrieden lächelnd an ihm vorbeischritt. Mit den Worten: „Ihr sollt mich noch fürchten lernen!" verließ Zrinyi die Hofburg und fuhr nach Csakathurn, fest entschlossen, alles zu wagen.

In Csakathurn angelangt eröffnete Zrinyi eine überaus rege Korrespondenz. Er schrieb dem Pascha zu Kanizsa, schrieb dem Pascha zu Banjaluka, seinen eigenen Hofmeister schickte er mit einem Brief nach Konstantinopel. Er versprach dem Sultan 60 000 Gulden Tribut, wenn 30 000 Türken ins Feld rücken würden. Für Kroatien legte er noch etwa 12 000 Gulden dazu, falls die Revolution zustande kam. Durch seine Frau hatte Zrinyi zwei Bundesgenossen gewonnen, einerseits den Tölpel Graf Franz Frangepan, anderseits den Einfaltspinsel Graf Erasmus Tattenbach, Chef der Landesregierung in Graz; Frangepan

spältiges Wesen, seine Unaufrichtigkeit, sein Mangel an Energie. Seit 1664 stand er in französischem Sold, bei der Hofkammer nahm er auf Jahre voraus sein Gehalt. So wenig er mit seinen Privatmitteln zu wirtschaften verstand, so eifrig richtete er auch Ungarn zu Grunde. Er verkörperte jenen Typus von Patrioten, die ihre Stellung zu schamlosen Ausbeutungen mißbrauchen. Als er starb, empfahl er seine geldbedürftige Witwe der Gnade des Kaisers. Tatsächlich erhielt Maria Szechy am 6. April 1669 eine kaiserliche „Gnaden-Rekompens" im Betrage von 30 000 fl. Obschon über die Blüte der Jahre längst hinaus, fühlte die alternde Kokette das Bedürfnis, angebetet zu werden. Da aber die verblühten Reize nicht mehr zu fesseln vermochten, mußte sie den Liebhabern materielle Zuschüsse leisten. Sie fand schließlich das verdiente Los, sie wurde von den teuer erkauften Freunden verraten. Als dann die Verhaftungen des Jahres 1670 vor sich gingen, schrieb ihr Neffe Graf Nikolaus Draskovich (vgl. No. 2 der Genealogie Wesselenyi) über Maria Szechy das bezeichnende Urteil: „Omnium horum Wesselyèniana palatinissa motrix est". Bis 13. Februar 1671 wurde Maria Szechy in Murany scharf bewacht. Hierauf brachte man sie nach Wien und internierte sie in einem Kloster, bis ihr gestattet wurde, am 14. Oktober 1676 nach Güns zu übersiedeln. Dort starb sie am 18. Juli 1679.

* * *

Die 1665—1670 inszenierte Magnaten-Verschwörung offenbarte die soziale und politische Korruption der ungarischen Gesellschaft in grausiger Nacktheit. Wenn es Weibern vom Schlage einer Gräfin Zrinyi und Marie Szechy ermöglicht ward, einen so unheilvollen Einfluß auszuüben, wie krank mußten die Verhältnisse sein! Zum Unterschiede von Westungarn, wo man das Strafgericht moralisch unterstützt hatte, murrte das anarchistisch gesinnte Ostungarn. Es erhoben sich sogenannte Freiheitskämpfer, die sich den Namen Kurutzen beilegten.

An eine Besserung des öffentlichen Lebens war nicht zu denken, so lange Ungarn an dem Übel der Türkenherrschaft litt. Abgesehen davon, daß die Verarmung des Landes immer weiter um sich griff, herrschte in allen Dingen eine solche Willkür, daß kein Mensch sich entschließen konnte, irgend eine größere Kulturleistung in Angriff zu nehmen. Und wie viel hätte es da zu tun gegeben: Straßen anlegen, Sümpfe entwässern, Flüsse regulieren, Urwälder lichten, brachliegendes Erdreich bebauen usw. usw. Hunderte von Quadratmeilen lagen unbenützt. Während die Bevölkerung an Zahl abnahm, vermehrten sich in erschreckender Weise die Wölfe, Bären, Luchse, das Raubwild überhaupt.

Es war ein überaus glücklicher Griff, nach vierzehnjähriger Vakanz den Palatinsposten 1681 dem Grafen Paul Esterhazy anzuvertrauen. Er war ein Mann von unbeugsamer Energie, was er sich vornahm, führte er immer auch durch. Die Leistung, die er 1687 vollführte, erhebt ihn neben Stefan dem Heiligen zum größten Wohltäter Ungarns. Esterhazy gewann die Stände für das Gesetz, welches den Brauch der Königswahl abschaffte. Zuvor freilich mußten die Türken vertrieben werden.

Bereits 1682 stand es außer Frage, daß die Türkei den Frieden kündigen werde. Betrübend dabei, daß Wien ausersehen war, eine Belagerung durchzumachen. Mit welcher Sicherheit die Türken auf den Fall der Stadt rechneten, mag hervorgehen aus der Tatsache, daß der Großvezier, ohne Wien je gesehen zu haben, die Löbel- und Burgbastei als Angriffsfront bestimmte. Zwischen beiden Basteien lag das Burgravelin, der eigentliche Angriffspunkt. Dort also, wo heute das Restaurant im Volksgarten steht, wurde eine der größten welthistorischen Fragen entschieden. Es ist gut, zeitweise daran erinnert zu werden.

Wie Wien damals aussah, ist nur aus alten Plänen zu entnehmen. Gewitzigt durch die erste Türkenbelagerung des Jahres 1529 hatte man der Stadt zwölf bastionierte Fronten gegeben. Begonnen wurden diese Bastionen 1540 und vollendet 1672. Der Bau verschlang natürlich viele Millionen Gulden, aber wenn ein Kapital gut angelegt war, in diesem Falle gewiß.

Mit Rücksicht darauf, daß Österreich nur 80 000 Soldaten besaß, die Türken dagegen mit 300 000 Mann im Anzuge waren, sah sich Kaiser Leopold bei Zeiten um Bundesgenossen um. Die Bemühungen hatten wenig Erfolg. Das protestantische Norddeutschland verhielt sich überhaupt ablehnend, im katholischen Süddeutschland verstanden sich nur Salzburg (mit 1000 Mann), Bayern (mit 8000 Mann), Württemberg und Franken (mit 8000 Mann) zu einer Hilfeleistung. Weiter stellte der Kurfürst von Sachsen 10 000 Mann und Sobieski, der König von Polen, 24 000 Mann bei.

Die Türken brachen früher auf als sonst. Am 1. April verließ das türkische Hauptheer Adrianopel, erreichte Anfang Mai Belgrad, 17. Juni Mohacs, 25. Juni Stuhlweißenburg. Nach kurzer Rast in Ofen

war Bruder, Tattenbach war Liebhaber der Gräfin Zrinyi. Etwas ausgiebiger dagegen war der Rückhalt, den Peter Zrinyi an seinem Schwiegersohn Rakoczy besaß. Bei Rakoczy kam aber in Betracht, daß er weder materiell noch auch sonst unabhängig war. Immerhin mußte der Wiener Hof mit zwei Gruppen rechnen: der oberungarischen, welche in Munkacs ihr Hauptquartier hatte, und der kroatischen, welche von Csakathurn aus geleitet wurde.

Mit kindlicher Naivität inszenierte Zrinyi im März 1670 den beabsichtigten Aufstand. Es erschien zunächst sein Schwager Frangepan in Agram mit 200 Morlaken und verlangte von den Ständen, daß Zrinyi zum König ausgerufen werde. Die Sache war so ungeheuer dumm, daß sich keine Hand dafür regte. Wohl aber reisten Edelleute nach Wien, um Gegenvorkehrungen zu verlangen. Minister Lobkowitz war angewiesen, das Triumvirat Zrinyi-Frangepan-Tattenbach verhaften zu lassen, der Kaiser hatte sich vertraulich geäußert: „Ich will sie schon ad mores bringen und auf die Finger klopfen, daß die Köpfe wegspringen sollen." Es reiste also Zrinyis Beichtvater, der Wiener Augustinermönch Forstal nach Csakathurn, mit entsprechenden Vollmachten ausgestattet. Zrinyi wußte vor Größenwahn nicht aus nicht ein, er kam sich so ungeheuer wichtig vor, daß er, souveräne Allüren annehmend, dem Kaiser Bedingungen diktierte. Zrinyi verlangte nicht wenig. Er beanspruchte das Warasdiner Generalat, die Inhaberstelle eines Kürassier- und eines Dragoner-Regiments; ferner erblich zugesprochen die Domänen Gissint, Gottschee, Triest und Tersat (Fiume); weiter Bezahlung aller seiner Schulden und Ablösung der Apanage von 4500 fl., welche er seiner Schwägerin (der Witwe des Grafen Niklas Zrinyi) zu zahlen hatte. Daß man in Wien seine Forderungen nicht ernst nahm, ist selbstverständlich; ebensowenig konnte man sich mit der Zumutung befreunden, den Sohn Zrinyis, einen Jüngling von etwa 15 Jahren, als Vertreter gelten zu lassen. Demgemäß erhielt Zrinyi den Befehl, zu persönlicher Verantwortung selber in Wien zu erscheinen. Da Zrinyi der Aufforderung nicht entsprach, erging Ende März die Weisung, Gewalt anzuwenden. Den Einfaltspinsel Tattenbach verhaftete man in Graz mit leichter Mühe; sodann marschierte General Spankau mit 6000 Mann nach Csakatburn, wo inzwischen durch Zrinyi und Frangepan 8000 Morlaken auf die Beine gebracht worden waren. Welchen

Herzog Karl von Lothringen schlägt einen höheren türkischen Offizier vom Pferde.

Eifer diese Morlaken für ihren Herrn bekundeten, ergab sich aus der Tatsache, daß die Kerle davonliefen, als Spankau am Horizont auftauchte. Spankau umstellte das Schloß Csakathurn am 13. April, in der darauffolgenden Nacht setzten sich Zrinyi und Frangepan aufs Pferd und eilten nach Wien in der Hoffnung, daß noch alles gut zu machen sein werde. Der geplante Aufstand in Kroatien war geplatzt wie eine Seifenblase.

Ähnlich verlief die beabsichtigte Revolution in Oberungarn. Dort hatte die Mutter Rakoczys allen Plänen den Boden entzogen durch die Weigerung, das Unternehmen zu finanzieren. Der Sohn wollte Gewalt anwenden, er erschien mit einem Aufgebot vor Munkacs. Die Mutter ließ ihm sagen, sie werde ihn mit Kanonen davonjagen. Ohne Geld war nichts zu machen. Im April wurde ihm ein Brief seines Schwiegervaters Zrinyi zugestellt. Daraufhin entließ Rakoczy die Leute am 1. Mai. Seine Mutter erwirkte ihm völlige Verzeihung für eine Strafpönale von 885 000 fl.

Während dieser Vorgänge war die Venus von Murany von ihrem letzten Liebhaber denunziert worden. Mit Rücksicht auf ihre soziale Stellung hielt man es für geboten, einen Prinzen, den Herzog Karl V. von Lothringen mit der Aufgabe zu betrauen, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Am 25. Juli erschien eine Abteilung kaiserlicher Soldaten vor Murany, am 9. August kam Herzog Karl und nun gelangte man in den Besitz der ganzen Wesselenyischen Korrespondenz. Unter der Wucht der Schuldbeweise, die hier klar zutage traten, war Nadasdys Schicksal besiegelt. Man verhaftete ihn am 3. September zu Pottendorf und stellte ihn unter Gericht.

Das Gerichtsverfahren begann am 20. September 1670 und nahm sieben Monate in Anspruch. Zrinyi und Nadasdy benahmen sich dabei als echte Schurkenseelen, es schwärzte einer den andern an. Tattenbach gestand reumütig, daß ihm die Liebkosungen der Gräfin Zrinyi den letzten Rest seines Verstandes geraubt hatten. Auch Frangepan leugnete nicht, nur bat er um Gnade, weil er der letzte seines Stammes war. Man erinnerte ihn an die Tatsache, daß ein Frangepan den letzten Hohenstaufen Konradin ans Schaffot gebracht, daß ein Frangepan den letzten Babenberger getötet hatte. Das Urteil lautete auf den Tod. Nadasdy wurde in Wien hingerichtet am 20. April 1671, an demselben Tage erlitten Zrinyi und Frangepan in Wr. Neustadt dasselbe Schicksal. Tattenbach wurde am 1. Dezember 1671 in Graz hingerichtet.

Eltern und Geschwister der Venus von Murany.

Georg Szechy, Besitzer der Herrschaft Murany, geb. 1578 † Dez. 1625, verm. 1605 mit Marie Drugeth von Homonna, geb. 1588 † 28. Mai 1643, deren Kinder unter No. 1 bis 9.

1. Johann, geb. 1606 † 1607.
2. Peter, geb. 1607 † 1608.
3. Samuel, geb. 1608 † 1609.
4. Georg, geb. 1609 † 1609.
5. Marie, die Venus von Murany, geb. 1610 † 18. Juli 1679 zu Güns, verm. a) 30. Mai 1627 mit Gf. Stefan Bethlen, geb. . . . † 1. März 1633, er wollte 1631 Fürst von Siebenbürgen werden, es siegte aber Georg I. Rakoczy; b) Beziehungen seit 2. Feb. 1637 mit Stefan Kun, geb. . . † ? 1640; c) vermählt 8. Juli 1644 mit Gf. Franz Wesselenyi, seit 1655 Palatin, geb. 1605 † 28. März 1667. Daneben Beziehungen d) 1646 mit dem Dichter Stefan Gyönypösi; e) 1665 mit ihrem Sekretär Stefan Nagy.
6. Barbara, geb. 161 . † 1637, verm. a) 17. Jan. 1629 mit Adam Thurzo, geb. . . . † 16. Nov. 1635; b) 163 . mit Gf. Adam Forgach, geb. 1601 † 1681.
7. Magdalene, geb. 161 . † 1620.
8. Katharina, geb. 161 . † 1664, verm. a) 16 . . mit Johann Lißtius, Freih. auf Kittsee, geb. . . . † ? 1651; b) . . . mit Sigmund v. Prepostoar.
9. Eva, geb. 161 . † 1655, verm. 1641 mit Gabriel Illeshazy, (Besitzer der Herrschaft Trencsin) geb. . . . † . . ., übertrat 1665 zur kath. Kirche.

Geschwister und Kinder des Palatins Wesselenyi.

Geschwister:

A. Nikolaus, geb. ? 1603 † 1643.

B. Franz, Palatin, geb. 1605 † 31. März 1667, verm. a) . . . 163 . mit Sofie Bosnyak, des Michael Serenyi Witwe, geb. . . . 161 . † 28. April 1644, deren Söhne unter No. 1 und 2; b) 3. Juli 1644 mit Marie Szechy, der Venus von Murany (vgl. nebenan No. 5), geb. 1610 † 18. Juli 1679.

C. Christine, geb. ? 1607 † . . ., verm. . . . mit Georg Semsey, geb. . . . † . . .

Kinder.

1. Ladislaus, geb. 163 . † . . ., verm. . . . mit Sofie Bakos, geb. . . . † . . .
2. Adam, geb. 163 . † . . ., verm. . . . mit Katharina Drugeth von Homonna, geb. 163 . † . . . Als Witwe wiederverm. . . . mit Gf. Nikolaus Draskovich, geb. . . . † 1687, abermals vermählt . . . 168 . mit Gf. Nikolaus Csaky, geb. . . . † . . .

Von den drei Frauen, die seit 1666 einen so unheilvollen Einfluß auf den Geist in Ungarn ausgeübt hatten, kam Sofie Bathory (die Mutter Rakoczys) am gelindesten davon. Sie erlegte eine Straffumme,

Graf Ernst Rüdiger Starhemberg.

blieb aber im übrigen unbehelligt. Die Gemahlin des Grafen Peter Zrinyi wurde im Sommer 1670 in ein Kloster gebracht und starb daselbst 1673, wie es heißt, im Wahnsinn. In Anbetracht dessen, daß sie drei ihr so nahestehende Männer ins Verderben gestürzt hatte, klingt die Nachricht glaubwürdig. Im Leben dieser gewissenlosen Frau forscht man vergeblich nach versöhnenden Zügen, mit Abscheu und Ekel muß man sich abwenden. Eigentlich hätte man *sie*, nicht die drei Tölpel hinrichten sollen, die der Narretei eines lasterhaften Weibes erlagen. — Die dritte politische Frau war die Venus von Murany, bei ihr müssen wir einen Augenblick verweilen.

Maria Szechy, so lautet ihr Mädchenname, verlor ihren Vater, als sie 15 Jahre zählte. Vier Brüder waren im zartesten Alter gestorben, mit vier Schwestern blieb sie zurück. Im Alter von 17 Jahren wurde sie nach Siebenbürgen verheiratet an einen Neffen des Fürsten *Gabriel Bethlen*. Mit 23 Jahren Witwe, übersiedelte sie nach Murany und lebte mit einem sozial unbedeutenden Manne. Fleißig der Jagd huldigend, vergaß sie sich eines Tages so weit, mit einem großen Brunsthirschen Unzucht zu treiben. „Ist ein unerhörtes Exempel buhlerischer Jägerei," bemerkte ein alter Chronist. Als ihre Mutter 1643 starb, fiel dem Mannweib die Rolle einer Schloßherrin zu. Zum Verständnis der Begebenheiten, die 1644 eintraten, verweisen wir auf die nachstehende genealogische Übersicht.

Als Schloßherrin von Murany besaß Marie Szechy eine Abteilung Soldaten in ihrem Solde, bei den unruhigen Zeiten eine Notwendigkeit, da plündernde Scharen oft genug in der Gegend auftauchten. Anfang Juli 1644 erschien Franz Wesselenyi, der als junger Mann in Wien erzogen, ein eifriger Parteigänger des Kaisers war. Ein Grund, die schöne Schloßfrau zu bekämpfen, lag nicht vor. Wesselenyi verfolgte denn auch ganz andere Absichten, er wollte die interessante Witwe kennen lernen. Nachdem er das Schloß Murany umstellt hatte, bat er um eine Unterredung, wobei er im vorhinein Herz und Hand anbot. Maria Szechy nahm den originellen Antrag an, und am 8. Juli 1644 ging sie ihre dritte Ehe ein.

Wesselenyi war von Gestalt ein Riese, er verfügte über eine ungeheure Körperkraft. Geistig dagegen war er ein Zwerg, er besaß weder tiefe Gedanken noch auch einen weiten Blick. Was ihm in dieser Beziehung fehlte, ersetzte reichlich seine Frau, die in allen Registern der Frauenlist wohl bewandert war. Meisterhaft verstand sie sich auf die Kunst, sich Anhänger zu verschaffen und wenn es einen Vorteil eintrug, ließ sie sich auch verführen. Da ihr die Fähigkeit mangelte, Kinder zur Welt zu bringen, hatte sie niemals Folgen zu fürchten. Ihrer Rührigkeit verdankte Wesselenyi, daß er am 15. März 1655 zum Palatin gewählt wurde. Den Nutzen davon hatte in erster Linie seine Frau, da sie sich in Wien neue Freunde schuf. Sie spielte die Rolle einer Vizekönigin mit außerordentlichem Geschick, allerdings verbrauchte sie dabei viel mehr, als ihre Mittel erlaubten. Die Folge waren Schulden. Um diese zu tilgen, mußte Wesselenyi zu allerlei unsauberen Mitteln greifen. Daraus erklärt sich seine schwankende Haltung als Palatin, daraus erklärt sich sein zwie-

spältiges Wesen, seine Unaufrichtigkeit, sein Mangel an Energie. Seit 1664 stand er in französischem Sold, bei der Hofkammer nahm er auf Jahre voraus sein Gehalt. So wenig er mit seinen Privatmitteln zu wirtschaften verstand, so eifrig richtete er auch Ungarn zu Grunde. Er verkörperte jenen Typus von Patrioten, die ihre Stellung zu schamlosen Ausbeutungen mißbrauchen. Als er starb, empfahl er seine geldbedürftige Witwe der Gnade des Kaisers. Tatsächlich erhielt Maria Szechy am 6. April 1669 eine kaiserliche „Gnaden-Rekompens" im Betrage von 30 000 fl. Obschon über die Blüte der Jahre längst hinaus, fühlte die alternde Kokette das Bedürfnis, angebetet zu werden. Da aber die verblühten Reize nicht mehr zu fesseln vermochten, mußte sie den Liebhabern materielle Zuschüsse leisten. Sie fand schließlich das verdiente Los, sie wurde von den teuer erkauften Freunden verraten. Als dann die Verhaftungen des Jahres 1670 vor sich gingen, schrieb ihr Neffe Graf Nikolaus Draskovich (vgl. No. 2 der Genealogie Wesselenyi) über Maria Szechy das bezeichnende Urteil: „Omnium horum Wesselyèniana palatinissa motrix est". Bis 13. Februar 1671 wurde Maria Szechy in Murany scharf bewacht. Hierauf brachte man sie nach Wien und internierte sie in einem Kloster, bis ihr gestattet wurde, am 14. Oktober 1676 nach Güns zu übersiedeln. Dort starb sie am 18. Juli 1679.

* * *

Die 1665—1670 inszenierte Magnaten-Verschwörung offenbarte die soziale und politische Korruption der ungarischen Gesellschaft in grausiger Nacktheit. Wenn es Weibern vom Schlage einer Gräfin Zrinyi und Marie Szechy ermöglicht ward, einen so unheilvollen Einfluß auszuüben, wie krank mußten die Verhältnisse sein! Zum Unterschiede von Westungarn, wo man das Strafgericht moralisch unterstützt hatte, murrte das anarchistisch gesinnte Ostungarn. Es erhoben sich sogenannte Freiheitskämpfer, die sich den Namen Kurutzen beilegten.

An eine Besserung des öffentlichen Lebens war nicht zu denken, so lange Ungarn an dem Übel der Türkenherrschaft litt. Abgesehen davon, daß die Verarmung des Landes immer weiter um sich griff, herrschte in allen Dingen eine solche Willkür, daß kein Mensch sich entschließen konnte, irgend eine größere Kulturleistung in Angriff zu nehmen. Und wie viel hätte es da zu tun gegeben: Straßen anlegen, Sümpfe entwässern, Flüsse regulieren, Urwälder lichten, brachliegendes Erdreich bebauen usw. usw. Hunderte von Quadratmeilen lagen unbenützt. Während die Bevölkerung an Zahl abnahm, vermehrten sich in erschreckender Weise die Wölfe, Bären, Luchse, das Raubwild überhaupt.

Es war ein überaus glücklicher Griff, nach vierzehnjähriger Vakanz den Palatinsposten 1681 dem Grafen Paul Esterhazy anzuvertrauen. Er war ein Mann von unbeugsamer Energie, was er sich vornahm, führte er immer auch durch. Die Leistung, die er 1687 vollführte, erhebt ihn neben Stefan dem Heiligen zum größten Wohltäter Ungarns. Esterhazy gewann die Stände für das Gesetz, welches den Brauch der Königswahl abschaffte. Zuvor freilich mußten die Türken vertrieben werden.

Bereits 1682 stand es außer Frage, daß die Türkei den Frieden kündigen werde Betrübend dabei, daß Wien ausersehen war, eine Belagerung durchzumachen. Mit welcher Sicherheit die Türken auf den Fall der Stadt rechneten, mag hervorgehen aus der Tatsache, daß der Großvezier, ohne Wien je gesehen zu haben, die Löbel- und Burgbastei als Angriffsfront bestimmte. Zwischen beiden Basteien lag das Burgravelin, der eigentliche Angriffspunkt. Dort also, wo heute das Restaurant im Volksgarten steht, wurde eine der größten welthistorischen Fragen entschieden. Es ist gut, zeitweise daran erinnert zu werden.

Wie Wien damals aussah, ist nur aus alten Plänen zu entnehmen. Gewitzigt durch die erste Türkenbelagerung des Jahres 1529 hatte man der Stadt zwölf bastionierte Fronten gegeben. Begonnen wurden diese Bastionen 1540 und vollendet 1672. Der Bau verschlang natürlich viele Millionen Gulden, aber wenn ein Kapital gut angelegt war, in diesem Falle gewiß.

Mit Rücksicht darauf, daß Österreich nur 80 000 Soldaten besaß, die Türken dagegen mit 300 000 Mann im Anzuge waren, sah sich Kaiser Leopold bei Zeiten um Bundesgenossen um. Die Bemühungen hatten wenig Erfolg. Das protestantische Norddeutschland verhielt sich überhaupt ablehnend, im katholischen Süddeutschland verstanden sich nur Salzburg (mit 1000 Mann), Bayern (mit 6000 Mann), Württemberg und Franken (mit 8000 Mann) zu einer Hilfeleistung. Weiter stellte der Kurfürst von Sachsen 10 000 Mann und Sobieski, der König von Polen, 24 000 Mann bei.

Die Türken brachen früher auf als sonst. Am 1. April verließ das türkische Hauptheer Adrianopel, erreichte Anfang Mai Belgrad, 17. Juni Mohacs, 25. Juni Stuhlweißenburg. Nach kurzer Rast in Ofen

ſtand der Großvezier am 5. Juli vor Raab, 8. Juli in Ung. Altenburg und am 14. Juli vor Wien. Sein Zelt ſchlug er auf einer Stelle auf, heute etwa 1000 Schritte nördlich des Weſtbahnhofs gelegen. Die Renner umkreiſten die Stadt ſchon ſeit 7. Juli, überall Angſt und Schrecken verbreitend.

Auf eine ſolche Schnelligkeit war man in Wien nicht gefaßt geweſen. Kaiſer Leopold hielt am 5. Mai — die Türken ſtanden noch weit, in Belgrad — eine Truppenrevue bei Kittſee ab und betraute hierauf ſeinen

Das Liebenberg-Denkmal zu Wien.

Schwager, Herzog Karl V. von Lothringen mit dem Oberkommando über die kaiſerliche Feldarmee, die im Augenblicke 21 000 Mann zählte. Nachdem der Kaiſer nach Wien zurückgereiſt war, unternahm Herzog Karl einen Marſch über Raab nach Komorn, wo er am 26. Mai eintraf. Daſelbſt verblieb er bis zum 9. Juni. Hierauf führte er ſeine Truppen nach Raab zurück und verweilte hier ſo lange, bis die Türken ſichtbar wurden, was am 1. Juli geſchah. Unter der Wucht, die der Großvezier ausübte, vollführte Herzog Karl den Rückmarſch nach Wien.

Das Erscheinen der türkischen Renner am 7. Juli rief einen panischen Schrecken hervor. Von den umliegenden Dörfern strömten tausende von Landbewohnern in die Residenz und was sie berichteten, erregte geradezu Entsetzen. An 60 000 Menschen verließen Wien und flüchteten teils in den Wiener Wald, teils auf das Marchfeld. Auch die kaiserliche Familie reiste abends um 8 Uhr über Linz nach Passau. Der in Wien lebende und zum Hofstaat des Kaisers gehörende Graf Baltasar Zrinyi benützte den Anlaß, den Türken seine Dienste anzubieten. Wie einst der Vater, wollte nun auch der Sohn den Kaiser fangen, als dieser von Passau nach Krems zurückreiste. Graf Paul Esterhazy, der den Kaiser begleitete, legte dem unverbesserlichen Querkopf das Handwerk. Zrinyi wurde am 23. August verhaftet und erblickte nie wieder die Freiheit.

Der Stadtkommandant von Wien, Graf Rüdiger Starhemberg, benützte die Tage vom 8. bis 14. Juli, um die Wälle so gut als möglich zu armieren. In aller Eile sorgte er für Lebensmittel und Munition, daneben formierte er die vorhandenen Männer, Soldaten und Bürger, in Gruppen. Hier mußte jeder mittun, ohne Rücksicht auf Stand oder Rang, Bildung oder Beruf. Der Bürgermeister Liebenberg ging mit gutem Beispiel voran, am 8. Juli schleppte er als Erster auf einem Schubkarren Erde herbei. Mit fieberhafter Hast arbeitete man an der Verstärkung der Befestigungen. Düster leuchteten dazu die Rauchsäulen brennender Ortschaften. Am 12. Juli gingen Ebenfurt, Laa, Inzersdorf in Flammen auf; am 13. Juli brannte Hietzig, Meidling, Ottakring, Hernals, Währing, Grinzing. Nun gab Starhemberg den Befehl, die Vorstädte Landstraße, Wieden und Rossau anzuzünden, aus Gründen der Selbsterhaltung. Man brauchte ein freies Schußfeld. Die in der Rossau angehäuften Holzvorräte riefen in ihrer lodernden Lohe einen solchen Eindruck hervor, daß man den Untergang von Troja vor sich zu sehen glaubte. Beim Anzünden der Holzmassen hatte man einen Faktor übersehen, den typischen Wiener Wind. Tatsächlich nahm der Brand ungeheure Dimensionen an, der Wind trieb die Flammen gegen die Stadt und am Morgen des 14. Juli fing das Schottenkloster Feuer. Dicht nebenan lag das Zeughaus, wo 1800 Fässer Pulver deponiert waren. Fiel auch nur ein einziger Funke in dieses Pulver, dann war Wien wehrlos. Einen schöneren Empfang hätte sich der Großvezier, der eben eintraf, kaum wünschen können. Beherzte Männer wendeten die Gefahr ab.

Die Belagerungsarbeiten, auf 300 Schritt Entfernung begonnen, lieferten den Beweis, wie geschickt die Türken in dieser Beziehung waren. Der Zeit nach muß man zwei Perioden festhalten. Bis 23. Juli eine 9 tägige Periode der Annäherung in Laufgräben und bis 9. September eine 48 tägige Periode der Bekämpfung durch Minen. Durch einen in Perchtoldsdorf verübten Akt von Barbarei stärkten die Türken ungewollt die Widerstandskraft der Wiener Bürger. Es hatten nämlich die Männer von Perchtoldsdorf, auf die Zusage freien Abzuges hin, am 17. Juli die Waffen niedergelegt. Die Türken kehrten sich aber nicht an die Zusage, sondern säbelten schonungslos alle Bewohner nieder. Die Wiener prägten sich die Lehre so tief ein, daß sie selbst in den allerschwersten Stunden nie an eine Kapitulation dachten.

Mit dem Eintritt des Minenkrieges wurden die Wiener noch von einem andern grimmigen Feinde heimgesucht, von der roten Ruhr. Die Seuche raffte kaum weniger Menschen hin als die Kugeln der Türken. Der Toten waren so viele, daß man mit dem Beerdigen nicht gleichen Schritt halten konnte. Unter der Hitze gingen die Leichen rasch in Verwesung über und verpesteten die Luft.

Die Spitze des Burgravelins, der zwischen der Löbel- und Burg-Bastei gelegenen Schanze, wurde am späten Abend des 2. August von den Türken gestürmt und trotz heldenmütiger Gegenwehr erobert. Von da an kämpfte man buchstäblich um jede einzelne Pallisade, um jeden einzelnen Stein. So tapfer und unermüdlich die Wiener auch waren, sie mußten sich doch sagen, daß alle Mühe erfolglos blieb, wenn ihnen nicht von außen her geholfen wurde. Jeder neue Tag zeitigte neue Not, nun wurden auch die Lebensmittel knapp. Am 13. August schickte Starhemberg den Wiener Bürger Georg Koltschitzky mit dem Auftrage fort, dem Herzoge von Lothringen zu melden, wie es in Wien aussähe. Koltschitzky vollführte den Auftrag, kehrte am 16. August wieder zurück und berichtete, das Entsatzheer stehe zwar bei Tulln, vor drei Wochen aber sei auf dasselbe nicht zu rechnen.

Drei Wochen — eine Ewigkeit für die eingeschlossenen Wiener. Daß sie ihre Haut teuer zu Markt trugen, zeigte die Strecke zwischen der Löbel- und Burgbastei, denn hier lagen an 30 000 türkische Leichen, die unter den Strahlen der sengenden Augustsonne in Verwesung übergingen. Fliegen, die der Wind in die Stadt hineinwehte, übertrugen das Leichengift auf die Lebenden. Fürwahr, entsetzliche Stunden! Keiner wußte, ob er den nächsten Tag noch überleben werde. Verschonte ihn die Kugel des Feindes, raffte ihn die

Ruhr nicht weg, so starb er an Blutvergiftung. Dabei das unheimliche Gefühl, daß die Türken schließlich doch Sieger bleiben mußten, weil ihrer eben mehr waren. Dem Herzog Karl dies begreiflich zu machen, wollte Starhemberg den gewandten Koltschitzky nochmals hinausschicken. Dieser aber wagte sich nicht mehr hinaus, er fürchtete, von den Türken ergriffen zu werden. Koltschitzky hatte viele Jahre in der Türkei gelebt, wie leicht konnte er auf Leute stoßen, die ihn kannten. Da erbot sich sein Diener, der Kroate Michalovich, den gefährlichen Gang zu machen. Er verließ Wien am 19. August und kehrte am 23. zurück; das Entsatzheer stand bei Tulln und war erst in drei Wochen aktionsfähig. Damit war den Wienern wenig geholfen. Also mußte Michalovich am 27. August nochmals hinaus. Er kehrte am 31. August zurück mit der Botschaft, das Entsatzheer werde in vierzehn Tagen eingreifen. Michalovich durfte eine Nacht sich ausschlafen, am 1. September mußte er zum dritten Male hinaus, um dem Herzog zu sagen, daß Wien unrettbar verloren war, wenn nicht bald, sehr bald Hilfe kam. Von diesem Gange kehrte Michalovich nicht mehr zurück, er fiel auf dem Rückwege den Türken in die Hände. Das Unheil zu steigern, eroberten die Türken am 3. September das ganze Burgravelin.

Der Entsatz von Wien im Jahre 1683. (Nach einer Tapete in der kaiserlichen Hofburg zu Wien.)

In der Nacht vom 6. auf den 7. September stiegen vom Kahlenberg Raketen auf, dasselbe geschah in der Nacht vom 7. auf den 8. September. Mit unbeschreiblichem Jubel begrüßten die Wiener das Zeichen, jetzt endlich waren sie dessen sicher, daß man sie nicht vergessen hatte. Am Morgen des 9. September liefen die Türken Sturm auf die Breschen der Löbelbastei, mit dem Mut der Verzweiflung wurden sie zurückgetrieben. Starhemberg schickte dem Herzog Karl einen Zettel lakonischen Inhalts: „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr, ja keine Zeit verlieren!“

Merklich kürzer waren die Tage geworden. Am Abend des 11. September versank die Sonne majestätisch hinter den Bergen des Wiener Waldes, bald darauf wurde es dunkel. Da stiegen vom Kahlenberg Raketen in die Höhe, das verabredete Zeichen, daß der morgige Tag, ein Sonntag, die heiß ersehnte Entsatzschlacht bringen werde. Diese letzte Nacht war die fürchterlichste während der ganzen Belagerung, massenweise liefen die Wiener in die Kirchen und stundenlang lagen sie im Gebete, den Herrn der Heerscharen anflehend um seinen Segen. So unmittelbar vor der Entscheidung zu stehen, ohne zu wissen, wie sie ausfallen wird — in dieser Nacht dachte niemand an Schlaf. Bei Tagesgrauen erstieg man die Kirchtürme, Dächer hochgelegener Häuser, um den Verlauf der Schlacht beobachten zu können.

Dem Großvezier Kara Mustafa war der Fall von Wien so sicher erschienen, daß er das Aufwerfen von Schanzen im Rücken der Zernierungslinie unterlassen hatte. Dieses Versäumnis rächte sich nun schwer, da die Türken in offener Feldschlacht dem christlichen Entsatzheer entgegentreten mußten. Das Entsatzheer rückte von den Höhen des Wiener Waldes in einer Front herab, deren Flügel der Strecke Nußdorf-Dornbach entsprach. Im Beginne der Schlacht wohnte der ritterliche Polenkönig einer Messe in dem Kirchlein auf dem Kahlenberge bei, um 8 Uhr setzte er sich aufs Pferd und führte seine Truppen in den Kampf.

Mit der vielumstrittenen Frage, ob Sobieski oder Herzog Karl die Schlacht am 12. September geleitet habe, haben wir uns hier nicht abzugeben. Sobieski stand, weil er König war, im Range höher als Herzog Karl, es erforderte daher die Courtoisie, dem Polenkönig die Ansicht zu lassen, daß er die Schlacht lenke. Sobieski mit seinen Polen bildete aber nur ein Drittel des Entsatzheeres, mithin stand außer Frage, daß allein der Herzog von Lothringen berechtigt war, den Oberbefehl auszuüben. Diesem Kräfteverhältnis entsprach auch die Kommandoführung. Den rechten Flügel, wo die Polen standen, befehligte Sobieski, Mitte und linker Flügel vollführten Weisungen des Herzogs Karl.

Der Verlauf der Schlacht bietet das Beispiel mustergültigen Einvernehmens. Die örtliche Lage bedingte, daß die Feindseligkeiten zuerst am linken Flügel begannen, 6 Uhr früh. Herzog Karl drängte eine vorgeschobene Türkengruppe zurück, was zwei Stunden in Anspruch nahm. Von 8 bis 9 Uhr kurze Rast, sodann Fortsetzung der Offensive. Um 12 Uhr standen die Sachsen in Heiligenstadt, darauf wieder eine Pause, weil die Polen zurückgeblieben waren. Um ein Uhr neuerliche Fortsetzung der Offensive, um 5 Uhr erobert der Herzog eine türkische Schanze und bahnt dadurch die Demoralisation des Gegners an. Dort wo heute der Türkenschanz-Park in Währing sich befindet, ist der Entsatz von Wien entschieden worden. Es ist gut, zeitweise sich die Bedeutung dieses Punktes vor Augen zu halten.

Sobieski hatte auf der Strecke nach Dornbach mannigfaltige Schwierigkeiten zu überwinden, insbesonders gestaltete sich das Vorrücken durch die vielen Weingärten überaus mühevoll für seine Kavallerie. Um ein Uhr erreichten die Polen Dornbach. Im Verlaufe des Nachmittags griff Sobieski die ihm gegenüberstehende Gruppe herzhaft an, die Türken ergriffen die Flucht mit einer solchen Hast, daß Sobieski, eine Kriegslist vermutend, eine Verfolgung nicht einleitete. Um 7 Uhr abends, nach 13stündigem Kampfe lag das türkische Lager unbewacht, unbewehrt, verlassen da. Die Tragweite der errungenen Sieges offenbarte

Belagerung von Wien durch die Türken 1683: Flucht und Verfolgung.

sich erst am nächsten Tage, als man das türkische Lager betrat. Nicht ein Türke zu sehen, mit Zurücklassung aller Habseligkeiten waren die Moslems geflohen. Am Morgen des 13. September besuchte Sobieski die Stadt, er wohnte in der Augustinerkirche einem Hochamt bei und speiste dann bei Starhemberg. Nachmittags begab er sich nach Schwechat zu seinen Truppen. Vielfach ist dem König das Betreten von Wien verübelt worden, man faßte das als Unbescheidenheit, wo nicht gar Prahlerei auf. Er hätte, so sagt man, mit der Besichtigung einen Tag zuwarten können, und da am 14. September an der Seite des Kaisers Leopold, der von Schloß Dürnstein geholt wurde, gemeinsam einreiten sollen. Man vergesse nicht, daß für Sobieski keine Verpflichtung vorlag, seine Neugierde zu bemeistern. Er, der aus Warschau kam, brannte vor Ungeduld, das befreite Wien zu sehen. Die Begegnung mit Kaiser Leopold erfolgte am 15. September bei Schwechat auf freiem Felde. Ein Denkstein bezeichnet die Stelle.

Den Wienern fiel unermeßliche Beute in die Hände. Sie fanden im Türkenlager 20000 Kamele, Maultiere und Zugochsen, 1000 Schafe, 100000 Malter Korn, Berge von Kanonenkugeln. Nach den Entbehrungen der letzten vier Wochen mundeten die erbeuteten Lebensmittel doppelt gut. Bischof Graf Leopold Kollonits, der die Belagerung freiwillig mitgemacht hatte, las im Lager 600 Säuglinge auf und trug Sorge dafür, daß die hilflosen Würmer an gutherzige Menschen abgegeben wurden. Auch in diesem Falle bewährte sich das goldene Herz der Wienerinnen. Von weittragender Bedeutung wurde der Umstand, daß Koltschitzky die Wiener mit dem Genusse des Kaffees vertraut machte. Er zog die Säcke mit den grünen Körnern, die der Wiener achtlos liegen ließ, an sich und eröffnete im Zwettlhof das erste Kaffeehaus. Das Wiener Kaffeehaus hat sich in der Folge den Kontinent erobert, die zweite Türkenbelagerung hat somit neben ihrer politischen Bedeutung auch kulturgeschichtliches Interesse. Koltschitzky wird in der Regel als Pole bezeichnet. Er war aber Serbe, seine Wiege stand in Zombor in Südungarn. Geboren 1640, verschied er in Wien am 20. Februar 1694.

Das Verhalten der Wiener in der Zeit vom 14. Juli bis 12. September 1683 verdient uneingeschränktes Lob. Sie ertrugen beispiellose Drangsale ohne Murren, unter den entsetzlichsten Leiden blieben sie fest und standhaft. Nicht ein Fall von Ungehorsam oder Meuterei, keine verzagten Reden, kein ängstliches Schwanken war an ihnen zu bemerken. Selbstvertrauen zur Schau tragen, wenn man im Glück ist, das ist nicht schwer. Aber ausharren und zähe bleiben, wenn Unglück hereingebrochen ist, darin zeigten sich die Wiener groß. Jeder einzelne war ein Held.

Kara Mustafa, der schwarze Mustafa, der die Wiener hatte unterjochen wollen, fand bald ein gar trauriges Ende. Nachdem er in Belgrad angelangt war, erschienen eines Tages zwei Abgesandte des Sultans mit dem Auftrage, ihn zu erdrosseln. Mißliebig gewordene Würdenträger bekamen in solchen Fällen eine rote Schnur zugeschickt, mit der das Erwürgen zu vollziehen war. In der Nacht vom 25. auf 26. Dezember 1683 wurde der Großvezier, vor dem Tausende gezittert hatten wie Espenlaub, plötzlich geweckt, die Gesandten des Sultans überreichten ihm die rote Schnur. Kara Mustafa fügte sich ohne Widerstreben, er verrichtete ein kurzes Gebet und erbat sich nur die Gnade, von seinem Kammerdiener erwürgt zu werden. Das geschah, er verröchelte rasch. Seinen Kopf setzte man in der von ihm erbauten Moschee bei. Fünf Jahre später, am 6. September 1688, wurde Belgrad von den Kaiserlichen erstürmt und die Moschee in ein christliches Gotteshaus umgestaltet. Den Kopf schickte man dem Kardinal Kollonits zur Erinnerung dessen, daß Kara Mustafa während des Sommers 1683 den Wunsch geäußert hatte, eigenhändig dem tapfern Bischof den Kopf abzuschlagen. Kollonits ließ einen Glaskasten anfertigen und schenkte den Kopf samt der roten Schnur und dem Hemd, welches der Großvezier zuletzt getragen, dem Magistrat der Stadt Wien. Die Reliquien bilden ein kostbares Vermächtnis aus der Zeit der Türkennot. Wer sie sehen will, besuche das Museum im Rathause zu Wien.

Die Befreiung Wiens.

(12. September 1683.)

Ein Falke späht vom Felsennest
So weit, so weit ins Land,
Er späht nach Ost und späht nach West,
Hinab, hinauf den Strand.

Der Falke ist Graf Starhemberg
Hoch auf dem Stephansturm;
Doch Türken nur und Türken nur
Sieht nahen er zum Sturm.

Da rief er zorn- und kummervoll:
Die Not, die klag' ich Gott,
Daß man euch so verlassen hat,
Dem argen Türk' zum Spott.

Nun pflanz' ich auf dem Stephansturm
Die heil'ge Kreuzesfahn',
Ihr Sinken klag' den Christen all,
Daß wir dem Falle nah'n.

Und sinkt die Fahn' vom Stephansturm,
Dann stehe Gott uns bei,
Dann decke sie als Leichentuch
Den Starhemberger frei.

Der Sultan rief dem Starhemberg:
Bei Allah, hör' mein Wort,
Ich werf' die Fahn' vom Stephansturm
Und pflanz' den Halbmond dort.

Ich mache Wien zur Türkenstadt,
St. Stephan zur Moschee;
Ich reiß die Maid aus Mutterarm
Und bring dem Bruder Weh'.

Der Sultan und der Starhemberg,
Sie sprechen fürder nicht,
Denn mit dem eh'rnen Feuermund
Das Feldgeschütz nun spricht.

Ach Stephan, heil'ger Gottesmann,
Sie werfen dich nie tot;
Wie bringen sie und ach dein Haus
Durch manchen Wurf in Not.

Jetzt ist, o Wien, dein bester Schild
Des Starhembergers Brust;
Wie trifft so gut sein scharfes Schwert,
Wie schwingt er es mit Lust!

Und neben ihm steht Kolonits,
Ein Bischof gotterfüllt,
Des milde Hand die Schmerzen all'
Der wunden Helden stillt.

Die Fahne auf dem Stephansturm
Wohl sechzig Tage stand,
Es hielt sie fest der Starhemberg
Mit seiner treuen Hand.

Die Fahne auf dem Stephansturm,
Dann fängt zu wanken an;
Was hilft, ach Gott, ein wunder Mann,
Wenn hundert Feinde nah'n!

Die Fahne auf dem Stephansturm,
Die winkt, die sinkt, die bricht;
Nun helf' uns Gott, ruft Starhemberg,
Denn länger halt ich's nicht.

Der Türke ruft in stolzer Lust:
Allah, der Sieg ist dein!
Gefallen ist die Kaiserstadt,
Der Kaiserthron ist mein!

Vom Hörner- und Trompetenschall
Tönt plötzlich da ein Klang:
Heil Kolonits, Heil Starhemberg!
So ruft ein Schlachtgesang.

Es tönt so froh und tönt so hell,
Als ging's zu Tanz und Wein:
Das ist die deutsche Ritterschaft
Von Elbe, Main und Rhein.

Es tönt so stark und tönt so tief,
Als zög' der Sturm herbei:
Von Öst'reich ist's die Heldenkraft,
Von Baiern ist's die Treu.

Es tönt die wilde Meeresflut,
Die hoch sich hebt am Strand:
Sobieski ist's, der Polenfürst,
Ein Held gar wohl bekannt.

Der Türke rauft in Grimm sein Haar,
Von Rachelust entbrannt,
Und mordet die Gefang'nen all
Mit kalter Mörderhand.

Nun eilt ihr Helden, eilt herbei,
Zum Kampf so hart und heiß;
Zu retten heut' die Christenheit,
Das ist des Kampfes Preis.

Ein Feuer war das Christenheer,
Von heil'gem Mut entbrannt,
So brach es auf die Türken ein,
Ein Blitz von Gott gesandt.

Der Lotharinger stritt voran,
Die Polen folgten nach,
Doch keiner zählt die Helden all
Von jenem Ehrentag.

Die Türken standen mutig erst,
Dann wichen sie zurück,
Dann brach das Feuer durch sie durch,
Zu Rauch ward da ihr Glück.

Ein weites, weites Leichenfeld
Ward rings das Donautal;
Dort sank in Staub der Türken Stolz,
Dort steht ihr Totenmal.

Bei Pauken-und Trompetenschall,
Und Freudensonnenschein,
So zieht geschmückt das Christenheer
Ins f r e i e W i e n nun ein.

Und noch steht auf dem Stephansturm
Das Kreuz der Christenheit,
Zum Zeichen, wie vereinte Kraft
Die Kaiserstadt befreit.

G. G ö r r e s.

Zu unser lieben Frawen

für alle christlichen Potentaten, warb siegreiche Progressen, wider den Erbfeind, den Türken. Im Thon: Maria Königin etc. Gedruckt im Jahr 1685.

O Oesterreicher Land,
seynd dir nicht mehr bekandt,
die harten Streichen,
wie du in großer G'fahr,
mit Weib und Kindern gar,
hast müssen weichen.

O was in grosse Noth,
setzt dich der liebe Gott,
wegen der Sünden,
aber schier jedermann
lebt jetzt denkt nicht mehr d'ran,
alles that verschwinden.

Der Gottloß jetzund spricht,
der Türk' mich nicht anficht,
ist weit von hinnen,
was brauch ichs betten mehr,
die Kirchen kombt mir schwer,
wann ich bin drinnen.

O wie vil hör' ich noch,
ach wenn wir einmal doch,
das Ofen hetten,
niemand ist doch bereit
bey der betrübten Zeit,
daß er will betten.

aber, o große Noth,
es lebt der alte Gott
siehst's nicht vor Augen,
wie er vns trohen thut,
bind wider neue Ruth,
wer kann es leugnen.

Hunger vnd Theurung dann
etzt in Österreich an,
wie man gesehen,
jhr Christen seyt bereit,
bett fleißig diser Zeit,
daß nicht thut geschehen.

Maria-Himmel-Saal
b'hüt vns vor Hunger all.
wir wollen dich ehren,
mit fußfallender Bitt,
mutter verlaß vns nit,
thue vns erhören.

Noch eines bitten wir,
Maria für vnd für,
wollest begnaden
die arme Christenheit
all Helden in dem Streit
vnd Potentaten.

Hertzog von Lotering,
thut für die Christen ring,
sein Leben wagen,
erweiset manche That,
vilmahl den feind er hat
schon hart geschlagen.

O wivil tausent mann,
seynd vor dem Ofen schon
worden erschossen,
Maria bitt für sie,
weil sie so ritterlich
jhr Blut vergossen.

Chur Bayern jederzeit,
Maria in dem Streitt,
thun dir beispringen,
wenn der Feind jetzt an sie,
daß sie nun ritterlich
den Sig gewinnen.

Nun bettet alle dann,
Klein vnd Groß wer nur kann,
von Grund deß Hertzen
gedenkt des vorig Jahr,
was vor ein Elend war,
für Qual vnd Schmertzen.

darumb jhr Christen all,
thut jhr vil tausentmal
Maria loben,
Maria-Gnadenbild,
o edle Jungfrau mild,
im Himmel droben. Ende.

(Historische Volkslieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert von Ph. Max Körner.)

An den Fürsten Montecuccoli.

Du andrer Fabius, wo du nicht mehr zu nennen,
Vor dem der Hannibal aus Gallien erblaßt,
Mit welchem hohen Dank wird Deutschland dies erkennen,
Daß es allein durch dich aufs neue Mut gefaßt —
Durch dich, o Adlerssohn, vor dem die feigen Hunnen,
Die unser Vaterland bisher mit fremder Last,
Mit Mord und Brand geschreckt, zuletzt doch flüchtig rennen;
Die du fast sonder Blut, durch Witz besieget hast.
Laß' Alexanders Ruhm und Caesars Palmen steh'n,
Dich soll ein größer Glanz weit über Beid' erhöh'n.
Denn jener Siegeskranz und Lob, das nicht erstorben,
Ist meist mit fremder Hand und vielem Blut erworben.
Hier hat im Gegenteil fast niemand Teil daran —
Des Kaisers Glück und Du habt es allein getan.

Chr. Gryphius.

Prinz Eugen, „der edle Ritter".

Motto: . . . . . „Eugen,
Der zuerst auf italischem Boden und dann mit den Briten
Vereint beugte den gallischen Trotz
Und der dann mit noch schwererem Streich niederwarf den
Länderverschlingenden Islam
In den Staub, dem er wohl nimmer ersteht.

Grillparzer.

Österreich ohngeachtet seiner Macht", liest man in dem 1784 zu Leipzig und Berlin erschienenen „... Briefe aus Wien," „war doch immer das Spiel seiner Nachbarn. Jeder, der eine Armee eher auf den Beinen hatte, als das Erzhaus, versuchte, an ihm Ritter zu werden. So ward Krieg auf Krieg in seinen Grenzen angestellet." So wurde der alte Kaiserstaat, fügen wir hinzu, der Schauplatz der meisten Kriege in Europa, er wurde zur eigentlichen „Schule der Kriegskunst," in welcher sich Franzosen und Schotten, Italiener und Deutsche zu Feldherrn von dem Weltrufe ... Eugen und Laudon, Montecuculi und Ludwig von Baden herangebildet haben. Und Österreichs ... eigentlich zu einer Kriegsgeschichte und seine Vergangenheit zu einer Reihe von „Heldenzeiten, welchen das jeweilige jüngste den Zeitgenossen immer als die wahrhafte Heroenzeit erschien. ... hat man wohl auch die Zeit der großen Türkenkriege Österreichs „Heldenzeit" genannt, ... Prinz Eugen „den edlen Ritter" bezeichnet. In der Tat hat die alte Ostmark auch in ... zweifache Aufgabe als Deutschlands Vormacht erfüllt, den gallischen Übermut im ... als Schutzwehr der abendländischen Christenheit den Ansturm der türkischen Barbarei ... sondern auch längst verlorene Gebiete der christlichen Kultur wiedergewonnen. Die ... österreichische Staatskunst jener Tage ist sogar in die Gebiete schon vorgedrungen, welche ... der Kulturmission Österreichs anvertraut worden sind.

... der länger als ein halbes Jahrhundert drei Herrschern und zwar Leopold I. (1685—1705), ... und Karl VI. (1711—1740) als Feldherr und Staatsmann gedient hat und um dessen ... ereignisvollsten Perioden seiner Zeit gruppieren, wurde am 18. Oktober 1663, also genau ... vor der Völkerschlacht bei Leipzig geboren. Sein Vater, Eugen Moriz, französischer ... Generalobrist sämtlicher Schweizerregimenter in französischen Diensten, war ein Nachkomme ... Linie Carignan und mütterlicherseits ein Erbe der Grafen von Soissons, einer Seitenlinie ... Frankreich. Seine Mutter Olympia war eine Nichte des mächtigen Ministers Mazarin. ... es damals Gebrauch, die jüngeren Söhne des Hochadels, welchen kein Familien... geistlichen Stande zu widmen, welcher damals hochangesehen auch mit reichen

Einkommen bedacht war. Da es nun auch für Eugen an einem Erbe fehlte, wurde er, diesem Gebrauche zufolge, wie mit Rücksicht auf seine schwächliche Gesundheit schon im siebzehnten Lebensjahre für den geistlichen Stand bestimmt. Eine Pfründe zu Rheims und zwei Abteien unweit Turin, welche ihm in diesem frühen Jünglingsalter verliehen wurden, sollten für Eugens standesmäßigen Unterhalt die Mittel liefern. Er selbst wurde seit dieser Verleihung der kleine „Abbé von Savoyen" genannt und von einem gelehrten Priester erzogen, der ihn unter anderem auch im Lateinischen und Griechischen unterrichtete, welche Sprachen der Prinz mit überraschender Leichtigkeit erlernte. Nichtsdestoweniger trat schon in diesen Jünglingsjahren seine Neigung zum Kriegerstande auf das Entschiedenste hervor, was sich schon äußerlich dadurch kundtat, daß er trotz seines schwachen Körpers die körperlichen Übungen mit Vorliebe betrieb, und sich besonders im Reiten und Fechten eine ansehnliche Geschicklichkeit erwarb. Wie sein großer Zeitgenosse Karl XII. von Schweden, konnte er sich an dem biographischen Geschichtswerke: „Alexanders des Großen Leben" von Curtius nicht satt lesen und vertiefte sich nicht weniger eifrig in die Werke des Julius Cäsar und Tacitus. Nebenbei entwickelte der junge Eugen auch eine große Vorliebe für die mathematischen Fächer und ganz besonders für das Kriegsbauwesen, in welchem er derartige Kenntnisse entwickelte, daß selbst der berühmte Festungsbaumeister Vauban, der Schöpfer eines von Frankreich aus über die ganze damalige Kulturwelt verbreiteten Befestigungssystems, auf den kleinen Prinzen aufmerksam wurde.

So bereits durch seine Studien sorgfältig vorbereitet, wandte sich endlich Eugen an den König Ludwig XIV. mit der Bitte, ihm eine Offiziersstelle in der französischen Armee zu verleihen. Ludwig XIV. wies jedoch Eugens Gesuch kurzweg und nicht ohne Spott für den kleinen „Abbé" ab, wobei er es nicht an dem Bemerken fehlen ließ, daß ihm schon das Gesicht Eugens „fatal" sei. Tiefgekränkt und verbittert beschloß dieser, seine Heimat, die sein ehrliches Streben mit derartigem Spott belohnte, zu verlassen. Unwillkürlich wendete sich seine Aufmerksamkeit nach Österreich; denn dort hatte bereits sein älterer Bruder Julius Ludwig als Oberst und Kommandant eines Dragoner-Regimentes Aufnahme gefunden, dort konnte ihm sein Vetter, Markgraf Ludwig von Baden, der als Feldzeugmeister eine einflußreiche Stelle bekleidete, von Nutzen sein. Übrigens stand Österreich gerade vor einem Kriege mit der Türkei, so daß gewiß auch ein größerer Bedarf an Offizieren in seinem Heere bestehen mußte. Prinz Eugen zögerte daher nicht länger und erschien bereits im Mai 1683 am Hoflager des deutschen Kaisers Leopold I. zu Wien, um seine Bitte um Aufnahme in die kaiserliche Armee vorzutragen. Der Kaiser kam dem jungen Prinzen freundlichst entgegen und verlieh ihm, mit Rücksicht auf seine Verwandtschaft mit dem Herzog von Savoyen, sofort eine Oberstleutnantstelle. Zu der kaiserlichen Armee nach Ungarn eingeteilt erhielt Eugen gleich darauf seine Feuertaufe, mußte aber zur selben Zeit auch den Tod seines älteren Bruders Julius Ludwig erfahren, der in einem Reitergefecht bei Petronell schwer verwundet worden war. Trotz seiner anfänglich sehr untergeordneten Verwendung, zog der junge Eugen die Aufmerksamkeit des Armeeoberkommandanten Karl von Lothringen an sich.

Die ausgezeichnete Erwähnung, welche dieser Feldherr in seinen Berichten an den Kaiser von der Umsicht und Tapferkeit des 20jährigen Prinzen machte, hatte wohl auch zur Folge, daß ihn Leopold I. schon am 12. Dezember 1683 zum Obersten und Inhaber des erledigten Kufsteinschen Dragonerregimentes ernannte, welches Regiment noch heute den Namen Eugens von Savoyen und zwar für immerwährende Zeiten führt.

Prinz Eugen, welcher schon bei St. Andre einen entscheidenden Kavallerieangriff auskämpfte, erlitt bei der ersten vergeblichen Belagerung von Ofen im Jahre 1684, bei welcher der junge Oberst ebenso große Umsicht als Tatkraft entwickelte, seine erste Verwundung, nämlich bei dem Kampfe in den Laufgräben einen Schuß in den Arm. Als im Jahre 1686 Ofen, ein zweitesmal, von den Kaiserlichen belagert wurde, verlor der 23jährige Oberst Eugen, welcher an der Spitze seiner Dragoner an der Berennung der Stadt teilgenommen hatte, sein Pferd unter dem Leibe und wurde zum zweitenmale verwundet. Später als der Großvezier zum Entsatze herankam und die Kaiserlichen den Hauptsturm unternahmen, erhielt Prinz Eugen den Befehl, den Angriffspark und das Lager der Belagerer gegen Ausfälle wie auch gegen den Anmarsch des Großveziers zu decken, ein Auftrag, der sich überhaupt nur zur Hälfte erfüllen ließ, weil der Großvezier seine Entsatzabsichten alsbald aufgab und sich zurückzog. Da aber auch die Ausfälle ausblieben, eilte Prinz Eugen, die Deckung des Lager-Parkes einem Unterkommandanten übertragend, voll Ungeduld zu den Angriffskolonnen, um an der Erstürmung der Stadt selbst teilzunehmen, die den heftigen Angriffen nicht länger mehr widerstehen konnte.

Nach ihrem Falle blieb Eugen unter dem Kommando des Markgrafen von Baden, welcher die weite Ebene des Alfölds zwischen Donau und Theiß durchzog, und wirkte insbesondere bei der Zerstörung der

wichtigen Brücke von Esseg, wie bei der Erstürmung von Fünfkirchen mit, wo es ihm auch gelang mit Hilfe seiner abgesessenen Dragoner dem nach dem Sturm ausgebrochenen Brande Einhalt zu tun und einem großen Teil der Stadt vor ihrer Einäscherung zu retten. Nach Ablauf des Winters, welchen Eugen an der Seite des Kurfürsten Max Emanuel in Venedig zubrachte, wurde er mit seinem Regiment bei dem Armeekorps des Fürsten eingeteilt und zeichnete sich schon am 12. August 1687 in der Schlacht bei Mohacz erneuert aus. Er war es, welcher, als bereits die eigene Infanterie zu wanken begann, die türkische Reiterei, trotz ihrer zehnfachen Überlegenheit zurückwarf, in die dichtgedrängten Reihen der Janitscharen einbrach und die Fliehenden bis in ihr festes Lager verfolgte. Erst an dem breiten Graben, welcher das Lager umschloß, schien sich seine Verfolgung zu brechen. Da sprang Eugen, während ein Hagel von Pfeilen und Steingeschoßen über seine Dragoner niederprasselte, vom Pferde und kletterte, den Degen zwischen den Zähnen festhaltend, über die Böschungen des Grabens an dem Wall hinauf, gefolgt von den Dragonern, die, das Beispiel ihres Führers nachahmend, mit ihm zugleich in das Lager eindrangen. Diese Waffentat, welche die Schlacht zu Gunsten der kaiserlichen Truppen entschied, war der Anlaß, daß der Armeekommandant Herzog von Lothringen, den Prinzen mit dem Auftrage auszeichnete, die Siegesbotschaft, wie die eigenhändigen Berichte des Herzogs und des Kurfürsten Max Emanuel dem Kaiser nach Wien zu überbringen. Der Kaiser, von dem Siege hocherfreut, verehrte dem Prinzen Eugen sein mit Diamanten besetztes Bild und ernannte ihn zum Feldmarschalleutnant.

Prinz Eugenius von Savoyen.
(Nach dem Stich von B. Picart, 1722; Originalgemälde von Jacques van Schuppen.)

Im 25. Lebensjahre schon diese hohe Charge zu erreichen, war selbst für einen Prinzen von Geblüt in der damaligen Zeit etwas ganz Ungewöhnliches. Aber Eugen rechtfertigte bald diesen Beweis des außerordentlichen kaiserlichen Vertrauens. Er eilte, nachdem er zu Beginn des Feldzuges 1688 dem Markgrafen Ludwig eine beträchtliche Verstärkung nach Slavonien zugeführt hatte, nach Belgrad, dessen Belagerung unter dem Oberbefehl des Kurfürsten Max Emanuel eben begonnen wurde. Bei den Kämpfen, welche die Vortreibung der Belagerungsarbeiten nötig machten, wiederholt ausgezeichnet, erhielt der junge Prinz seine dritte Verwundung und zwar am 30. August durch eine Musketenkugel, welche ihn am Knie verletzte. Eine Woche später aber steht er

bereits wieder, wohl noch mit verbundenem Fuße, mitten im Feuer und stürmt an der Seite seines Chefs des Kurfürsten Max Emanuel das letzte Grabenhindernis von Belgrad. Eugen, dem ein Janitschar den Helm gespalten hatte, war auch unter den ersten, welche in die Stadt eindrangen, die nun nach kurzem, aber äußerst heftigem Widerstande erobert werden konnte.

Während Held Markgraf Ludwig seinen Feldzug gegen die Türken fortführte und den denkwürdigen Sieg von Szlankamen errang, war Eugen nach Wien zurückberufen und vom Kaiser mit einer diplomatischen Sendung betraut worden. Er sollte nämlich seinen Vetter, den Herzog Viktor Amadeus von Savoyen, für ein Bündnis mit Österreich gewinnen, wozu der Staatsminister Graf von Sinzendorf den Prinzen Eugen zu Ende des Jahres 1688 besonders einzuweihen hatte. Es war auch keine leichte Aufgabe den Herzog zu einem Bündnis mit dem räumlich entfernten, von der Pforte, von Frankreich und von inneren Unruhen zugleich bedrängten Österreich wie zum Bruche mit dem mächtigen Ludwig XIV. zu bewegen, dessen Truppen bereits in Pignerol und Casale eingerückt waren, und von dieser Basis aus Savoyen und Piemont bedrohten. Prinz Eugen wurde von dem Herzoge mit offenen Armen aufgenommen. Trotzdem seine Sendung unter dem Vorwand eines Besuches des Karnevals zu Turin geschah, ließ sich Ludwig XIV. keinen Augenblick über den wahren Zweck täuschen. Er verlangte daher verschiedene Bürgschaften vom Herzog, welcher inzwischen den Vorschlägen des Prinzen Gehör gegeben hatte. Nur wünschte der Herzog, weil seine Residenz Turin mit französischen Spionen umgeben war, den förmlichen Bündnisvertrag mit irgend einem mit dem Kaiser selbst verbündeten Reichsfürsten an einem anderen Orte abzuschließen. Nachdem Prinz Eugen Venedig zu einer solchen Zusammenkunft vorgeschlagen und der Herzog eingewilligt hatte, kehrte er, da seine Aufgabe gelöst schien, nach Wien zurück.

Dieser ersten diplomatischen Mission des jungen Eugen folgte alsbald wieder kriegreiche Tätigkeit, und zwar unter dem Herzog von Savoyen, welcher indessen an Frankreich den Krieg erklärt hatte. Eugen, der nun zum ersten Male auf dem italienischen Kriegsschauplatz seine Klinge kreuzen sollte, auf welchem ihm eine lange Reihe von glänzenden Erfolgen bevorstand, war enttäuscht, denn schon der Beginn des ersten Feldzuges führte zu einer Niederlage des Herzogs, welcher trotz aller Einwände und Bedenken des Prinzen Eugen, ohne das Eintreffen der aus Österreich und Spanien im Anmarsch befindlichen Verstärkungen abzuwarten, am 18. August 1690 bei der Abtei Staffarda eine Schlacht angenommen hat.

Nur Eugens erprobte Kühnheit und eiserne Standhaftigkeit vermochte noch mit der Reiterei über vier Stunden lang den Franzosen einen hartnäckigen Widerstand zu leisten und dadurch den linken Flügel der herzoglichen Armee zu retten; der rechte Flügel aber, bei welchem sich der Herzog Viktor selbst befand, wurde von den Franzosen in eine panikartige Flucht getrieben und zersprengt.

Die Ankunft der österreichischen und spanischen Truppen verstärkte wohl darauf wieder die Armee des Herzogs auf etwa 22000 Mann, unter welchen sich auch Eugens Dragonerregiment befand. Aber gegenüber der französischen Übermacht konnte sich der Herzog doch nur darauf beschränken, bei Turin eine starke Defensivstellung zu beziehen und in dieser zu warten. Eugen, der mit seiner Reiterei indessen eine französische Abteilung bei Marsaglia fast vollständig zersprengt und aufgerieben hatte, sah ein, daß unter solchen Umständen eine günstige Wendung des Krieges nur durch eine Verstärkung der Truppen möglich werden konnte. Er reiste deshalb nach Wien, wo es ihm gelang, vom Kaiser für das folgende Jahr (1691) eine Vermehrung der österreichischen Truppen auf 20000 Mann zugesichert zu erhalten. Viktor Amadeus verlegte nun die Hauptmacht seiner Armee nach Turin und ernannte Prinz Eugen zum Kommandanten derselben. Aber zu gleicher Zeit machte er auch dem französischen Feldherrn heimliche Anträge, mit ihm in Unterhandlung zu treten. Als Eugen eines Tages ziemlich früh und unangemeldet in das Zimmer des Herzogs trat, überraschte er selbst den französischen Unterhändler und erriet auch sofort den Zusammenhang. Nun gestand der Herzog selbst die Unterhandlungen ein, die vorläufig zur Folge hatten, daß die Franzosen Turin schonten und nur Coni belagerten. Prinz Eugen dadurch vollständig unbeirrt, erzwang nun durch List den Entsatz von Coni und folgte, als sich die französische Armee über den Po zurückzog, nach, nahm den Franzosen einige Fahnen ab und geriet dabei in das heftigste Kampfgedränge. Aber im Augenblicke als bereits die feindlichen Klingen auf seine Stahlrüstung niedersausten und ein französischer Reiter eben seine Pistole nach den Prinzen abdrücken wollte, erschienen dessen Dragoner, schafften dem umringten Helden wieder Luft und befreiten ihn aus der Todesgefahr.

Der folgende Feldzug, welcher im Frühjahr 1692 begann, sah Eugen bereits als Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Truppen in Italien. Er wollte die Franzosen, die unter General Catinat bei Pignerol

standen, nur mit einem Teile der Armee beschäftigen und dagegen selbst mit seiner Hauptmacht in die französischen Provinzen der Dauphine und Provence einfallen. Er ließ zu diesem Zwecke das 15000 Mann starke Korps des General Palffy vor dem französischen Heerführer Catinat stehen und brach selbst überraschend in drei Kolonnen über die Alpen in Frankreich ein, wo er nacheinander ohne besonderen Widerstand Guillestre, Embrun und Gap einnahm. Aber die plötzliche Erkrankung des Herzogs von Savoyen, der zu Gap von den Blattern befallen wurde, zwang, den weiteren Vormarsch der Armee einzustellen, die dann gegen Ende September auf dem nämlichen Wege, auf welchem sie vorgerückt, war wieder zurückging. Hier auf diesem Rückmarsch soll es gewesen sein, daß Eugen zu seinem Freunde, dem Prinzen von Lothringen-Commercy äußerte: „Habe ich es nicht vorausgesagt, daß ich nur mit dem Degen in der Hand nach Frankreich kommen würde? Jetzt habe ich mein Wort gelöst."

Kaum war Eugen in Turin angelangt, als ihm vom Könige von Spanien, in Anerkennung seines so erfolgreichen und unermüdlichen Eifers für das Haus Österreich, der Orden des goldenen Vlieses verliehen wurde. Zu Anfang des Winters aber reiste Eugen nach Wien, um dem Kaiser Bericht zu erstatten und dessen weitere Befehle einzuholen, kehrte dann im März 1693 wieder nach Italien zurück, wo er am 25. Mai desselben Jahres zugleich mit „Veterani" und Palffy zum Feldmarschall ernannt wurde. Eugen zählte zu dieser Zeit erst 30 Jahre, von welchen er nur zehn im österreichischen Kriegsdienste zugebracht hatte, ein Avancement, das nicht leicht seinesgleichen findet.

Ludwig XIV hatte indessen, um den Einfall in Frankreich rächen zu lassen, die Armee des gleichzeitig zum Marschall ernannten Catinats auf 40 000 Mann verstärkt. Da der Herzog von Savoyen, welcher durch allerlei Manöver, die sich den ganzen Sommer des Jahres 1693 hinzogen, nicht vermocht hatte, die Franzosen aus ihrer festen Stellung bei Susa zu locken, so entschloß er sich Pignerol anzugreifen, und erschien Ende September vor dieser Stadt. Obwohl von Prinz Eugen entschieden gewarnt, stellte er sich am 3. Oktober 1693 bei Marsaglia zur Schlacht, welche mit einem Rückzuge der Verbündeten nach Turin endete. Nun folgten die ganz ereignisarmen Feldzüge der Jahre 1694—1695, nach welchen endlich der immer zwischen Unterhandlungen und Krieg schwankende, einem doppelten Spiel niemals abgeneigte Herzog Viktor Amadeus, mit Frankreich am 30. Mai 1696 einen Frieden schloß, nach welchem Eugen seinen Truppen nach Wien vorauseilte.

Zur selben Zeit hatte König Ludwig XIV. dem Prinzen Eugen durch einen Vermittler den Antrag stellen lassen, in seine Dienste überzutreten; er würde sofort zum Marschall ernannt und erhielte das Gouvernement der Champagne wie einen Jahresgehalt von 2000 Pistolen. Aber Eugen schlug das Anerbieten aus und erwiderte: „Ehre und Dankbarkeit waffnen mich für Österreich gegen Frankreich. Ich bin Feldmarschall des Kaisers, was wohl ebensoviel ist als Marschall von Frankreich. Was sollten mir Pensionen? Ich bin reich genug, sobald es mir nicht an Gelegenheit fehlt, meinem Monarchen Beweise meiner Treue und meines Eifers abzulegen."

Eugen, welcher bisher allein sechs Feldzüge als Oberst und General gegen die Türken und sieben Feldzüge in Italien teils als Generalleutnant teils als Feldmarschall unter dem Oberbefehl des Herzogs von Savoyen bestanden hatte, wurde nun über den Rat des Grafen Rüdiger Starhemberg, des ruhmgekrönten Verteidigers von Wien und Präsidenten des Hofkriegsrates an Stelle des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, des nachmaligen Königs August des Starken von Polen, am 5. Juli 1697 zum Höchstkommandierenden der Armee in Ungarn ernannt. Zum ersten Male stand nun der vierunddreißigjährige Feldmarschall an der Spitze eines großen Heeres, zum ersten Male konnte er zeigen, was er, ohne von einem fremden Kommando beeinflußt und, ohne von fremden Einflüssen irritiert zu sein, leisten könne.

Die Armee, welche in Ungarn gegen die Türken zu operieren hatte, war, als Eugen am 12. Juli bei ihr eintraf, in keineswegs gutem Zustande. Sie zählte nicht viel mehr als dreißigausend Mann, welche noch dazu durch schlechte Verpflegung und Anstrengung physisch herabgekommen und moralisch durch die kraft- und haltlose Führung in der letzten Zeit deprimiert waren. Dem ungeachtet marschierte Eugen schon am 25. Juli von Essek gegen Peterwardein, und zog zugleich die in ganz Ungarn zerstreuten Truppen an sich, wodurch seine Armee sich auf 65—70000 Mann verstärkte. Sein Gegner — bei 135000 Mann stark — ging indeß am 19. August bei Orsova über die Donau. Vom Sultan Mustapha II., der erst ein Jahr vorher den Thron bestiegen hatte, persönlich geführt, schien es ungewiß, ob die Türken sich nun gegen Peterwardein oder gegen Titel wenden würden.

Da erfuhr Eugen von dem in einem Scharmützel gefangenen Dschaafer Pascha, daß der Großvezier die Absicht habe, bei Zenta die Theiß zu übersetzen und dann ostwärts gegen Siebenbürgen zu ziehen, worauf der Prinz sofort den Plan faßte, nordwärts zu marschieren und die Türken einzuholen, um sie dann im Marsche womöglich während des Theißüberganges anzugreifen und zu schlagen. Im Vollzuge dieses Planes gelangte Eugen am 10. September nach O-Becse; wo er am nächsten Morgen erfuhr, daß die Türken sich soeben zum Übergange über die Theiß anschickten. In der Tat wurden kurz darauf ihre Hauptmassen sichtbar, worauf sich Eugen, trotz des numerischen Übergewichtes der Feinde und trotz der formidablen Stellung, in der sich die Türken an der Theiß festgesetzt hatten, zum sofortigen Angriff entschloß. Die Osmanen hatten über die Theiß, welche dort etwa 350 Schritt breit ist, eine Schiffbrücke mit sechszig schwimmenden Unterlagen geschlagen, und am rechten, dem feindlichen Ufer, eine starke brückenkopfartige Verschanzung vorgelegt. Mit Benützung der Mauern eines früheren kaiserlichen Proviantdepots hatten sie nämlich eine mit

Prinz Eugen nach der Schlacht von Zenta.

tiefen Hindernisgräben verstärkte und geschlossene Brückenschanze aufgeworfen, der außen eine Wagenburg und in noch weiterem Halbkreise eine mit Rondellen und Bastionen versehene starke, mit ihren Flügeln an die Theiß gestützte Verschanzung vorgelegt war. Etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang war Eugens Heer in Schlachtordnung aufgestellt und umspannte im Halbkreise den türkischen Brückenkopf. Der rechte Flügel unter F. Z. M. Siegbert Graf Heister stützte sich auf das unterhalb der türkischen Brücke gelegene, sehr steile und unzugängliche Theißufer. Am linken Flügel standen an das oberhalb der türkischen Brücke gelegene flache Theißufer gelehnt, die Truppen des F. Z. M. Guido Graf Starhemberg, (ein Neffe des Verteidigers von Wien) und unter ihm das Leibbataillon des 1696 errichteten Infanterieregiments Hoch- und Deutschmeister. Im Zentrum befehligte G. F. M. Prinz Commercy, unter ihm der G. d. K. Graf Rabutin und F. Z. M. Graf Reuß. Im Zentrum hielt sich auch der Oberkommandant Eugen auf und gab von dort aus nach 4½ Uhr Nachmittag das Zeichen zum Angriffe und zwar zuerst dem linken

Flügel, dann dem übrigen Korps. Von den türkischen Schanzen mit einem furchtbaren Geschützfeuer empfangen, dirigierte Eugen, während er die Front beschäftigen ließ, seinen linken Flügel unter Starhemberg über die oberhalb der türkischen Schiffbrücke dem Flachufer vorgelagerten Sandbänke und Inseln in den Rücken der Türken. Gleich darauf stürmte der rechte Flügel und das Zentrum gegen die Schanzen an. Eugen selbst führte das Regiment Styrum ins dichteste Feuer. Die Kavallerie saß ab und drang mit dem Fußvolk zugleich in die Schanzen ein. Die Türken, so von zwei Seiten im Rücken und in der Front überraschend gefaßt, warfen ihre Gewehre weg und zogen die Säbel. Sie wehrten sich mit größtem Mute; dann aber wandten sie sich in dichtem Knäuel zur Flucht.

Um 10 Uhr abends versammelte Eugen seine Truppen, ließ sie die Theiß entlang Lager beziehen, und sandte als ersten Kurier den Prinzen Vaudemont mit der Siegesbotschaft nach Wien ab; welchem er später einen ausführlichen Bericht folgen ließ. In diesem schrieb er den glänzenden Erfolg allein „dem tapferen Heldengeiste der gesamten Generalspersonen, Offiziere und Soldaten" zu. Von sich selber sagte er kein Wort.

Nach offiziellen und zeitgenössischen Quellen lagen auf dem Schlachtfelde 20000 Türkenleichen, darunter die des Großveziers, vier anderer Veziers, des Janitscharen-Aga, die der Statthalter von Anatolien und Bosnien, zahlreicher Paschas, dreizehn Beglerbegs usw. Viele türkische Offiziere waren von den wütenden Janitscharen selber erschlagen worden. Gefangene gab es fast keine, da man keinen Pardon gegeben hatte. In der Theiß mochten etwa 10000 Türken ihr Grab gefunden haben. Im Lager der Janitscharen fand man die Kriegskasse mit ca. 3 Millionen Gulden, 160 Geschütze, 9000 Wagen, Gepäck, Waffen, Munition in ungeheuren Mengen, 7000 Pferde, 6000 Kamele, 15000 Stück Rinder, zahllose Roßschweife und Standarten, und endlich als ganz besondere Trophäe das große Staatssiegel, das der Großvezier am Halse zu tragen pflegte, und das noch niemals bisher in Feindeshand gefallen war.

Nachdem die kaiserliche Armee bis 13. September nächst dem Schlachtfelde gerastet hatte, beabsichtigte Prinz Eugen einen Versuch zur Eroberung der Stadt Temeswar zu unternehmen. Aber die Rücksichten auf die schwierige Verpflegung in der vollständig ausgeplünderten und verödeten Umgebung der Stadt, wie die durch ein anhaltendes Regenwetter grundlos und unpassierbar gewordenen Wege, wie endlich auch die Nachricht, daß Temesvar mit allen nötigem Kriegsbedarf und einer zahlreichen Besatzung wohl versehen sei, zwangen ihn, das Vorhaben alsbald wieder aufzugeben und schon zu Anfang Oktober den größten Teil seines Heeres Winterquartiere beziehen zu lassen. Dagegen wählte er sich aus den tüchtigsten Truppen etwa 4000 Reiter, 25000 Mann Infanterie und 14 Geschütze aus, welche mit den Prinzen von Vaudemont und Commercy, den Grafen von Starhemberg, Gronsfeld und Herberstein einen Raid nach Bosnien unternehmen sollten. Schon am 6. Oktober gelangte dieses Streifkorps von Eugen persönlich geführt, nach Esseg und von da nach Brod, wo es nicht ohne große Mühe, mittelst requirierten und improvisierten Fahrzeugen auf das rechte Ufer der Save übersetzte. Als es am 14. das Tal von Peratonczi erreicht hatte, sandte Prinz Eugen den Obersten Kyba mit 6—800 Mann gegen das Schloß Doboi am linken Ufer der Bosna, und von da in einem kühnen Zug, bis in das Herz Bosniens, bis zu seiner Hauptstadt Sarajevo. Da aber bei der vorgerückten Jahreszeit eine Belagerung des hochgelegenen Kastells dieser Stadt nicht möglich war, wurde am 24. Oktober wieder der Rückzug angetreten, welchem sich die christlichen Bewohner der Umgegend scharenweise anschlossen.

Schon am 8. November konnte das Streifkorps wieder Esseg erreichen. Es hatte am ganzen Zug nicht mehr wie 40 Mann und einige Pferde verloren, und dabei einen Erfolg erreicht, der allerdings mehr in moralischer wie politischer Beziehung zur Wirkung gelangt ist, sonst aber wohl als ein Lehrbeispiel gelten kann, welche erstaunliche Leistungen Umsicht und Kühnheit zu vollbringen vermögen.

Mit dem herrlichen Siege bei Zenta war eigentlich der ganze Feldzug entschieden worden; denn wenn auch der Karlowitzer Friede erst zwei Jahre später geschlossen wurde, so kam es doch nicht mehr zu einer größeren Aktion. Aber während hier in den östlichen und südlichen Teilen der Monarchie das Waffengetöse verstummte und Kaiser Leopold bemüht war, diesen Provinzen die so lange entbehrten Segnungen des Friedens in vollem Maße zukommen zu lassen, erhoben sich bereits wieder im Westen am politischen Horizonte schwere Wetterwolken.

Nach dem am 1. November 1700 erfolgten Tode König Karls II. von Spanien und nach Veröffentlichung seines unter französischem Einflusse gegen jede Abmachung zu Gunsten Philipps von Anjou, Enkels

Ludwigs XIV., abgefaßten Testamentes, langte das übermächtige Frankreich um seinen Einfluß in Europa noch mehr zu steigern, nach dem spanischen Erbe, das gesetzmäßig nur dem Habsburger Kaiserhause zufallen sollte. Es begann damit der vielgenannte, langwierige „spanische Erbfolgekrieg," welchen Kaiser Leopold ohne einen einzigen Verbündeten zur Seite zu haben, im Interesse seiner Dynastie und seiner Völker eröffnen mußte.

Oesterreich formierte drei Armeen: Eine in Ungarn zur Beobachtung der türkischen Grenze, eine unter Markgraf Ludwig von Baden am Rheine und endlich eine unter Prinz Eugen für den italienischen Kriegsschauplatz. Auf diesem erwartete schon Eugens früherer vieljähriger Gegner, Marschall Catinat mit etwa 40000 Mann, die kaiserliche Armee, die zusammen nur acht Infanterie-, 6 Kürassier- und 4 Dragonerregimenter, zusammen etwa 30000 Mann zählte. Die Franzosen hatten zwischen dem Gardasee und dem Monte Baldo eine starke Stellung bezogen, mit welcher sie alle Zugänge aus dem Etschtale, in dem sich die Truppen Eugens gesammelt hatten, gesperrt wähnten. In der Tat hätte sich Eugens Armee gegenüber der französischen Übermacht verbluten müssen, wenn sie auf dem Versuch bestanden hätte, durch das Etschtal nach Italien hineinzugelangen. Da faßte Eugen den Entschluß, statt dem Talweg zu folgen, seine Armee über das Gebirge zu führen. Tausende von Soldaten und die Landleute der Umgebung wurden nun in Bewegung gesetzt, um für die Armee Wege auszumitteln, denn schon am Morgen des 26. Mai sollte jener Gebirgsübergang begonnen werden, welchen die Franzosen für vollständig unmöglich erklärt hatten, und der in Anbetracht der beiderseitigen Verhältnisse, hinsichtlich der Kühnheit und Durchführung den berühmtesten solcher Unternehmungen in alter und neuer Zeit mindestens gleichzustellen ist. Welche Schwierigkeiten dabei zu überwinden waren, geht wohl aus einem Schreiben hervor, welches Prinz Eugen an den Hofkanzler Grafen Strattmann gerichtet hat: „Ew. Exzellenz können sich die Arbeit und die Beschwerlichkeiten nicht vorstellen," berichtete Eugen, „die der Armee entgegenstunden, bis man nur die Artillerie, welche mit Flaschenzügen über die Berge hinabzulassen war, vorwärts bringen konnte. Wenn der Feind die Möglichkeit der Ausführung sich hätte vorstellen können, würde die Unternehmung eine ganze Campagne, und da vielleicht noch fruchtlos, erfordert haben. Man mußte mit Erstaunen ansehen, wie der Offizier und der gemeine Mann sich in die Wette beeiferten, die schwersten Arbeiten nicht bloß zu leiten, sondern durch eine sechstägige Beharrlichkeit auszuführen, um dort durchzubrechen, wo bisher Menschen noch keinen Weg gekannt, viel weniger gebahnt haben."

Obwohl der ganze Landstrich von Trient und Rovereto von diesem großartigen Übergang über die tridentinischen Alpen, welcher nur durch die tätige Mithilfe der Bergbewohner zustande kommen konnte, Zeuge gewesen war, und obwohl den Landleuten nicht verborgen blieb, wie wichtig eine Nachricht von diesem Alpenübergang für Catinat sein müßte und wie reich sie von diesem gelohnt werden würden, fand sich doch kein Verräter, der dem französischen Feldherrn davon Kunde gebracht hätte. Als dieser aber endlich vor der Gewißheit stand, daß Eugen das unmöglich Scheinende möglich gemacht und die Alpen übersetzt habe, zersplitterte Catinat in voller Ungewißheit über die Absichten des Gegners seine Armee längs des ganzen Laufes der Etsch und ermüdete sie durch nutzlose Hin- und Hermärsche, während Eugen indeß schon die Etsch überschreiten und ein Korps über den Po senden konnte. Nun zweifelte Catinat keinen Augenblick mehr, daß Eugen selbst mit seiner Heeresmacht über den Po gehen werde und zog, um ihm dort kräftig zu begegnen, immer mehr Truppen nach Ostiglia, wo er eine Brücke über diesen Fluß schlagen ließ. Am 8. Juli ging dann Catinat von Carpi, wo er den General Saint-Fremont mit einem schwachen Korps zurückgelassen hatte, selbst nach Ostiglia, und wollte die dort versammelten Truppen über den Po führen, um Eugen zuvorzukommen. Dieser aber hatte in derselben Nacht mit einem aus ungefähr elftausend Mann bestehenden Armeekorps den Tartaro überschritten, griff mit grauendem Morgen die verschanzte, an dem Kanal gleichen Namens gelegene Ortschaft Castagnaro an und nahm sie nach tapferer Gegenwehr mit Sturm, worauf er sich gegen eine zweite Schanze wandte, welche die Franzosen an dem Vereinigungspunkte der Etsch und des Kanals angelegt hatten. Da erschien Generalleutnant Tessé, den ein französischer Offizier rasch von Pietro di Legnago herbeigeholt hatte, mit seinen schnell zusammengerafften Truppen auf dem Kampfplatze, nahm die Fliehenden in seinen Reihen auf und stellte das Gefecht wieder her. Aber nur für kurze Zeit, denn auch Tessés frische Truppen konnten den kräftigen Angriffen der kaiserlichen Truppen auf die Dauer nicht widerstehen und mußten Carpi räumen, das nun samt dem französischen Lager in die Hände Eugens fiel. Im Besitze dieses wichtigen Schlüsselpunktes standen den Österreichern jetzt die Wege nach Mailand und Mantua offen, umsomehr als Catinat von den Erfolgen der kaiserlichen Truppen auf das höchste

betroffen, den ganzen Landstrich zwischen der Etsch und dem Mincio räumte. Eugen, der im Gefechte um Carpi eine leichte Wunde erhalten hatte, begnügte sich vorerst in der Vorrückung gegen Mailand, Monzambano und das Kastell Goffredo zu besetzen. Er nahm dann Castiglione, deren Besatzung er freien Abzug gewährte, überschritt am 23. August den Oglio und bezog bei Chiari ein festes Lager.

Im französischen Heere war inzwischen ein Wechsel im Kommando vor sich gegangen. Ludwig XIV., über den Rückzug seiner Armee, von welcher er mit Sicherheit auf Siegesnachrichen gerechnet hatte, aufgebracht, hatte dem Marschall Catinat den Oberbefehl abgenommen und ihn dem Herzoge von Villeroi übertragen, der sich rühmte, es werde ihm ein leichtes sein, den Prinzen Eugen aus Italien zu vertreiben und in die tirolischen Berge zurückzujagen. Als Sohn des ehemaligen Erziehers des Königs von Frankreich und als dessen Jugendgespiele erfreute sich Villeroi bei Ludwig XIV. hoher Gunst, und wurde daher auch mit größeren Vorrechten ausgestattet als sein unglücklicher Vorgänger im Kommando.

In zahlreicher Begleitung bei der durch 32 Bataillone verstärkten Armee eingetroffen, war es auch sein erstes, neun cremonesische Dörfer, die des Einverständnisses mit den Kaiserlichen beschuldigt waren, in Brand stecken zu lassen. Im darauffolgenden Kriegsrate wies er eine Ordre des Königs vor, nach welcher er sofort eine Schlacht liefern sollte. Er überschritt hierzu den Oglio, was des herrschenden niederen Wasserstandes wegen mit Leichtigkeit vor sich ging, rekognoszierte dann die mit neuen Verschanzungen verstärkte Stellung des kaiserlichen Heeres und griff dieselbe endlich am 1. September mit so zahlreichen Streitkräften an, daß er selbst seinem Könige schrieb: „er habe deren viel mehr als nötig seien, um die Wünsche des Monarchen zu vollziehen." In der Tat schien ihm bei den ersten Angriffen der Erfolg zu lächeln; aber Eugen, der die Heftigkeit kannte, mit welcher die Franzosen den ersten Anlauf auszuführen pflegen, und aus langer Beobachtung wußte, daß sie, zurückgeworfen, nur selten die gleiche Lebhaftigkeit bewahren, hatte befohlen, daß die Besatzungen der Schanzen vollkommen gedeckt die Annäherung der Franzosen erwarten und erst dann Feuer geben sollten, wenn die Feinde bis auf wenige Schritte herangekommen seien. Diesem Befehle nachhandelnd, hatten die kaiserlichen Soldaten Gelegenheit und Zeit, sich ihre Ziele gut auszuwählen und sicher aufs Korn zu nehmen, wobei sie, ohne selbst irgendwie bedeutende Verluste zu erleiden, ein fürchterliches Blutbad unter den anstürmenden, von diesem Feueranfalle völlig konsternierten Franzosen anrichten konnten. Da Villeroi durch den Mißerfolg der Angriffe kopflos geworden, trotz der seinen aus allen Posten verjagten und dem kräftigsten Feuer der kaiserlichen Geschütze preisgegebenen Truppen drohenden Vernichtung, sich zu keinem Befehl aufraffen konnte, ordnete endlich der abgesetzte, aber indessen noch beim Heere zurückgebliebene frühere Oberkommandant Marschall Catinat, der zwei Wunden erhalten und sich gleich dem Herzoge von Savoyen durch persönlichen Mut vor allen ausgezeichnet hatte, den unvermeidlichen Rückzug an; freilich zu spät, da die der Auflösung nahen Truppen ihren Rückmarsch nicht mehr ohne panikartige Verwirrung durchführen konnten.

Hat Italien und mit ihm das übrige Europa schon mit Erstaunen sehen müssen, wie Eugen mit einer numerisch um mehr als die Hälfte schwächeren Streitmacht, die noch dazu nicht zum besten ausgerüstet war, der weit stärkern reichlich ausgerüsteten französischen Armee eine derartige Niederlage bereiten konnte, so steigerte sich dieses Erstaunen in der folgenden Epoche des Feldzuges zur Bewunderung. Denn nun verging kein Tag, an welchem nicht den Franzosen durch klug erdachte und mutvoll ausgeführte Streifzüge und Überfälle einzelner Posten irgendwie bedeutender Schaden bereitet worden wäre.

So oft die französischen Reiter zur Beschaffung der Futtervorräte eine „Fouragierung" veranstalteten wurde ihnen aufgelauert, kein französischer Convoi erreichte ohne einen Angriff sein Ziel; zu Rekognoszierungen reitende Generale, Ordonanzoffiziere, Kuriere, wie Armeebeamte, die zu irgend einer Mission abzugehen hatten, wurden ausgehoben, mit einem Worte der sogenannte „kleine Krieg" mit einer unglaublichen Ausdauer und Virtuosität seitens der Kaiserlichen geführt. Erst am 13. November, nachdem sich die beiden Armeen durch dritthalb Monate gegenüber gestanden waren, gingen die Franzosen, da in der ganzen Umgebung keine Lebensmittel mehr aufzutreiben waren, über den Oglio zurück, wobei sie noch während des Uferwechsels von Eugen angegriffen, durch das Verfolgungsfeuer der kaiserlichen Artillerie namhafte Verluste erlitten.

Sechs Tage nachher, während die französische Armee sich anschickte, Winterquartiere zu beziehen, nahm Eugen die am Oglio gelegene Stadt Caneto, die sich schon am 3. Dezember ergab, vertrieb die Franzosen aus ihren bei Torre d'Oglio angelegten Verschanzungen, besetzte Borgo forte und Governolo, Ostiglia, wie Ponte-

molino und bemächtigte sich endlich des ganzen Herzogtums Mantua mit Ausnahme der Hauptstadt und Goitos, welche von ihm eng blockiert wurden.

Alle diese Erfolge der kaiserlichen Truppen waren inzwischen von der Diplomatie benützt worden, dem Kaiser Verbündete zuzuführen, so daß bereits bei Beginn des Feldzuges vom Jahre 1708 England, Holland, die Mehrzahl der deutschen Fürsten, und in der weiteren Folge auch Portugal, wie selbst der Herzog von Savoyen an der Seite des Kaisers Leopold I. standen. In Italien war dagegen Prinz Eugen mit neuen siegreichen Operationen beschäftigt. Schon zu Beginn des Jahres 1702 finden wir ihn vollauf tätig, sich Cremonas, einer der bedeutendsten Städte des spanisch-mailändischen Erbes zu bemächtigen. Durch seine Spione hatte er in Erfahrung gebracht, daß zu Cremona, welches Marschall Villeroi mit einer starken Garnison bezogen hatte, ein Abzugskanal unter dem Hause eines Bürgers ins Freie führe, und daß es möglich sei mittels dieses Kanales Truppen in die Stadt zu bringen. Der Bürger durch Bestechung gewonnen, weihte andere Bewohner in das Unternehmen ein, und übermittelte Eugen einen genauen Plan der Stadt, in welchem die Wachen, Kasernen, Tore und Wohnungen der vornehmsten Offiziere sorgfältig bezeichnet waren. Um ganz sicher zu gehen, ließ Eugen nun den Abzugskanal durch verkleidete Offiziere erkunden, die den Auftrag hatten, sich über die Angaben der Spione volle Gewißheit zu verschaffen. Nach ihrer Rückkunft berief Eugen am 28. Jänner die Generale nach Luzzara, setzte ihnen seine Pläne auseinander und verteilte nach ihrer Beistimmung die auf das sorgfältigste ausgearbeiteten Dispositionen. Erst nachdem seine Truppen im Geheimen und ohne von dem Zwecke ihrer Märsche unterrichtet zu sein, bereitgestellt waren, befahl der Prinz am 31. Jänner eine Stunde vor dem Einbruch der Dunkelheit den Aufbruch „im Geleit Gottes" wie er zu sagen pflegte. Nun ging es, nachdem bei Ostiana der Oglio überschritten war, im tiefen Dunkel einer regnerischen Winternacht, auf sehr schlechten, aufgeweichten Wegen weiter gegen Cremona. Obristwachtmeister Hoffmann mit 1 Leutnant, 25 Grenadieren, 200 Füsilieren und den mit Brechwerkzeugen ausgerüsteten Zimmerleuten der Kompagnien hatte den Weg in die Stadt zu eröffnen. Als er sich den Festungswerken näherte, flimmerten nur mehr einzelne Sterne am Firmamente. Die feindlichen Schildwachen am Walle riefen, noch ohne die leiseste Ahnung einer Gefahr, ihr eintöniges: „qui vive"? in die stille Nacht hinaus, als Obristwachtmeister Hoffmann, mit seiner auserlesenen Schar von einem sicheren Boten geführt, völlig geräuschlos und unbemerkt durch den Abzugskanal das Wohnhaus und von da die anstoßende Kirche erreicht

Audienzsaal im Palais des Prinzen Eugen von Savoyen zu Wien. (Stich von Jac. Gottl. Thelott.)

hatte. Nun hieß es raschestens und ehe die im tiefen Schlummer befindliche Stadt alarmiert werden konnte an die Festungstore zu gelangen, um diese den draußen harrenden Kolonnen zu öffnen. Auch dies schwierige Unternehmen ging ganz nach Wunsch. Sowohl beim Tor Ogni santi, als bei dem St. Margherita konnte die Wache ohne besonderen Lärm überrumpelt und unschädlich gemacht werden, worauf sofort die Tore und damit auch der davor wartenden eigenen Kavallerie der Eingang geöffnet wurden. Der Tag dämmerte erst herauf, als schon die Kaiserlichen den Dom- und Marktplatz erreicht haben und ein dreimaliges Blickfeuer vom Walle oberhalb der Porta Margherita alle noch außerhalb befindlichen Abteilungen von dem gelungenen Handstreiche verständigte. Jetzt erst setzte sich Prinz Eugen in den Sattel und eilte in die Stadt, wo die Kaiserlichen im Nu zum Herren aller Plätze und der Hauptstraße geworden sich zusehends durch die zwei geöffneten Stadttore verstärkten. Die völlig überraschten Garnisonstruppen, welche der Esplanade als dem ihnen angewiesenen Allarmplatze zueilten, konnten zum Teile nicht mehr dahingelangen. Der Marquis d'Eutraques allein vermochte noch schnell das Infanterieregiment Vaisseaux, welches am Morgen zur Musterung bestimmt, bereits in der Kaserne versammelt war, auf dem Glacis des Kastells zu ordnen. Er führte es rasch gegen den Hauptplatz, gefolgt von den Generalen Crenau und Montgon, die nach ihm die Ersten zur Stelle waren.

Auch Marschall Villeroi selbst hatte bereits in den ersten Phasen des Überfalles die vom Markte herübertönenden Flintenschüsse vernommen. Ohne noch eine Ahnung von der Bedeutung dieses Gewehrfeuers zu haben, sprang er eben aus dem Bette, als sein Kammerdiener auf das höchste aufgeregt in das Gemach mit der Meldung stürzte: „Die Deutschen sind in der Stadt." Der Marschall warf sich, so schnell es ging, in seine Kleider, befahl dem rasch herbeizitierten Sekretär, den Chiffreschlüssel und alle andern in der Wohnung befindlichen Akten sofort zu vernichten, und bestieg unter dem Schutze der vor seinem Quartier befindlichen Ehrenwache sein Pferd, um der Hauptwache zuzueilen. Kaum 300 Schritte von seiner Wohnung stieß er bereits auf eine kaiserliche Patrouille, schwenkte deshalb rasch in eine Seitengasse ab, und erreichte ungehindert den Marktplatz. Hier aber drangen sofort kaiserliche Truppen von zwei Seiten gegen ihn vor und rissen den sich heftig wehrenden feindlichen General vom Pferde. Es wäre ihm sehr übel gegangen, wenn nicht in diesem Augenblicke der kaiserliche Hauptmann Magdonel vom Infanterieregiment Bagny herbeigekommen wäre. Nun entdeckte sich Marschall Villeroi, und bot dem Hauptmann zehntausend Pistolen und ein Kavallerieregiment an, wenn er ihn entkommen lasse. Aber Magdonel antwortete trocken: „Ich esse seit vielen Jahren des Kaisers Brot und will an meinem Herrn nicht zum Verräter werden." Jetzt erst fügte sich der Marschall in das Unvermeidliche und wurde durch eine Grenadierabteilung vor den auf dem Markte anwesenden Prinz Eugen geführt, welcher ihn im oberen Stockwerke der Hauptwache zu verwahren befahl, bis man ihn sicher vor die Stadt bringen könne.

Das Straßengefecht hatte inzwischen immer größere Dimensionen angenommen, denn zu dem einen französischen Regiment des Marquis d'Eutraques waren von der 12 Bataillons und 12 Eskadronen zählenden französischen Garnison im Laufe des Morgens noch andere Bataillons gestoßen, so daß bis Mittags bereits die Hälfte der Garnison im Kampfe stand; während die andere Hälfte allerdings noch von den Kaiserlichen in ihren Kasernen eingeschlossen gehalten wurde. Aber auch diese Truppen erholten sich allmählich von ihrer anfänglichen Betäubung, fanden Mittel auszubrechen und sich ihren kämpfenden Kameraden anzuschließen. Kurz, je länger der Kampf auf den Plätzen und Straßen Cremonas dauerte, desto ungünstiger gestaltete sich das Stärkeverhältnis für die Kaiserlichen, die nur von dem lange erwarteten Eintreffen ihrer unter dem Befehl des Prinzen Vaudemont stehenden gegen das Po-Tor dirigierten Kolonnen einen Umschwung des Gefechtes zu erhoffen konnten.

Aber umsonst. Die Franzosen haben bereits im Kastell die Übermacht erlangt und gehen unter der Führung des General Revel zur Offensive über, und noch immer ist nichts von der Ankunft Vaudemonts zu sehen. Den Franzosen gelingt es sogar in einem verzweifelten Ansturm das Tor Ogni Santi zurückzugewinnen; wenn ihnen dasselbe bei dem zweiten, von den Kaiserlichen besetzten Tore der Porta Margherita gelingt, so sind letztere eingeschlossen. Deshalb hatte Prinz Eugen, der infolge des Ausbleibens seiner zweiten Kolonne diese ungünstige Eventualität schon früher ins Auge fassen mußte, durch eine starke Besetzung dieses Tores und der anstoßendne Häuser entsprechende Vorsorge getroffen.

Und es rückte die fünfte Stunde des Nachmittags heran, ohne eine Besserung für die Kaiserlichen zu bringen. Der Kampf in den Mauern Cremonas hatte bereits zehn Stunden gedauert; die Truppen hatten 24 Stunden nichts gegessen, waren ungemein ermüdet, und hatten fast ihre ganze Munition verbraucht. Dazu

begann sich die Dämmerung über die Stadt zu senken; — soll man die ausgepumpten Truppen den Gefahren eines nächtlichen Straßenkampfes ausliefern, — jetzt gegen die gewonnene Übermacht des Feindes, und, bei der wachsenden Sorge, daß die am Oglio stehende gegnerische Abteilung unter Generalleutnant Cregni den Rückzug nach Ostiano vollkommen abschneiden könne? Nein. Eugen wußte was er seinen Truppen zumuten dürfe und trat den Rückzug an, welcher sich von Haus zu Haus in voller Ordnung vollzog. Es war schon völlig dunkel geworden, als Eugen auch die beiden letzten Häuser zunächst der Porta Margherita und mit ihnen dieses selbst räumte und die Brücke über den Stadtgraben hinter sich abwerfen ließ. — Gänzlich unverfolgt marschierten nun die Kaiserlichen dem Oglio zu, passierten ohne jeden Zwischenfall diesen Fluß und erreichten in bester Ordnung ihr Lager. Welche Wirkung aber der, wenn auch nur halbgelungene Überfall von Cremona, bei den Franzosen hervorgerufen hatte, geht daraus hervor, daß sie schon am nächsten Tage viele Orte zwischen dem Oglio und dem Po in größter Eile und mit Zurücklassung ihrer Magazine verließen und gleichzeitig auch das Gebiet auf dem rechten Ufer des Po völlig räumten.

Nun mußte auch für den kriegsgefangenen Marschall Villeroi Ersatz geschafft werden, wozu Herzog von Vendome bestimmt wurde, der bereits Ende Februar in Cremona eintraf und den Oberbefehl über das entlang der Adda kantonierende französisch-spanische Heer übernahm. In diesem General erstand dem Prinzen Eugen endlich ein gefährlicher Gegner. Tapfer, unternehmend, ausdauernd und unerschütterlich in gefahrvollen Lagen, einfach und ohne Luxus in seiner Lebensweise, wußte sich dieser Marschall in kurzer Zeit das vollste Vertrauen und Zuneigung seiner Truppen zu erwerben. Eugen, welcher inzwischen Mantua blockiert hatte, ließ auch, sobald er sich einem solchen Gegner gegenübersah, die Blockierung aufheben und bezog eine Zentralstellung zwischen Curtatone und Montanara, welche seine Verbindungen mit dem Modenesischen und Mirandola deckte, und in welcher er mit großer Sicherheit die Maßnahmen Vendomes erwarten konnte. Kaum als Prinz Eugen durch den zur Aufklärung vorgehenden General Vaubonne erfahren hatte, daß der Herzog von Vendome sich im vollen Anmarsche gegen Luzzara befindet, beschloß er, diesem in zwei Kolonnen entgegenzurücken. Die erste Kolonne zur Rechten, entlang des Po, die zweite zur Linken über Tabelano. Sämtliches Gepäck sollte in dem bisherigen Lager bei Sailetto unter Bedeckung zurückbleiben. Als am 14. August nachmittags um 3 Uhr sich das kaiserliche Heer Luzzara bis auf eine halbe Stunde genähert hatte, ließ Eugen halten und rekognoszierte persönlich den feindlichen Anmarsch.

Inzwischen war der Herzog von Vendome morgens um 8 Uhr vor Luzzara angelangt und hatte sich dieses Postens nach einem kurzen Widerstande der Besatzung bemächtigt; nur der feste Turm, wohin sich ein Teil derselben zog, konnte nicht an demselben Tage überwältigt werden. Vendome, der am 15. August nicht mehr auf den Feind zu stoßen hoffte, rückte darauf über Luzzara hinaus und traf eben Anstalten zur Absteckung eines Lagers, als ihm ein Zufall die Nähe der gegnerischen Truppen verriet. Diese aber waren bereits in voller Schlachtordnung aufmarschiert, als die Franzosen noch in größter Sorglosigkeit sich mit den Anordnungen zum Lager beschäftigten. Nun formierte sich wohl auch der Herzog von Vendome zum Gefecht, während Prinz Eugen um 5 Uhr abends, nachdem er seinerseits alle Vorbereitungen getroffen hatte, bereits durch zwei Kanonenschüsse das Zeichen zum Angriffe geben ließ. Am rechten Flügel der kaiserlichen Truppen stieß Prinz Commercy zuerst auf den Feind, welcher sein Feuer bis auf die letzten Augenblicke aufsparte und dann mit umso größerer Wirkung abgab. Dennoch behauptete sich Commercy im heftigsten Kugelregen, bis er, tötlich getroffen, hinstürzte. Jetzt wankten auch die Kaiserlichen und gaben das gewonnene Terrain wieder auf. Lebhaft verfolgt, fanden sie alsbald bei der Reserve des rechten Flügels Aufnahme, welche der Prinz von Liechtenstein gerade noch rechtzeitig heranführte. Mit allem Eifer ging es wieder vorwärts, bis die Franzosen hart zu den Wassergräben zurückgedrängt waren. Hier aber stockte die Bewegung; es entspann sich ein mörderischer Kampf, in welchem die Kaiserlichen dreimal zurückgetrieben und ebenso oft wieder vorgestürmt waren, bis schließlich nach dem vierten wütenden Ansturme die Franzosen endgültig zurückwichen.

Während dieses Gefechtes am rechten Flügel der Kaiserlichen war nicht minder heftig am linken Flügel, wo Graf Guido von Starhemberg befehligte, und im Zentrum, wo sich Prinz Eugen aufhielt, gekämpft worden. Nur dem persönlichen Einfluß des Herzogs von Vendome war es zu danken, daß die Franzosen ausharrten, bis der Einbruch der Nacht dem Kampfe ein natürliches Ende bereitete.

Die Truppen, welche auf beiden Seiten mit hervorragender Tapferkeit und Ausdauer gefochten hatten, lagerten in ihren Stellungen; als der Morgen anbrach und Eugen in den während des Restes der Nacht ausgehobenen Verschanzungen einen neuen Angriff erwartete, blieb dieser aus. Den Franzosen war die Lust vergangen sich nochmals mit den Kaiserlichen zu messen, und so blieb man denn, weil es auch

Eugen an frischen Truppen mangelte, mit welchen er seinen Sieg hätte vervollständigen können, einander gegenüberstehen.

Bei dem dürftigen Nachschub, welcher dem kaiserlichen Heere zugeführt wurde, gestaltete sich nun die Lage desselben von Tag zu Tag unerträglicher, insbesondere weil auch durch den Aufenthalt in der Nähe der fieberschwangern Posümpfe der Gesundheitszustand der Truppen auf das Ärgste geschädigt wurde. Immer dringender wurden deshalb Eugens Klagen und Beschwerden, ohne daß sie bei dem damaligen Hofkriegsratspräsidenten Grafen Mannsfeld irgendwie Gehör fanden. Der Mangel an Geld, an Unterhalt und Kleidung für die Truppen, an Fourage, an Munition, kurz der Mangel an allem, welcher wie Eugen sagt: „größer war als er ihn schildern, und als jemand, der es nicht sähe, glauben könne," hielt jedoch den Prinzen nicht ab, eine Tätigkeit zu entwickeln, die mit der Unbeweglichkeit, welcher sich Vendome nach der Schlacht von Luzzara überließ, stark kontrastierte. Obwohl manches Unternehmen Eugens, wie beispielsweise sein Anschlag gegen Mantua (dieser durch die Verräterei eines französischen Soldaten), mißlang, verzeichnete er andererseits verschiedene Erfolge, und zwar wohl den größten bei einem Streifzuge nach dem Mailändischen. Bei diesem ebenso waghalsigen als wohldurchdachten Raid waren die Reiteroberſten Ebergényi, Paul Deak und Marchese Davia an der Spitze von zweihundert Husaren und dreißig deutschen Reitern durch das Gebiet von Parma und Piacenza an den Po gedrungen, bemächtigten sich dort der fliegenden Brücke, erbeuteten einige reich befrachtete Handelsschiffe und versenkten andere nur mit Mundvorrat beladene Fahrzeuge. Darauf eilten sie nach Pavia, wo sie unter dem Vorgeben, daß die kaiserliche Armee ihnen auf dem Fuße folge, eine bedeuende Kontribution aushoben und gelangten schließlich nach Mailand. Als sie mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" in bester Ordnung in diese Hauptstadt einzogen, wurden sie mit Jubel von der Bevölkerung empfangen. Sie respektierten daher auch das Privateigentum und nahmen nur mehrere, der spanischen Regierung gehörigen Kassen, ferner die auf der Hauptwache vorgefundenen Waffen wie die Schlüsseln der Stadttore als Beute, mit welcher sie nach Ostiglia zurückkehrten, wo sie endlich nach vierzehntägiger Abwesenheit, ohne einen einzigen Mann verloren zu haben, am 3. Oktober eintrafen.

Zu Ende Oktober begann endlich auch Vendome in aller Stille die Kranken und das Gepäck nach Cremona zu entsenden, zerstörte dann den Schloßturm von Luzzara durch Minen und brach am Morgen des 5. November mit seinem ganzen Heere von dort auf. Eugen beunruhigte seinen Abzug nur wenig und obwohl er am folgenden Tage seinem Kaiser berichten konnte, daß sein Vorhaben gelungen sei und er den Feind „ausgedauert habe", versäumte er doch nichts, um den eigentlichen Zweck, welcher dem Abzuge Vendome's zu Grunde lag, zu vereiteln. Der französische Feldherr wollte nämlich in der Einsicht, daß der Mangel den größten Feind Eugens darstellte, die Not der kaiserlichen Truppen noch dadurch steigern, daß er den Landstrich am linken Ufer der Sechia, welchen Eugen zu Winterquartieren benützen mußte, verheerte. Aber Prinz Eugen konnte diesem Vorhaben noch zum Glücke zuvorkommen, räumte dann sämtliche kleine Posten auf dem linken Poufer bis auf Ostiglia und bezog schließlich größtenteils im Gebiete von Mirandola seine Winterquartiere. Den Befehl über die Truppen, die, wie Eugen selbst sagt, so herabgekommen waren, daß sie kein Heer mehr, sondern nur ein Armeekorps genannt werden konnten, übertrug er dem F. Z. M. Grafen Guido Starhemberg, und eilte nach Wien, wo er dem Kaiser erklärte: „daß die ältesten und besten der Soldaten desertieren, die Offiziere aber, wenn sie gleich entschlossen sind, Leib und Leben, Gut und Blut dem Dienste des Kaisers aufzuopfern, die Not und das Elend kaum mehr ertragen können", und daß es nicht möglich sei, mit einer Armee, welche so an Mangel leidet, dem Feinde die Spitze zu bieten. Unter solchen Verhältnissen könne auch, versicherte Prinz Eugen, dem Grafen Starhemberg keine Verantwortung auferlegt werden, „massen bei sogestalten negligierten dispositionen kein General, wann Er auch der aller Erfahrenste in der Weldt wäre, capable seyn kann, die Armee vom Untergange zu retten." — Der Kaiser versprach Abhilfe, und ordnete Beratungen über Beratungen an, aber es verging nur damit die kostbare Zeit, denn alles blieb beim Alten. Eugen, dessen Absicht es war, sich nach wenig Monaten, noch vor der Eröffnung des Feldzuges wieder zu seiner Armee zu begeben, sah sich durch diese Verzögerung zu längerem Verbleiben in Wien genötigt. Mit Schmerz konstatierte er, noch nach einem viermonatlichen Aufenthalte in der Hauptstadt, daß: „die Dispositiones fast so wenig avanzieret seien, als wäre jetzt so zu sagen der erste Tag nach seiner Ankunft." Als aber auch alle weiteren Vorstellungen und Schritte nicht vermochten dem leidenden Heere Hilfe zu verschaffen, griff Eugen zum letzten Mittel und bat einfach den Kaiser um seine Entlassung. Wie dieser Schritt aufgenommen wurde und welche Folgen er hatte, darüber berichtete er selbst aus Wien im März 1703 an den Grafen Guido Starhemberg, der bekanntlich während seiner Abwesenheit das kaiserliche Heer in Italien befehligte:

„Was konnte ich bei der gänzlichen Zerrüttung der Finanzen, bei der unerträglichen Langsamkeit des Geschäftsganges, bei der betrübten Lage der Armeen und bei den vielen gegen mich unterlaufenden Falschheiten wohl anders tun, als den Kaiser um meine Entlassung von allen meinen Ämtern zu bitten? Ich stellte ihm vor, daß mir von allen meiner Armee in Italien zugegangenen Befehlen nichts bekannt geworden, man habe mich nicht einmal in den wegen der italienischen Armeegeschäfte gehaltenen Kriegsrat beigezogen etc. — Der Kaiser war seiner edelmütigen Denkungsart gemäß über meine Abdankung sehr betroffen. Er ließ mich sogleich rufen und erklärte, daß er meine Abdankung nicht annehme, aber auch Verfügung treffen werde, daß das Vorgefallene nicht mehr geschehe. Allein kaum hatte ich den Kaiser verlassen, so geschah nach einigen Stunden fast wieder das Nämliche und die Intrigue würde in ihrem alten Schritt fortgemacht haben, wenn vor einigen Tagen der holländische Gesandte aus Auftrag seiner Regierung dem Kaiser nicht mündlich alles dasjenige im weiteren Umfange vorgestellt hätte, was ich in meinem Gesuche um die Entlassung angeführt hatte. Jetzt versprach ihm der Kaiser auf der Stelle eine Veränderung im Ministerium vorzunehmen und ich mußte der Ernennung zum Hofkriegsratspräsidenten Folge leisten. — Nun halten Sie sich versichert, daß mir nichts mehr am Herzen liegt, als dem betrübten Zustand Ihrer Armee und auch der Armee des Prinzen von Baden, die sich in einer ebenso schlechten Lage wie die Ihrige befindet, zu Hilfe zu eilen. — Nur Geduld und Standhaftigkeit!"

Von jetzt an arbeitete Eugen als Präsident des Hofkriegsrates Tag und Nacht daran, den zerrütteten Finanzen des Staates aufzuhelfen und in das Kriegswesen einige Ordnung zu bringen, auch galt es für ihn zugleich als Staatsmann zu wirken, und vornehmlich den Herzog Viktor Amadeus von Savoyen wieder für ein Bündnis mit dem Kaiser zu gewinnen, was, nachdem auch Holland, England und Portugal sich mit letzterem gegen Frankreich und das mit diesem alliierte Bayern verbündet hatten, ohne weiteres gelang. Kaum aber war diese Gruppierung zustande gekommen, als Eugen sich schon mit dem Herzog von Marlborough, dem Kommandanten der britisch-holländischen Streitkräfte, über die neue Campagne beriet. Es sollte nach ihrem gemeinsamen Plane die Deckung von Holland und Flandern allein den holländischen Kontingentstruppen überlassen werden, während sich Marlborough samt allen übrigen Truppen mit Eugen an der Donau zu einem Hauptschlage gegen die französische Armee zu vereinigen hätte.

Die Vorbereitungen zu diesem auf Überraschung berechneten und daher sorgfältig geheim zu haltenden Unternehmen gediehen meisterlich. Schon am 13. Mai 1704 konnte Eugen an Marlborough aus Wien berichten: „Ew. Durchlaucht wundern sich, daß ich meine Dispositionen in diesem Jahre schon so frühzeitig in Ordnung gebracht habe; ich habe diesmal das Glück gehabt, in doppelter Person handeln zu können. Ich sorgte als Kriegspräsident den ganzen Winter hindurch, daß der Feldmarschall Eugen im Frühjahre alle seine Bedürfnisse in Ordnung habe. Ew. Durchlaucht wissen, daß man in Wien gerne lange schläft. Ich ließ also nach dem Beispiele der Franzosen alle meine Dispositionen Nachts entwerfen, um sie bei Tage, wenn meine vielen Herren ausgeschlafen haben, rascher vollziehen zu lassen. Da jeder Morgen etwas Neues brachte, so geriet ihre alte spanische Untätigkeit so sehr in Verlegenheit, daß sie mich selbst ersuchten, auch die Vollziehung meiner Anordnungen über mich zu nehmen — eben das, was ich schon längst wünschte, daß es geschehen sollte etc."

Am 11. August 1704 erfolgte, nachdem Marlborough die Gegner durch allerlei Kreuz und Quermärsche irregeführt hatte, seine planmäßige Vereinigung mit Eugen bei Donauwörth. Am Morgen des nächsten Tages rekognoszierten bereits Eugen und Marlborough die vorliegende Gegend. Von dem Kirchturme von Tapfheim gewahrten sie deutlich, daß die Generalstabsoffiziere des französisch-bayrischen Heeres ein Lager zwischen Lutzingen und Blindheim absteckten. Sogleich wurde von beiden Feldherren beschlossen, den Feind anzugreifen und zwar bevor er sich in seiner neuen Stellung festgesetzt und eingerichtet haben konnte. Am 13. August gegen 3 Uhr früh begannen deshalb auch schon die Verbündeten ihren Anmarsch in acht Kolonnen, während der gegnerische Kommandant, Marschall Tallard noch alle diese Bewegungen für Manöver hielt, welche seiner Meinung nach den Abzug der Verbündeten verschleiern sollten. Er berichtete deshalb noch unmittelbar vor dem Beginn der Schlacht an den Kriegsminister Chamillard: „Den 13. August. Vor Tagesanbruch. Die Feinde haben um 2 Uhr Reveille und um 3 Uhr Rast geschlagen. Man sieht sie in Schlachtordnung vor ihrem Lager aufmarschiert und allem Anscheine nach ziehen sie heute noch ab. Es geht das Gerücht, sie wollen nach Nördlingen ziehen. Dann lassen sie uns zwischen sich und der Donau, was soviel heißt, als sie geben ihre Vorräte und Niederlagen in Bayern auf."

Prinz Eugen in der Schlacht bei Höchstädt.
Gefangennahme des Marschalls Tallard (13. August 1704).

Diese unrichtige Meinung behielten die feindlichen Feldherrn selbst noch aufrecht, als Eugen und Marlborough plötzlich mit einer Bedeckung zur Rekognoszierung vor ihrem Lager erschienen waren. Erst als nach 7 Uhr früh der Nebel fiel, schwand auch ihre Täuschung, denn jetzt sah man deulich die Spitzen der vier Kolonnen Eugens und jene des Herzogs von Marlborough heranrücken. Jetzt erst wurde das französisch-bayerische Lager alarmiert und durch Allarmschüsse die auf Fouragierung ausgesendete Reiterei zurückberufen. Aber zu Anderungen in der Stellung war keine Zeit mehr, die Truppen konnten sich nur mehr in derselben Ordnung, in welcher sie gelagert hatten, dicht vor den Zeltlinien formieren. Nun begannen zwischen 7 und 8 Uhr die Kolonnen Marlboroughs am linken Flügel ihren Aufmarsch und warteten dann, während vor der Front jedes Regimentes der übliche Gottesdienst abgehalten wurde, der Verabredung gemäß die Meldung von dem Aufmarsche des rechten Flügels. Auf diesem war Eugen auf mancherlei Hindernisse geraten. Das Terrain war von Bächen und Wasserrissen durchschnitten und zum Teile mit Gebüsch bestanden, so daß seine Truppen bei den schwerfälligen Formationen jener Tage zeitraubende Umwege einschlagen mußten, bevor sie zum Aufmarschieren gelangten. Außerdem gerieten sie immer mehr in den Bereich eines verheerenden Geschützfeuers, das ebenfalls ihre Bewegungen verlangsamte. Schließlich mußte Eugen, nachdem er seine Treffen formiert hatte, noch seine Reserve vorziehen, da seine Front sonst von dem Feinde überflügelt worden wäre. Jetzt erst konnte er, und zwar erst gegen Mittag dem Herzog von Marlborough melden, daß er zum Angriffe bereit formiert sei. Das schwere ungemein wechselvolle Ringen, das sich jetzt der ganzen Schlachtlinie entlang entspann, charakterisiert wohl Prinz Eugen selbst am Schlusse der Schlacht am besten durch den Ausspruch: „Ich habe keine Schwadron und kein Bataillon mehr, welches nicht wenigstens 4mal angreifen mußte." Dafür war aber auch der so mühsam und hartnäckig erkämpfte Sieg der Verbündeten ein vollständiger. — Nicht nur, daß der tapfere französische Marschall Tallard verwundet gefangen wurde, verzeichneten die Franko-Bayern einen Verlust von nicht weniger als 14 000 Mann an Toten und Verwundeten und über 13000 Mann an Gefangenen. Auch die Beute in dieser nach Höchstädt oder Blindheim genannten Schlacht war überaus groß. Sie bestand aus 5400 mit Mund- und Kriegsvorräten beladenen Wagen, 34 von Damen besetzten Kutschen, 334 Maultieren, welche mit der Feldausrüstung und Silbergeschirr der höheren Offiziere beladen waren, dem größten Teile des Geschützes, 224 Fahnen und Standarten, 17 Pauken, der Kriegskasse, der Kriegskanzlei, 3600 Zelten und 25 Brückenschiffen.

Gegen Eugens sonstige Gepflogenheit wurde dieser glänzende Sieg nicht ausgenützt, sei es wegen der Erschöpfung der eigenen Truppen oder sei es des echt englischen Phlegmas wegen, das Marlborough nach der Schlacht an den Tag legte. Wahrscheinlich hätte eine rasche Verfolgung die franko-bayrische Armee aufgerieben, während Lindau, dessen Einnahme dann 2 Monate Zeit kostete, überrumpelt und durch einen Handstreich genommen hätte werden können. So aber begann erst am 10. September die Belagerung dieser wichtigen Bodenseefeste, welche der französische Generallieutnant Graf Laubame befehligte. Erst am 26. November erfolgte die Kapitulation des Platzes, die auch formell den Feldzug endete.

Während dieser Ereignisse in Deutschland hatten die Franzosen den Verbündeten in Italien schwere Niederlagen bereitet. An Zahl und Mitteln weit überlegen, hatten sie dem Herzoge Viktor Amadeus von Savoyen fast sein ganzes Land bis auf die Hauptstadt Turin abgenommen. Um den Herzog nicht in seiner äußerst gefährlichen Lage zu einem neuen Übertritte auf Frankreichs Seite drängen zu lassen, be-

schloß nun Kaiser Leopold, die Heeresmacht in Italien zu verstärken und ihre Führung dem bewährten Prinzen Eugen zu übertragen. Dieser durch die üblen Erfahrungen in den früheren italienischen Kriegen vorsichtig geworden, stellte die Bedingung, daß er das Kommando nicht früher übernehmen könne, bis nicht die in Aussicht gestellte Truppenzahl von 28 000 Mann wirklich erreicht und sämtliche Erfordernisse der Armee auf dem Sammelplatze Rovereto wirklich angekommen seien. Dies wirkte, so daß Eugen bereits im April 1705 mit neuen, unbeschränkten Vollmachten versehen, bei den gesammelten Truppen in Rovereto eintreffen konnte. Während er noch bemüht war, die Vereinigung seiner Verstärkungen mit Viktor Amadeus zu bewirken, starb, am 5. Mai 1705 zu Wien Kaiser Leopold I. Dessen Nachfolger, Josef I., der in Prinz Eugen weniger einen Untertan, als einen brüderlichen Freund sehen wollte, und diesen sogar ein vertrauliches „Du" gegönnt hatte, verdoppelte nun die Rüstungen und bestätigte auch alle Vollmachten des Prinzen. Von neuen Hoffnungen belebt war Eugen indessen über die Adda gegangen, wo er am Ritorto, einen aus der Adda geleiteten Kanal, am 16. August 1705 mit seinem Gegner Vendome in einer höchst blutigen Schlacht zusammentraf. Den Schlüsselpunkt in dieser bildete eine steinerne Brücke bei Cassano, welche in

Kaiser Joseph I.

mehreren Stürmen erobert und wieder verloren wurde. Eben als sie wieder in die Hände der Franzosen gelangt, vom kaiserlichen G. d. K. Philipp Ludwig Graf von Leiningen erneuert erstürmt werden sollte, traf Prinz Eugen bei diesem entscheidenden Punkte ein. Er kam gerade noch rechtzeitig: denn im selben Augenblick fiel Graf von Leiningen, während seine Sturmkolonnen zu schwanken begannen und zurückfluteten. Da stellte sich Eugen entgegen, führte sie neuerdings vor, und drang an der Spitze einer Kolonne über die Brücke vor, welche die von solchem Elan überraschten Franzosen in aller Eile räumten. Aber Eugen folgte ihnen unverwandt und stürmte in die Wagenburg, welche die Franzosen schleunigst aus den im Übergange befindlichen Fuhrwerken gebildet hatten. Schon wehte eine österreichische Fahne auf der französischen Verschanzung, da erhielt Eugen einen Schuß in den Hals unter dem rechten Ohre und bald darauf eine Verwundung am Knie, so daß er das Kommando an den F. M. L. Baron Bibra übergebend, sich aus dem Gefechte tragen lassen mußte. Die dadurch entstandene Verwirrung in den Reihen der Kaiserlichen wahrnehmend, stürzten die Franzosen, von dem tapferen Vendome, dessen Rock schon von fünf Kugeln durchlöchert war, geführt, abermals vorwärts und nahmen in einem Anlauf die Verschanzung wie die so teuer errungene Wagenburg. Jetzt erst nach vierstündigem, heißem Gefechte gab der verwundete Eugen, von der Unmöglichkeit hier noch durchdringen zu können überzeugt, den Befehl zum Rückzuge, der ohne Schwierigkeit be-

werkstelligt, das blutige Gefecht beendete. Der folgende Feldzug 1706 sollte entscheidend werden. Als Eugen Ende April in Italien ankam, erwartete ihn die Nachricht, daß F. Z. M. Graf Christian von Reventlau, welcher die Franzosen nicht ohne Vorteil öfter beunruhigt hatte, am 16. April 1706 von Vendome bei hellem Tage bei Calinato im Brescianischen überfallen und geschlagen worden sei. Damit war der französischen Armee die Möglichkeit eröffnet worden, umso ungehinderter zur Belagerung Turins schreiten zu können. Von der Armee, welche Vendome selbst befehligte, gedeckt, vermochte Eugen vorerst nicht diese Belagerung zu hindern; er mußte sich darauf beschränken Vendome, durch Marsch und Gegenmärsche irrezuführen und zu beschäftigen. Da wurde plötzlich der tüchtige Heerführer Vendome aus Italien abberufen, um in den Niederlanden das Kommando der geschlagenen französischen Armee zu übernehmen. An seine Stelle kamen der junge Herzog von Orleans, der spätere Regent von Frankreich unter Ludwigs XV. Minderjährigkeit, und Marsin, von Hochstädt her ein alter Bekannter Eugens, nach Italien.

Die Franzosen, von Ludwig Graf Feuillade befehligt, waren mit allen Bedürfnissen zur Belagerung in so unglaublicher Menge versehen, daß man bis dahin wenig dergleichen gehört hatte, denn der Kriegsminister Ludwigs XIV. bot alles auf, um es seinem Schwiegersohne Feuillade an nichts fehlen zu lassen. Am 7. September um vier Uhr morgens stand Eugens Armee bereits in voller Schlachtordnung vor Turin, beziehungsweise vor dem Einschließungsheere. Als Eugen und der Herzog von Savoyen auf eine Anhöhe gelangten, um das feindliche Lager zu übersehen, reichte der Prinz dem Herzoge die Hand und sagte: „Vetter! Die Leutchen sind jetzt schon so gut als geschlagen." Und in der Tat, kaum drei Stunden später war schon das feindliche Lager erstürmt und die 80 000 Franzosen von Eugens geringer Truppenzahl vollends geschlagen, in vollem Rückzuge, der sie bis zu dem festen Lager von Pignerol zurückführte. Der Herzog von Orleans, Marsin und viele Generale waren bei dieser Gelegenheit verwundet, 2500 Franzosen lagen tot am Schlachtfelde, an 8 000 wurden von den Kaiserlichen gefangen, unter ihnen Marsin, der den Tod gesucht hatte und auch gleich nach der Schlacht an seinen Wunden gestorben war. In die Hände der Sieger, welche wohl auch an 2000 Tote zu beklagen hatten, war das ganze Lager, der Belagerungs-Park, die Kriegskasse, das gesamte Gepäck, viele Fahnen, an 10 000 Pferde, 5000 Maultiere, 2000 Ochsen, 86 000 Fässer mit Pulver und 120 000 Kanonenkugeln und Bomben gefallen. Schon am 8. September konnten Eugen und der Herzog von Savoyen von der Bevölkerung freudigst begrüßt ihren Einzug in das lang und hart bedrängte Turin halten, dessen Entsatzschlacht dem Kaiser ganz Italien, von Pignerol bis an das adriatische Meer, von Tirol bis nach Neapel überlieferte, denn die Franzosen hatten bald darauf freiwillig Pignerol, Vercelli und Verua geräumt und sich ganz über die Grenze zurückgezogen. Eugen, welcher von Joseph I. einen prächtigen Degen erhielt und zum Statthalter der Lombardei ernannt wurde, rückte nun nacheinander in Asti, Alleſſandria, Mailand, Lodi und Pavia ein; und ließ sich auch durch einen besonderen Vertrag die Festung Mantua übergeben. Erst im Dezember bezog seine Armee die Winterquartiere, wobei die Truppen auf die Besitzungen feindlich gesinnter Aristokraten und Bürger verteilt wurden, welchen außerdem zu dem für die Armee nötigen Solde starke Kontributionen auferlegt wurden.

Im folgenden Jahre richtete Eugen seine Aufmerksamkeit auf das südliche Frankreich. Er teilte seine Armee zunächst in drei Gruppen, welche nach einigen zur Täuschung des Gegners unternommenen Manövern sich bei Finale vereinigten, von wo aus er in den ersten Tagen des Juli 1707 die Seealpen übersetzte. Eine englisch-holländische Flotte, welche zur See seine Operationen begleitete, hatte indes zwischen Nizza und der Mündung des Varflusses Anker geworfen. An diesem Flusse hatten nämlich die Franzosen Befestigungen errichtet, gegen welche Eugens erster Angriff zielte. Während die Flotte einige Fahrzeuge den Var aufwärts sandte und im Rücken der französischen Verschanzungen Anstalten zur Ausschiffung größerer Detachements traf, erschien Eugen in der Front der Schanzen, deren schwache Besatzung vor der Gefahr, vollständig eingeschlossen zu werden, die Flucht ergriff. Die Kaiserlichen übersetzten darauf den Varfluß und zogen direkt vor Toulon, das mit Ausnahme einer kastellartigen Befestigung bald genommen werden konnte. Aber Eugen, der die Grenze genau kannte, wo die Tapferkeit in Tollkühnheit übergeht, beugte dem ungleichen Kampfe mit der von allen Seiten Frankreichs heranrückenden Übermacht vor, hob am 21. August die Belagerung von Toulon auf und ging, nachdem er somit die kaiserlichen Waffen zum zweitenmale siegreich in das Innere Frankreichs getragen hatte, nach Piemont zurück, von wo er, nachdem seine Truppen Winterquartiere bezogen hatten, nach Wien reiste, in welcher Stadt er am 8. Dezember 1707 eintraf. Glänzend war seine Aufnahme am kaiserlichen Hof, überall wo er erschien wurde er mit hellem Jubel empfangen. In- und Ausländer drängten sich an ihn mit der Bitte, unter seiner so ruhmvollen Führung

dienen zu dürfen. Eine Dame in London, die eben auf dem Totenbette lag, als ihr Eugens Sieg bei Turin bekannt wurde, vermachte ihm 12 000 Taler mit der Bedingung, daß sie ihm kostenfrei übermacht würden. Gedichte und Lieder priesen ihn und Denkmünzen und Gemälde verherrlichten seine Taten.

Da es nun Eugens Genie gelungen war, die Franzosen aus Deutschland und Italien zu vertreiben, so hoffte der Kaiser, daß Eugen auch in den Niederlanden nicht weniger Erfolge erringen werde. Er übertrug deshalb dem Prinzen den Oberbefehl im Norden, wo Herzog von Marlborough, der tapfere Kampfgenosse beim glänzenden Siege von Höchstädt, einen verzweifelten Kampf zu führen hatte. Schon am 28. Juni 1708 hatte der Prinz seine Armee versammelt, die er in einem meisterhaften Zuge mit solchem Geschick führte, daß Freund und Feind gleich unklar über den Zweck der Märsche geblieben waren. Als er endlich am 6. Juli in Brüssel eintraf, erwartete ihn die Unglücksnachricht von dem Falle von Gent. Sie drückte Marlborough derart nieder, daß Eugen, als er zu Assche mit diesem zusammenkam, Mühe hatte, ihm wieder einige Zuversicht einzuflößen. Beide Feldherrn einigten sich vor allem, der von den Franzosen bedrohten Festung Oudenarde Hilfe zu bringen. Zuvor aber eilte Eugen, eingedenk seiner Sohnespflicht, noch schnell nach Brüssel, um seine hochbetagte Mutter, die sich seit ihrer Verbannung vom französischen Hofe dort aufhielt, zu begrüßen. Marlborough dagegen war an demselben Tage von einem so heftigen Fieberanfalle ergriffen worden, daß die Ärzte ihn aus dem Lager tragen lassen wollten. Aber Marlborough bestand darauf, beim Heere zu bleiben, denn schon am nächsten Tage stand die Schlacht bevor. Und in der Tat, schon in der ersten Morgenstunde des 11. Juli brach die Avantgarde der Verbündeten auf, passierte gegen Mittag die Festung Oudenarde und strebte raschestens der Schelde zu, um diese zu überschreiten. Kaum hatten ihre Spitzen das linke Ufer dieses Flusses erreicht, als sie schon mit den eben angekommenen französischen Vortruppen zusammenstießen. Marschall Vendome, der feindliche Heerführer, erklärte, als er die Meldung von dem Scheldeübergang der Verbündeten empfing, diesen für unmöglich. Es kann sich nur um Detachements handeln. Dasselbe glaubte General Biron, der an der Schelde kommandierte, bis er die dichten Kolonnen der Verbündeten die Schelde übersetzen sah. Bis die total überraschten Franzosen sich orientieren und raschestens ihre Truppen heranziehen konnten, waren die Verbündeten schon in Gefechtsordnung und nun setzte der allgemeine Kampf ein, in welchem die wie wütend verteidigenden Franzosen Schritt für Schritt zurückgedrängt wurden, bis sie sich endlich zum Rückzug entschließen mußten. Er erfolgte so spät, und wurde von den Verbündeten so hartnäckig bedrängt, daß beide Heerführer der Franzosen in Gefahr gerieten, gefangen zu werden. „Nur das Eine war zu wünschen," berichtete Eugen an den Kaiser, „daß es noch einige Stunden Tag gewesen wäre, indem man versichern kann, daß dann von der feindlichen Armee wenig oder gar nichts würde entkommen sein."

Die nächste Folge dieses Sieges, an welchem eigentlich nur Infanterie beteiligt schien, war die Eroberung der für uneinnehmbar gehaltenen Festung Ryssel, worauf es an die Belagerung von Lille ging. Schon am 20. September 1708 konnte unter Eugens persönlicher Führung ein Hauptsturm erfolgen, der die sogenannte Angriffsfront der Stadtumfassung in die Gewalt der Verbündeten brachte. Bei dieser Gelegenheit wurde Prinz Eugen, als er mit gezogenem Degen an der Spitze der durch das furchtbare Feuer erschütterten Sturmkolonnen vorstürmte, durch eine Kugel am Kopfe getroffen und zu Boden geworfen. Unter lautem Schreckensrufe drängten sich Offizier und Mann um den gefallenen Helden, um ihm beizustehen. Aber schon hatte er sich wieder erhoben und rief: „Was soll dieser Lärm, seht ihr denn nicht, daß mir nichts geschehen ist? Dorthin richtet eure Blicke, auf den Feind, dort ist euer Ziel!" Trotzdem ließ er sich, obzwar nur mit Mühe, überreden, das Kampffeld zu verlassen und einen Verbandplatz aufzusuchen. Die feindliche Kugel hatte ihn ober dem linken Auge in schräger Richtung getroffen und war, vom Hut geschwächt, am Knochen abgeglitten.

Erst beim weiteren Fortschritte der Belagerungsarbeiten, unter der Wirkung einer furchtbaren Kanonade, kapitulierte einen Monat später, nämlich am 21. Oktober, die Stadt Lille mit Ausnahme der Zitadelle, in welche sich die Reste der tapferen Besatzung zurückgezogen hatte. Am 9. Dezember mußte aber auch der unermüdliche Verteidiger, Marschall Ludwig Franz, Herzog von Boufflers, aus Mangel an Nahrung und weiteren Verteidigungsmitteln kapitulieren.

Im Feldzuge des folgenden Jahres (1709) wurde der Oberbefehl der französischen Armee dem Marschall Ludwig Hektor, Herzog von Villars, übertragen. Er wollte die Verbündeten zu einer Offensive nach Frankreich hinein verlocken und bezog hierzu eine starke Stellung an der Lys. Aber die Verbündeten ließen die feindliche Armee ruhig stehen und schritten zur Belagerung von Fournay, das am 28. Juni ein-

geschlossen wurde. Einen Monat später ergab sich die Stadt und am 31. August die Zitadelle, ohne daß Villars auch nur einen einzigen Entsatzversuch unternommen hätte. Am französischen Hofe war man über diese Untätigkeit erzürnt und sendete den tapferen Verteidiger von Lille, Marschall Boufflers an Villars, um diesen zum Entsatze des von den Verbündeten zunächst bedrohten Mons aufzufordern.

Von dem Vorrücken der Franzosen zeitgerecht unterrichtet, wählten sich nun die beiden Heerführer der Verbündeten auf den Höhen von Quaregnon und Quey eine günstige Stellung, in welcher ihre 90 000 Mann starke Armee den Angriff erwartete. Am 11. September kam es hier zur Schlacht, die nach Malplaquet benannt, zu den blutigsten dieses langen Krieges gehörte. So wurde allein um die vor der Stellung der Verbündeten liegenden Wälder von Faisnieres und Lagniere mit beispielloser Erbitterung gefochten. Hier war Eugen persönlich anwesend, der abermals durch einen Streifschuß am Kopfe schwer verwundet wurde, dessen ungeachtet aber zu Pferde in der Kampflinie blieb. Auf die dringenden Bitten seiner Umgebung, sich doch verbinden zu lassen, hatte er bloß die Entgegnung: „Wenn ich bestimmt bin, hier zu sterben, ist der Verband unnütz; wenn aber nicht, so hat es noch abends Zeit genug dazu."

Um den Fortschritten der Kaiserlichen in diesen Wäldern Einhalt zu tun, warf sich Villars mit 30 Bataillonen den Kaiserlichen entgegen, wodurch allerdings Terrain gewonnen wurde. Aber der französische Marschall hatte durch die Heranziehung dieser Verstärkungen eine Lücke in der Front geöffnet, welche die nötige Verbindung mit dem linken Flügel fast ganz auflöste. Eugen, der blitzschnell diese Blöße wahrnahm, eilte, um sofort diesen Fehler auszunützen. Rasch stellte er sich an die Spitze des Fußvolkes, rückte in diese Lücke vor, durchbrach hier die Stellung der Franzosen und zwang hierdurch auch ihren linken Flügel zum Rückzug. Am linken Flügel der Verbündeten, wo Marlborough kommandierte, entspann sich indessen ein großartiges Reitergefecht, das endlich, als Boufflers schon gesiegt zu haben glaubte, durch den unwiderstehlichen Angriff von neunzig kaiserlichen Schwadronen zu Gunsten der Verbündeten entschieden wurde. Damit war eigentlich die Schlacht beendet. Die Franzosen mußten unter Boufflers Führung den Rückzug antreten, welchen energisch zu verfolgen und in Unordnung zu bringen die Erschöpfung des siegreichen Heeres ausschloß.

Kaiser Joseph I. vor dem Allerheiligsten knieend. (Nach dem Kupferstiche von C. Luyken.)

Nach diesem reichlich verdienten herrlichen Erfolge der kaiserlichen Waffen konnte die Belagerung von Mons nicht mehr gestört werden. Unter der Leitung Eugens begonnen, endete sie am 20. Oktober mit der Kapitulation der Stadt, ohne daß der neue Heerführer der Franzosen, Marschall Berwick, es gewagt hätte, auch nur einen einzigen Entsatzversuch zu machen.

Das folgende Kriegsjahr 1710 schien schon deshalb kein sehr bewegtes zu werden, weil die Mißerfolge der letzten Zeit und die Erschöpfung seines Reiches dem König von Frankreich eine ihm sonst recht ferngelegene Friedenssehnsucht ausgepreßt hatten. Das einzige Ereignis von einiger Bedeutung war, daß die Verbündeten am 29. Juni 1710 Donay trotz eines von Villars unternommenen Entsatzversuches einnehmen konnten. Da später die französische Armee jeder Gelegenheit zum Schlagen sorgfältig auswich, mußten sich die Verbündeten auf die Wegnahme kleiner Plätze beschränken. Da trat im Frühjahr 1711 ein Ereignis ein, welches mit einemmale die ganze Sachlage vollkommen änderte. Am 17. April dieses Jahres war nämlich nach kurzer Krankheit Kaiser Josef I. verschieden, und da er keine Leibeserben hatte, fiel die Nachfolge in den Erbländern und voraussichtlich auch im Reiche auf seinen Bruder, den König Karl III. Während unter diesem Umschwunge der Verhältnisse das Jahr 1711 ohne irgendwie nennenswerte kriegerische Operationen verlief, hatte die französische Politik die Verbündeten des Kaisers zu Sonderunterhandlungen bewogen, welche am 11. April 1713 zum Frieden von Utrecht und in späterer Folge zu Unterhandlungen zwischen Eugen, der 1713 den Oberbefehl des Reichsheeres übernommen hatte, und Marschall Villars führten und den Krieg beendeten.

Eugen, welcher nach dem Frieden mit dem gegnerischen Feldherrn Marschall Villars herzliche Freundschaft geschlossen hatte, wurde in Anerkennung seiner Verdienste zum Statthalter der österreichischen Niederlande ernannt, konnte sich aber nur kurze Zeit seiner Friedensbestimmung erfreuen. Denn schon nach 20 Monaten mußte der Kaiser wieder zum Schwerte greifen. Der alte Erbfeind der Christenheit hatte unter dem Großvezier Damat Ali an Ungarns Grenzen ein starkes Heer gesammelt, dem entgegenzutreten Prinz Eugen den Oberbefehl übernehmen sollte. Am 15. Juli 1716 bei der kaiserlichen Armee in Futak eingetroffen, kam es auch schon, nachdem die Türken die Save überschritten und Karlowitz erreicht hatten, am 2. August zu einem kurzen Gefecht. Es war eine scharfe Rekognoszierung, welche F.-M. Graf Palffy im Auftrage des Prinzen Eugen unternommen hatte, und welche bei der Kapelle St. Maria zum Zusammenstoße mit dem Feinde führte.

Eugen, durch diese Rekognoszierung von dem Anmarsche des Feindes in Kenntnis gesetzt, ließ das kaiserliche Heer über die Donau gehen und jenseits Peterwardein hinter der ehemals befestigten Stellung lagern, in welcher sich Caprara 1694 längere Zeit gegen die türkische Übermacht verteidigt hatte. Das türkische Heer hingegen setzte seinen Marsch bis knapp vor Eugens Stellung fort, wartete dort stehenden Fußes auf einen Angriff der Kaiserlichen und begann, als dieser nicht erfolgte, Laufgräben gegen Eugens Schanzen vorzutreiben. Letzterer formierte indessen seine Infanterie in zwei Treffen und zwar das erste unter Starhemberg und Regal, das zweite unter Bevern und Harrach. Der Prinz Karl Alexander von Württemberg stand mit sechs Bataillonen links außerhalb der Verschanzungen und noch weiter links der größte Teil der Reiterei, während das Reiterkorps Ebergényi den rechten Flügel der etwa eine Marschstunde langen Stellung, von welcher ungefähr die Hälfte verschanzt war, deckte. Das Lager der über 150 000 Mann zählenden türkischen Armee befand sich in der Entfernung von einer Marschstunde gegenüber und war durch eine Wagenburg gedeckt. Als Eugen mit gewohnter Umsicht seine Vorbereitungen getroffen hatte, sollte der Angriff des türkischen Lagers am 5. August, um halb fünf Uhr früh beginnen. Aber einige durch den Sturm losgerissene Schiffsmühlen hatten den Strom herabtreibend die beiden Schiffbrücken der Kaiserlichen derart beschädigt, daß dadurch der Marsch der von der Raitzenstadt herüber anrückenden Kolonne verspätet wurde und der allgemeine Angriff erst um 7 Uhr beginnen konnte. Er wurde von Prinz Karl Alexander von Württemberg mit seinen sechs Bataillonen am linken Flügel eröffnet, welche in die rechte Flanke der Janitscharen geführt im Sturme gegen die Höhe vorrückten, auf welcher die erste türkische Batterie stand. Das erste Infanterietreffen brach sodann aus seinen Verschanzungen hervor und griff die Janitscharen in ihrer Front an, während die kaiserliche Reiterei des linken Flügels den Flankenangriff Württembergs unterstützte. Schon begannen die Janitscharen zu weichen, als die in der Front vorgehende kaiserliche Infanterie beim Passieren der eigenen Schanzen und der von den Türken vorgetriebenen Laufgräben verzögert und in Unordnung gekommen, zu schwanken begann und wieder in ihre Verschanzungen zurückflutete.

Während dieser höchstbedenklichen Krise der Schlacht waren unter Führung des F. M. Palffy die fünf Brigaden kaiserlicher Reiterei unaufhaltsam vorgerückt und hatten die Spahis vor sich hergetrieben. Auch Prinz Alexander von Württemberg behauptete sich auf der eroberten Höhe, es galt also nur vor allem das Gefecht in der Front wiederherzustellen. Dort waren eben die Janitscharen um ihre Flanken unbekümmert mit barbarischem Geheul in blinder Wut zur Verfolgung der zurückgewichenen kaiserlichen Infanterie vorgebrochen, als Prinz Eugen erschien. Im Augenblicke den ungeschützten Flügel der Janitscharen wahrnehmend, ließ Eugen sofort von Palffys Reiterei mehrere Schwadronen gegen diesen Flügel einschwenken. Und dies half. Denn während die kaiserlichen Reiter auf die an ihrer schwächsten Stelle angegriffenen Janitscharen einhieben, gelang es den beiden zurückgegangenen Treffen der Infanterie sich zu ordnen und wieder zum Angriffe überzugehen. Nun gerieten die Janitscharen in Verwirrung und wandten sich zur Flucht, auf welcher sie bei der Passierung ihrer eigenen Laufgräben aufgehalten, von den Kaiserlichen eingeholt wurden. Was hier nicht niedergemacht wurde, suchte nach den rückwärtigen Höhen zu entkommen und eilte in regellosen Haufen der Save zu. So war bereits Mittags 12 Uhr der Sieg zu Gunsten der kaiserlichen Waffen entschieden. Das ganze Lager nebst den Geschützen, der Munition, den Zelten und dem Gepäck der Türken fiel in die Hände der Kaiserlichen. Eugen, welcher im prachtvollen Zelte des Großveziers vor allem dem Allmächtigen für den verliehenen Sieg in einem innigen Gebete dankte, ließ einige Trophäen sammeln und sandte mit diesen den Grafen Zeil, Rittmeister im Regiment Savoyen-Dragoner, nach Wien. Darauf erst ging es an die Verfassung eines ausführlichen Schlachtberichtes, welchen, nach einer noch am Tage der Schlacht im Zelte des Großveziers abgehaltenen großen Tafel, der Generaladjutant des Prinzen, Graf Khevenhüller, dem Kaiser zu überbringen hatte.

Um den Sieg auszunützen und sich für die Armee die nötigen Winterquartiere zu sichern, rückte Eugen nun nach dem befestigten Temesvar, das er belagerte, und das, nachdem er eine türkische Entsatzarmee geschlagen hatte, nach 48 Tagen kapitulierte. Jetzt erst, nachdem auch noch einige andere kleine Plätze von den Kaiserlichen genommen worden waren, dachte Eugen an Ruhe; er ließ die Armee in sorgfältig ausgewählte Winterquartiere rücken und begab sich nach Wien.

Auf der Reise dahin wurde er in Raab durch ein Geschenk des Papstes Clemens XI. überrascht, der ihm durch einen eigenen Gesandten einen geweihten Hut und Degen, ein mit Diamanten besetztes Stück vom Holze des heiligen Kreuzes, wie auch eine größere Geldsumme als Beisteuer zur Fortführung des Krieges überreichen ließ.

Zu dem folgenden Feldzug, einem der glänzendsten in Eugens Leben und in der Geschichte wurden außerordentliche Vorkehrungen getroffen. Der Kaiser selbst übergab dem Prinzen Eugen als sich dieser am 18. Mai bei ihm verabschiedete um zur Armee abzureisen, ein mit Diamanten besetztes Kruzifix mit den Worten: „Unter diesem Obergeneral sollen Sie diesmal kommandieren". Eugen aber scheint gerade damals von trüben Ahnungen erfüllt gewesen zu sein.

„Vielleicht ist dieser Brief vor meiner Abreise nach Ungarn," schrieb er an seinen Freund Marlborough, „die in 3—4 Tagen erfolgen wird, der letzte, den Ew. Liebden von mir erhalten; vielleicht gar mein letzter; denn drei Türkenkriege zu überleben, kann man sich nicht so leicht vorstellen. Inzwischen ist mein Testament gemacht. (Eugen hatte es bei seiner Abschiedsaudienz dem Kaiser übergeben.) Auch habe ich noch das Vergnügen, daß mein Vetter Emanuel, der Erbe meiner wenigen Glücksgüter mich in diesem Feldzuge begleiten darf."

Am 21. Mai traf Eugen bei der Armee in Ungarn ein. Er wollte, da der Großvezier erst sein Heer bei Adrianopel sammelte, raschestens vor Belgrad rücken um diese starke Feste einzunehmen, bevor noch der Großvezier erscheinen konnte.

Belgrad war mit allen Verteidigungsmitteln und einer Besatzung von 28—30 000 Mann versehen, worunter sich der Kern der Janitscharen befand. In der Gegend um die Festung lagen 7000 Mann Reiterei; bei Semendria stand ein Korps von gleicher Stärke. Die Umgebung war durch Überschwemmungen der Save und Donau mit Tümpeln und Morästen erfüllt. Trotzdem der Marsch dadurch sehr erschwert wurde, erschien bereits am 18. Juni die kaiserliche Armee vor Belgrad und begann sofort mit der Belagerung. Aber die Feste widerstand; es verging der halbe Juni und der ganze Juli bis anfangs August auch schon die Armee des Großveziers erschien und gegenüber Eugen ein festes Lager bezog.

Vor sich die Feste, mit ihrer noch immer kräftigen Besatzung von 30000 Mann, und hinter sich die Armee des Großveziers mit 200 000 Mann, war die Lage der kaiserlichen, durch Krankheiten

und Gefechtsverluste auf 70 000 Mann zusammengeschmolzenen Armee eine wahrhaft kritische geworden. Nur ein kräftiger Durchbruch durch die Armee des Großveziers konnte sie vor einer Katastrophe noch retten. Nun Eugen war der Mann dazu. Schon am 15. August verfaßte er eine detaillierte Disposition für die Offensive, die ihn aus der feindlichen Umklammerung befreien sollte. Er instruierte die Generale persönlich, ließ darauf die schriftliche Disposition zirkulieren und ritt dann noch in der Nacht vor dem Angriffe alle Truppenlager ab, um nochmals die Disposition zu wiederholen und einzuschärfen.

Prinz Eugen vor Belgrad.

Inzwischen hatten die Tranchenbatterien ihr Feuer begonnen, um die Aufmerksamkeit der Besatzung Belgrads abzulenken. Unter dem Lärm des zuletzt auf das heftigste gesteigerten Geschützfeuers formierte sich die Armee. Erst als sie zum Angriffe bereit war, stellten die Batterien ihr Feuer ein; in der darauffolgenden Stille gaben endlich um Mitternacht die Bombenwürfe das verabredete Zeichen zum Vorrücken. Schon um eine Stunde später erfolgte der erste Zusammenstoß mit der Armee des Großveziers, der im Dunkel der Nacht der Anmarsch der Kaiserlichen vollkommen verborgen geblieben war und die nun gänzlich überrascht zu den Waffen griff. Den Angriff eröffnete die Reiterei des österreichischen rechten Flügels unter F. M. Graf Palffy, dem alsbald die Reiterei des zweiten Treffens unter Graf Mercy folgte. Ihrem vorwiegend in die Flanke gerichteten Angriffe mußten, als darauf F. M. Graf Starhemberg mit der Infanterie in der Front erschien, die Türken nach verschiedenen Gegenangriffen weichen. Ähnlich erging es am linken österreichischen Flügel, wo die Infanterie unter Führung des Prinzen Karl Alexander von Württemberg und des Grafen Harrach die feindlichen Approchen erstürmte. Nur im Zentrum blieb nicht nur der Erfolg aus, sondern es entstand dort eine Lücke in der Front, in welche die Türken mit versammelter Kraft einbrachen. In diesem höchst gefährlichen Augenblicke aber war schon Prinz Eugen zur Stelle, führte das zweite Infanterietreffen unter Prinz von Bevern vor, und dirigierte, als schließlich noch eine gewaltige, unter starker Bedeckung feuernde Geschützbatterie widerstand, eine schnell seinen beiden Flügelgruppen entnommene gemischte Truppenabteilung gegen diese. Und das entschied. Zwischen 9 und 10 Uhr vormittags war bereits die ganze Armee des Großveziers in voller Flucht, während Eugens Heer vor dem verlassenen türkischen Lager gesammelt wurde.

Auf die türkische Besatzung von Belgrad, welche sich während der Schlacht ganz untätig verhalten hatte, machte diese unerwartete Niederlage des Großveziers derartigen Eindruck, daß sie schon am 17. August zu kapitulieren verlangte. Da die Türken nun auch die anderen festen Orte Semendria, Schabatz, Orsowa, Kullics usw. freiwillig räumten, gab es für die kaiserliche Armee nichts mehr zu tun. Sie bezog ihre Winterquartiere, während Prinz Eugen nach Wien zurückkehrte.

Von der gesamten Bevölkerung mit enthusiastischem Jubel empfangen, erhielt Eugen vom Kaiser einen kostbaren Degen, an welchem allein die Diamantenbesetzung einen Wert von über 100 000 Gulden besaß. „Ihr diesmal erworbener Ruhm," sagte der Kaiser in einer öffentlichen Audienz, „erhebt Ihren Namen von Neuem und übertrifft den, welchen Sie bisher erworben, um Vieles. Ich danke Ihnen für meine

Person insbesondere und werde Gelegenheit suchen, Ihnen meine aufrichtige Erkenntlichkeit sehen zu lassen." Die nun folgenden Jahre 1718 bis 1733 verlebte Prinz Eugen in Wien. Nur 1723 ging er mit dem Hofe nach Prag, wo Karl VI. und seine Gemahlin gekrönt wurden. Im folgenden Jahre vertauschte Eugen die Statthalterschaft in den Niederlanden, die er bis dahin durch den Grafen de Prié hatte verwalten lassen, gegen das Vikariat der österreichischen Lande in Italien, welches Amt er gleichfalls von Wien aus verwaltete. Als er 1732 mit dem Hofe zum zweiten Male nach Prag reiste, wurde er von dem dort anwesenden Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit besonderer Auszeichnung behandelt. Bald nach seiner Rückkehr nach Wien erkrankt, mußte der Prinz trotz seines vorgeschrittenen Alters im Jahre 1734 neuerdings ins Feld; doch der Feldzug dieses Jahres wie auch der des folgenden gingen ohne besonders nennenswerte Aktion vorüber, weshalb auch der ermüdete Prinz das Kommando niederlegte und nach Wien zurückkehrte. Die vielen erlittenen Verwundungen, die in 31 Feldzügen ertragenen Strapazen, und Anstrengungen rastloser geistiger Arbeit, sowie die Last der 72 Jahre zwangen ihn zur sorgsamsten körperlichen Schonung.

Dieser ungeachtet erkrankte er bereits im Jänner des folgenden Jahres (1736) an einem heftigen Katarrh, von welchem er zwar unter der Behandlung des kaiserlichen Leibarztes Garelli wieder hergestellt werden konnte. Doch kränkelte der Prinz von da an immer mehr, so daß er am 20. April sogar eine „geheime" Konferenz, die in seinem Palais stattfand, vorzeitig abbrechen mußte. „Es ist genug für heute," erklärte der Prinz, „wir wollen uns das Übrige auf Morgen vorbehalten, wenn ich so lange lebe." Mittags, wo bei seiner Tafel wie immer zwölf Gäste speisten, war er wohl wieder ganz heiter geworden. Auch des Abends machte er seine gewöhnliche Partie Piquet im Hause der Gräfin Eleonore Batthyany-Strattmann. Doch fiel es auf, daß er diesmal wenig sprach und mühsamer als sonst Atem holte. Zeitlicher wie gewöhnlich zu Hause angelangt, begab er sich ohne zu nachtmalen zu Bette, nachdem er zuvor das in seinem Schlafzimmer befindliche Bild des Kaisers auffallend lang betrachtet hatte. Noch um Mitternacht, als der besorgte Kammerdiener ins Zimmer trat, hörte er Eugen atmen, als er aber am andern Tage, dem 21. April 1736 morgens wiederkam, fand er den Prinzen tot im Bette. Vermutlich hatte ein Schlagfluß oder eine Herzlähmung sein glorreiches Leben beendet.

Fünf Tage nachher trugen sechszehn kaiserliche Feldmarschalleutnants den Sieger in 16 großen Feldschlachten (die Treffen ungezählt) zu Grabe und der Kaiser selbst begleitete voll Trauer und Dankgefühl die Leiche bis in den Stephansdom, wo sie in der Kreuz- oder Savoyischen Kapelle beigesetzt wurde.

Eugen war mager, von kleiner Statur und von schwächlichem Aussehen, das stark gebräunte Gesicht, von schwarzen scharfblickenden Augen erleuchtet, war, ebenso wie die Nase, lang. Sein Haar war schwarz und in Locken gewellt, als es aber zwischen dem 50. und 60. Jahre ergraute, gebrauchte der Prinz eine der damals üblichen Allongeperücken. Seine Stimme war schwach und seine Sprache langsam. Ein leidenschaftlicher Tabakschnupfer, hatte Eugen seine beiden Westentaschen beständig mit Tabak vollgefüllt; überdies war auch meist sein Rock von dem beim Schnupfen verstreuten Tabak völlig besäet. Seine Kleidung war im Felde so einfach wie die seines Zeitgenossen Karls XII. von Schweden. Sein üblicher kapuzinerfarbener Überrock mit Messingknöpfen bewirkte, daß, als er vor der Schlacht bei Zenta zum erstenmale als Kommandierender zur Armee kam, die alten Eisenfresser einander ins Ohr raunten: „Dies Kapuzinerlein wird den Türken wohl nicht viele Haare aus dem Barte raufen!" —

Mit einem kalt nüchternen Verstande verband Eugen ein warmes Herz. — „Österreich über Alles!" war die Losung bei allen seinen Unternehmungen; er vergaß bei keiner den Staat, „dessen Brot," wie er sich auszudrücken pflegte, „er aß". Er hatte bei jeder nur das Interesse des Kaisers vor Augen, dessen Verhältnis zu ihm selbst er bei den drei Monarchen, unter welchen er gedient hatte, mit folgenden Worten charakterisierte: „Leopold I. war mein Vater, Josef I. mein brüderlicher Freund und Karl VI. mein gestrenger Herr!"

Wissenschaften und Künste fanden in Eugen einen eifrigen Beschützer, wofür allein seine reichhaltige, seinerzeit berühmte Bibliothek und Kupferstichsammlung, seine interessante Münz- und Antikensammlung zeugen können. Nicht minder förderte er die Baukunst. Sein Lustschloß Belvedere (heute Palais des Thronfolgers Erzherzogs Franz Ferdinand) und Palais in der Himmelpfortgasse in Wien (heute Finanzministerium), wie die Schlösser auf seinen übrigen Herrschaften zu Schloßhof (heute Militärreit- und Fahrlehrerinstitut) und Siebenbrunn sprechen für seinen gereiften Geschmack.

Schlacht bei Zenta

1697.

Von der Schanz bei Zenth gewahret
Viel Soldaten man geſcharet;
Küraſſier und Musketier,
Auch Conſtabler und Huſaren,
Die auf das Signal nur harren,
Zur Bataille mit Begier.

Auch dabei als Volontaire
Prinz Eugen, voll Durſt nach Ehre,
Der aus dem Savoyen kam.
Von Geſtalt zwar klein und ſchmächtig,
Dacht' er dennoch: bald erfecht ich
Einen Lorbeer, sur mon ame!

Ritt durchs Lager einſt am Morgen
Prinz Eugen ganz ohne Sorgen,
Schaut ſich dort die Truppen an,
Wie ſie thäten fouragieren,
Bivouakieren, manöverieren
Mit Bombard und Partiſan.

Spricht da einer der Huſaren
Als den Kleinen ſie gewahren
Mit dem langen Haargelock:
„Iſt das auch ein Schlachtgewinner
Dieſer kleine Kapuziner,
In dem braunen, ſchlechten Rock?"

Doch der Prinz ſich dran nicht kehret,
Thut, als hätt' er nichts gehöret,
Reit't an ihm ganz ſtill vorbei,
Merkt ſich aber gut den Kecken,
Ohne jemand zu entdecken,
Was ihm juſt paſſieret ſei.

Laſſet in etwelchen Tagen
Den Revell der Lothring ſchlagen,
Heißt zum Sturme ziehn das Heer.
Da geht's an ein Kanonieren,
An ein Plänkeln, Attakieren
In die Kreuz und in die Quer.

Mannigfache Heldentaten
Wohl verbringen die Soldaten
Vom Karol und Ludewig
Angeſpornt, doch trotz dem Streiten
Wußt' man noch auf keiner Seiten,
Wem Fortuna ſchenkt den Sieg.

Da, als wie ein Pfeil vom Bogen,
Sprengt Prinz Eugen verwogen
Vor die Trupp', die aufmarſchiert,
Setzet über Palliſaden,
Wirft dann nieder ohne Gnaden
Was ſich gen ihn defendiert.

Alles folgt ihm unverdroſſen,
Wie auf ſie auch ward geſchoſſen
Von den Türken aus der Schanz,
Bis ſie mußten flieh'n von dannen
Und Eugenius pflanzt die Fahnen
Auf in vollem Siegesglanz.

Da erblickt er den Huſaren
Mitten in den andern Scharen,
Rufet ihn zu ſich heraus,
Spricht, und niemals heit'rer ſchien er:
„Sieh, ein kleiner Kapuziner
Richt't zuweilen auch was aus."

Joh. Nep. Vogl.

Prinz Eugen vor Belgrad

1717.

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wolt dem Kaiſer wied'rum kriegen
Stadt und Feſtung Belgarad.
Er ließ ſchlagen einen Brucken,
Daß man kunt hinüber rucken
Mit der Armee wohl für die Stadt.

Als der Brucken war geſchlagen,
Daß man kunt mit Stuck und Wagen
Frey paſſiern den Donaufluß:
Bei Semlin ſchlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen,
Ihn zum Spott und zum Verdruß.

Am 21. Auguſt ſo eben
Kam ein Spion bey Sturm und Regen
Schwur's dem Prinzen und zeigt's ihm an,
Daß die Türken futragieren,
So viel als man kunt verſpüren,
An die dreimalhunderttauſend Mann.

Als Prinz Eugenius dies vernommen,
Ließ er gleich zuſammenkommen
Sein General und Feldmarſchall.
Er tut ſie recht inſtrugieren,
Wie man ſoll die Truppen führen,
Und den Feind recht greifen an.

Bey der Parole thät er befehlen,
Daß man ſollt die Zwölfe zählen,
Bey der Uhr um Mitternacht;
Da ſollt alls zu Pferd aufſitzen,
Mit dem Feinde zu ſcharmützen,
Was zum Streit nur hätte Kraft.

Alles ſaß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach ſeinem Schwerdte,
Gantz ſtill rückt man aus der Schantz.

Die Musketier wie auch die Reiter
Thäten alle tapfer ſtreiten,
Es war fürwahr ein ſchöner Tantz.

Ihr Conſtabler auf den Schantzen,
Spielet auf zu dieſem Tantzen,
Mit Karthaunen groß und klein;
Mit den großen, mit den kleinen,
Auf die Türken, auf die Heyden,
Daß ſie laufen all davon.

Prinz Eugenius auf der Rechten
Thät als wie ein Löwe fechten,
Als General und Feldmarſchall.
Prinz Ludwig ritt auf und nieder:
Halt euch brav, ihr deutſchen Brüder,
Greift den Feind nur herzhaft an.

Prinz Ludwig, der mußt aufgeben
Seinen Geiſt und junges Leben,
Ward getroffen von dem Schlag.
Prinz Eugenius war ſehr betrübet,
Weil er ihn ſo ſehr geliebet,
Ließ ihn bringen nach Peterwardein.

(Soltan, Hiſtoriſche Volkslieder.)

Maria Theresia und Josef II.

Maria Theresia und ihr geistig ebenbürtiger Sohn Josef II. sind historische Gestalten, die umsomehr an Wert und Bedeutung gewinnen, je besser man sie kennt. Ihr Wirken umfaßt ein halbes Jahrhundert. Gar manches Samenkorn, das damals ausgestreut wurde, hat sich bis zum heutigen Tage erhalten als mächtiger Baum, unter dessen schattigen Zweigen und Ästen es sich gut ruhen läßt. Licht und Wärme, Güte und Wohlwollen strahlt von diesen beiden Persönlichkeiten aus. Insbesonders steht Maria Theresia unserem Empfinden überaus nahe, da sie, die schwache, hilflose Frau, von der ganzen Welt bekämpft wurde. Ihre Gegner sahen Österreich als herrenloses Gut an und teilten frohlockend schon die Beute. Doch seltsam, die schwache, hilflose Frau konnte man zwar beugen, aber nicht brechen, Maria Theresia entwickelte eine erstaunliche Seelengröße. Die höhnische Bemerkung des Kardinals Fleury: „Das Haus Österreich hat aufgehört zu existieren," wurde durch Maria Theresia glänzend widerlegt. Ihr feinfühliger Fraueninstinkt entdeckte im Staate Kräfte, deren Existenz vielen klugen Männern verborgen geblieben war.

Maria Theresia erfreute sich des Vorteils, noch bei Lebzeiten verehrt und bewundert zu werden. Bei Josef II. war dies nicht der Fall, sein festes Zugreifen wirkte auf viele Zeitgenossen drückend und beängstigend. Weit voraus in die Zukunft blickend, verfolgte Josef II. dasselbe Ziel, das seiner Mutter vorgeschwebt hatte, freilich mit andern Mitteln. Am Ruhme, den österreichischen Staatsgedanken begründet zu haben, sind Maria Theresia und Josef II. gleichermaßen beteiligt. Die Mutter legte die Fundamente, der Sohn verstärkte und erweiterte die Grundlagen.

Kein Gebiet menschlicher Tätigkeit entging dem Scharfblicke dieser beiden großen Menschen, überall finden sich Spuren zielbewußter Einwirkung. Für Heerwesen und Finanzen, Justizpflege und Verwaltung, Unterricht und Krankenpflege, Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften, Feldbau und Viehzucht wurden neue Normen geschaffen.

In Maria Theresia besaß das Haus Habsburg den letzten Sproß, die Dynastie schien zum Aussterben verurteilt. Allein es zeigte sich, daß dieser letzte Sproß eine ungeahnte Fülle von Vorzügen in sich vereinigte. Physisch wie geistig besaß Maria Theresia alle Tugenden ihrer Vorfahren in reichem Maße.

Kaiser Leopold I., geb. 9. Juni 1640, † 5. Mai 1705, war dreimal vermählt; a) 12. Dez. 1666 mit Justin Margarete von Spanien, geb. 12. Juli 1651, † 22. März 1673, wurde Mutter von vier Kindern, hier aufgenommen eine Tochter vgl. Nr. 1; b) 15. Okt. 1673 mit Ehgin Claudia von Tirol, geb. 30. Mai 1653,

† 8. April 1676, wurde Mutter von zwei Töchtern, welche im ersten Lebensjahre starben; c) 14. Dez. 1676 mit Pzss. Eleonore von Pfalz-Neuburg (Wittelsbach), geb. 6. Jan. 1655, † 29. Jan. 1720, wurde Mutter von zehn Kindern, hier aufgenommen fünf Kinder, vgl. Nr. 2—6.

Kinder des Kaisers Leopold I.

1. Marie Antonia, geb. 18. Jan. 1669, † 24. Dez. 1692, verm. 15. Juli 1685 mit Kurfürst Max von Bayern, geb. 11. Juli 1662, † 27. Febr. 1726, dessen Sohn vgl. hier unter Nr. 9.

2. Josef I., geb. 26. Juli 1678, † 17. April 1711, verm. 24. Febr. 1699 mit Pzss. Amalie von Hannover, geb. 26. April 1673, † 10. April 1742, deren Kinder unter Nr. 7 bis 9.

3. Marie Elisabeth, geb. 23. Dez. 1680, † 26. Aug. 1741, Statthalterin in Brüssel.

4. Marie Anna, geb. 7. Sept. 1683, † 14. Aug. 1754. verm. 27. Okt. 1708 mit König Johann V. von Portugal, geb. 22. Okt. 1689, † 31. Juli 1750. —

5. Karl VI. geb. 1. Okt. 1685, † 20. Okt. 1740, verm. 1. Aug. 1708 mit Pzss. Elisabeth von Braunschweig, geb. 28. Aug. 1691, † 21. Dez. 1750, deren Kinder unter Nr. 10 bis 13.

6. Magdalene, geb. 26. März 1689, † 1. Mai 1752.

Kinder des Kaisers Josef I., Nr. 2.

7. Josefa, geb. 8. Mai 1699, † 17. Nov. 1757, verm. 3. Sept. 1719 mit August III., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, geb. 17. Okt 1696, † 5. Okt. 1763.

8. Josef, geb. 29. Okt. 1700, † 4. Aug. 1701.

9. Amalie, geb. 22. Okt. 1701, † 11. Dez. 1756, verm. 17. Okt. 1722 mit Kurfürst, seit 24. Jan. 1742 Kaiser Karl VII., Albrecht von Bayern, geb. 6. Aug. 1697, † 20. Jan. 1745.

Kinder des Kaisers Karl VI., Nr. 5.

10. Leopold, geb. 13. April, † 4. Nov. 1716.

11. Maria Theresia, geb. 13. Mai 1717, † 29. Nov. 1780, verm. 12. Febr. 1736 mit Hzg. Franz von Lothringen, gewählt 3. April, gekrönt 4. Okt. 1745 als Deutscher Kaiser, geb. 8. Dez. 1708, † 18. Aug. 1765, dessen Kinder siehe Tafel II.

12. Marie Anna, geb. 14. Sept. 1718, † 17. Dez. 1744 an den Folgen einer Frühgeburt, verm. 7. Jan. 1744 mit Hzg. Karl von Lothringen (des unter Nr. 11 genannten Franz Bruder), geb. 14. Dez. 1712, † 4. Juli 1780.

13. Amalie, geb. 5. April 1725, † 19. April 1730.

Die genealogische Übersicht, die wir hier beifügten, erfordert nur wenige Erklärungen. Nach dem Tode des Kaisers Leopold I. gab es am Wiener Hofe zwei Gruppen, deren eine in der Kaiserin Amalie (vgl. Nr. 2), deren andere in der Kaiserin Elisabeth (vgl. Nr. 5) ihren Mittelpunkt sah. So eifrig nun die Kaiserinwitwe Elisabeth für ihre Töchter (vgl. 11 und 12) eintrat, so eifrig wirkte die Kaiserinwitwe Amalie im entgegengesetzten Sinne durch die Teilnahme für ihre Schwiegersöhne (vgl. Nr. 7 und 9). Amalie unterstützte den Gedanken, daß Österreich an Bayern fallen werde, auf das lebhafteste, sie war denn auch der Rückhalt für alle jene Kreise, welche 1741 den Zerfall Österreichs für gekommen erachteten. Daß Oberösterreich und Böhmen so willig und so gern dem Kurfürsten von Bayern Karl Albrecht huldigten, ist auf die Kaiserinwitwe Amalie zurückzuführen.

Diese Gegenwirkungen hat Kaiser Karl VI. (vgl. Nr. 5) schon sehr frühe gefühlt. Deshalb erließ er schon im zweiten Regierungsjahre, am 19. April 1713 ein Hausgesetz, genannt die pragmatische Sanktion, worin ausgesprochen war, daß Österreich unteilbar bleibt. Als 1719 seine Nichte Josefa (vgl. Nr. 7) nach Dresden heiratete, mußte sie einen Verzichtrevers unterschreiben, dasselbe geschah 1722 bei der Nichte Amalie (vgl. Nr. 9), welche nach München verheiratet wurde. Dem Hausgesetz eine staatsrechtliche Bedeutung zu geben, ließ Karl VI. die pragmatische Sanktion 1720 für die Alpenländer und Böhmen, 1722 für Ungarn in Rechtskraft erwachsen. Um diese Zeit besaß Karl VI. nur zwei Töchter (vgl. Nr. 11 und 12), ein Sohn (vgl. Nr. 10) war als Säugling gestorben. Es stand aber 1724 zu hoffen, daß der ersehnte männliche Erbe sich einstellen werde, und so verschaffte Karl VI. am 6. Dezember 1724 der pragmatischen Sanktion die Anerkennung als Staatsgrundgesetz. Seine Hoffnung wurde nicht erfüllt, am 5. April 1725 kam abermals ein Mädchen (vgl. Nr. 13) zur Welt. Da Kindersegen fortab ausgeschlossen war, gab sich Karl VI. ungeheure Mühe, die ausländischen Staaten für die Anerkennung der pragmatischen Sanktion zu gewinnen. Im Jahre 1725 erkaufte er mit schweren Summen die Zustimmung des Königs von Spanien, der Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier; 1726 stimmte Rußland zu; 1728 Preußen; 1731 Dänemark, Niederlande, Kassel, Gotha, Weimar, Eisenach und König Georg II. (der Kaiserinwitwe Amalie Neffe) für England und Hannover; 1733 folgte August III. von Sachsen (vgl. hier Nr. 7), wofür Karl VI. behilflich sein mußte, ihm die Krone von Polen zu erkämpfen; 1736 folgte endlich Karl Albrecht von Bayern (vgl. hier Nr. 9). Für das Zustandekommen dieser Verträge verausgabte Karl VI. Unsummen. Vergeblich warnte Prinz Eugen vor solcher Vertrauensseligkeit, er betonte häufig genug, daß ein Staat nicht mit papierenen Abmachungen, sondern mit einer kräftigen Armee seine Rechte schützt.

Karl VI. war kein weitblickender Staatsmann. Daß er sich so viele Mühe gab, die pragmatische Sanktion überall zur Anerkennung zu bringen, spricht zwar für seine Ausdauer und Zähigkeit, allein er brachte seine Tochter von Haus aus in eine gewisse Abhängigkeit vom Auslande. Jeder Garant hatte fortan das Recht, über Österreichs Zukunft mitzusprechen. Anstatt die Situation zu klären, schufen die Garanten nur Verwirrung und Konfusion.

Kaiser Karl VI.

Vier Jahre vor dem Ableben ihres Vaters vermählte sich Maria Theresia mit dem Herzog Franz von Lothringen, einem bildschönen, aber schwerfälligen und unentschlossenen Manne. Im Volke sowohl wie in der Wiener Gesellschaft fand die Heirat wenig Beifall, umsomehr als dem Ehebunde knapp hinter einander zwei Töchter entsprossen. Um dem Herzog Franz soziales Ansehen zu verschaffen, wurde er im Sommer 1738 beauftragt, nach Südungarn zu reisen und daselbst den Oberbefehl über die Armee zu übernehmen, welche gegen die Türken aufgestellt worden war. Herzog Franz zählte 30 Jahre, ihm zur Seite stand Feldmarschall Graf Königsegg als Berater. Der Feldzug verlief zwar nicht ungünstig, aber hervorragende Taten wurden nicht vollbracht. Vom Feldzuge heimkehrend trat Herzog Franz am 17. Dezember 1738 eine Reise nach Florenz an, um sich daselbst als Landesherr vorzustellen. Maria Theresia begleitete ihn auf dieser Fahrt. Am 20. Januar 1739 zog das Paar in Florenz ein, verweilte daselbst drei Monate bis 27. April, worauf die Rückfahrt nach Österreich erfolgte. Am 5. Mai war das Paar wieder in Wien. Neben Maria Theresia, der stattlichen Kaiserstochter, wurde Franz als Großherzog von Toscana kaum beachtet. Dieses Rangverhältnis auszugleichen, hätte Kaiser Karl VI. bedacht sein müssen. Doch Karl VI. rechnete darauf, daß seine fortwährend kränkelnde Gemahlin nicht lange mehr leben werde; er rechnete auch mit einer Wiedervermählung und hoffte mit Bestimmtheit, daß die zweite Ehe ihm einen Sohn bringen werde. Aus diesem Grunde unterließ Karl VI., seinen Schwiegersohn zum deutschen Kaiser wählen zu lassen. Gelegentlich einer Jagd verkühlte sich Karl VI., nach kurzem Krankenlager verschied er am 20. Oktober 1740.

Maria Theresia hatte 1740 einer dritten Tochter das Leben geschenkt, ein viertes Kind trug sie unter dem Herzen, als ihr die Aufgabe zufiel, das väterliche Erbe zu übernehmen. Den Titel „Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Österreich" annehmend, wohnte sie am 21. Oktober einer Sitzung des Staatsrates bei. Umgeben von einer Schar eisgrauer, eingeschrumpfter Männer, deren jüngster über 70 Jahre alt war, hörte sie ängstliche, von Furcht und Unentschlossenheit diktierte Ratschläge. Mit bewundernswürdigem Takte trug Maria Theresia ihr Selbstbewußtsein zur Schau. Daß ihr Mut werde harte Proben bestehen

müſſen, darauf deutete das Benehmen des bayriſchen Geſandten, der im Auftrage ſeines Herrn einen Proteſt gegen Maria Thereſia einlegte. Unter Berufung auf ein uraltes Teſtament, herſtammend von Kaiſer Ferdinand I., erklärte der bayriſche Geſandte, daß nicht Maria Thereſia ſondern der Kurfürſt von Bayern berufen ſei, Öſterreich in Beſitz zu nehmen. Am 5. November holte er das Teſtament aus dem Archiv und in Gegenwart aller ausländiſchen Geſandten wurde der Text verleſen. Auf Maria Thereſia übte die Epiſode einen geradezu niederſchmetternden Einfluß aus, ſie erkrankte ſo ſchwer, daß ſie vierzehn Tage das Bett hüten mußte. Am 22. November nahm ſie die Huldigung der niederöſterreichiſchen Stände entgegen. Während ſie antwortete, rollten wiederholt Tränen über ihre Wange.

Drei Wochen ſpäter, Mitte Dezember 1740 erbat der preußiſche Geſandte eine Unterredung. Er erklärte, daß ſein Herr, König Friedrich II. entſchloſſen ſei, der hilfloſen Frau ſeine Hilfe angedeihen zu laſſen, allerdings nicht umſonſt, ſondern um den Preis, daß Maria Thereſia ihm Schleſien abtrete. Eine ſeltſame Zumutung von einem Manne, der ſeit Frühjahr 1733 bis Frühjahr 1740 vom Wiener Hofe eine Revenue bezogen hatte. Begreiflicherweiſe lehnte Maria Thereſia den angebotenen Schutz ab. Wie ſehr aber geriet ſie ins Staunen, als nun die Nachricht eintraf, der König von Preußen ſei mit einem Heere in Schleſien eingebrochen und habe das Land, im Einverſtändnis mit Maria Thereſia in Beſitz genommen. Um Weihnachten durften ſich die Preußen als Herren des Landes betrachten, da ihnen öſterreichiſcherſeits kein Widerſtand geleiſtet werden konnte. Friedrich, damals noch nicht der Große, begab ſich Anfang Januar 1741 nach Berlin, kehrte aber in der zweiten Hälfte Februar wieder nach Schleſien zurück, weil inzwiſchen aus Öſterreich Verſtärkungen eingetroffen waren.

In welchem Zuſtande Karl VI. das Reich zurückgelaſſen hatte, erhellt am beſten aus dem Umſtande, daß Maria Thereſia über 87 000 Taler Bargeld und 68 000 Mann regulärer Truppen verfügte; davon befanden ſich aber 38 000 Mann in Belgien und Oberitalien, der Reſt zumeiſt in Ungarn und Siebenbürgen. Das bedrohte Schleſien zu ſchützen, war ſomit nicht ganz leicht. Durch den Umſtand, daß Friedrich II. gelegentlich einer Rekognoszierung Gefahr lief, von einer Huſaren-Abteilung gefangen zu werden, veranlaßte er die Berliner Zeitungen zur Verbreitung der Nachricht, der Wiener Hof ſtrebe ihm nach dem Leben. Es wimmle im preußiſchen Lager von Meuchelmördern, hieß es da, einen dieſer Mörder habe man ergriffen und von ihm erfahren, er ſei durch den Gemahl Maria Thereſias offiziell mit der Aufgabe betraut worden, den König zu ermorden. An der ganzen Sache war kein wahres Wort, dennoch ließ Friedrich II. den in Berlin akkreditierten Geſandten am 11. März eine Note überreichen, welcher die Zeitungsnotiz beigelegt war. Am 13. März 1741 ſchenkte Maria Thereſia einem Sohn das Leben, der auf den Namen Joſef getauft wurde.

Für Maria Thereſia bedeutete die Geburt dieſes Sohnes ein Ereignis von großer Tragweite. Bisher hatte ſie gekämpft für ſich allein, von jetzt an kämpfte ſie als Mutter. Ihre Kräfte verdoppelten, verzehnfachten ſich. Der Anblick des kleinen Knaben ſtählte ihre Widerſtandskraft ins Unendliche. Kein Wunder, daß ſie nun gebieteriſch verlangte, Schleſien vom Feinde zu ſäubern. Sie ſelbſt war es, die den damit betrauten Feldmarſchall Graf Neipperg zur ſchleunigen Abreiſe aus Wien drängte, umſomehr als während des Monats März 20 000 Mann öſterreichiſcher Truppen nach Schleſien gebracht worden waren. Neipperg traf am 5. April in Neiſſe ein und traf dann ſeine Vorbereitungen für eine Schlacht, welche am 20. April bei Mollwitz vor ſich ging. Nach der Sitte jener Zeit ſtellte Neipperg ſeine Truppen in zwei Treffen auf, ungeheuer pedantiſch und langſam. Um nicht geſtört zu werden, gab er ſeinem Reiterführer, General Romer den Befehl, inſolange nichts zu unternehmen bis die öſterreichiſche Infanterie methodiſch geordnet war. Es war zwei Uhr Nachmittag, die preußiſche Schlachtlinie rückte an, Neipperg ordnete und ordnete, ohne je fertig werden zu können. Inzwiſchen wurde die öſterreichiſche Kavallerie von der preußiſchen Artillerie wirkungsvoll beſchoſſen. Untätig als Kugelfang zu ſtehen, hatte keinen Sinn, Romer legte los zur Attake. Er ritt die preußiſche Kavallerie über den Haufen und unter den Flüchtenden befand ſich der König. Seinen Platz nahm nun Feldmarſchall Schwerin ein, der ſofort mit der Infanterie zum Gegenangriffe vorging. Schwerin entſchied die Schlacht durch das meiſterhafte Schießen ſeiner Leute, um 7 Uhr abends trat Neipperg den Rückzug an.

Die Folgen des Mollwitzer Tages ließen nicht lange auf ſich warten. Die Gegner Öſterreichs bekamen Luſt, das Beiſpiel des Königs von Preußen nachzuahmen. In Paris verteilte ſchon Marſchall Belleisle die öſterreichiſchen Länder wie folgt: Frankreich nimmt ſich Luxemburg und Belgien, Bayern bekommt die deutſche Kaiſerkrone dazu die öſterreichiſchen Erbländer und Böhmen, der König von Preußen behält Schle-

sien, der Kurfürst von Sachsen bekommt Mähren, der König von Spanien teilt sich mit dem König von Sardinien in den Besitz der Lombardei. Maria Theresia darf Ungarn behalten und ihr Gemahl darf Toscana besitzen. In diesem Sinne kam am 18. Mai auf Schloß Nymphenburg ein geheimer Vertrag zustande, der dem Kurfürsten Karl Albrecht die Unterstützung der beiden Großmächte Frankreich und Spanien zusicherte. In Wien selbst besaß Karl Albrecht einen eifrigen Anwalt in seiner Schwiegermutter, die Kaiserin Amalie tat ihr Möglichstes, das Projekt populär zu machen.

Unverhofft war somit ein neuer Gegner aufgetaucht, weit gefährlicher als der König von Preußen, da dieser nur auf eigene Faust handelte, für den bayrischen Schwager dagegen wurden zwei französische Heere ausgerüstet, deren Aufgabe es war, ihm zunächst Böhmen zu erobern. Raum und Zeit in Betracht gezogen, war der Eintritt der Katastrophe im Monat September zu erwarten.

Der am 18. Mai in Preßburg versammelte ungarische Reichstag schickte eine Woche später eine Deputation an Maria Theresia mit der Bitte, persönlich den Reichstag zu leiten. Maria Theresia entsprach dem Wunsche, am 20. Mai erschien sie in Preßburg. Sie trug das ungarische Nationalkostüm. Am 25. Juni unterzog sie sich der Krönungszeremonie. Auf die Nachricht, daß der Schwager in München mit den französischen Heeren in Fühlung getreten sei, begehrte Maria Theresia von den Ungarn eine ausgiebige Truppenhilfe. Man stellte sich taub.

Am 10. September erschien in Linz ein bayrischer Trompeter mit der Nachricht, daß sein Herr, der Kurfürst demnächst seinen Einzug halten werde, man möge sich entsprechend vorsehen. Ein Kurier brachte die Nachricht noch an demselben Tage nach Preßburg. Maria Theresia berief am 11. September beide Tafeln des Reichstages zu sich. Die Stephanskrone auf dem Haupte, im schwarzen Trauerkleide, zwar blaß und bleich nach der durchweinten Nacht, zitternd vor innerer Erregung, aber äußerlich gefaßt und ruhig, so durchschritt sie den Saal, langsam, ernst, gravitätisch. Nachdem sie die Estrade bestiegen hatte, begann der ungarische Hofkanzler zu sprechen. Die Versammlung hörte nur mit halbem Ohre zu, weil die Erscheinung Maria Theresias die Aufmerksamkeit ablenkte. Wie stand sie da voll Hoheit, jeder Zoll eine Königin, majestätisch in Haltung und Gebärde! Die tiefblauen seelenvollen

Kaiserin Maria Theresia.

Augen voll Milde, die sanft geschwellten rosigen Lippen, dahinter eine Perlenreihe blendendweißer Zähne, Nacken und Schultern wie aus Alabaster geformt, in reicher Fülle goldblondes Haar — kein Auge wandte sich von dieser Gestalt ab. Als der Hofkanzler Graf Ludwig Batthyány geendet hatte, ergriff Maria Theresia selber in lateinischer Sprache das Wort. „Die Betrübnis unserer Lage — begann sie weich — vermochte uns, den treuen Ständen unseres geliebten Königreiches Ungarn über den feindlichen Einfall in unser Erbland Österreich und über die Ungarn selbst noch bedrohende Gefahr, sowie über die Mittel dagegen schriftliche Vorlage zukommen zu lassen. Es handelt sich um das Königreich Ungarn, um unsere Person, um unsere Kinder, um die Krone. Von Allen verlassen, flüchten wir einzig und allein zur Treue der Ungarn und zu ihrer altberühmten Tapferkeit. Wir bitten die Stände, — hier zitterte ihre Stimme — in dieser äußersten Gefahr für unsere Person, — nun quollen Tränen über die Wange — unsere Kinder, die Krone und das Reich ohne die geringste Versäumnis werktätige Sorge zu tragen." Weinend hielt Maria Theresia ihr Tuch vor die Augen, im Schluchzen erbebte ihre ganze Gestalt. Dann faßte sie sich und schloß: „Was an uns liegt, soll geschehen, um den früheren glücklichen Zustand Ungarns und seines Volkes, den Glanz seines Namens wieder herzustellen. In all dem werden die getreuen Stände die Wirkungen unserer gnädigen Gesinnung erfahren." Der Anwesenden bemächtigte sich Begeisterung, fast einstimmig brauste lateinisch der Ruf durch den Saal: „Wir weihen unser Leben und unser Blut!" In der ersten Aufwallung, die gewiß ehrlich gemeint war, bezifferten die Ungarn ihre Truppenhilfe mit 100 000 Mann. Beschlossen wurde aber am 13. September die Beistellung von nur 30 000 Mann, später wurden daraus 21 000 Mann. Ungeachtet höchste Eile geboten war, hatte man drei Monate nach der weihevollen Stunde erst etliche hundert Rekruten ausgehoben. Diesen geringen Leistungen hatte aber Maria Theresia vorher Gegenleistungen voranstellen, sie hatte den Ungarn eine Ausfuhrprämie für Vieh bewilligen müssen; einen Kreuzer für ein Schaf, zwei Kreuzer für ein Schwein, dreißig Kreuzer für ein Rind oder Pferd. Die andern Vorrechte wie Steuerfreiheit u. dergl. blieben selbstverständlich unangetastet. Einigermaßen enttäuscht verließ Maria Theresia am 11. Dezember 1741 Preßburg und begab sich nach Wien, um hier Mittel ausfindig zu machen gegen den Kurfürsten von Bayern, der in diesen Tagen Prag erobert hatte.

Wie kam der Kurfürst nach Prag? Im Sinne des Vertrages von Nymphenburg vom 18. Mai überschritten zwei französische Heere den Rhein am 15. August. Während des Marsches durch Deutschland trugen die französischen Soldaten eine bayrische Kokarde. Indessen Karl Albrecht in Passau das Eintreffen der Franzosen erwartete, erschien seine Schwiegermutter, die Kaiserin Amalie am 28. August bei Maria Theresia und überreichte ein Schriftstück mit verschiedenen Forderungen, die man selbstverständlich nicht gewähren konnte. Die Unterredung hatte überhaupt nur den Zweck, Maria Theresia von energischen Gegenvorkehrungen abzuhalten. Es ist bezeichnend, daß die oberösterreichischen Stände sich weigerten, für die Verteidigung des Landes österreichische Truppen aufzunehmen. Als Karl Albrecht am 10. September Oberösterreich betrat, begleitet von Belleisle, der 40 000 Franzosen führte, warfen die Anhänger des Kurfürsten die Maske ab.

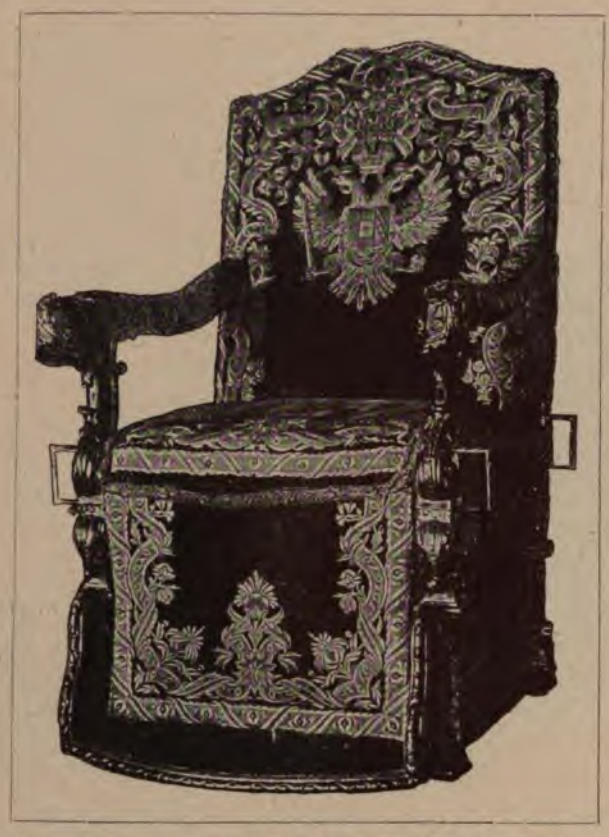
Am 15. September zog Karl Albrecht in Linz ein. Die durch Geld bestochenen Freunde erwiesen ihm am 2. Oktober die Gefälligkeit, ihn als neuen Herrn anzuerkennen. Eine saubere Gesellschaft hatte sich zusammengefunden, Hochstapler und Glücksritter aller Art, verkrachte Aristokraten. Eine große Rolle spielte Samuel von Schmettau, kürzlich noch österreichischer Feldmarschall. Er hatte Betrügereien in der Höhe von 80 000 fl. verübt und da er Gefahr lief, deswegen zur Verantwortung gezogen zu werden, war er aus österreichischen Diensten ausgetreten. Mit den Verhältnissen in Österreich wohl vertraut, machte sich nun Schmettau erbötig, Wien innerhalb von vierzehn Tagen zu erobern. Demgemäß brach Karl Albrecht am 5. Oktober von Linz auf und schlug den Weg nach Wien ein. Unterwegs, in Ybbs angelangt, ließ Karl Albrecht am 11. Oktober den Plan fallen und er marschierte nach Prag, wo er am 23. November eintraf. Die ungenügend bewehrte Stadt fiel in der Nacht vom 24. auf 25. November durch einen Handstreich in die Hände des Kurfürsten. Am 7. Dezember rief man ihn zum König von Böhmen aus. Auch hier hatten sich Gesinnungsleute zusammengetan, dem neuen Herrn den Weg zu ebnen. Auf diese Männer gestützt, führte der neue Herr ein System ein, das im wesentlichen darauf hinauslief, möglichst viel Geld zu erpressen. Belleisle verstand dieses Metier ganz ausgezeichnet. Der bevorstehenden Kaiserwahl wegen reiste Karl Albrecht am 29. Dezember 1741 von Prag ab, Belleisle als Statthalter zurücklassend. In Mannheim eingetroffen, verheiratete Karl Albrecht daselbst am 17. Januar 1742 zwei Nichten und wartete das Resultat der Kaiserwahl ab, die am 27. Januar zu seinen Gunsten ausfiel. Am 12. Februar wurde er in Frankfurt gekrönt. Seine Freude währte aber nicht lange, denn am 27. Februar zogen die Panduren Trenck's in München ein.

Im Zusammenhange mit der Eroberung von Prag vollführte auch der König von Preußen eine Aktion. Sein Vorgehen verletzte Maria Theresia um so tiefer, als sie seit dem 9. Oktober 1741, durch die Konvention von Klein-Schnellendorf sich der Überzeugung hingeben durfte, nicht mehr belästigt zu werden, da sie ja den Wunsch des Königs, ihm Schlesien zu lassen, erfüllt hatte. Allein Friedrich II. strebte höher hinaus. Er schloß mit Karl Albrecht am 4. November einen Vertrag; für 400 000 fl. kaufte er sich jenen Teil von Nordböhmen, der von der Elbe umflossen wird. Ungescheut sprach Friedrich II. folgende Worte aus: „Wenn durch Ehrlichkeit etwas zu gewinnen ist, so wollen wir ehrlich sein; ist es hingegen notwendig zu täuschen, so wollen wir dem nicht ausweichen". Da er in Schlesien keine österreichischen Truppen vor sich hatte, beorderte er den Feldmarschall Schwerin zu einem Einfall nach Mähren. Ohne auf Widerstand zu stoßen, eroberte Schwerin am 26. Dezember 1741 Olmütz. Durch die Truppen des Kurfürsten von Sachsen verstärkt, schlug Friedrich II. sein Hauptquartier in Seelowitz auf, Streifdetachements drangen einerseits bis Göding, andererseits bis Stockerau und Korneuburg.

Im Vergleich zur Weihnachtszeit des Jahres 1740, wo bloß Schlesien in Feindeshand war, gestaltete sich die Weihnachtszeit des Jahres 1741 erschreckend düster und verzweifelt. Jetzt war außer Schlesien auch Böhmen und Mähren vom Gegner besetzt, und statt eines Gegners hatte Maria Theresia deren gleich vier vor sich: Preußen, Sachsen, Bayern und Franzosen. Mit blutendem Herzen hörte sie die Berichte über die verübten Plünderungen, das unverschuldete Unglück ihrer Untertanen beugte sie tief. Dabei das niederschmetternde Gefühl, nicht helfen zu können, weil sie als Frau nicht in der Lage war, das Kriegführen persönlich auszuüben. Die Hoffnung, daß ihr Gatte entsprechend einzugreifen verstünde, hatte sie sehr bald aufgeben müssen, ihr Gatte besaß nicht das Zeug zum Feldherrn. Sie hatte ihn im Oktober 1741 ins Lager nach Znaim geschickt, den Bayern den Weg nach Prag zu verlegen. Als er am 17. November den Bestimmungsort erreichte, waren die Bayern längst entwischt. Maria Theresia setzte nun ihr Hoffen auf den Bruder ihres Gatten, Herzog Karl von Lothringen und erteilte ihm die unbeschränkte Vollmacht, nach Gutdünken das zu tun, was den jeweiligen Verhältnissen am besten entsprach. Allein Herzog Karl besaß nicht die Eigenschaften, die ihn befähigt hätten, eine großzügige Operation einzuleiten und mit Erfolg durchzuführen. Untätig verbrachte er den Winter 1741 auf 1742 zu Neuhaus in Böhmen. Am 26. März 1742 erhielt er den Befehl, nach Mähren zu marschieren, und das Land von den Sachsen und Preußen zu säubern. Über Znaim vorrückend, wurde ihm die Genugtuung, daß die Preußen am 25. April Olmütz räumten. Das Bewußtsein der Unzulänglichkeit bestimmte ihn, für seine Person nach Wien zu fahren, um sich einen tüchtigen Berater zu holen. Maria Theresia gab ihm zwei Männer mit, die Feldmarschälle Graf Königsegg und Fürst Lobkowitz. Am 10. Mai traf Herzog Karl mit diesen beiden Beratern im Zisterzienserkloster Saar ein, gelegen an der Grenze zwischen Mähren und Böhmen. Da Friedrich II. seit April in der Gegend von Chrudim kantonierte, entschloß sich Herzog Karl zu einem Marsche in westlicher Richtung gegen Prag. Naturgemäß mußte er auf dieser Strecke auf die Preußen stoßen. Eine Woche später, stießen die Gegner aufeinander, es kam am 17. Mai zur Schlacht bei Chotusitz oder Caslau. Die Gegner waren gleich stark. Herzog Karl verfügte über 30 000 Mann mit 38 Geschützen, der König von Preußen über 28 000 Mann mit 80 Geschützen. Die Schlacht währte vier Stunden, von 8—12 Uhr Mittag, führte aber taktisch keine Entscheidung herbei, weil Herzog Karl das Gefecht vorzeitig abbrach. Moralisch dagegen trug der Kampf insofern seine guten Früchte, als sich der König von Preußen entschloß, die Feindseligkeiten einzustellen. Am 11. Juni kam zu Breslau ein Vertrag zustande, der dem König von Preußen den Besitz von Schlesien zusicherte. Einige Wochen später, am 23. Juli schloß auch Sachsen einen Frieden mit Maria Theresia.

Nun hatte man österreichischerseits freie Hand, mit den Franzosen in Prag abzurechnen. Noch im Juli wurde Prag zerniert. Der erborgte Glanz der bayrischen Anhänger erblaßte sehr rasch, als sich zeigte, daß Belleisle nicht imstande war, sich auf die Dauer zu behaupten. Marschall Maillebois, der mit einem Entsatzheere ihn entlasten sollte, vermochte nichts auszurichten und so trat denn die Katastrophe ein. In der Nacht vom 16. auf 17. Dezember 1742 stahl sich Belleisle aus Prag fort. Seine Kolonne zählte 600 Tragtiere, 300 Fuhrwerke, 3000 Reiter und etwa 11 000 Mann Infanterie. Bei entsetzlicher Kälte vollführte Belleisle seine Märsche nur bei Nacht, weil er bei Tag besorgen mußte, von den Österreichern gefangen zu werden. Trotzdem verlor er auf der Strecke nach Eger sehr viele Leute. So war Prag wieder vom Feinde frei.

Maria Theresia säumte nicht, sich den Pragern zu zeigen. Begleitet von ihrem Gemahl brach sie am 25. April 1743 von Wien auf und erreichte am selben Tage Znaim. Am 26. übernachtete sie in Pfauendorf, am 27. in Brandeis, am 29. April traf sie in Prag ein. In den Vorstädten mahnten zerschossene Häuser,



Maria Theresias Sänfte (Kaiserlicher Marstall, Wien).

rauchgeschwärzte Mauern an die Zeit der Belagerung. Beim Anblick dieses Bildes verlor Maria Theresia ihre gute Laune, überhaupt tat es ihr wehe, daß sich böhmische Aristokraten dazu hergegeben hatten, dem Kurfürsten Gefolgschaft zu leisten. Am 11. Mai nahm sie die Huldigung der Stände entgegen. Als sich bei dieser Gelegenheit alle möglichen Leute an sie herandrängten, geleitet von der Sehnsucht ihr die Hände zu küssen, da fühlte sie ihren Groll schwinden. Während der Krönungszeremonie am 12. Mai war sie wieder, wie immer, voll Güte und Wohlwollen. Wo und wie sie nur konnte, zeichnete sie alle jene Personen aus, die ihr während des vergangenen Jahrs treu geblieben waren. Die Abtrünnigen strafte sie mit Verachtung. Von Güterkonfiskationen, Hinrichtungen und ähnlichen Dingen, die bei Hochverrats-Delikten gewöhnlich angewendet werden, sah sie in ihrer angeborenen Großmut vollständig ab. Nur einige notorische Rädelsführer ließ sie durch Kerkerhaft unschädlich machen. Nach einem Aufenthalte von sechs Wochen trat Maria Theresia am 16. Juni die Rückreise an. Sie wählte jetzt die Route über Linz, um sich auch hier als Landesmutter zu zeigen. Charakteristisch ist, daß sie am 19. Juni den Linzern sagen ließ, sie erwarte mit derselben Begeisterung empfangen zu werden, wie dies im Vorjahre bei Karl Albrecht der Fall war. Am 25. Juni nahm sie die Huldigung entgegen. Hierauf unternahm sie einen Ausflug nach Gmunden, bestieg am 3. Juli ein Schiff und fuhr auf der Donau hinab nach Wien.

In gehobener Stimmung trat Maria Theresia die Donaufahrt an, noch in Linz hatte man ihr die Nachricht von dem Siege bei Dettingen (27. Juni) überbracht. Welche Genugtuung lag in dem Worte Dettingen! Maria Theresias Freude zu erhöhen, stand an beiden Ufern der Donau massenweise herbeigeströmtes Landvolk. Alle Orte an der Donau waren beflaggt, mit den Salutschüssen vereinten sich die enthusiastischen Hochrufe der Bevölkerung. Die Donaufahrt war ein Triumphzug, verschönt durch den Zauber einer Landschaft, die mit Recht zu den touristischen Sehenswürdigkeiten zählt. In ihrer leutseligen Art dankte Maria Theresia mit Hand und Mund. In Nußdorf das Schiff verlassend, fuhr sie zu Wagen in die Burg. An einem Fenster stand ihr Liebling, der zweijährige Josef und schwang zur Begrüßung eine kleine Fahne. Neben ihm winkten zwei Schwestern. Ein reizendes Bild, diese kleine Jugend laut jauchzend, bewacht von der Großmama. Schöner konnte der 3. Juli 1743 nicht abschließen.

Mit der Herrlichkeit des Kaisers Karl VII. ging es reißend bergab. Eben der Umstand, daß er sich durch Frankreich hatte emporheben lassen, zog ihm die Engländer als Gegner zu. Schon zu Beginn des Jahres 1743 war die sogenannte pragmatische Armee, aus Engländern und Österreichern bestehend, von Belgien nach Frankfurt und Mainz marschiert. Die Schlacht bei Dettingen am 27. Juni verrückte die Sachlage derart, daß die bayrisch-französische Allianz dem Bruche entgegenging. Hüben wie drüben waren Diplomaten eifrig an der Arbeit, den Sieg jedoch trug der englische Gesandte Lord Hyndford davon, indem er zu Worms am 23. September für England, Holland und Sardinien vertragsmäßig die Erklärung abgab, daß Maria Theresia alle Länder behalten sollte, die ihr vermöge der pragmatischen Sanktion gebührten. Da Bayern ohnehin von den Österreichern erobert war, hielt sich Maria Theresia für berechtigt, dieses Land als Tauschobjekt für das abgetretene Schlesien zu beanspruchen. Um jedoch Bayern behalten zu können, mußten vorher die Franzosen aus Süddeutschland hinausgedrängt sein.

Mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden klammerte sich Karl VII. an jeden Strohhalm. Bedeutsam war es, daß Maria Theresia am 7. Januar 1744 ihre Schwester Marie Anna mit dem Herzog Karl von Lothringen vermählte, ihm aber auch nahe legte, die Gunst der Umstände auszunützen und eine Diversion nach

Lothringen zu machen. Am 29. Mai stand Herzog Karl in Heilbronn, führte sein Heer über den Rhein und betrat am 6. Juli das Elsaß. Daß ihm die Eroberung von Elsaß-Lothringen gelungen wäre, steht kaum zu bezweifeln. Diese Tat, wurde jedoch durch den König von Preußen verhindert. Nach bewährter Methode ergriff der König die Offensive im geeigneten Augenblick. Um nicht allein den Kampf führen zu müssen, veranstaltete Friedrich II. eine gemeinsame Aktion gegen Österreich. In Anlehnung mit Frankreich und Bayern rechnete er auf Mithilfe durch Kassel, Karl Theodor von der Pfalz, Schweden, Rußland und die Türkei. Selbst in Ungarn trieben sich preußische Agenten herum, um die vorhandenen Keime der Opposition zu verwerten.

Durch preußische Deserteure erfuhr man in Wien, daß Friedrich II. sich rüste zu einem Einfalle nach Böhmen. Man hielt die Nachricht für unwahr, denn nach österreichischen Begriffen lag für den König nicht der mindeste Grund vor, aggressiv aufzutreten. Am 8. August 1744 ließ er in Wien eine Art Ultimatum überreichen und in einem Manifest, das er in Berlin verlautbarte, betonte er mit dem größten Nachdrucke, „er greife zu den Waffen, um dem deutschen Reiche seine Freiheit, dem Kaiser seine Würde und sein Land, Europa den Frieden zu erkämpfen." Auf Maria Theresia wirkte das Ultimatum beängstigend, weil der Drohung die Tat sofort nachfolgte. Einem momentanen Impulse folgend, begab sie sich am 18. August nach Preßburg, wo eben eine Komitatsberatung abgehalten wurde. Das Erscheinen der hehren Frau wirkte auf die Versammlung genau so wie vor drei Jahren. Die Ungarn brachen in Jubelrufe aus und in der ersten Begeisterung versprachen sie, daß das ganze Land sich erheben werde, als sicher stellten sie aber doch nur 30000 Mann in Aussicht. An den alten Graf Pálffy, der eine hinreißende Rede gehalten hatte, richtete Maria Theresia dankerfüllt folgende Worte: „Mein Vater Pálffy! Ich schicke Ihnen ein Pferd, welches zu reiten der Treueste meiner Untertanen würdig ist. Empfange Er den Säbel, mit dem Er mich wider meine Feinde verteidigen wird. Und nehme Er zugleich den Ring als Pfand meiner Wohlgewogenheit an." Als dann die rauhe Wirklichkeit eintrat, stellte das Preßburger Komitat 900 Mann auf.

Am 14. August überschritten 80000 Preußen die böhmische Grenze. In Böhmen selbst verbreiteten sie ein Manifest, daß sie das Land für den rechtmäßigen Herrn, für Karl Albrecht in Besitz nähmen. Der Empfang, den die Preußen fanden, war denn auch sehr kühl. Am 31. August traf Feldmarschall Schwerin vor Prag ein, Friedrich II. kam am 2. September. Die für eine Belagerung nicht vorbereitete Stadt ergab sich am 16. September, der Kommandant kapitulierte, ohne seine Widerstandskraft erschöpft zu haben. Von Prag aus betrieb Friedrich II. die Eroberung einiger wichtiger Plätze wie Tabor, Budweis und Frauenberg. Wo sich Preußen blicken ließen, floh das Landvolk unter Mitnahme von Vieh und Getreide in die Wälder.

Die Folge dieses Einfalles war, daß Herzog Karl am 20. August das Elsaß verlassen mußte. Die weite Strecke nach Böhmen erforderte viele Märsche, Anfang Oktober erreichte die Kolonne Budweis Friedrich II. rückte den Österreichern entgegen und versuchte am 25. Oktober eine Schlacht zu schlagen. Da seine Herausforderung nicht angenommen wurde, trat er den Rückzug an. Er traf am 5. November in Kuttenberg ein, passierte dann Königgrätz und überwinterte in Schlesien. Die Kampagne war für ihn ganz erfolglos verlaufen. Wie er später gestand, hatte er den Feldzug gegen seine eigene Ansicht auf das Drängen Frankreichs übernommen. Aus seinem Vorgehen geht hervor, daß er darauf gerechnet hatte, das von der Elbe umflossene Stück Nordböhmen durch Überrumpelung

Maria Theresias Schlitten (Kaiserlicher Marstall, Wien).

in Besitz zu nehmen. Diesem Traume machte der ihm folgende Herzog Karl rasch ein Ende, er besetzte den Landstrich bei Königgrätz und schickte die eben anlangenden ungarischen Aufgebotstruppen in die Gegend von Glatz. Haufenweise trafen preußische Deserteure bei den österreichischen Vorposten ein, die Überläufer zählten nach Tausenden. Maria Theresia glaubte jetzt den Augenblick für gekommen, Schlesien unter ihr Szepter zurückzubringen. Sie forderte durch eine Proklamation die Schlesier auf, sich zu erheben und die preußische Herrschaft abzuschütteln. Der Proklamation den nötigen Nachdruck zu verschaffen, sollten nun ungarische Landstürmler, welche bei Oderberg gesammelt wurden, einen kräftigen Vorstoß machen. Die Generale Graf Franz Esterházy, Festetics, Splényi, Károlyi, Andrássy wirkten zwar in diesem Sinne auf die Leute ein, aber scharenweise nahmen die Leute Reißaus. Den besten Rekord in dieser Beziehung hatte das Preßburger Komitat aufzuweisen, der Führer des Kontingents Oberst Graf Rudolf Pálffy mußte nach Preßburg reisen, um zu versuchen, die Ausreißer zu sammeln und nochmals vor den Feind zu führen.

Kaiser Franz I., Stephan (von Lothringen).

Unter solchen Verhältnissen war eine Einwirkung auf Schlesien nicht denkbar. Das preußische Heer, das im Dezember 1744 bis hinter die Neisse zurückgegangen war, sammelte sich von neuem und rückte am 9. Januar 1745 über den Fluß. Drei Tage später tauchten die Preußen im Weichbild von Neustadt a. d. Mettau auf, wo Herzog Karl sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Der Herzog zog sich in östlicher Richtung über Jägerndorf und Troppau, nach Mähren zurück. Sein geringer Trieb für größere Taten wurzelte in diesen Tagen in einem Ereignis privater Natur, am 17. Dezember 1744 war seine Gemahlin gestorben.

Zu Beginn des Jahres 1744 trat ein Ereignis ein, das in politischer Beziehung von großer Bedeutung war, es starb nämlich am 20. Januar der fantastisch ehrgeizige Karl VII. Sein Tod befreite Maria Theresia von einer Last drückender Sorgen, da er derjenige gewesen, der sich für das Zertrümmern Österreichs die allergrößte Mühe gegeben hatte Von seinen hochfliegenden Plänen war mit Ausnahme der Kaiserwahl keiner in Erfüllung gegangen. Die deutsche Kaiserkrone ihrem Gemahl zu verschaffen, ließ es Maria Theresia an Eifer nicht fehlen, durch Wochen und Monate war sie in dieser Richtung tätig. Bevor es aber zur üblichen

Wahl kam, mußte gegen Preußen ein entscheidender Schlag geführt werden. Im April 1745 begab sich Herzog Karl, der den Winter in Wien verbracht hatte, zur Armee nach Königgrätz, betrat am 27. Mai Schlesien und vereinigte sich am 29. in Landshut mit den Sachsen. Am 3. Juni trat man in den Kontakt mit dem Gegner. Die Verbündeten zählten 77 000 Mann mit etwa 122 Geschützen, der König von Preußen war stärker, er verfügte über 90 000 Mann mit 140 Geschützen. Auffallend war das Verhältnis zwischen Infanterie und Kavallerie. Die Verbündeten besaßen 12 000 Reiter, der König von Preußen 28 000 Reiter. Trotz der Übermacht griff Friedrich II. zu einer List, er schickte zu den Verbündeten einen Spion mit dem Auftrage, die Nachricht zu verbreiten, daß die Preußen gewillt seien, nach Breslau zurückzugehen. Darauf beschloßen die Verbündeten, am 4. Juni die Schlacht bei Hohenfriedberg (in der Nähe von Liegnitz) zu schlagen. Die Schlacht währte fünf Stunden, von 4 bis 9 Uhr Vormittag. Herzog Karl büßte seine Leichtgläubigkeit mit schweren Verlusten. Er verlor 10 200 Mann tot und verwundet, 56 Fahnen, 18 Geschütze, die Sachsen verloren 5000 Mann tot und verwundet, 5 Fahnen, 27 Kanonen. Es belief sich somit der Gesamtverlust auf 15 200 Mann, während der König von Preußen nur 4700 Mann einbüßte. Es war dies der glänzendste Sieg, den der König bisher errungen hatte. Dessenungeachtet wagte er nicht, in Böhmen einzubrechen, und so blieb er vier Monate untätig stehen.

Während dieser Zeit ging die Kaiserwahl vor sich. Herzog Franz erschien am 7. Juli in Frankfurt a. M. In der Umgebung stand ein österreichisches Heer, wirksam die Franzosen bekämpfend. Am 15. September war Wahltag, selbstverständlich ließ Friedrich II. in seiner Eigenschaft als Kurfürst von Brandenburg seine Stimme nicht für Herzog Franz abgeben. Der Protest verhallte wirkungslos, sieben Kurfürsten waren für Herzog Franz. Den Anhängern Österreichs genügte aber dessen Wahl nicht, sie wollten auch die herrliche Frau sehen, deren Tatkraft und Rührigkeit die ganze Welt in Erstaunen setzte. So tief wurzelte der Wunsch, daß Maria Theresia sich entschließen mußte, nach Frankfurt zu kommen. Sie verließ Wien am 15. September, übernachtete am 16. in Linz und reiste über Passau, Regensburg, Nürnberg, Würzburg nach Aschaffenburg, wo sie von ihrem Gemahl erwartet wurde. Am 24. traf sie mit ihm in Schloß Philippsruh ein. Von hier fuhr sie allein nach Frankfurt und sah am 25. von einem Fenster des Gasthofes „zum römischen Kaiser" den feierlichen Einzug ihres Gemahls an. Das Ungekünstelte, urwüchsig Frische in ihrem Wesen eroberte ihr im Sturme alle Herzen. Zufällig erfuhr Maria Theresia, daß die in Blankenburg wohnende Prinzeß Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel in einem bescheidenen Quartier abgestiegen war. Die bejahrte, gebrechliche Dame war nach Frankfurt gekommen aus begreiflicher Neugierde; der Mann nämlich, den man zum Kaiser gewählt hatte, war der Gemahl ihrer Enkelin. Maria Theresia erschien am 26. in der Wohnung der Prinzessin von Braunschweig zu so früher Morgenstunde, daß sie die Kammerfrau noch schlafend im Bette antraf. „Bleib' sie liegen, mein Kind, sagte Maria Theresia gemütlich, ich will mich neben sie setzen, bis es Tag wird bei meiner Frau Großmutter!" Über eine Stunde lang plauderte sie mit der Kammerfrau. Plötzlich hörte man klingeln. Der Kammerfrau den Vortritt nehmend, öffnete sie die Türe und fiel der Großmutter um den Hals. Tags darauf, am 27. September, als sie in Heidelberg die österreichischen Truppen besichtigte, war sie die majestätische Herrscherin. Am 29. kehrte sie mit ihrem Gemahl nach Frankfurt zurück und erwartete die Krönung, die am 4. Oktober vor sich ging. Vom Fenster ihrer Wohnung winkte sie eifrig mit dem Tuche, laut rief sie ihrem Gemahl ein fröhliches Vivat zu. Am 16. Oktober trat sie die Rückreise an. Über Heidelberg in Ulm eintreffend, bestieg sie hier ein Schiff und erreichte Wien am 27. Oktober 1745.

Die Freude der Frankfurter Tage ungetrübt zu genießen, war ihr aber nicht beschieden. Zur selben Zeit, wo sie am Ziele ihrer Wünsche zu stehen glaubte, lieferte der König von Preußen die Schlacht bei Soor am 30. September. Er war nach Böhmen eingebrochen, um sich zu rächen, daß sein Protest gegen die Kaiserwahl wirkungslos geblieben. Herzog Karl, der ihm gegenüberstand, verfügte über 32 000 Mann mit 98 Geschützen. Friedrich II. war schwächer, er besaß 22 000 Mann mit 50 Geschützen. Die Schlacht währte vier Stunden, von 4 bis 8 Uhr früh. Obwohl Sieger, trat Friedrich II. fünf Tage später den Rückzug nach Schlesien an.

Lord Robinson, der englische Gesandte in Wien, drang nun in Maria Theresia, mit Preußen so bald als möglich Frieden zu schließen. Da England seit 1741 an Subsidien 1,870 755 Pfund Sterling erlegt hatte, war es unvermeidlich, daß Maria Theresia, so schwer es ihr auch fiel, den Gründen Robinsons beipflichtete. Durch den Sieg bei Kesselsdorf, den der König von Preußen am 15. Dezember über die Sachsen erfocht, entging Maria Theresia die letzte Möglichkeit, Schlesien zu erlangen. Sie erklärte sich daher einverstanden mit einem Friedensschlusse und so kam am 25. Dezember 1745 zu Dresden jener Vertrag zustande, der den König von Preußen im Besitz Schlesiens beließ.

Nun hatte aber Maria Thereſia noch an zwei andern Stellen den Kampf auszufechten, den ihr die Gegner aufgedrungen hatten. Belgien mußte Maria Thereſia verteidigen gegen die Franzoſen, die Lombardei mußte ſie verteidigen gegen die Spanier. Den Verlauf der kriegeriſchen Begebenheiten auf dieſen beiden Schauplätzen wollen wir übergehen, nur ſoviel ſei bemerkt, daß es Maria Thereſia gelang, auch hier die Ehre Öſterreichs unverſehrt zu erhalten. Im Frieden zu Aachen, der am 23. Oktober 1778 geſchloſſen wurde, trat Maria Thereſia die Herzogtümer Parma, Piazenza und Guaſtalla an Spanien ab, an Sardinien den Landſtrich weſtlich des Ticino. Was bedeuteten aber dieſe Opfer im Vergleich zu dem Vorhaben der Gegner, die zu Beginn des Kriegs den öſterreichiſchen Staat bereits unter ſich geteilt hatten!

Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg hatte lange genug gedauert, um die beſtehende Staatsverwaltung ſowohl in ihren Vorzügen als auch in ihren Fehlern erkennen zu laſſen. Alle Länder der Monarchie hatten ehrlich Farbe bekennen müſſen, alle Schichten der Bevölkerung waren in die Lage gekommen, ihren ſpezifiſchen Wert für das Staatsganze zu erweiſen Hieraus die logiſchen Schlußfolgerungen zu ziehen, war Maria Thereſia wie kaum jemand geeignet. Mit einem ſcharfen und durchdringenden Verſtande verband ſie klares Urteil und ein treues Gedächtnis. Kraft und Luſt zur Arbeit hielten bei ihr das Gleichgewicht. Strenges Rechtsgefühl, eiſerne Pflichttreue, zeichneten ſie aus. Oft betete ſie, der liebe Gott möge ſie erleuchten, in ihren Entſcheidungen das Richtige zu treffen. Sie faßte ihre Entſchlüſſe raſch, in verwickelten Dingen fand ihr Inſtinkt ſtets das Wichtige heraus.

Obſchon ſie ſich ihrer Stellung bewußt war, blieb ſie ſachlichen Erwägungen nicht unzugänglich. So äußerte ſie ſich über einen ihrer Berater, Graf Tarouca wie folgt: „Er hat mich die Perſonen und Sachen recht kennen gelernt, ... um mir meine Fehler zu zeigen, und ſie mich erkennen zu machen. Das iſt aber höchſt notwendig für einen Regenten, indem wenige, ja keiner ſich findet, der es tut, weil gewöhnlich es alle aus Furcht oder Eigennutz unterlaſſen.“ Bei ſolcher Geſinnung war es nicht zu verwundern, daß Maria Thereſia für Schmeicheleien kein Entgegenkommen zeigte. Mündlich vorgebrachte Überſchwenglichkeiten glitten an ihr ſpurlos ab, für ſchriftliche Verhimmelung war ſie überhaupt nicht zu haben. Aus dieſem Grunde lehnte ſie jede ihr zugedachte Bücherwidmung ab „wegen — um ihre eigenen Worte zu gebrauchen der Suite der Regalen, und den ſo faden Lobſprüchen.“ Anderſeits ließ ſie ſich von keinem Menſchen zu nahe treten, ihre ſonſt ſo wohlwollend blickenden Augen konnten auch zermalmen. Als der bedeutendſte Würdenträger des Reiches, der Oberſtburggraf von Böhmen, Graf Friedrich Harrach, gelegentlich einer Audienz ſeine Beſchwerden über die neuen Steuerpläne der Kaiſerin vorbrachte und ſich unziemliche Ausdrücke erlaubte, fertigte ihn Maria Thereſia eiſig kalt ab: „Er vergißt offenbar, daß ich Seine Landesfürſtin bin, an die Er die Worte richtet!“ ſagte ſie mit erhobener Stimme. Ein Nicken des Kopfes und der ſtolze Feudalherr war entlaſſen.

In der Zeit von 1748 bis 1753 brach Maria Thereſia mit dem Syſtem ihrer Vorfahren, ſie gab dem Staatsweſen neue Grundlagen. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß die jeweiligen Miniſter nur in höchſt ſeltenen Fällen für das Reichsganze wirkten, in der Regel ſorgten die Miniſter nur für jenes Kronland, aus dem ſie ſtammten. Das wurde nun anders. Maria Thereſia brachte den Staatsgedanken bei jeder Gelegenheit zum Ausdruck. So wie ſie als Mutter alle ihre Kinder gleich lieb hatte, ſo ſtanden ihr auch alle Kronländer gleich nahe. Das Gefühl der Zuſammengehörigkeit, der Sinn für Eintracht und Verträglichkeit, der Begriff ſolidariſchen Vorgehens fand an ihr einen unermüdlichen Anwalt. Originell, wie ſie in allen Dingen war, ergriff ſie gleich das allerprobateſte Mittel, ſie ſtiftete Heiraten. Ein böhmiſcher Graf, der etwa bei Karlsbad begütert war, bekam eine ungariſche Komteſſe, deren Mitgift in einer etwa bei Mehadia gelegenen Domäne beſtand. Umgekehrt, ein ungariſcher Graf bekam eine böhmiſche Komteſſe. Ein ſolches Ehepaar intereſſierte ſich begreiflicherweiſe ſowohl für den Beſitz in Böhmen wie auch in Ungarn. Manche dieſer Ehen iſt zwar nicht glücklich ausgefallen, aber in der überwiegenden Mehrheit war der geſtiftete Nutzen groß. Maria Thereſia wußte eben nicht nur alle Männer, ſondern auch alle Frauen im Sinne des Staatsgedankens zu verwerten. Daraus erklärt ſich auch, warum das Zeitalter Maria Thereſias ſo reich war an bedeutenden Perſönlichkeiten.

Zwei Dinge waren es zunächſt, die durch Maria Thereſia eine gründliche Umwandlung erfuhren: Das Finanzweſen und die Armee. Maria Thereſia hatte den Staat in troſtloſer Finanzlage übernommen. Der Ertrag der Krongüter belief ſich auf 80,000, die Staatseinnahmen auf 20 Millionen Gulden, wovon 9 Millionen durch direkte Steuern einliefen. Es ſpricht einerſeits für Kühnheit, anderſeits für Weisheit, daß

Maria Theresia sich entschloß, die Steuerfreiheit des Adels und des Klerus aufzuheben. In Ungarn erreichte sie das Ziel nicht, in Österreich gelang das Vorhaben. Der dadurch erzielte Betrag war hoch, 8 Millionen Gulden. Ungeachtet aller Hemmnisse, die ihr in Österreich entgegengestellt wurden, beharrte Maria Theresia fest auf ihrem Willen und so wurde 1747 folgender Schlüssel aufgestellt. Es hatten zu entrichten Millionen Gulden:

Böhmen	5·270	Übertrag	12·822
Niederösterreich	2·008	Kroatien	0·100
Mähren	1·856	Tirol	0·100
Steiermark	1·182	Görz und Gradiska	0·041
Oberösterreich	0·906	Militärgrenze	0·030
Kärnten	0·637	Summa	13·093
Krain	0·363	Ungarn	2·477
Banat Temesvar	0·355	Siebenbürgen	0·721
Schlesien	0·245	Summa	3·198
Fürtrag	12·822	Zusammen	17,291·000·

Diese direkten Steuern hereinzubringen war Sache des Finanzministers Graf Friedrich Wilhelm Haugwitz, eines Mannes, der 1740 nach Österreich gegangen war, weil er unter dem preußischen Regime nicht leben wollte. Die indirekten Steuern brachte der Handelsminister Graf Rudolf Chotek durch kluge Maßnahmen von 11 auf 24 Millionen Gulden. Chotek beförderte den Bau von Fabriken für Tuch, Leinen, Samt, er sorgte aber auch für leichteren Absatz durch den Bau von guten Straßen. Die Wiener Porzellanfabrik, die später zu kontinentaler Berühmtheit gelangte, entstand in diesen Tagen.

Dem Heerwesen widmete Maria Theresia ihre besondere Fürsorge. Das Beispiel ihres Rivalen, des Königs von Preußen, hatte drastisch genug gezeigt, daß Machtfragen eben nur durch eine gute Armee entschieden werden. Die Gepflogenheit, Offiziere und Mannschaft Monate lang ohne Sold zu lassen, stellte Maria Theresia 1748 ein für alle Mal ab. Der Friedensstand der Armee wurde mit 108 000 Mann (Lombardei und Belgien nicht inbegriffen) fixiert und hiezu 14 Millionen Gulden jährlich bestimmt. Ausbildung und Bewaffnung wurden verbessert, es kamen die Truppenlager auf. Bedeutsam war es, daß Maria Theresia mit dem Dekret vom 25. Februar 1751 den Offizieren erlaubte, in Uniform bei Hof zu erscheinen. Nicht mehr das Vorrecht adeliger Geburt machte hoffähig, der Soldatenrock erfreute sich derselben Begünstigung. Eine vortreffliche Reiterin, zeigte sich Maria Theresia gerne zu Pferde. An einem Wachposten ging sie selten vorüber, ohne ihm einige Dukaten zuzuwerfen. Bedacht auf die Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses stiftete Maria Theresia im Jahre 1752 die Militär-Akademie in Wiener Neustadt, das Theresianum in Wien (Favoritenstraße); 1754 folgte die Gründung der technischen Militär-Akademie und der orientalischen Akademie, beide zu Wien. Das Jahr darauf wurde der Bau einer neuen Universität in Angriff genommen und welchen Wert Maria Theresia dem Institute beimaß, geht aus ihren eigenen Worten hervor. Befragt, ob sie der Eröffnungsfeier beiwohnen wolle, erwiderte sie: „Wir gedenken selber wie in einem öffentlichen Kirchendienst dabei zu sein." Tatsächlich erschien sie zur Eröffnungsfeier am 5. April 1756, begleitet von ihrem Gemahl und ihren erwachsenen Kindern.

In ihrem innersten Wesen fühlte Maria Theresia deutsch, besser gesagt, sie fühlte sich als Wienerin. Bei festlichen Anlässen entfaltete sie Pracht und Glanz, im Privatleben dagegen war sie einfach, ungezwungen, natürlich. Zu Beginn des Erbfolgekrieges standen ihr die Massen gleichgültig gegenüber, nach dem Kriege war sie der Abgott der Bevölkerung, sie hatte sich auch im Innern ihre Stellung erkämpft. Der englische Gesandte Sir Williams fällte 1753 über Maria Theresia folgendes Urteil: „Sie ist eine Persönlichkeit, ganz dafür geschaffen eine Krone zu tragen, ihr Gemüt aber verleiht derselben erst den rechten Glanz. Ihr Betragen ist voll Verstand, voll Geist und Anmut, jede ihre Bewegungen aber voll Grazie und Würde." Drei Jahre später ergänzte der preußische Gesandte Karl von Fürst das Lob: „Sie ist eine der schönsten Fürstinnen Europas. Allen ihren Nachtwachen und Wochenbetten zum Trotz hat sie sich sehr gut erhalten. Ihr Benehmen ist so, daß jeder Schüchterne Vertrauen gewinnt. Keine stolze hochfahrende Majestät. Man kann ihr sein Herz ausschütten, man kann ihr alles sagen, sie hört geduldig zu." Im Gegensatz zu ihrem Vater, der für Laxenburg eine besondere Vorliebe hegte, bevorzugte Maria Theresia das Schloß Schönbrunn. Sie ließ 1749 das vordem unansehnliche Gebäude umgestalten und vergrößern. Der Eintritt in den Park war jeder-

mann geſtattet. Des Sonntags pilgerten die Wiener ſcharenweiſe hinaus, um die Kaiſerin zu ſehen, die ſo leutſelig ſich gab.

In der Zeit von 1737 bis 1754 ſchenkte Maria Thereſia 16 Kindern das Leben, darunter befanden ſich 6 Söhne. An der Hand der nachſtehenden Überſicht ſei die kaiſerliche Familie einer kurzen Betrachtung unterzogen. Die Todesfälle vorangeſtellt, kommen in Betracht: 1740 Erzherzogin Eliſabeth (vgl. Nr. 1), 1741 Erzherzogin Karoline (vgl. Nr. 3), 1744 Erzherzogin Marie Anna, Schweſter der Kaiſerin (vgl. Tafel I, Nr. 12), 1748 Erzherzogin Karoline (vgl. Nr. 10), 1761 Erzherzog Karl (vgl. Nr. 7), 1762 Erzherzogin Johanna (vgl. Nr. 11), 1763 Erzherzogin Chriſtine (vgl. Nr. 18), 1765 Kaiſer Franz I., Gemahl der Kaiſerin, 1767 Erzherzogin Joſefa (vgl. Nr. 12), 1770 Erzherzogin Marie Thereſe (vgl. Nr. 17). — In den Heiraten ergibt ſich chronologiſch geordnet folgende Reihe: 1760 der ſpätere Kaiſer Joſef II. (vgl. Nr. 4); 1765 der Großherzog von Toskana, ſpäter Kaiſer Leopold II. (vgl. Nr. 9) und Kaiſer Joſef II. zum zweiten Male; 1766 Erzherzogin Marie (Chriſtine) (vgl. Nr. 5); 1768 Erzherzogin Karoline (vgl. Nr. 13) verheiratet nach Neapel; 1769 Erzherzogin Amalie (vgl. Nr. 8) verheiratet nach Parma; 1770 Erzherzogin Marie Antoinette (vgl. Nr. 15) verheiratet nach Paris; 1771 Erzherzog Ferdinand (vgl. Nr. 14). Die Ehen des Kaiſers Joſef II. verfehlten inſofern ihren Zweck, als aus ihnen kein lebensfähiger Thronerbe hervorging. Die Aufgabe, den Fortbeſtand der Dynaſtie aufrechtzuerhalten, fiel daher der Ehe des Kaiſers Leopold II. zu. Auch dieſem Bunde entſproſſen 16 Kinder (vgl. Nr. 19 bis 34), darunter 12 Söhne. Als Maria Thereſia die Nachricht erhielt, es ſei in Florenz am 12. Februar 1768 ihr erſter Enkel, der ſpätere Kaiſer Franz II. geboren worden, da eilte ſie, wie ſie war, vom Schreibtiſch ins Burgtheater und rief von ihrer Loge ins Publikum: „Der Poldel hat ein' Buabn, und g'rad zum Bindband auf mein' Hochzeitstag, der iſt galant!“ Toſender Jubel folgte der Mitteilung. In den folgenden Jahren gab es der Enkel noch mehrere, Maria Thereſia erlebte die Geburt der Erzherzoge Ferdinand, Karl, Alexander, Albrecht, Max, Joſef, Anton (vgl. Nr. 21, 23, 24, 25, 26, 27 und 29), ferner des ſpäteren Herzogs Franz IV. von Modena (vgl. Nr. 38).

II. Tafel.

Haus Habsburg-Lothringen.

1. Eliſabeth, geb. 1737, † 1740.

2. Marianne, geb. 1738, † 1789, ſeit 1764 Äbtiſſin des adeligen Damenſtiftes zu Prag.

3. Karoline, geb. 1740, † 1741.

4. Joſef II., geb. 1741, geſt. 1790, verm. a) 1760 mit Pzſſ. Marie Luiſe von Parma, geb. 1742, † 1763 an den Blattern, deren Töchter unter Nr. 17 und 18; b) 1765 mit Pzſſ. Joſefa von Bayern, geb. 1739 † 1767 an den Blattern;

5. Marie (Chriſtine), geb. 1742, † 1798, verm. 1769 mit Hzg. Albert von Sachſen-Teſchen, geb. 1738, † 1822, adoptierten ihren Neffen Karl (vgl. hier Nr. 23) als Sohn.

6. Eliſabeth, geb. 1743, † 1808, Äbtiſſin zu Innsbruck.

7. Karl, geb. 1745, † 1761.

8. Amalie, geb. 1746, † 1804, verm. 1769 mit Hzg. Ferdinand von Parma, geb. 1751, † 1802.

9. Leopold II., geb. 1747, † 1792, verm. 1765 mit Juſtin Ludovica von Spanien, geb. 1745, † 1792, deren Kinder unter Nr. 19 bis 34.

10. Karoline, geb. und † 17. Sept. 1748.

11. Johanna geb. 1750, † 1762.

12. Joſefa, geb. 1751, † 1767 an den Blattern.

13. Karoline, geb. 1752, † 1814, verm. 1768 mit König Ferdinand I. von Neapel, geb. 1751, † 1825.

14. Ferdinand, geb. 1754, † 1806, Hzg. von Modena, verm. 1771 mit der Erbtochter von Modena, Pzſſ. Beatrix von Eſte, geb. 1750, † 1829, deren Kinder unter Nr. 35 bis 43.

15. Marie Antoinette, geb. 1755, † 1793, verm. 1770 mit König Ludwig XVI. von Frankreich, geb. 1754, † 1793.

16. Maximilian, geb. 1756, † 1801, Erzbiſchof von Köln.

Töchter des Kaiſers Joſef II., Nr. 4.

17. Maria Thereſia, geb. 1762, † 1770.

18. Chriſtine, geb. und † 22. Nov. 1763.

Kinder des Kaiſers Leopold II., Nr. 9.

19. Maria Thereſia, geb. 1767, † 1827 , verm. 1787 mit König Anton von Sachſen, geb. 1755, † 1836.

20. Franz II., geb. 1768, † 1835, verm. a) 1788 mit Pzſſ. Eliſabeth von Württemberg, geb. 1767, † 1790, der Ehe entſproß eine Tochter; b) 1790 mit ſeiner Couſine Pzſſ. Marie Thereſe von Neapel geb. 1772, † 1807, der Ehe entſproßen 13 Kinder; c) 1808 mit ſeiner Couſine Pzſſ. Ludovica (vgl. hier Nr. 43), geb. 1787, † 1816; d) 1816 mit Pzſſ. Karoline Auguſta von Bayern, geb. 1792, † 1873.

21. Ferdinand III., geb. 1769, † 1824, Ghzg. von Toskana, verm. a) 1790 mit ſeiner Couſine Pzſſ. Ludo-

vica von Neapel, geb. 1773, † 1802, der Ehe entſproßen 5 Kinder; b) 1821 mit Pzſſ. Marie Anna von Sachſen, geb. 1796, † 1865.

22. Marie Anna, geb. 1770, † 1809.

23. Karl, geb. 1771, † 1847, Sieger von Aſpern, verm. 1815 mit Pzſſ. Henriette von Naſſau-Weilburg, geb. 1787, † 1829, der Ehe entſproßen 7 Kinder.

24. Alexander Leopold, geb. 1772, † 1795.

25. Albrecht, geb. 1773, † 1774.

26. Maximilian, geb. 1774, † 1778.

27. Joſef, geb. 1776, † 1847, Palatin in Ungarn, verm. a) 1789 mit Großfürſtin Alexandra von Rußland, geb. 1783, † 1801, ſtarb im erſten Wochenbett; b) 1815 mit Pzſſ. Hermine von Anhalt, geb. 1797, † 1817, der Ehe entſproßen 4 Kinder; c) 1819 mit Pzſſ. Dorothea von Württemberg, geb. 1797, † 1855, der Ehe entſproßen 3 Kinder.

28. Klementine, geb. 1777, † 1801, verm. 1797 mit König Franz I., beider Sizilien, geb. 1777, † 1830.

29. Anton, geb. 1779, † 1835, Hoch- und Deutſchmeiſter.

30. Amalie, geb. 1780, † 1798.

31. Johann, geb. 1782, † 1859, deutſcher Reichsverweſer, verm. 1827 mit Anna Plochl, erhoben 1844 zur Gfin. Meran, geb. 1808, †, der Ehe entſproß ein Sohn.

32. Rainer, geb. 1783, † 1353, Vizekönig in Mailand, verm. 1820 mit Pzſſ. Eliſabeth von Sardinien, geb. 1800, † 1856, der Ehe entſproßen 8 Kinder.

33. Ludwig, geb. 1784, † 1864, von 1835 bis 1848 Vormund des Kaiſers Ferdinand.

34. Rudolf, geb. 1788, † 1831, Erzbiſchof in Olmütz.

Kinder des Ehg. Ferdinand, Nr. 14.

35. Maria Thereſia, geb. 1773, † 1832, verm. 1789 mit König Viktor Emanuel I. von Sardinien, geb. 1759, † 1824.

36. Joſefa, geb. 1775, † 1777.

37. Leopoldine, geb. 1776, † 1848, verm. a) 1795 mit Kurfürſt Karl Theodor von Bayern, geb. 1724, † 1799; b) 1804 mit ihrem Oberſthofmeiſter Gf. Ludwig Arco, geb. 1773, † 1854.

38. Franz IV., geb. 1779, † 1846, Hzg. von Modena, verm. 1812 mit Pzſſ. Marie Beatrix von Sardinien, geb. 1792, † 1840, der Ehe entſproßen 4 Kinder.

39. Ferdinand, geb. 1781, † 1850, FM. und Inhaber 3 HR.

40. Maximilian, geb. 1782, † 1863, Erbauer der Maximilianstürme.

41. Antonia, geb. 1784, † 1786.

42. Karl, geb. 1785, † 1809, Erzbiſchof von Gran.

43. Ludovica, geb. 1787, † 1816, verm. 1808 mit Kaiſer Franz II. (vgl. hier Nr. 20).

Von ungeheurer Tragweite war es, daß Maria Thereſia im Frühjahr 1753 dem Grafen Wenzel Kaunitz die Leitung der auswärtigen Politik anvertraute. Wie im Innern die Monarchie andere Bahnen wandelte, ſo änderte ſich auch das Verhältnis zum Auslande. Während des Erbfolgekriegs war England an der Seite Öſterreichs als Bundesgenoſſe geſtanden, in einer Art jedoch, daß die erwieſene Hilfe mehr drückend als unterſtützend empfunden werden mußte. Am 1. Mai 1755 brach England einen Krieg mit Frankreich vom Zaune, die Veranlaſſung dazu boten Reibungen in den nordamerikaniſchen Kolonien. Um nun in Amerika freie Hand zu haben, wollte England die Franzoſen in Europa beſchäftigen und deshalb wurde an Maria Thereſia die Forderung geſtellt, in Belgien Feindſeligkeiten zu eröffnen. Maria Thereſia und ihr Vertrauensmann Kaunitz betrachteten aber den engliſch-franzöſiſchen Zwiſt als eine amerikaniſche Angelegenheit, die mit öſterreichiſchen Intereſſen nichts zu tun hatte, das Begehren wurde ſomit abgeſchlagen. England ſuchte raſch einen andern Helfershelfer, am 1. Februar 1756 ſchloß die britiſche Regierung einen Allianzvertrag mit Preußen und ſtreckte Subſidien in ſolcher Höhe vor, daß König Friedrich II. ſein Heer auf 150 000 Mann erhöhte. Den Gegenzug vollführte Kaunitz durch den Allianzvertrag mit Frankreich, der am 1. Mai 1756 zu Verſailles zu ſtande kam. Maria Thereſia ratifizierte den Vertrag am 18. Mai und lachend erzählte ſie, während ihrer ganzen Regierung habe ſie noch nie einen Vertrag ſo vergnügten Herzens unterſchrieben, denn nun bot ſich ihr die Möglichkeit, das entriſſene Schleſien wieder zu erlangen.

Der Kampf, der ſich nun entſpann, wurde nach ſeiner Dauer der Siebenjährige Krieg genannt. England, die norddeutſchen Staaten und Preußen bildeten die eine Gruppe; Frankreich, Öſterreich und Rußland bildeten die andere Gruppe. Der König von Preußen wiederholte das 1744 eingeſchlagene Verfahren, ohne Kriegserklärung überfiel er im Auguſt 1756 die Sachſen, ſchlug am 1. Oktober bei Loboſitz den öſterreichiſchen Feldmarſchall Graf Browne, nachdem er ſich durch Beſtechung des Sekretärs den Operationsplan der Öſterreicher verſchafft hatte. Im Frühjahr 1757 nahm Friedrich II. den Plan, Nordböhmen zu erobern, wieder auf; er belagerte Prag, ohne aber ſein Ziel zu erreichen, da er am 18. Juni 1757 bei Kolin durch Daun entſcheidend geſchlagen wurde. Mit den böhmiſchen Träumen war es von da an zu Ende, Friedrich II. mußte froh ſein, daß ihm nicht Schleſien abgenommen wurde. Zweimal war Berlin vorüber-

Fürst Wenzel Anton Kaunitz.

gehend im Besitz der Österreicher, Mitte Oktober 1757 stattete Hadik und Anfang Oktober 1760 stattete Lacy den Berlinern einen Besuch ab. Die Art, wie Friedrich II. sich verteidigte, erregte bei den Zeitgenossen gewaltiges Erstaunen und darum gaben ihm seine Anhänger den Beinamen „der Große". Daß er nicht unbesiegbar war, zeigte aber Daun bei Kolin, Laudon bei Kunersdorf. Die von den Österreichern vollführten Heldentaten findet der Leser übrigens in einem andern Kapitel. Hier muß nur festgehalten werden, daß die Engländer den leichtfertig heraufbeschworenen Krieg teuer bezahlen mußten, sie verloren ihre nordamerikanischen Kolonien.

Nach dem siebenjährigen Kriege zeigte Maria Theresia nicht mehr jene rege Teilnahme an den Staatsgeschäften wie früher. Ihrem ältesten Sohne, der inzwischen zum Manne herangewachsen war, verschaffte sie 1764 die Erwählung zum deutschen Kaiser und da ihr Gemahl im nächsten Jahre starb, wurde Josef II. zum Mitregenten ernannt. Die Trauerkleider legte Maria Theresia fortan nicht ab, im Mai 1767 kurz nach ihrem 50. Geburtstage widerfuhr ihr obendrein das Mißgeschick, an den Blattern zu erkranken und dadurch ihre Schönheit zu verlieren. Als sie sich wieder öffentlich zeigen konnte, da sah sie, wie beliebt sie war. Hoch und niedrig, alle Schichten der Bevölkerung überboten sich an Beweisen einer tief und ehrlich empfundenen Verehrung.

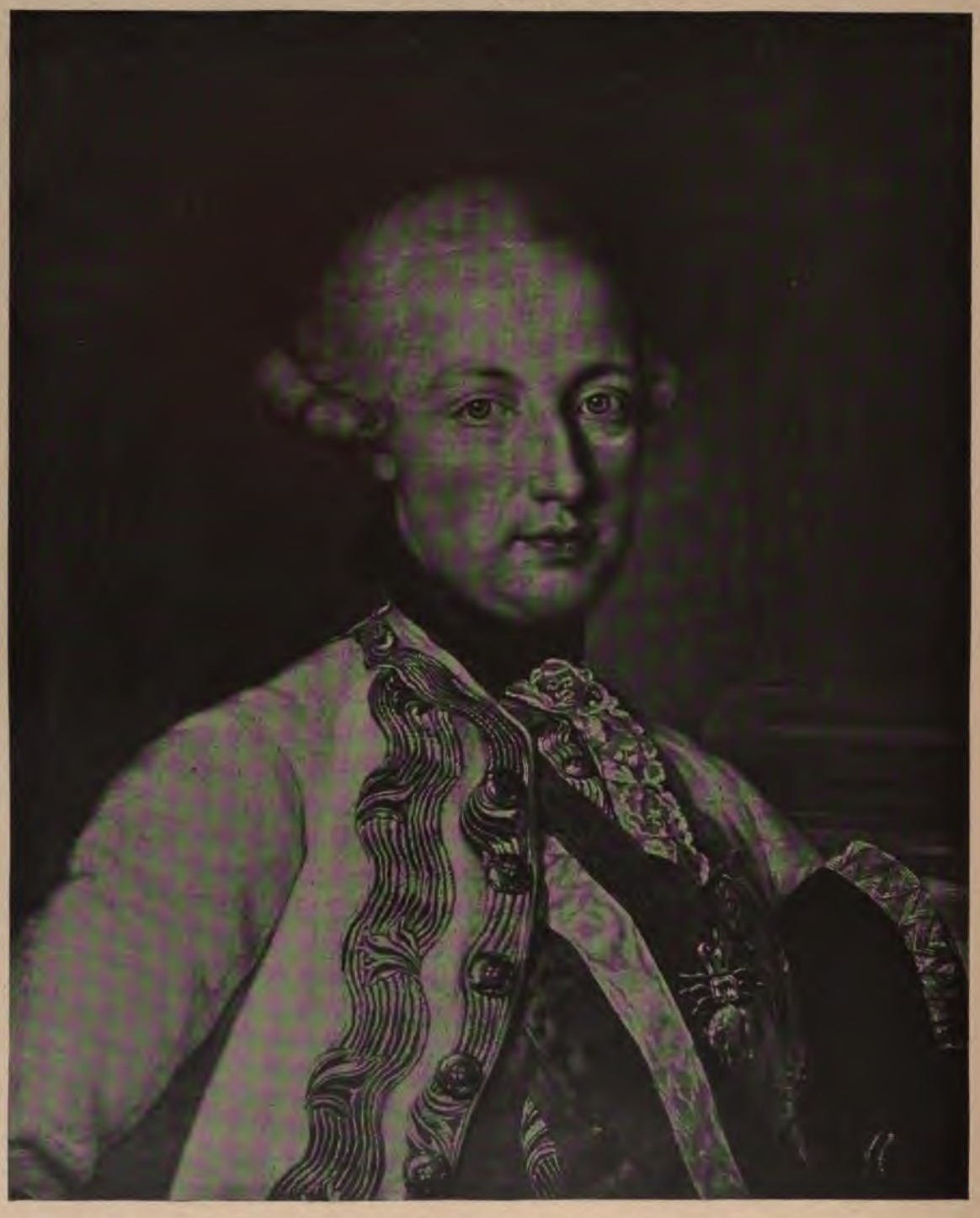
Im Augenblick der Ernennung zum Mitregenten war Kaiser Josef II. sehr jung, er zählte 24 Jahre. Daß er bemüht war, sich gleich von vorneherein einen großen Einfluß zu sichern, ist bei einem Manne begreiflich, der vor Sehnsucht glühte, sein ganzes Können einzusetzen. Im Gegensatz zu Maria Theresia, die ihr Regierungssystem auf die Berichte ihrer Minister stützte, schlug Josef II. den umgekehrten Weg ein, er sammelte Kenntnisse durch persönliche Wahrnehmungen im Volke. Der Umstand, daß ihm die Oberleitung des Heerwesens eingeräumt war, brachte ihn naturgemäß mit allen Schichten der Bevölkerung in Berührung und so gewann er einen viel tieferen Einblick in die Verwaltung, als es seiner Mutter möglich gewesen war. Kaiser Josef war viel auf Reisen, mit offenen Augen nahm er die Eindrücke auf, die sich ihm boten. Wessen man sich bei ihm zu versehen hatte, bewies er gleich bei der ersten Reise im Sommer 1766, die ihn über Brünn nach Böhmen führte. Am 10. Juni erschien er inkognito auf dem Brünner Spielberg und ließ sich alle

Kerkerzellen öffnen. In einer der sogenannten Marterzellen ließ er sich sogar für eine Stunde einsperren. Als er die Zelle verließ, sagte er zu seinem Adjutanten: „Ich war der letzte Mensch in diesen Räumen. Von nun an darf kein Gefangener mehr diese Schwelle überschreiten". Tags darauf erging in diesem Sinne ein Befehl, sodann reiste Josef nach Böhmen, wo er sich vier Monate aufhielt. Im Jahre 1768 verbrachte er zwei Monate in Südungarn, 1769 fast sechs Monate in Italien, drei Wochen in Böhmen. Es erregte ungeheures Aufsehen, daß er bei dieser Gelegenheit, als er einen Bauern ackern sah, am 19. August aus dem Wagen stieg und dem Bauer den Pflug aus der Hand nahm, um selbst ein Stück Feld umzupflügen. Ein Denkstein beim Dorfe Slawikowitz in Mähren erinnert an diese Episode. Am 25. August traf Josef in Neisse ein, einer Einladung Friedrichs des Großen folgend, der durch drei Tage in Paraden und Manövern den Zustand des preußischen Heeres zeigte. Im September 1770 veranstaltete Josef II. ähnliche Übungen in Neustadt a. d. Mettau in Böhmen, wobei Friedrich der Große österreichische Truppen manöverieren sah. Im Spätherbst 1771 besuchte er Mähren, Schlesien und Böhmen, weil eine Hungersnot ausgebrochen war. Während des Jahres 1773 verbrachte er vier Monate auf Reisen, zwei davon in Siebenbürgen und zwei in Galizien, weil dieses Kronland im Jahre zuvor bei der ersten Teilung Polens an Österreich gefallen war. Das Jahr 1774 führte ihn nach Italien, das Jahr 1776 nach Böhmen, das Jahr 1777 nach Paris. Den Herbst 1778 verbrachte er in Böhmen mit Friedrich dem Großen zugleich, mit dem Unterschiede jedoch, daß beide Herrscher miteinander Krieg führten. Man nennt diesen Feldzug den bayerischen Erbfolgekrieg. Im Jahre 1779 besuchte Josef II. das nördliche Böhmen abermals, diesmal galt seine Reise der Anlage von Festungen, welche den Namen Theresienstadt und Josefstadt bekamen. Darauf folgte ein Abstecher in das Innviertel, welcher Landstrich eben an Österreich gekommen war. Josefs bedeutsamste Reise als Mitregent seiner Mutter war 1780 die Fahrt nach Rußland, welche fünf Monate in Anspruch nahm. Bei dieser Gelegenheit schloß Josef mit der Zarin Katharina II. einen Freundschaftsbund, der in der Folge auf den Gang der europäischen Politik einen nachhaltigen Einfluß ausübte.

Josef zeigte bei allen diesen Reisen eine, nach damaligen Begriffen unerhörte Beweglichkeit und Anspruchslosigkeit. Schon die Vorstellung an sich, einen Kaiser Informationsreisen unternehmen zu sehen, widersprach allen ehrwürdigen Traditionen; denn man huldigte der Ansicht, daß das Volk für den Kaiser, nicht der Kaiser für das Volk erschaffen worden sei. Geradezu himmelschreiend fanden es viele, daß der Kaiser sich alle üblichen Huldigungen verbat, weil er desto gründlicher die Welt kennen lernen wollte. Jeder Bericht, den er während der verschiedenen Ausflüge nach Wien schickte, erregte bei den Zentralbehörden einen heillosen Schrecken. Da wurde nichts beschönigt, nichts vertuscht, nur die krasse Wahrheit wurde erzählt. Hätte sich Josef mit dem Militär allein abgegeben, man wäre gewiß nicht in Aufregung geraten; aber daß er sich um alles kümmerte, für das Kleine nicht minder wie für das Große, das riß die Zivilbehörden aus einer liebgewordenen Lethargie und machte sie beben und zittern. Eben weil die Verwaltung an ihren wundesten Stellen gefaßt wurde, war der Schrecken so groß.

Ein Beispiel für viele. Das Jahr 1770 hatte über Mitteleuropa ungünstiges Wetter gebracht, eine Mißernte war die Folge. Die Länder Böhmen, Mähren und Schlesien, von dieser Mißernte heimgesucht, begannen schwer geschädigt 1771 den Anbau der Feldfrüchte von neuem; das Unglück aber wollte, daß abermals die Ernte nicht geriet. Während der Sommermonate liefen in Wien düster gefärbte Berichte ein. Josef setzte alle Hebel in Bewegung, der Not vorzubeugen, doch — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — „trotz all meines Geschreis tut man nichts, um Böhmen zu helfen". Der bureaukratischen Einwände und Gegenvorstellungen satt, faßte er den Beschluß, an Ort und Stelle die Verhältnisse zu studieren. Maria Theresia billigte den Plan nicht, ihr bangte vor der Möglichkeit, daß Josef, der sich niemals schonte, irgendwo auf der Reise den Typhus sich holen könnte. Allein Josef blieb fest, am 1. Oktober 1770 verließ er Wien und langte noch an demselben Tage in Brünn an. Hier hielt er mit dem Statthalter Graf Ernst Kaunitz, des Kanzlers ältestem Sohne, Besprechungen ab und reiste am 3. Oktober nach Olmütz, wo er am 4. eintraf. Am 5. Oktober war er in Troppau, die Not in Schlesien war noch größer als in Mähren. In Iglau am 8. eintreffend, hatte Josef bereits so viel gesehen, daß er unwillkürlich sich sagen mußte, das Elend unter den Bauern rühre weniger von den zwei Mißernten her als von einem andern Übel. Dieses Übel war das längst nicht mehr haltbare Verhältnis zwischen den Gutsherrn und den Bauern. Je weiter Josef kam, desto häufiger sah er die Tatsache bestätigt. Er berührte Pardubitz, Königgrätz, Trautenau, Leitmeritz, Kommotau, Saaz, Pilsen, Klattau, Pisek, Tabor und noch viele andere Städte und Dörfer. Am 24. Oktober war er in Prag und verblieb hier bis 10. November, eifrig beschäftigt mit Maßregeln, dem hungernden Landvolk zu helfen.

Er ließ die Militärmagazine öffnen, aus Ungarn wurde Getreide zugeführt und zu billigem Preis an die Bauern abgegeben. Mittelloſe erhielten das Getreide umſonſt. Militär-Eskorten begleiteten jeden Getreidetransport. Über Budweis nach Linz reiſend, beſuchte Joſef die Städte Enns und Steyr, am



Kaiſer Joſef II, Gemälde von Badoni. (K. k. Kunſthiſtoriſches Hofmuſeum zu Wien.)
Kunſtverlag J. Löwy, Wien.

17. November war er in Wien. Nie wohl hat der Bauernſtand einen eifrigeren Anwalt gehabt als an Kaiſer Joſef, der ſich mit der vollen Wucht ſeiner Autorität einſetzte, hier gründlich Wandel zu ſchaffen. Naturgemäß trat Joſef gegen die Gutsherren auf, die ſich ſeit Alters her durch zahlreiche Privilegien gegen den

Bauer verschanzt hatten. Der Bauer war leibeigen. Für ein Stück Feld, das ihm der Gutsherr leihweise überließ, mußte er der Herrschaft unentgeltlich Robot leisten. Der Bauer durfte sein Getreide erst verkaufen, wenn die Herrschaft ihre eigenen Vorräte verkauft hatte, er bekam somit immer einen herabgedrückten Geldwert. An die Herrschaft mußte der Bauer sein Getreide billiger abgeben als an andere Käufer. Statt des Geldes bekam er von der Herrschaft Bier oder Schnaps, von beiden Artikeln mußte er alle Jahre ein bestimmtes Quantum abnehmen. Vom Willen der Gutsherrschaft hing es ab, ob und welches Mädchen der Bauer heiraten, ob er seine Kinder zu Handwerkern ausbilden lassen durfte. Diese Zustände waren nicht mehr haltbar, sie hatten sich überlebt. Begreiflicherweise waren die Gutsbesitzer nicht so leicht dahin zu bringen, daß sie ihren Vorrechten entsagten. Unermüdlich waren sie im Vorbringen von Argumenten, aus welchen hervorging, daß die vom Kaiser geplante Agrarreform die Gutsherren an den Bettelstab bringen müsse. Die Beratungen, welche im Verlaufe der Jahre 1772 und 1773 deshalb stattfanden, förderten kein positives Resultat zutage, man versuchte den Kaiser hinzuhalten. Da auch andere Hindernisse entgegengestellt wurden, reichte Josef am 9. Dezember 1773 die Bitte um Enthebung von der Mitregentschaft ein. In dem langen Bericht, den er vorlegte, sagte er, sich ironisch herabsetzend: „Träge von Natur, ohne viel Fleiß, oberflächlich und leichtfertig, muß ich zu meiner Schande gestehen, daß ich wohl mehr Schein als Tiefe besitze, und daß außer meinem Eifer und meiner Redlichkeit, wenn es um das Wohl des Staates und seinen Dienst sich handelt, nichts recht Solides an mir ist. Aber hinsichtlich dieser beiden Punkte glaube ich jede Probe zu bestehen."

Auf Maria Theresia übte das Enthebungsgesuch einen gewaltigen Eindruck aus. Ihr ging die Sache so nahe, daß sie mit sich beratschlagte, ob es nicht angezeigt wäre, abzudanken und ihrem Sohn die Bahn frei zu machen. Am Schlusse ihrer Antwort, die übrigens nicht von einer Kaiserin, sondern von einer Mutter verfaßt war, fügte Maria Theresia die Worte bei: „Hilf einer Mutter, die seit 33 Jahren keinen andern Gegenstand ihrer Sorge kennt, als Dich; die in Trostlosigkeit lebt und ebenso sterben wird, wenn sie alle ihre liebevollen Sorgen und Mühen verloren sieht. Sag mir, was Du willst, daß ich es tue! Nichts wird mir ein zu schweres Opfer sein in der grausamen Lage, in der ich mich seit mehr als sechs Jahren befinde." Der Hinweis, daß Maria Theresia seit dem Tode ihres Gemahls an den Freuden der Welt keinen Anteil mehr nahm, verfehlte seine Wirkung nicht. Josef trat ruhiger, schonender auf, er erwies der Mutter jede erdenkliche Rücksicht. Allein die Sache, um die es sich handelte, begriff das Wohl und Wehe von Millionen von Menschen in sich und darum ließ Josef den Plan nicht fallen, den Bauern zu helfen. Beraten von einigen einsichtsvollen Beamten legte er am 24. Februar 1774 eine Denkschrift zur Regelung der Agrarfrage in Böhmen vor.

Darüber wurden wieder Beratungen gehalten, so daß am 7. April ein Dekret erschien, welches den Gutsherrschaften anbefahl, binnen sechs Monaten ein Übereinkommen mit den Bauern zu treffen. Die Gutsherrschaften stellten sich taub, es rührte sich nichts vom Flecke. Die Bauern antworteten durch Verweigerung der Robotleistungen, an manchen Orten, wie bei Königgrätz, kam es auch zu Tumulten. Im Herbst wurde die Sache noch schlimmer, es wurden bereits grobe Exzesse verübt. Die Spannung zwischen den Gutsherren und den Bauern hielt bis in den Sommer 1775 an. Da gelang es dem Kaiser, mit einem einzigen Worte Ruhe zu schaffen, am 13. August 1775 erschien das Robotpatent für Böhmen, binnen drei Wochen waren die Bauern besänftigt. Eine charakteristische Episode muß hier eingeflochten werden. Als im Juli 1775 Erzherzog Ferdinand (vgl. Nr. 14) mit seiner Gemahlin zu Besuch nach Wien kam, gab sich Maria Theresia viel Mühe, ihren Gästen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Die gute Laune der Mutter machte sich Josef eines Tages zu Nutzen, er erbat sich die Gewährung einer Bitte. Maria Theresia gewährte dieselbe von vornherein; darauf rückte Josef mit seinem Anliegen heraus, er bat um die Abschaffung der Kopfsteuer für die allerärmste Schichte der Bevölkerung. Kein Wunder, wenn sich im Volke tausend und abertausend Stimmen erhoben, Kaiser Josef als den größten Wohltäter der Menschheit zu preisen. Bis in die entlegensten Winkel der Monarchie drang die Kunde von seiner Güte, seinem Wohlwollen, seiner Fürsorge für die Armen. Während draußen die Massen in Jubel schwelgten, sah sich Josef hart bekämpft von Vertretern des Hochadels. Aus diesen Kreisen ertönte lauter denn je der Ruf, es betreibe der Kaiser geflissentlich den Ruin der wohlhabenden Klassen. Gekränkt reichte Josef am 24. Dezember 1775 abermals ein Gesuch um Enthebung von der Mitregentschaft ein, Maria Theresia jedoch nahm die Demission nicht an. Es verdient festgehalten zu werden, daß die Bauernbefreiung zuerst auf den Krondomänen vor sich ging. Das Beispiel wirkte so überzeugend, daß man allmählich einzusehen begann, wie groß der Nutzen der Reform war. In

dem Maße, als sich der Wohlstand des Bauern hob, stiegen auch die Herrschaften im Werte, da sich der Wirtschaftsbetrieb besserte.

Durch das warme Eintreten für das Bauerntum, für die armen Volksschichten überhaupt, bewies Kaiser Josef, daß er geistig seine Zeitgenossen turmhoch überragte. Nicht wie bisher in der obersten Adelsgruppe allein, sondern auch in den breiten Massen des Bürgertums sollte die kaiserliche Gewalt ihren Stützpunkt suchen. Man wird dem Kaiser diese Erkenntnis umso höher anrechnen müssen, als er in dieser Zeit die Zustände in Frankreich noch nicht kannte. Erwägt man weiter, daß der Kaiser nur mit unendlicher Mühe seine Absicht durchzuführen vermochte, so ist es nur billig, ihm die verdiente Anerkennung nicht vorzuenthalten.

Als Josef II. nach dem Tode der Mutter die Alleinherrschaft antrat, stand in geschlossener Phalanx der Adel abseits vom Throne. Im Mai 1781 trat der Kaiser eine Reise nach Belgien an, auf dem Rückwege hielt er sich fünf Tage in Paris auf und nach dreimonatlicher Abwesenheit traf er im August wieder in Wien ein. Als Ergebnis dieser Reise brachte der Kaiser den Wunsch mit, die Zentralgewalt zu stärken. Kühn führte er den Wunsch aus, er dekretierte am 15. Oktober das berühmte Toleranz-Edikt und am 1. November die Aufhebung der Leibeigenschaft in Böhmen, Mähren und Schlesien. Ein drittes Dekret, welches anordnete, daß künftig die Einsetzung der hohen Kirchenfunktionäre nur mit Placetum regium, mit der Zustimmung des Kaisers erfolgen könne, verfolgte gleichfalls eine Stärkung der Zentralgewalt. Ein viertes Dekret dagegen, ebenfalls am 1. November 1781, die Aufhebung aller jener Klöster verkündend, deren Insassen nur dem Müßiggange lebten, verfolgte in erster Linie den Zweck, den armen Dorfpfarrern zu einer bessern Existenz zu verhelfen. Dieses Dekret traf 700 Klöster mit 36000 Mitgliedern, 1324 Klöster mit 27000 Mitgliedern blieben dagegen unversehrt. Die damals oft wiederholte Behauptung, der Kaiser wolle die katholische Kirche zum Ruin führen, war nur eine Wiederholung dessen, was 1775 von den Gutsbesitzern in Umlauf gesetzt worden war. An eine Schädigung der katholischen Kirche dachte der Kaiser nicht, Beweis dessen war die Stiftung des Religionsfonds, der aus den Ländereien der aufgehobenen Klöster gebildet wurde. Verkürzt wurde überhaupt niemand, denn die Klostermitglieder blieben bis an ihr Lebensende im Besitze ihrer Revenuen. Dessen ungeachtet war die Aufregung groß, in Tirol kam es darob auch zu Unruhen. Papst Pius VI., von Rom am 27. Februar 1782 abreisend, kam eigens deshalb nach Wien. Er traf am 22. März ein und blieb bis 22. April. Seine Bemühungen jedoch, den Kaiser umzustimmen, hatten keinen Erfolg; auch hier bekannte sich Josef offen und entschieden als Anwalt der Armen gegen die Reichen, er verteidigte die Dorfkapläne gegen die Bischöfe.

Die ganze Art, wie Josef II. über Pflichten und Rechte dachte, befand sich in schreiendem Gegensatze zu den Anschauungen der meisten Zeitgenossen. Im allgemeinen galt die Regel, daß je höher ein Beamter stand, er desto weniger zu arbeiten brauche. Einen Statthalterposten sahen die Besitzer eher als Ruheplatz denn als Arbeitsfeld an. Kaiser Josef dachte umgekehrt, je höher der Beamte stand, desto fleißiger sollte er sein. Wo dies nicht zutraf, griff der Kaiser mit unerbittlicher Härte ein. Kein noch so illustrer Name schützte vor des Kaisers Arm. So schickte der Kaiser 1782 eine stattliche Anzahl hoher aber unbrauchbarer Faulenzer in den Ruhestand, wie den Oberstkanzler Graf Heinrich Blümegen, den Landeshauptmann von Mähren Graf Ernst Kaunitz, den Oberstburggrafen von Böhmen, den Kreishauptmann in Böhmen Graf Philipp Kolowrat. Der Landeshauptmann von Oberösterreich, Graf Christian Thürheim, wurde verurteilt zum Ersatz des Schadens, den seine nachlässige Amtsgebahrung verursacht hatte. Einen Hofrat Goldegg ließ der Kaiser wegen Schuldenmachen kassieren. Im Jahre 1783 schickte der Kaiser in Ruhestand den Landeshauptmann von Krain, Graf Alois Auersperg, den Wegmaut-Direktor in Niederösterreich, Graf Hoyos. Im Jahre 1786 wurden pensioniert: der schon genannte Graf Christian Thürheim samt den rangsnächsten zwei Beamten Graf Heister und Graf Künigl; zwei Hofräte der Statthalterei in Graz und vier Kreishauptleute; fünf Räte der Statthalterei in Prag und sämtliche Sekretäre; in Brünn der Hofrat Streruwitz. Es läßt sich denken, was für Aufsehen es machte, daß sich der Kaiser die Mühe nahm, Staatsfunktionäre nicht auf ihren gesellschaftlichen Schliff, sondern auf fachliche Tüchtigkeit zu prüfen. Dummheit ließ er allenfalls noch gelten, aber Faulheit und Indolenz zermalmte er schonungslos. Am meisten jedoch erbitterte ihn jene geheuchelte Dummheit, die unter der Maske von Gehorsam aufzutreten pflegt, um die Arbeitsscheu länger verbergen zu können. Die an die Beamten gerichtete Instruktion, welche der Kaiser am 8. April 1784 erließ, verdiente von Zeit zu Zeit bekannt gemacht zu werden, da die darin ausgesprochenen Grundsätze unvergänglichen Wert besitzen. Tatsächlich hat Josef II. eine Fülle von Ideen verbreitet, die aber erst nach seinem Tode zur vollen Reife gelangten. Bis in die Zeit des Vormärz erhielt sich der sogenannte Josefinismus.

In der Beſeitigung der Privilegien, deren ſich Adel und Klerus erfreut hatten, leiſtete dem Kaiſer das Bürgertum treue Gefolgſchaft. Die Möglichkeit, durch Fleiß und Begabung in die Höhe zu kommen, ſpornte den Bürgerſtand mächtig an. Öſterreich hatte das Erſtarken des dritten Standes nicht zu bedauern, auf allen Gebieten menſchlicher Tätigkeit herrſchte ein eifriger Wettſtreit. Anders verhielten ſich die Dinge in Ungarn, wo der Kaiſer denſelben Weg zu gehen entſchloſſen war. Auch hier wollte er Adel und Klerus ſo weit beſchränken, daß der Bürgerſtand emporkommen konnte. Gelegentlich eines Beſuches in Ofen, den der Kaiſer 1784 abſtattete, baten Bürger um die Erlaubnis, ihm ein Denkmal zu errichten. Joſef II. antwortete: „Ich danke für die Ehre, die Sie mir zugedacht haben. Was ich bisher für Ungarn getan, verdient aber eine ſolche Ehre nicht. Wenn ich es jedoch einmal werde dahin gebracht haben, daß die Ungarn die wahren Verhältniſſe zwiſchen dem König und den Untertanen anerkennen; wenn ich Tätigkeit und Induſtrie geweckt, den Handel in Flor gebracht, das Land von einem Ende zum andern mit Straßen und ſchiffbaren Kanälen werde verſehen haben, wie ich es hoffe; wenn dann das Volk mir ein Denkmal errichten will: dann möchte ich es vielleicht verdient haben und dann werde ich es auch mit Dank annehmen". Solche Worte ſind gewiß kein Beweis einer gegen Ungarn gerichteten Abneigung. Deſſen ungeachtet gilt Joſef II. als Feind der Ungarn. Er dekretierte am 6. Mai, daß binnen drei Jahren (alſo bis 1784) die deutſche Sprache ſtatt des bisher üblichen Latein als Amtsſprache einzuführen ſei. Am 16. Auguſt 1784 erging das Dekret zum Beginn der Häuſer- und Menſchenzählung. Was mit dieſem Dekret bezweckt wurde, erriet der ungariſche Adel ſehr raſch, es handelte ſich um das Gewinnen von Daten, um den Bauern die Steuerlaſt zu erleichtern, indem fortan Adel und Klerus auch Steuern zahlen ſollten. Das war es aber, was die hochmögenden reichen Herren ſo ſehr in Harniſch brachte. Sie, die zwei Drittel der Ländereien in Händen hatten, ſträubten ſich gegen die Zumutung, für die Bedürfniſſe des Staates irgend etwas beizutragen. Natürlich kam die Häuſer- und Menſchenzählung nicht zuſtande, die vielgeprieſene ungariſche Verwaltung verſagte gänzlich. Joſef II. betraute ſtatt der Beamten im Frühjahr 1786 andere Leute mit der Aufgabe, Klarheit zu ſchaffen, es gingen 750 Offiziere und Ingenieure nach Ungarn, um die Vermeſſung des Landes vorzunehmen. Der Kaiſer intereſſierte ſich für die Sache perſönlich, er bereiſte innerhalb von zwei Monaten die Strecke Graz, Agram, Karlsſtadt, Fiume, Peterwardein, Semlin, Szegedin, Arad, Großwardein, Siebenbürgen, Bukowina, Oſtgalizien, Kaſchau, Peſt und Preßburg. Die Vermeſſung des Landes ging überaus langſam vor ſich. Mit der dreiſten Lüge, der Kaiſer beabſichtige, den Bauern noch höhere Steuern aufzuwälzen, reizten die Gutsherren das einfältige unwiſſende Volk auf. Den Gutsherren half im Schüren das geſamte Beamtentum, da der Kaiſer mehrere Verordnungen erließ, welche eine Reform der Verwaltung

Der Burghof zur Zeit Maria Thereſias. Ablöſung der Hauptwache.
(Nach dem Kupferſtiche von Heumann).

anbahnen sollten. Er wollte, die seit urdenklichen Zeiten bestehende Sitte der Beamtenbestechung beseitigen und eine ehrliche Geschäftsgebahrung einführen. Daß die an Trinkgelder gewöhnten Beamten sich wenig erbaut zeigten, war ihnen nicht zu verübeln.

Am 11. April 1787 stattete der Kaiser der Zarin Katharina II. einen Besuch in der Krim ab. Einen Monat hindurch, vom 14. Mai bis 13. Juni, weilte der Kaiser an der Seite dieser bedeutenden Frau, die eben im Begriffe stand, mit der Türkei einen Krieg zu beginnen. Josef II. schloß mit der Zarin einen Allianzvertrag, geleitet von dem Gedanken, der Zarin zu helfen für die Zusage, daß sie ihm gleichfalls helfen werde bei dem Projekt, das unhaltbare Belgien einzutauschen für das angrenzende Bayern. Am 24. August gab die Zarin die Kriegserklärung an die Türkei ab und unmittelbar darauf traf Josef II. seine Vorbereitungen zum Kriege. In Südungarn wurden im Herbst 1787 Truppen konzentriert. Am 9. Februar 1788 erließ auch der Kaiser seinerseits die Kriegserklärung von Stapel und am 29. Februar verfügte er sich nach Südungarn auf den Kriegsschauplatz. Nachdem die kleine türkische Grenzfestung Schabac am 24. April erobert worden war, erließ Josef II. am 8. Mai ein Dekret, für die 11 ungarischen Regimenter je 400 Rekruten beizustellen. Das ergab somit 4400 Mann, gewiß keine exorbitante Leistung. Außerdem verlangte der Kaiser das Zuführen von Getreide nach einer Berechnung, der die eben beendete Landesvermessung zu Grunde lag. Von den Bauern wurde Getreide geliefert, von den Gutsherren jedoch nicht. Der ungarische Hofkanzler Graf Karl Pálffy meldete am 28. Juli dem Kaiser, die Gutsherren seien nicht in der Lage, das verlangte Getreide zu liefern, weil sie durch die Katasteraufnahme verarmt seien. Und was die verlangten Rekruten anbelangt, waren glücklich 1184 Mann aufgebracht. Um so seltsamer mußte der Eifer berühren, den viele ungarische Herren für den König von Preußen bekundeten. Ganz offen agitierte ein junger Piarist Namens Favro in diesem Sinne und verlangte stürmisch, die ungarische Krone dem Berliner Hofe anzubieten. Der Türkei kamen solche Umtriebe überaus gelegen, im August brach denn auch ein türkisches Korps in die gesegneten Fluren des Banates ein. Das hatte zur Folge, daß der Kaiser mit der österreichischen Hauptarmee die Gegend von Belgrad verließ, um den Gegner zu vertreiben. Sein Freund und Berater Lacy leitete die Operation derart ungeschickt, daß die Österreicher auf der Strecke von Karansebes nach Lugos in der Nacht vom 20. auf 21. September unversehens überfallen wurden. In den darauf folgenden Tagen holte sich der Kaiser den Keim einer tückischen Krankheit, als physisch gebrochener Mann traf er am 5. Dezember 1788 in Wien ein. Der Verfall der Kräfte ging rasch vor sich. Er erholte sich zwar wieder, aber seine frühere Spannkraft erlangte er nicht mehr. Ein menschliches Wrack, siechte er langsam dahin. Immer häufiger traten Symptome ein, die ihn daran mahnten, daß sein Erdenwallen dem Ende entgegengehe. Die warmen Sommermonate verbrachte er teils in Laxenburg, teils in Hetzendorf, Anfang Oktober 1789 bezog er die Hofburg. Schon war er zum Skelett abgemagert. Nach Neujahr 1790 verfielen die Kräfte zusehends. Als der Kaiser am 13. Februar dem Sterben nahe war, stand Laudon im Vorzimmer. Dem alten Haudegen liefen Tränen über die Wangen.

Kurz vor dem Verscheiden äußerte sich Josef II. zu seiner Umgebung, man möge ihm auf das Grabdenkmal die Worte setzen: „Hier ruht ein Fürst, der bei reinen Absichten so unglücklich war zu sehen, daß alle seine Pläne scheiterten". Im Hinblick darauf, daß der Kaiser am 28. Januar 1790 den ungarischen Adel ermächtigte, die in Ungarn begonnenen Reformen zu beseitigen, konnte man eine Niederlage der Zentralgewalt gegenüber den privilegierten Ständen konstatieren. In Ungarn fehlte der Bürgerstand und da der Kaiser dies übersehen hatte, fehlte ihm der Rückhalt, über den er in Österreich verfügte. Der Dynastie und dem Staate hat aber Kaiser Josef II. das Schicksal erspart, von welchem das französische Königtum heimgesucht wurde. Adel und Klerus in Frankreich, der Abschaffung veralteter Institutionen starrköpfig sich widersetzend, erlag dem Ansturm des dritten Standes. Wie bekannt, begnügte sich die französische Revolution nicht mit dem Beseitigen der Privilegien, man brachte das Königspaar, zahllose Edeleute und Priester auf das Schaffot. Das Ausbrechen dieser sozialen Umwälzung hat Kaiser Josef geahnt, gefühlt, vorausgesehen. Daraus erklärt sich seine wilde Hast, seine fieberhafte Eile, mit der er den Staat der Regeneration zuführte. Für den Wert der josefinischen Ideen spricht gewiß, daß fünfzig Jahre später der Freiheitsheld Ludwig Kossuth sich anschickte, dasselbe Programm, nur verbrämt durch die ungarische Trikolore, in die Wirklichkeit umzusetzen.

Es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet, daß die josefinischen Reformen ein Kapital darstellten, von dessen Zinsen die österreichischen Regierungen bis zum Jahre 1848 lebten. Unvergessen sei dem Kaiser, daß er dem Wiener Kulturkreise viele Freunde im Auslande verschaffte. Wien stand unter

Joſef II. auf ſo hoher Zinne, daß das Ausland teils mit Neid, teils mit Bewunderung nach der Stadt an der blauen Donau blickte. Dem Äußern nach war Joſef II. ein Soldatenkaiſer, und er war der erſte öſterreichiſche Monarch, der das Kleid des Soldaten jedem andern Koſtüm vorzog. Auf ihn iſt auch die Sitte zurückzuführen, daß jeder Erzherzog in der Armee dient. Die Sitte, häufige Reiſen zu unternehmen, haben ſich alle Monarchen zu eigen gemacht, in dieſer Beziehung wird Joſef II. von allen Potentaten nachgeahmt. Perſönliche Bedürfniſſe hat Joſef II. nie gehabt, er betrachtete ſich nur als den erſten Diener im Staate. Ein angenehmer Kaiſer war Joſef II. nicht; wie er ſelbſt nur der Pflichterfüllung lebte, ſo forderte er auch von jedem andern Staatsdiener bedingungsloſe Hingabe für das allgemeine Beſte. Wir ſchließen mit einem Ausſpruche, der von Anaſtaſius Grün herrührt:

Ein Deſpot biſt du geweſen! Aber einer wie der Tag,
Deſſen Sonne Nacht und Nebel neben ſich nicht dulden mag.

Maria Thereſia's Tod.

1780.

Schlaf ſanft, du Größte deines Namens,
Weil du die menſchlichſte warſt!
Die wareſt du, und das gräbt die ernſte Geſchichte,
Die Totenrichterin, in ihre Felſen.

Oft wollt ich dich ſingen; die Laute ſtand,
Klang von ſelbſt mit innigen Tönen von dir,
Ich ließ ſie klingen; denn wie du
Alles, was nicht edel war, haßteſt.

So haß' ich, bis auf ihren
Verlorenſten Schein,
Auf das leichteſte Wölkchen
Des Räuchealtars, die Schmeichelei.

Jetzt kann ich dich ſingen. Die Schlangenzunge ſelbſt
Darf nun von jenem Scheine nicht ziſchen. Denn du biſt tot.

Aber ich habe geliebt, und vor Wehmut
Sinket mir die Hand, die Saiten herab.

Doch e i n Laut der Liederſprache,
E i n Flammenwort. Dein Sohn mag forſchend ſtreben,
Ringend, durſtend, weinend vor Ehrbegier:
Ob er dich erreichen könne?

Friedrich mag ſein graues Haupt
Hinſenken in die Zukunft: ob von ihm
Erreichung melden werde
Die Felſenſchrift der Totenrichterin?

Schlaf ſanft, T h e r e ſ i a! — Du ſchlafen?
Nein: Denn du tuſt jetzo Taten,
Die noch menſchlicher ſind,
Belohnet durch ſie in höheren Welten!

F r i e d r i c h G o t t l i e b K l o p ſ t o c k.

Joſef II.

Virtute et exemplo.
(Wahlſpruch Kaiſers Joſef II.)

Jauchze hoch in ſtolzen Wogen
Wunderſtrom, du Mutterlaut!
Brich die Dämme, brich die Bogen,
Die nur Scheelſucht dir gebaut!
Fliehe bis zum Sternenkranze,
Sonnen-Adler, deutſches Lied,
Denn es ſtrahlt im Himmelsglanze,
Der dir freies Recht beſchied!

Und du Volk aus deutſchem Stamme,
Zeig' dich deines Hüters wert,
Zünd' ihm an die reinſte Flamme,
Die der Menſch im Buſen nährt.
Auf des Herzens Hochaltare
Prange ſtets ſ e i n hehres Bild.
Von der Wiege bis zur Bahre
Bleibt er deines Rechtes Schild.

Denn er ſchützte deutſche Sitte,
Deutſches Wort und deutſche Zucht
Und zertrat mit kühnem Schritte
Fremden Geiſtes gif'ge Frucht.
Wie ſein großer deutſcher Ahne,
Deutſch im tiefſten Herzensgrund,
Hielt er hoch die deutſche Fahne,
Hielt er treu mit dir den Bund.

Seines Blutes Welle rollte,
Deutſcher Mann, für dich allein:
Nicht dein Kaiſer — nein: er wollte
Dir ein Freund, ein Vater ſein.
Seiner Seele dunkle Sorgen
Galten liebend deinem Los,
Und du warſt bei i h m geborgen,
Wie ſein Haupt — in d e i n e m Schoß.

Jubelt Welten deutſcher Töne!
Ehret Joſefs edlen Geiſt,
Den der Dank der deutſchen Söhne,
Den des Volkes Liebe preiſt!
Deutſcher Sang, du Sonnen-Adler,
Nimm noch höher deinen Flug,
Preis zum Trotz der faulen Tadler
Joſef, der die Lüge ſchlug.

Frei von Dünkel und Verblendung,
Blieb er auch als Kaiſerſohn,
Voll erkennend ſeine Sendung:
Menſch und Bürger auf dem Thron.
Gegen Schmeichler unzugänglich,
Offen gegen off'nes Wort,
Für die Schmähung unempfänglich,
War er ſtets der Wahrheit Hort

Seines Herzens Kämpfe ſchlichtend
Nach der Liebe treuem Rat,
Streng den eig'nen Willen richtend,
Schritt er mutig an die Tat;
Übte dort des Weiſen Milde,
Wo der Tor die Herzen quält,
Ward zum holden Gnadenbilde,
Wenn ein Menſch als Menſch gefehlt.

Liebe, reine Menſchenliebe
War der Stern, den er erkor,
Den im ſeichten Weltgetriebe
Längſt die Menſchenbruſt verlor —
Liebe, die ſich Guter, Böſer
Mild erbarmet, reich an Huld,
Wie ſie fühlte der Erlöſer,
Sterbend für der Menſchen Schuld.

Leib und Geiſt zu unterjochen,
Schlug man dich in ſchnöden Bann,
Doch die Kette hat zerbrochen
Kühn der freie, große Mann!
Freien Männern zu gebieten,
Galt ihm als das reinſte Glück;
Feſter Herz an Herz zu nieten,
Gab er dir dein Recht zurück.

Rauſchet Wogen, ſilberhelle!
Springet, hüpft im Jubeltanz!
Widerſtrahlt doch jede Welle
Seines Lichtes gold'nen Glanz.
Hebe deine ſtarken Schwingen,
Sonnen-Adler, deutſcher Sang,
Ihm die reife Frucht zu bringen,
Die nur ſeiner Saat entſprang.

Denn es lebt in Millionen
Joſefs große Seele fort,
Allen wird im Herzen wohnen
Ewig auch ſein letztes Wort.
Denn es galt dem Volk der Seinen,
Die er liebte heiß und wahr,
Die getreu in ihm beweinen
Ihren Vater immerdar!

Was ſein hoher Geiſt erſtrebte,
Unverſtanden, oft verlacht,
Es gewann Geſtalt und ſchwebte
Leuchtend aus der Geiſtesnacht;
Und der Schein der Trauerkerzen
Starb dahin im Freudenſtrahl,
Und in ſeines Volkes Herzen
Ward es hell mit einem Mal!

Jauchzend ſieht am Roſenmorgen
Jetzt die Welt das gold'ne Licht,
Das nach düſt'rer Nacht der Sorgen
Siegend aus den Wolken bricht.
Nur die Fledermäuſe flattern
Aufgeſchreckt, und aus dem Moor
Ziſchen gift'ge Ringelnattern
Zwiſchen faulem Moos hervor.

Sonnen-Adler, ſenk' die Schwingen,
Zu der Erde kehr' zurück!
Hohes Lied, du magſt verklingen,
Ewig lebt des Volkes Glück.
Ebnet euch, ihr Sangeswogen,
Fließt wie Engelsſtimmen mild,
Denn vom hohen Sternenbogen
Lächelt Joſefs Engelsbild.

Ström't ins Meer, das ſtets auf's Neue
Tropfen zu den Tropfen rief —
Nein! Ins Meer — der deutſchen Treue,
Demantklar und bergestief:
In dem regungsloſen Spiegel
Leuchtet ungetrübt und ganz
Als der Treue gold'nes Siegel
Joſefs reiner Strahlenkranz.

Ludwig Sendach.

Kaiſer Joſef als Pflüger.

Joſef, der Menſchengebieter,
Lenkte vom Spiele des Krieges
Den Wagen zurücke zum türmenden Wien,
Zurücke zu Sorgen der Herrſcher.
Da fiel ihm ein Pflüger ins Adlerauge.
Hinter dem willigen braunen Geſpann
Trat er beſchweißet einher,
Und baute den Grund ſeiner Erzeuger.
Flügel des Blitzes hatte der hohe Gedanke,
Welcher dem Herrſcher die Seele durchfuhr,
Die erſte der Künſte, die Menſchenernährerin,
Mit fürſtlichen Händen zu ehren.
Er ſchwang ſich vom Wagen herab.
Sein Gruß war freundlich . . . „O laß mich,
Ich liebe Bemühung, o laß mich,
Du Sohn der Arbeit, verſuchen dein Los."
Mit Händen, des goldenen Stabes gewohnt,
Des Stahles gewohnt, der Tauſende lenkt,
Griff er zum furchenziehenden Pfluge.

Wann tat es ein Herrſcher?
Rudolf von Habsburg und alle Geſtalten der Ahnen
Hingen vom heiteren Himmel und lächelten
Der Größe des Enkels und ſeiner Erniedrung.
Völker der Welt, hättet auch ihr ihn geſeh'n!
Unter dem pflügenden Menſchengebieter
Schauderte freudig die Mutter der Menſchen.
Das braune Geſpann fühlte die Fürſtenhand,
Warf den ſtolzeren Nacken empor.
Lang war die Strecke. Die Tropfen des Schweißes
Glitten von Joſefs erhitzter Stirne.
Ha, ihr adeltet wieder
Die erſte der Künſte, verkannt von blöden Geſchlechtern!
Nun war er am Ziele. Da gab er
Dem ſtaunenden Pflüger Geſchenke.
Sein Wagen entrug ihn, die Seele ſo ſtill,
Wie ſcheidende Sonne im Lenze.

Mich. Denis.

(In der Nähe von Brünn, beim Dorfe Slawikowitz, wo ſich das im Gedichte Erzählte ereignete, ließ Fürſt Wenzel Liechtenſtein eine Denkſäule errichten, welche 1837 ſeitens der mähriſchen Stände durch eine aus Gußeiſen erſetzt wurde. Der Pflug, den der Kaiſer gelenkt hatte, befindet ſich im Landesmuſeum zu Brünn).

Die Feldherren Maria Theresias.

Noch weiß ich nicht, ob mir aus der ganzen väterlichen Erbschaft eine einzige Stadt übrigbleiben wird," schrieb bekümmert die kaum vierundzwanzigjährige Kaiserin Maria Theresia, als zwei Wochen nach ihrer Thronbesteigung der Preußenkönig Friedrich ohne Kriegserklärung in Österreichisch-Schlesien eingerückt war und Frankreich, Spanien und Bayern sich gegen die junge Fürstin verbündet hatten. Und ihre Sorgen waren nicht unberechtigt; denn es fehlte in Österreich nicht allein an Geld und Truppen, sondern nach Eugens Tode auch an fähigen Feldherrn. Mußte doch die Kaiserin, nur um einen schlachtenerprobten Führer zu erhalten, den Grafen Neipperg aus dem Festungsgefängnis am Spielberg bei Brünn an die Spitze der Armee berufen, in welches er infolge eines kriegsgerichtlichen Urteils wegen des am 1. September 1739 voreilig und unberechtigt mit der Türkei abgeschlossenen Waffenstillstandes gefangen saß. Und als 24 Jahre später Maria Theresias erstgeborener Sohn Josef den deutschen Kaiserthron bestieg, zählte dasselbe Heer über ein Dutzend sieggekrönte Generale, die ihren Waffenruhm vor dem Schlachtmeister Friedrich dem Großen erworben hatten. Männer ihres Vertrauens, Generäle, deren Führung sich die Armee mit voller Überzeugung unterordnete. So hatte es die erhabene unvergeßliche Monarchin, die österreichische Pallas, wie sie ihre Zeitgenossen bewundernd genannt haben, verstanden, die militärischen Führertalente in den Reihen der Armee zu entdecken und zu fördern. So war es diesem scharfdenkenden von den Hofkünsten und Intriguen unbeirrbaren Frauenverstande gelungen, die richtigen Männer für die richtigen Stellen zu finden. Wenn wir daher die Lebensbilder und Waffentaten der größten Feldherrn Maria Theresias hier entrollen, so vermögen wir dies nur mit dem Hinweise, daß all deren Werden und Können auf die große Kaiserin zurückgeführt werden muß, auf die Monarchin, nach deren Eingebungen und Bestimmungen sie gehandelt, in deren Geiste sie gekämpft haben.

Die Reihe der Feldherrn ist wohl am zweckmäßigsten nach der Zeitfolge zu ordnen, in welcher sie in den Kriegen unter Maria Theresia angefangen haben, in den Verlauf der Feldzüge in einer führenden Rolle einzugreifen.

Als erster ist daher

Karl Joachim Freiherr von Römer

zu nennen. Er, der als Feldmarschall-Leutnant schon in der ersten Schlacht der Kriege Maria Theresias, in der Schlacht bei Mollwitz gefallen ist, kam bereits als Oberst im Jahre 1734 aus der kursächsischen Armee in die österreichische, wo er sofort die Charge eines Generalmajors erhielt. Über seinen Geburtsort und Geburtsjahr, wie über seine frühere Dienstzeit ist so viel wie nichts bekannt geworden. Als nach Maria Theresias Thronbesteigung der österreichische Erbfolgekrieg ausbrach, kommandierte Römer

als Feldmarschall-Leutnant die Reiterei bei der Armee, die sich an der Grenze Schlesiens unter dem Oberbefehl des Grafen Neipperg sammelte. Die Österreicher machten anfangs schnelle Fortschritte und nahmen Grotkau und Ohlau; doch als sie bis an die Neisse vorzudringen suchten, kam es am 10. April 1741 zwischen ihnen und den Preußen zum ersten großen Zusammenstoße. Nach den Dispositionen, welche der Kommandant der Österreicher Marschall Graf Neipperg hierfür erlassen hat, sollte bei dem entstehenden Kampfe die Kavallerie mit dem Säbel in der Faust, die Infanterie mit geschultertem Gewehr in gleicher Front vorrücken; vor jeder Schwadron sollte die Kavallerie eine kleine Zahl Freiwilliger, die Infanterie vor jedem Bataillon einen Zug haben, welche den Feind zuerst anfallen und dessen Feuer auf sich ablenken sollten. Auf dreißig Schritte vom Feinde sollte dann erst das eigene Feuer mit einer Gewehrsalve des dritten und vierten Gliedes eröffnet werden, worauf gleich mit dem Bajonnet vorgestürmt werden sollte. Zu bemerken ist, daß damals die österreichische Infanterie zu vier und die preußische zu drei Gliedern rangiert war, und daß erstere mit hölzernen die letztere mit eisernen Ladestöcken versehen war.

Nachdem die preußische Armee zwischen Hermesdorf und Sampitz in zwei Treffen formiert war, marschierte sie in voller Schlachtlinie mit klingendem Spiele den Österreichern entgegen, ihr zahlreiches, aus 60 Kanonen bestehendes Geschütz auf 100 Schritte vor sich, den linken Flügel an den Saugwitzbach und den rechten an Hermsdorf gelehnt. Auch die Österreicher formierten sich den Preußen gegenüber in zwei Treffen, die Kavallerie an den Flügeln. Vier Husarenregimenter waren als Reserve ausgeschieden.

Die Schlacht begann seitens der Preußen mit einer lebhaften Kanonade gegen die den Anmarsch deckenden Husaren und als diese sich zurückgezogen, auf Römers bereits aufmarschierte Kavallerie. Da deren Front vom rechten preußischen Flügel überragt wurde, zog er sie zunächst nach links, bis er den Preußen in die Flanke kam und stürzte sich dann mit seinen 36 Schwadronen auf den Feind. Der Angriff geschah mit solchem Ungestüm, daß die preußische Reiterei ihn gar nicht abwartete, sondern schon vorher umkehrte. Nun teilten sich die Schwadronen Römers; ein Teil folgte den fliehenden preußischen Reitern und drang mit diesen zugleich auf das zweite Treffen der Preußen ein, das sie mit einem verheerenden Feuer empfing. Erst nach mehreren Versuchen die preußische Infanterie zu durchbrechen, bei welchen die österreichischen Reiter bis zu den preußischen Bajonetten vorgedrungen waren, kehrten die wackeren Reiter um und ritten, da Römer gefallen war, führerlos geworden, zwischen den mittlerweile formierten preußischen Karres gegen den rechten österreichischen Flügel zurück.

Der König hatte, da er seine Kavallerie völlig geschlagen, die Infanterie aber in der größten Gefahr sah, geworfen zu werden, die Schlacht als verloren betrachtet und sich mit einer Schwadron Gensdarmes gegen Oppeln zurückgezogen. F. M. Schwerin, der nun den Oberbefehl führte, ordnete aber die Infanterie wieder und führte sie neuerdings ins Feuer vor. Sie feuerte dabei mit einer Schnelligkeit, von der man bei anderen Heeren noch gar keine Ahnung hatte. Unter diesem überlegenen Feuer schmolzen die Linien der Österreicher zusehends zusammen, ihre hölzernen Ladestöcke zerbrachen; und wer deshalb nicht schießen konnte, suchte hinter dem Anderen Schutz und so ballten sich die Truppen zu regellosen Klumpen von 20 bis 40 Mann zusammen, auf welche das Feuer der preußischen Artillerie geradezu verheerend wirkte. Dies war der Beginn der Entscheidung, die in ihrer Ausnützung zur Folge hatte, daß der König von Preußen ganz Schlesien ungestört besetzen konnte, während sein Bundesgenosse Karl Albrecht, Kurfürst von Bayern, welcher die Staaten seiner Base Maria Theresia bereits in seinem Titel führte, Linz eroberte und geradewegs gegen Wien marschierte.

Als dessen Vortruppen bereits bis Sieghartskirchen vorgedrungen waren, erstand in dem zunächst bedrohten Wien in

Ludwig Andreas Graf von Khevenmüller

ein neuer Helfer in der Not. Als Neffe des großen Feldherrn Montecuccoli hatte Khevenhüller schon unter Prinz Eugen seine militärische Laufbahn begonnen und war bereits 1707 im Alter von 24 Jahren als Oberst an die Spitze der Prinz Eugen'schen Dragoner (heute Nr. 13) berufen worden. Er kämpfte mit seinem Regimente bei Peterwardein, wo er mit dem Auftrage ausgezeichnet wurde, die Nachricht von dem Siege nach Wien zu überbringen. Nachdem er auch bei Belgrad mitgekämpft, benützte er die folgenden Friedensjahre 1718 bis 1733 als Generalmajor zu taktischen und strategischen Studien. Ihr Resultat faßte er in den bekannten „Observationspunkten, dem ihm anvertrauten Dragonerregimente vorgeschrieben" zusammen.

Sie wurden in zwei Quartbänden in Wien 1736 gedruckt und enthalten einen Schatz von wohlüberdachten Vorſchriften für den Kavalleriedienſt.

Drei Jahre ſpäter (1739) erſchienen von ihm ebenfalls zu Wien ähnliche Reglements für die Infanterie und dann 1756 ein Auszug aus beiden Werken unter dem Titel „Kurzer Begriff aller militäriſchen Operationen ſowohl im Felde als in Feſtungen.“ Nachdem Khevenhüller dann noch an den Feldzügen der Jahre 1734 in Italien und 1737 an den Unternehmungen gegen die Türken teilgenommen, erſchien er 1741 in dem von den Bayern bedrängten Wien.

Khevenhüller, damals bereits Marſchall, übernahm allſogleich die Leitung der Verteidigungsinſtandſetzung. Seinem Einfluſſe und ſeiner Wirkſamkeit iſt es zu danken, daß die verfallenen Feſtungswerke der Stadt alsbald ausgebeſſert und Proviant wie Munition in einer für die Abwehr einer Belagerung hinreichenden Menge herbeigeſchafft worden waren. Man dachte ſich in Wien wenigſtens ſo lange behaupten zu können, bis die bei der denkwürdigen Verſammlung zu Preßburg am 11. September 1741 der Königin Maria Thereſia von den ungariſchen Reichstagsmitgliedern verſprochenen ungariſchen Truppenaufgebote herangekommen ſein werden. Als der Kurfürſt Karl Albrecht, welcher gehofft hatte, durch einen raſchen Vormarſch auf Wien die Hauptſtadt zu einer Verteidigung ungerüſtet zu finden, von dem eifrigen Fortſchritt ihrer Verteidigungsarbeiten vernahm, ließ er ſeinen Plan fallen und ſchwenkte gegen Böhmen ab, zu deſſen Eroberung ihm ein franzöſiſches Hilfskorps die Hände bot.

Auf Khevenhüllers Vorſchlag wurde nun beſchloſſen, die aus Kärnten im Anmarſche befindlichen Truppen mit den übrigen noch aufbringbaren Regimentern und ungariſchen Inſurrektionstruppen zu vereinigen und zu einem Vorſtoß nach Oberöſterreich und Bayern zu benützen. Es wurde hierzu vor allem eine Poſtierung längs dem Ybbsfluſſe bezogen, unter deren Schutz ſich die Regimenter bei Waldhofen ſammelten, während die Huſaren und Panduren feindwärts bis an die Enns zu ſtreifen hatten. Bei dieſer Gelegenheit war es, daß der Pandurenchef Trenck die Stadt Steyr überfallen, und von ihrer franzöſiſchen Beſatzung 2000 Mann gefangen nehmen konnte. Später, als vom 10. November an die Regimenter aus Kärnten anlangten, ließ Khevenhüller durch dieſe Grein, Mauthauſen und Wallſee beſetzen und begab ſich, als endlich ſein Korps mit 20 Bataillons Infanterie, 13 Grenadier-Kompagnieen, 1 Küraſſier-, 4 Dragoner- und 1 Huſaren-Regiment, dann 2000 Warasdiner, 3000 Trenckſchen Panduren, einigen Theiſſer-Huſaren und Maroſcher-Grenzern verſammelt war, zu dieſem nach Arſtetten. Ihm gegenüber am linken Ufer der Enns ſtand der franzöſiſche General Graf Segur mit 11 Bataillons, 8 Grenadierkompagnien, 2 Dragoner- und 1 Küraſſier-Regiment, jedes zu 3 Schwadronen, und General Minuzzi mit 4 Bataillons und 1 Küraſſier-Regiment Bayern, wie 600 bayriſchen Landmilizen. Kaum war Khevenhüller bei ſeinen Truppen angelangt, als ſchon nach kurzem Widerſtand die gegneriſchen Verſchanzungen bei Lembach und Trembach in ihre Hände fielen, und unter dem Schutze eines dichten Nebels am 31. Dezember 1741 der Übergang über die Enns bewirkt werden konnte. Die Öſterreicher verloren bei dem ganzen Übergang nur 13 Reiter, welche bei Paſſierung einer Furt in das tiefe Waſſer geraten waren. Segur, welcher in aller Eile das Städtchen Enns räumen mußte, verlor dagegen an die ihn verfolgenden öſterreichiſchen Huſaren und Dragoner 200 Mann, darunter einige Offiziere, den größten Teil des Gepäckes, und ganz bedeutende Proviantvorräte. Nun wurden ſchnell Steyr, Wels, Eſſerding, Iſchl und Gmunden von den Khevenhüllerſchen Truppen, die den Frankobayern ſtets an den Ferſen geblieben waren, beſetzt, während letztere ſich in Linz konzentrierten, das Segur unter allen Umſtänden halten wollte. Es ſchien dies umſo eher möglich, als der bayriſche Feldmarſchall Törring mit 6000 bis 7000 Mann bereits im Anmarſch war, um an dem Entſatze Linz mitzuwirken. Inzwiſchen erhielt aber auch Khevenhüller Verſtärkungen, dem von der Armee des Herzogs Karl von Lothringen unter General Kalkreuter die beiden Reiterregimenter Caraffa und Berens wie das Infanterieregiment Grüne aus Böhmen zugeſendet wurden. Als dann noch von der Kaiſerin Maria Thereſia der Befehl einlief, die Hauptſtadt Linz ſobald als möglich zu nehmen, ging Khevenhüller, der ſein Hauptquartier in Wilhering aufſchlug, am 11. Januar unter ſtarker Bedeckung gegen die Stadt zur Rekognoszierung vor. Sie überzeugte ihn, daß Segur nichts verſäumt hatte, um durch Schanzen und Palliſadierungen die Befeſtigungen der Stadt zu ergänzen. Da es Khevenhüller an ſchwerem Geſchütz zu einer wirkſamen Bekämpfung dieſer Befeſtigungen mangelte, entſchloß er ſich, nur eine Cernierung oder Einſchließung des Platzes vorzunehmen, um ihn durch Aushungerung zu bezwingen. Er beſchloß, daß 6000 Mann Infanterie und 3000 öſterreichiſche Milizen am rechten Ufer die Stadt einſchließen ſollten, mit den übrigen Truppen aber wollte Khevenhüller an den Inn rücken, um von da aus mittelſt Streifpartien

das ganze Bayern zur Verpflegung ſeiner Armee heranzuziehen, und zwar wollte er hierzu die ihm von den ungariſchen Hilfstruppen zugeſandten Inſurrektionshuſaren benützen. Kaum waren die entſprechenden Vorbereitungen getroffen, als von Maria Thereſia der Befehl einlief, daß Linz nicht auszuhungern, ſondern mit Gewalt zu nehmen ſei, wozu ihm ein Geſchützpark von 2 halben Kartaunen, 6 Zwölfpfündern, 4 Sechzigpfündern und 6 dreißigpfündige Mörſer nebſt der nötigen Munition von Wien zukommen wird. Khevenhüller ließ nun in Erwartung dieſer Geſchütze Linz einſchließen, während die öſterreichiſchen Generale Bärnklau und Menzel mit ihren detachierten Korps in Bayern eindrangen, das wichtige Schärding, Ried und Wilshofen faſt ohne Widerſtand beſetzten, bereits München bedrohten.

Der bayriſche Feldmarſchall Graf Törring, den der Kurfürſt auf die Nachricht von dem Einfalle der Öſterreicher in Bayern in Eilmärſchen aus Böhmen abgeſandt hatte, war am 15. Januar zu Paſſau angekommen, von wo er ſich durch einige zu ihm geſtoßene Truppen verſtärkt gegen Schärding wendete. Indeſſen hatte ſich aber auch die Lage des belagerten Linz verſchlimmert. Dieſer Platz war, nachdem die franko-bayriſche Beſatzung vergeblich einen Ausfall unternommen hatte, um gegen den Inn hin durchzubrechen, bald nach Eintreffen des Großherzogs Franz Stefan bei der Belagerungsarmee von den Öſterreichern bombardiert worden. Als aber, trotzdem bis 23. Januar bereits 600 Kugeln und 100 Bomben in die Stadt geſchleudert worden waren, kein rechter Erfolg ſichtbar wurde, verſprach der Großherzog, dieſer fruchtloſen Schießerei müde, den Panduren und Kroaten 200 Dukaten, wenn es ihnen gelänge, die Vorſtädte in Brand zu ſtecken. Und dies wirkte, denn wenige Stunden ſpäter ſtanden ſchon die Vorſtädte Linz in hellen Flammen, während Segur in der Sorge, bei Fortſetzung dieſer Angriffe einen Aufſtand der den frankobayriſchen Truppen ohnehin feindlich geſinnten Linzer entgegen treten zu müſſen, Chamade ſchlagen und durch einen Parlamentär ſeine Bereitſchaft erklären ließ, in eine Kapitulation einzugehen. Als der Großherzog die Annahme der Kapitulation an die Bedingung knüpfte, daß ſich die ganze Beſatzung als kriegsgefangen zu ergeben habe, ſandte Segur den Maréchal de camp, Prinzen Tingri, um dem Großherzoge zu erklären, daß er zuvor das Äußerſte verſuchen werde, ehe er ſich unter dieſen Bedingungen kriegsgefangen ergebe. Der Großherzog ließ ſich darauf in Unterhandlungen ein, erſtens um Zeit zu gewinnen und die Truppen zu ſchonen, und zweitens weil man in Verlegenheit war, eine ſo große Anzahl Gefangener zu erhalten. Schließlich kam noch an demſelben Tage eine Einigung zuſtande, vermöge welcher die Beſatzung mit Waffen, Gepäck und Geſchütz unter der Bedingung ausziehen durfte, durch Jahr und Tag nicht gegen die Königin zu dienen.

Inzwiſchen hatte der öſterreichiſche General Bärnklau Schärding und Paſſau genommen, während Menzels Huſaren bereits bis gegen den Iſar ſtreiften. Sie zu unterſtützen ſandte Khevenhüller nach der Kapitulation von Linz den General Kalkreuter mit Dragonern und Huſaren nach, und rückte, als die Kaiſerin Maria Thereſia ihren Gemahl, den Großherzog Franz Stefan von der Armee zurückberufen hatte, am 30. Jänner mit dieſer ſelbſt an den Inn, wo ſich ihm am 3. Februar die Feſtung Braunau ergab.

Nun beſchloß der Feldmarſchall nach Vereinigung mit F. M. L. Stentzſch, welcher aus Tirol kommen ſollte, weiter vorzurücken und befahl im Augenblicke, als er deſſen Anmarſches ſicher war, dem bereits bis Waſſerburg vorgedrungenen Menzel nach München vorzugehen, welche Stadt ſchon am 13. Februar vor dem öſterreichiſchen Reiterführer kapitulierte.

Maria Thereſia war von dieſen überraſchenden Erfolgen der kaiſerlichen Waffen ſo gerührt, daß ſie Khevenhüller in den herzlichſten Ausdrücken für ſeinen Mut und ſeine erprobte Treue dankte. Sie nannte ihn ihren Retter und begleitete das huldreiche Handſchreiben mit ihrem und des jungen Erzherzogs Joſef (nachmaligen Kaiſer Joſef II.) reich mit Brillanten beſetzten Bildniſſe. Faſt noch mehr als dieſe ausgezeichnete Gnade erfreute den Feldmarſchall das beigeſchloſſene Ehrengeſchenk von 150 000 Dukaten, welches er ſofort unter ſeine tapferen Truppen verteilte.

Der König von Preußen war indeſſen weit in Mähren eingedrungen (im halben Februar bis in die Gegend von Iglau), ſo daß man ſein Erſcheinen vor Wien beſorgen mußte. In dieſer Bedrängnis wurde Khevenhüller beordert, entweder Truppen nach Wien zu ſenden, oder, was man für beſſer hielt, nach Böhmen zu marſchieren und ſich mit dem Herzoge Karl zu vereinigen. Khevenhüller erwiderte, daß „der König von Preußen in dieſer Jahreszeit nichts Bedeutendes unternehmen könne. Wenn Herzog Karl auf der Verteidigung bleibt und Brünn den gehörigen Widerſtand leiſtet, ſo wird Mangel an Lebensmitteln ihn bald zum Rückzuge nötigen. Ein Übergang der Preußen über die Donau wäre unmöglich.“

Herzog Karl war dagegen mit dieſen Anſichten Khevenhüllers nicht einverſtanden. Nach ihm ſollte „man das Kriegsfeuer erſt in den eigenen Landen auslöſchen, ehe man es in fremden entzünde — erſt den Feind aus den eigenen Landen vertreiben, bevor man an die Eroberung fremder denke.“ Nur durch Angriff könne der Feind vertrieben werden und nur dann könne er angreifen, wenn Khevenhüller ihm bedeutende Verſtärkungen ſende. Die Worte des Herzogs Karl erhielten durch die Bewegungen der Preußen vollen Nachdruck. Friedrich war am 19. in Znaim eingerückt; ſeine Vortruppen ſtreiften in Öſterreich. Man glaubte den König ſchon vor Wien und in Preßburg zu ſehen. Khevenhüller erhielt deshalb den Befehl, den General Kalkreuter zu der Armee des Herzogs Karl zu ſenden. Als dann kurz darauf auch unter dem Herzoge von Harcourt zahlreiche franzöſiſche Hilfstruppen anrückten, ſah er ſich ſogar genötigt, den weſtlichen Teil Bayerns zu räumen. Er mußte ſich darauf beſchränken, die übrigen Eroberungen durch eine Truppenkette, welche von Tirol über München bis an die böhmiſche Grenze fortlief und mit den dortigen Unternehmungen in ununterbrochener Verbindung ſtand, zu ſichern. Vornehmlich war es im Jahre 1743 der bayriſche Feldmarſchall Seckendorf, der durch pfälziſche, heſſiſche und kölniſche Truppen verſtärkt bereits einige kleinere Vorteile über die Öſterreicher errungen hatte, und Marſchall Broglio, der während der Blokade von Prag ſich durchgeſchlagen hatte, und nun in Niederbayern erſchien. Trotzdem ging Khevenhüller am 9. Mai plötzlich über den Inn, überrumpelte ein bayriſches, 5000 Mann ſtarkes Korps unter General Minuzzi zu Braunau, vernichtete dasſelbe faſt gänzlich und erzeugte dadurch bei den Franzoſen und Bayern einen ſo paniſchen Schrecken, daß Seckendorf und Broglio nirgends ſeine Ankunft erwarteten, ſondern unaufhaltſam über den Lech nach Schwaben eilten. Anläßlich dieſer erneuerten Erfolge erhielt Khevenhüller ein huldvolles Handſchreiben ſeiner Monarchin, welches beſagte:

Lieber Graf Khevenhüller!

Ihr werdet Euch ohnſchwer beifallen laſſen, wie erfreulich die bei Braunau erfolgte feindliche Niederlage mir zu vernehmen geweſen ſei. Vor allen ſchreibe ſolches des Allmächtigen vor meine gerechte Sache in ſo vielfältigen Gelegenheiten erwieſenem Beiſtande zu, und nach ſolchem Euren ſo vorſichtig als klug gemachten Veranſtaltungen. Des Printzen Carl's Liebden kann nicht genug anrühmen, wie nützlich Ihr ihm hierunter ſowohl als in allen übrigen die gantze Zeit, als er bei der Armee anweſend geweſen iſt, zu ſeiner vollkommenen Zufriedenheit an die Hand gegangen. Daher habe auch die meinige theils ſchriftlich durch gegenwärtiges, theils mündlich durch den zurückkehrenden Generalfeldwachtmeiſter Lucheſe, Euch bezeigen wollen, wie Ihr denn dadurch die um mich und mein Ertzhaus vorhin ſchon gehabte ſtattliche Verdienſte ſehr merklich vermehret habt. Ein ſo glorreicher Anfang macht mir noch beglücktere und größere Folgen mit aller Urſach hoffen, worzu Eure bekannte große Erfahrenheit vieles beitragen kann und wird. Ich verſichere mich alſo auch ſo zuverſichtlich als gnädigſt, Ihr werdet mit dem nämlichen Eifer des Printzen Liebden forthin mit Razh und That auf's beſte an die Hand gehen; wogegen Euch meiner gantz beſonderen Königlichen Huld und Gnade verſichere, womit Euch ſtets zugetan verbleibe.

Prag, den 15. Mai 1743. Maria Thereſia.

Es iſt wohl ſelbſtverſtändlich, daß ſich die öſterreichiſchen Truppen den Abzug der frankobayriſchen Armee zu Nutze machten und in München einrückten, das König Karl VII. nach einem kaum ſechswöchentlichen Aufenthalte abermals verlaſſen mußte. Als die Konvention von Niederſchönfeld am 27. Juni 1743 den Öſterreichern auch noch die feſten Plätze Ingolſtadt, Straubing und Reichenhall in die Hände lieferte, wurde eine förmliche öſterreichiſche Regierung in dem eroberten Lande eingeſetzt. Maria Thereſia ſelbſt erfuhr die Genugtuung, von den Untertanen ihres Vetters, der ſie ihrer Erblande wegen bekriegt hatte, die feierliche Huldigung zu empfangen.

Khevenhüller, welcher ein Korps unter dem General Bärnklau in Bayern belaſſen hatte, war inzwiſchen zur Armee des Herzogs Karl von Lothringen nach dem Rhein abgegangen. Er begleitete dieſen Prinzen in das Lager König Georgs II. von England, um den gemeinſamen Operationsplan für die beiden Armeen zu verabreden. Die Durchführung des Feldzugsplanes begegnete jedoch in der Folge ſehr großen Schwierigkeiten. Zweimal wurde der Rheinübergang bei Rheinweiler mit aller Vorſicht und entſchiedener Bravour verſucht, aber das eigenwillige Kriegsglück hatte dieſe Ehre den öſterreichiſchen Waffen erſt für den künftigen Feldzug vorbehalten.

Khevenhüller, der den öſterreichiſchen Truppen inzwiſchen Winterquartiere in Breisgau und Bayern angewieſen und geſichert hatte, war nach Wien zurückgekehrt, wo er von dem Volke mit lautem Jubel und vom Hofe mit ganz beſonderer Auszeichnung empfangen wurde. Nachdem er noch als ein beſonderes Zeichen der Huld und Zufriedenheit ſeiner Monarchin am 5. Januar 1744 den Ritterorden des goldenen Vließes aus den Händen des kaiſerlichen Gemahls Großherzog Franz Stefan empfangen hatte, verfiel Khevenhüller bald darauf in eine tödliche Krankheit (Blutſturz), ſo daß er ſchon am 23. Januar mit den Sterbeſakramenten verſehen werden mußte. Maria Thereſia, welche Khevenhüller ſelbſt mit einem Beſuche beehrte, zog ſich, voll Trauer über den bevorſtehenden Verluſt eines ihrer treueſten Diener, zwei Tage in ihre innerſten Gemächer zurück. Ihr Gemahl, der Großherzog Franz Stefan, ſowie deſſen Bruder Karl hatten gleichfalls verſchiedene Male und noch am Sterbebette den Feldmarſchall auf ſeinem Krankenlager beſucht. Khevenhüller beſchloß ſeine ruhmerfüllten Tage am 26. Januar 1744, nachmittags um 3 Uhr, in einem Alter von 60 Jahren. Auf das tiefſte erſchüttert brach Maria Thereſia bei der Kunde von ſeinem Tode in die Klage aus: „Ich verliere an Khevenhüller einen getreuen Diener und einen Beſchützer, den nur Gott allein belohnen kann.“

Otto Ferdinand Graf von Abensberg und Traun.

Eifrigſt beſorgt, für den Marſchall Khevenhüller einen würdigen Erſatz zu finden, der geeignet wäre, dem Oberbefehlshaber der Hauptarmee in Deutſchland, dem Prinzen Karl von Lothringen, als Berater zur Seite zu ſtehen, lenkte ſich ihre Aufmerkſamkeit zunächſt auf

Otto Ferdinand Graf von Abensberg und Traun.

Das uralte Geſchlecht Abensberg Traun, welches ſich von dem Stammſchloß Traun im Hausruckviertel in Oberöſterreich, das ſchon im Jahre 1668 zum Majorats-Fideikommiß erklärt wurde, ableitet, zählte in ſeiner Eſchelbergiſchen Linie nur einen einzigen Vertreter, nämlich eben dieſen am 27. Auguſt 1677 geborenen Otto Ferdinand von Traun. Er wurde daher, um ein Ausſterben dieſer Linie zu verhindern, von ſeinem Vater für einen Friedensberuf beſtimmt und beſuchte die hohe Schule zu Halle, wo er Philoſophie und die Rechtsgelehrtheit ſtudierte. Aber kaum hatte ſein Vater Otto Lorenz von Abensberg-Traun die Augen für immer geſchloſſen, trat der junge Traun als Freiwilliger bei den brandenburgiſchen Hilfstruppen ein, nahm dann kaiſerliche Dienſte und machte die Feldzüge der Jahre 1702 bis 1708 im ſpaniſchen Erbfolgekrieg mit.

Das beſte Zeugnis von ſeiner ſchon damals ausgezeichneten Verwendbarkeit gibt die Wahl Guido Starhembergs, der ihn als Generaladjutanten nach Spanien berief, wo er an den vielen glänzenden Unternehmungen ſeines Chefs, den ſeine Zeitgenoſſen nicht anders als den „großen Kapitän“ nannten, mitwirkte. Zur Belohnung ſeiner Verdienſte bekam er 1712 das Eckiſche Infanterieregiment und zwar unter der ehrenden Verbindlichkeit, bei der Armee in Spanien auszuharren. „Dieſer junge Menſch wird Armeen kommandieren,“ erwiderte Starhemberg dem britiſchen Feldherrn Stanhope, als dieſer Traun zum erſten Male im Hauptquartiere ſah und über deſſen freimütigen Äußerungen geärgert in wegwerfendem Tone fragte: „Wer iſt denn der junge Menſch?“

Nach dem ſpaniſchen Feldzuge kämpfte Traun in der Lombardei, und wurde in dem blutigen Treffen bei Francavilla, das, obwohl an ſich unentſcheidend, dennoch den Verluſt Siziliens für die Spanier entſchied, gefährlich verwundet.

Im Feldzuge von 1734 in Italien zeichnete er ſich bei der Verteidigung von Capua und zwar beſonders in zwei Unternehmungen aus. Bei der erſten nahm er dem Feinde mittelſt eines kühnen Ausfalls 40 Proviant- und Munitionswagen, nebſt 70 000 Dukaten ab, bei der zweiten gelang es ihm durch ein waghalſiges Manöver die Spanier in das verheerende Feuer einer verdeckten Batterie zu locken. Im folgenden Jahre (1735) wurde dieſem Helden ein ſelbſtändiger Auftrag zu teil. Er ſollte dem im ſüdöſtlichen Ungarn ausgebrochenen Aufſtande ein Ende bereiten, was ihm, nachdem es ihm gelungen war, den Hauptteil der Aufſtändigen in einem Walde bei Arad einzuſchließen, in kürzeſter Zeit gelang.

Durch Kaiſer Karl VI. zum geheimen Rat und Interimsſtatthalter des Herzogtums Mailand ernannt, erklärte der Feldzeugmeiſter ſich im Hinblicke auf die erſchöpften Staatskaſſen mit der Hälfte der ihm gebührenden Einkünfte begnügen zu wollen. Im Jahre 1737 auch noch zum Gouverneur von Mantua, Parma und Piacenza und unmittelbar vor dem Ableben des Kaiſers zum Feldmarſchall ernannt, wurde Traun von der Königin Maria Thereſia in allen ſeinen Ämtern und Würden beſtätigt und nahm 1741 von den genannten Herzogtümern die Erbhuldigung für die neue Regentin entgegen.

Bald nachher beim Übergreifen des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges nach Italien, zum Oberbefehlshaber der vereinigten öſterreichiſchen und ſardiniſchen Streitkräfte ernannt, beſetzte Traun im Februar 1742 das modeneſiſche Gebiet, während ſich die Spanier unter dem Kommando Montemars zurückzogen. Beide Armeen ſtanden ſich darauf am Panaro längere Zeit untätig gegenüber, bis im Februar 1743 der neue Kommandant der ſpaniſchen Armee General Gages zur Offenſive überging. Doch gelang es Traun, den Angriff des um vieles überlegenen Gegners in der Schlacht bei Campo Santo am 8. Februar 1743 erfolgreich zurückzuweiſen. Der Feldmarſchall hatte ſich in dieſer Schlacht perſönlich in bemerkenswerter Weiſe exponiert und zwei Pferde unter dem Leibe verloren.

Trotz ſeiner Bemühungen von Wien aus zu wenig unterſtützt, vermochte der Marſchall gegenüber der numeriſchen Überzahl der ſpaniſchen Truppen keine weiteren nennenswerten Operationen zu unternehmen, umſomehr als ihn auch die ſardiniſchen Alliierten oft im Stiche ließen. Darüber verſtimmt übergab Traun das Kommando an den Fürſten Lobkowitz und verließ Italien. Maria Thereſia ſelbſt hatte ihn inzwiſchen zum kommandierenden General in Mähren ernannt und fügte bald darauf die Verleihung des goldenen Vließes hinzu. Als ihre Wahl nach dem Tode Khevenhüllers auf Traun fiel, betraute ſie ihn mit der ehrenvollen Aufgabe, dem Prinzen von Lothringen in der Führung der kaiſerlichen Armeen am Rhein zur Seite zu ſtehen. Aber kaum hatten unter Trauns Einfluß die Operationen des Feldzuges 1744 am Rhein einen günſtigeren Anfang genommen, als König Friedrich II. von Preußen wieder unerwartet in Böhmen einbrach, zu deſſen Schutze auch die Rhein-Armee in die Erblande zurück mußte. Unter dieſen ungünſtigen Umſtänden machte ſich das Führertalent Trauns in der glänzendſten Weiſe geltend. Der ganze Rückzug der Öſterreicher aus dem Elſaß durch Bayern und die Oberpfalz nach Böhmen, insbeſondere aber der am 23. und 24. Auguſt unter den Augen des auf beiden Ufern poſtierten Feindes bewerkſtelligte Rheinübergang, werden für alle Zeiten als hervorragende Leiſtungen gelten.

In Böhmen ſelbſt verſtand es Traun, die Preußen fortwährend in Atem zu halten, ihnen die Zufuhren abzuſchneiden und ſie ſo einzuengen, daß Friedrich II. ſich genötigt ſah, ſeine hart mitgenommenen Truppen anfangs November über die Elbe zurückzuführen und gegen Ende des Jahres 1744 Böhmen vollſtändig zu räumen. Wenn der König von ſich ſelbſt geſtand: „Es hat noch kein General mehr Fehler gemacht, als der König in dieſem Feldzuge,“ ſo ſchrieb er andererſeits mit hoher Anerkennung von Traun: „Das Verhalten des Herrn von Traun iſt ein Muſter, welches jeder Soldat, der ſein Handwerk liebt, ſtudieren ſollte, um es nachzuahmen, wenn er das Talent dazu hat.“

Mit der gleichen Geſchicklichkeit drängte Traun im folgenden Jahre (1745) die weit überlegenen Franzoſen aus Bayern und aus Deutſchland bis über den Rhein zurück und ermöglichte ſo, daß in der alten Wahlſtätte der römiſchen Kaiſer deutſcher Nation, Frankfurt am Main, die neue Kaiſerwahl ungeſtört vorgenommen werden konnte, bei welcher Großherzog Franz Stephan von Toscana, der erlauchte Gemahl der Königin Maria Thereſia die ehrwürdige Krone des Reiches empfing. Im Jahre 1747 zum Kommandanten von Siebenbürgen ernannt, ſollte es Traun nur noch kurze Zeit vergönnt ſein, ſich dieſer letzten Auszeichnung zu erfreuen; am 10. Februar 1748 hauchte er zu Hermannſtadt ſeine edle Seele aus.

In der chronologiſchen Reihenfolge ihres Wirkens unter der Kaiſerin Maria Thereſia folgte dem Marſchall Traun

Lothar Joſeph Dominik Graf von Königsegg und Rothenfels.

Auch dieſer am 17. Mai 1673 als der fünfte Sohn des Reichsvizekanzlers, Staats- und Konferenzminiſters Leopold Wilhelm Grafen von Königsegg geborene Held, war gleich Eugen für den geiſtlichen Stand beſtimmt. Schon in ſeinem 16. Lebensjahre zum Domherrn zu Salzburg und Paſſau ernannt, ſollte er ſeine bei den Jeſuiten zu Beſançon begonnene Bildung und geiſtliche Erziehung in Rom vollenden. Aber der Jüngling, welcher eine beſondere Vorliebe für den Soldatenſtand nährte, verließ Rom und betrat bei dem kaiſerlichen Heere in Ungarn die kriegeriſche Laufbahn. Zuerſt diente Königsegg in dem Küraſſierregimente Hohenzollern bis zum Frieden (von 1691—1699), worauf er in den Infanteriedienſt übertrat und als Infanteriſt in den Feldzügen am Rhein (1702) und in Italien (1703) mitkämpfte, wo er bei einem Sturm bei Landau verwundet, und am 14. Oktober in dem heißen Gefechte bei Biſchweiler in franzöſiſche Gefangenſchaft geriet. Im Jahre darauf war Königsegg ſchon wieder frei und focht in Italien. Als Gouverneur von Mirandola 1705 in dieſer Feſtung eingeſchloſſen und belagert, leiſtete er durch 4 Wochen den hartnäckigſten Widerſtand. In der Schlacht bei Turin im Jahre 1706 neuerdings ausgezeichnet und zum Feldmarſchall-Leutnant befördert, führte Königsegg von 1707 bis 1712 den Oberbefehl in Mantua, war ſodann bald in Kriegs-, bald in Hofdienſten wie Staatsgeſchäften verwendet. Er begleitete den Prinzen Eugen im Jahre 1714 nach Raſtadt, wirkte bei dem Barrière-Traktat mit der Republik der vereinigten Niederlande im Jahre 1715 mit und reiſte dann an den Hof in London, um die Forderungen der Generalſtaaten zum Intereſſe ſeines Monarchen herabzuſtimmen. Im Jahre 1716 mit der Gräfin von Lannoy vermählt, blieb Königsegg vorerſt als Generalgouverneur der öſterreichiſchen Niederlande in Brüſſel, ging 1718 als kaiſerlicher Geſandter an den franzöſiſchen Hof nach Paris, wurde ſpäter zum Gouverneur von Siebenbürgen und 1723 zum Feldmarſchall ernannt, kam dann als kaiſerlicher Geſandter nach dem Haag und von da 1725 nach Spanien. Im Jahre 1730 finden wir Königsegg in Wien, um die Funktionen eines Vizepräſidenten des Hofkriegsrates anzutreten. Als Feldmarſchall Mercy 1734 vor Parma gefallen war, wurde der Feldmarſchall Königsegg zur Übernahme des Oberbefehles der kaiſerlichen Armee nach Italien beordert. Es gelang ihm, die Secchia unbemerkt zu überſchreiten und die Franzoſen in ihrem verſchanzten Lager bei Quiſtello zu überfallen. Nicht ſo glücklich war das Treffen bei Guaſtalla, in welches Königsegg bei ſeinem weiteren Vordringen ſich einließ. Zum Rückzuge veranlaßt, berührte er das Gebiet der neutralen venetianiſchen Republik, welche darauf ſofort eine Beſchwerde beim kaiſerlichen Kabinet erhob. Aber Königsegg, der indeſſen den Oberbefehl an Khevenhüller übergeben hatte, rechtfertigte ſich gegenüber ſeinen Monarchen ſo vollſtändig, daß ihm der Kaiſer Karl VI., als der Feldzug des Jahres 1737 gegen die Türken keinen glücklichen Verlauf genommen hatte, den Oberbefehl übertrug. Allein ſelbſt ein Talent wie das ſeinige, war nicht mehr imſtande, den Gang der Ereigniſſe in das richtige Geleiſe zu bringen. Die unter ihm bei Cornia und Mehadia erfochtenen Vorteile, der Menſchenverluſt, womit die Türken Orſowa bei dem tapferen Widerſtande der kaiſerlichen Beſatzung erkaufen mußten, und ſelbſt das heiße Gefecht, in welchem ihre Scharen bei dem Übergang der Kaiſerlichen über die Save zurückgeworfen wurden, vermochten ihnen die einmal gewonnene Überlegenheit nicht mehr zu nehmen. Immerhin konnte Königsegg die Armee knapp vor dem Schluſſe des Krieges in einem beſſeren Zuſtande ſeinem Nachfolger übergeben, als er ſie übernommen hatte. Nachdem Königsegg eine kurze Zeit als Präſident des Hofkriegsrates tätig geweſen, und von Maria Thereſia zum Haus- und Landzeugmeiſter berufen worden war, ſandte ſie ihn 1742 nach Böhmen, um dem Herzoge Karl von Lothringen, der damals den Oberbefehl übernommen hatte, mit ſeinen Erfahrungen zur Seite zu ſtehen. Hier machte er ſich beſonders vor Prag wie bei jenen nachfolgenden Operationen nützlich, durch welche es dem Herzoge Karl gelang, ſich mit den Truppenabteilungen des Großherzogs von Toscana, wie mit denen des Feldmarſchalls Khevenhüller in eine ſolche Verbindung zu ſetzen, daß Böhmen geſichert und Bayern neuen Operationen geöffnet wurde. — Königsegg ging darauf nach Wien zurück, um den Plan für den nächſten Feldzug zu entwerfen und die Kabinetsgeſchäfte zu übernehmen. Im Jahre 1744 wurde er bei dem Heere der Bundesgenoſſen Maria Thereſias, nämlich dem der alliierten Engländer, Hannoveraner und Holländer eingeteilt. Da bei dem ſchwankenden Syſteme der Generalſtaaten und bei den unbeſtimmten Vollmachten und Maßregeln ihrer Befehlshaber der gemeinſame Oberkommandant Herzog von Cumberland das Heer alsbald verließ,

ging auch (Mai 1745) der ihm zugeteilt gewesene Königsegg nach Wien zurück, wo er bis zu seinem am 8. Dezember 1751 erfolgten Tod als Konferenzminister wirkte.

Von dem Grafen von Königsegg, der mehr als Staatsmann verwendet, sich im Felde vornehmlich nur unter der Firma von Prinzen, die vor ihren ersten Feldherrnversuchen gestanden waren, betätigt hatte, wenden wir uns

Maximilian Ulysses Graf von Browne

zu, der als Sohn des kaiserlichen Reiteroberſten Ulysses, Graf von Browne am 23. Oktober 1705 zu Basel geboren, seine militärische Laufbahn in dem Regimente seines Oheims Georg Browne angetreten hat. Nachdem er 1718 bis 1720 den Feldzügen in Ungarn und Sizilien beigewohnt, kam er als junger Oberstleutnant mit seinem Regimente im Jahre 1730 nach Italien, rückte seiner Verdienste wegen zum Obersten vor und kämpfte als solcher in den Schlachten bei Parma und Quistello, wo er auch verwundet wurde. Nach dem ungünstigen Feldzuge, in welchem der Feldmarschall Königsegg nach Tirol zurückzugehen sich genötigt sah, wurde Browne zur Deckung Tirols bestimmt und für seine vorzüglichen Leistungen nach geschlossenem Frieden zum General ernannt.

In dem folgenden Türkenkriege (1737) rückte Browne unter dem Prinzen von Hildeburghausen in Bosnien ein und machte sich in dem unglücklichen Treffen bei Banjaluka am 4. August 1737 und bei den Unfällen des Rückzuges über die Save so verdient, daß er mit einem andern (dem 36.) Infanterie-Regimente belohnt und nach manchen anderen Auszeichnungen in den späteren, freilich nicht glücklicheren, aber für ihn immer rühmlichen Feldzügen von 1738 und 1739, von Karl VI. noch zum Feldmarschall-Leutnant und Hofkriegsrat befördert wurde.

Nach dem Belgrader Frieden mit der Türkei erhielt Browne das Kommando in Schlesien. Hier gab der 1740 ausbrechende schlesische Krieg ihm Gelegenheit, sich als Heerführer zu zeigen. Das bei Neisse sich zusammenziehende österreichische Korps wurde unter seinen Befehl gestellt. Nichts versäumend, was die Offensivbewegung der Preußen zu erschweren dienen konnte, versah er Neisse mit den nötigen Kriegs- und Mundvorräten und führte hierauf seine Truppen, nur schrittweise der Übermacht weichend, bis Weißwasser in die Winterquartiere an der mährischen Grenze zurück. Zu Ende März drang er unter dem Kommando des Feldmarschall Grafen Neipperg wieder in Schlesien ein, kommandierte in der Schlacht bei Mollwitz, in welcher er leicht verwundet wurde, den kaiserlichen rechten Flügel, sowie auch in der Schlacht bei Caslau, wo er als ältester F. M. L. die Infanterie befehligte. Nach dem Breslauer Frieden stand Browne den Franzosen in Böhmen gegenüber, zog dann dem Feldmarschall Khevenhüller nach Bayern zu Hilfe und leitete hier den Angriff auf Deckendorf 26. Mai 1743. Zu Ende Juni wurde er von Maria Theresia nach Hanau zum Empfange Georgs II. von England gesendet, nahm dort an den wichtigsten Beratschlagungen Teil und ging nach des Königs Abreise als wirklicher kaiserlicher geheimer Rat nach Wien. Im Jahre 1744 begleitete Browne den in Italien den Oberbefehl führenden Fürsten Lobkowitz dahin und verfolgte gleich nach Eröffnung des Feldzuges die spanische Armee bis an die Grenze Neapels.

Im Jahre 1745 kommandierte Browne unter dem Oberbefehle Batthyanys wieder in Bayern und nahm Vilshofen in einem dritten Sturme, nachdem die tapfere Besatzung des in sich wenig haltbaren Platzes die beiden ersten Angriffe mutig abgeschlagen hatte. Browne wurde hier in der Abenddämmerung, als er der unnützen Plünderung Einhalt gebieten wollte, durch den Schenkel geschossen. Nachdem Browne zu Passau von seiner Verwundung wieder genesen war, wurde er zum Feldzeugmeister ernannt, ging an den Rhein und 1746 nach dem mittlerweile zustandegekommenen Dresdner Frieden, an der Spitze von 30 000 Mann nach Italien. Mit seiner Ankunft schien auch das entwichene Kriegsglück zur österreichisch-sardinischen Armee wiederzukehren. Guastalla mußte sich ergeben, nachdem Browne den anrückenden spanischen Entsatz durch Nadasdy hatte zurückwerfen lassen. Reggio wurde dem Feinde nach kurzem Besitz wieder abgenommen, und am 20. April Parma besetzt. Jetzt vereinigte sich Browne mit der Armee des Fürsten Wenzel Liechtenstein, worauf es am 16. Juni zur Schlacht bei Piazenza kam, in welcher Browne den linken Flügel kommandierte und nach dem heiß errungenen Siege, an Stelle des erkrankten Fürsten Liechtenstein, den Oberbefehl führte. Da sich inzwischen Piazenza ergeben hatte, und auch das Gebiet Mailands von den Österreichern erobert worden war, kam nun die Reihe an Genua, durch dessen Eroberung sich die Kaiserlichen den Eingang in die Provence öffnen konnten. Der Senat von Genua glaubte die Stadt durch die Gebirgskette gedeckt, die unter dem Namen der Bochetta bekannt bis dahin noch von keinem Feinde

überſchritten worden war. Browne aber bezwang ihre Felſenwände und ſicherte dadurch die Eroberung von Genua, die dem Sieger ſelbſt am 5. September die Tore öffnen mußte. Browne legte der Stadt eine Kontribution von ſieben und einer halben Million Gulden auf und gab ihr eine Beſatzung, an deren Spitze er den Grafen Botta ſtellte; er ſelbſt aber verfolgte ſeinen Plan, über den Varo zu ſetzen und in die Provence einzubrechen.

Am 30. November erzwang Browne mit Hilfe einiger engliſcher Kriegsſchiffe den Übergang über den Varo, eroberte die Inſeln St. Honcrat und St. Margarethe und eröffnete am 27. Dezember einen Angriff auf Antibes. Als er aber erfuhr, daß das auf ſeiner einzigen Nachſchublinie gelegene Genua inzwiſchen von den Öſterreichern geräumt werden mußte, gab er, da ſich indeſſen auch ein franzöſiſcher Entſatz der Stadt Antibes näherte, am 19. Januar 1747 die Belagerung auf und bewerkſtelligte am 3. Februar ſeinen Rückzug über den Varo ſo geſchickt, daß er auch nicht einen Mann verlor. Hierauf erhielt Browne den Oberbefehl über die gegen Genua beſtimmte Armee, rückte am 4. Juni 1748 von Codogno aus auf das Gebiet der Republik vor und vertrieb die Franzoſen aus ihren Stellungen, erhielt jedoch mitten unter dieſen gelungenen Operationen die Nachricht von dem Beitritte der Kaiſerin zu den Aachener Friedenspräliminarien.

Nach endlich erfolgtem Definitivfrieden ging Browne im Jahre 1749 als Gouverneur nach Siebenbürgen, welchen ehrenvollen Poſten er aber nur zwei Jahre bekleidete, da er 1751 das Generalkommando in Böhmen erhielt. 1754 zum Feldmarſchall ernannt, hatte Browne, als Friedrich II. im September 1756 in Sachſen einrückte, den Oberbefehl übernommen und rückte von Budin aus vor, mit der Abſicht, Friedrichs Aufmerkſamkeit von den Sachſen ab und auf ſich zu lenken. Aber der König ließ einen Teil ſeiner Kriegsmacht in Sachſen, um die dort eingeſchloſſenen ſächſiſchen Truppen in Schach zu halten, und ging mit ſeiner Hauptmacht den Öſterreichern entgegen, mit welchen er am 1. Oktober 1756 bei Lobositz zuſammentraf. Hier kam es zwiſchen den beiden Armeen zu einem äußerſt blutigen Treffen, in welchem der König, trotz aller aufgewendeten Tapferkeit der Öſterreicher unter den Flammen des in Brand geſchoſſenen Lobositz das Feld behaupten konnte. Nun entwarf Browne eine ſeiner kühnſten Unternehmungen. Um den bei Pirna vom König Friedrich II. eingeſchloſſenen Sachſen Hilfe zu bringen, entſchloß er ſich, das Gebirge zu überſetzen und traf am Königſtein mit 8000 Mann ein, wo er der Verabredung gemäß die in der Nacht vom 11. auf den 12. Oktober über die Elbe ausbrechenden Sachſen erwarten wollte. Aber es vergingen zehn Tage, die ſeine Truppen im rauhen Gebirgsklima unter freiem Himmel ohne Zelte zubringen mußten, bis ſie der Mangel an Proviant zum Rückmarſche zwang. Die unentſchloſſenen Sachſen hatte ein äußerſt ſtürmiſches Regenwetter an dem Übergang über die Elbe behindert, wodurch die ganze Aktion in Brüche ging. Ohne ſeine Abſicht erreicht zu haben, aber auch ohne Verluſt kehrte Browne mit ſeinem Korps nach Böhmen zurück, wo er bis zur Eröffnung des neuen Feldzugs 1757 Lager bezog. In dieſem wurde Browne dem Prinzen Karl von Lothringen untergeordnet, wofür ihn die Kaiſerin durch die Verleihung des goldenen Vließes entſchädigte.

Die Preußen rückten 1757 in Böhmen in 4 Abteilungen ein, die ihre Richtung auf Prag nahmen, wo es am 6. Mai zur Schlacht kam, in welcher Browne den erſten Angriff der Preußen mit großer Tapferkeit zurückſchlug. Im Begriffe, zum Gegenangriffe überzugehen, wurde er ſchwer am Schenkel verwundet und mußte ſich vom Schlachtfelde tragen laſſen. Der von den Öſterreichern faſt erkämpfte Sieg wurde ihnen aber wieder entriſſen, weil man Brownes Rat entgegen den fliehenden Preußen zu ungeſtüm nachfolgte. Der gefährlich verwundete Browne mit der Armee in Prag eingeſchloſſen, hatte auf ſeinem Krankenlager mit ſchwerem Kummer den Verluſt der Schlacht vernehmen müſſen; doch wurde ihm, der am 26. Juni 1757 zu Prag ſtarb, noch vor ſeinem Ableben der Troſt zu teil, daß infolge der glorreichen Schlacht von Kolin das ſchwerbedrängte Prag entſetzt werden konnte, und daß ihm der Sieger Daun ſelbſt die Nachricht noch überbringen konnte.

Browne wurde in der Kapuzinerkirche St. Joſef in der Neuſtadt Prags beerdigt, noch im Tode von Friedrich II. geehrt, der ihn ausdrücklich als einen ſeiner Lehrer in der Kriegskunſt bezeichnete.

Karl Joſef Fürſt von Batthyany,

der nächſte Held, den wir in der Reihe der Feldherren Maria Thereſias zu erwähnen haben, wurde 1697 geboren, trat nach den letztwilligen Beſtimmungen ſeines bereits 1703 verſtorbenen Vaters, des Türkenſiegers Banus von Kroatien Adam Batthyany, ſchon mit 18 Jahren in öſterreichiſchen Kriegsdienſt. Er kämpfte in der Schlacht bei Peterwardein, machte die Belagerungen von Belgrad und Temesvar mit, war

einige Zeit bei der österreichischen Gesandtschaft zu Konstantinopel und folgte bereits als Generalmajor im Jahre 1734 seinem trefflichen Meister — Eugen — an den Rhein.

Hierauf kämpfte er unter Khevenhüller im Jahre 1737 bei Rudowatz und 1738 bei Comnia, wo er für seine Verdienste auf dem Schlachtfelde zum General der Kavallerie befördert wurde. Karl VI. ernannte ihn bald darauf auch zum wirklichen geheimen Rat, in welcher Eigenschaft Batthyany als Gesandter und bevollmächtigter Minister an den Hof von Berlin ging. Nach seiner Rückkehr übernahm er das Kommando der dem Prinzen Karl von Lothringen untergeordneten Reiterei und focht an ihrer Spitze alle Schlachten mit. Wunder der Tapferkeit hatte Batthyany in dem Treffen bei Caslau getan, das größtenteils durch ihn bereits gewonnen war, als die Infanterie, vorschnell zur Plünderung übergehend, in Unordnung kam und die Früchte ihrer Anstrengung verlor. Den Rückzug deckte Batthyanys Reiterei und verhinderte, daß er zur Flucht wurde. Nach der Einnahme Prags, bei der Batthyany am südlichen Teile der Stadt aufgestellt, zwei Ausfälle zurückgeschlagen hatte, folgte er dem General Nadasdy nach Bayern, als dessen Gouverneur er nach des Landes gänzlicher Eroberung seinen Sitz in München aufschlug.

Als der König von Preußen im Jahre 1744 erneuert in Böhmen eingefallen war, eilte Batthyany an der Spitze von etwa 20 000 Mann nach Böhmen, stellte sich bei Rakonitz auf, vereitelte einen Versuch der Preußen auf die österreichischen Magazine von Lebensmitteln zu Beraun, sicherte deren Transport nach Pilsen, hielt der vom Rheine heranziehenden Hauptmacht unter Karl von Lothringen die Pässe bei Cham und Furt offen und vereinigte sich dann mit der Hauptarmee.

Darauf erhielt Batthyany den Auftrag, in Bayern einzudringen; da er aber über nicht mehr als 12 000 Mann verfügte, fiel er, ehe sich sein mehr als dreimal stärkerer Gegner sammeln konnte, über Vilshofen her, das er mit stürmender Hand einnahm, eroberte Dingelfingen, schlug bei Pfaffenhofen am 15. April die unter General Segur vereinigten Franzosen und Pfälzer total und verfolgte sie über Rain und Donauwörth bis nach Schwaben.

Zum Feldmarschall ernannt, übernahm Batthyany den Oberbefehl, welchen der Herzog von Aremberg bei der „Pragmatischen Armee" geführt hatte. Alles war an seiner Vereinigung mit der Traun'schen Armee gelegen, welche Batthyany durch einen Marsch über die unwegsamen Felsen, durch die dichten Wälder, beschneiten Bergrücken und morastigen Täler des Spessart, trotz des herrschenden Regenwetters und der hochangeschwollenen Bäche glücklich bewirken konnte. Mit der vereinigten Macht, über welche nun der Großherzog den Oberbefehl übernahm, jagten Traun und Batthyany ohne sonderliche Mühe die Franzosen über den Rhein zurück. Batthyany wurde hierauf bei der Armee in den Niederlanden eingeteilt und bezog hinter der Dyle (im Mai 1746), ein von ihren sumpfigen Ufer und Verschanzungen gedecktes Lager. Erst durch angekommene Verstärkungen zur Offensive befähigt, rückte Batthyany bei der Ankunft des Prinzen Karl in das Lüttische vor, ging mit ihm über die Maas zurück und focht in dem unglücklichen Treffen bei Raucoux im Oktober 1746 mit. Im Treffen bei Lawfeld im Juli 1747 hatte sich Batthyany behauptet, bis ihm der Herzog von Cumberland melden ließ, er würde sich zurückziehen; und so trat auch Batthyany seinen Rückzug an, unverfolgt von dem Feinde und in guter Ordnung.

Nach hergestelltem Frieden betraute die Kaiserin den verdienten Feldherrn Batthyany mit dem ehrenvollen Amte eines Erziehers des Kronprinzen Erzherzog Josef (dem nachmaligen Kaiser Josef II.), welcher nach erlangter Großjährigkeit seinen Erzieher als Obersthofmeister beibehielt.

Batthyany starb am 15. April 1772, aufrichtig betrauert von der Monarchin und vom ganzen Heere, dem er so lange Zeit ehrenvoll und mit freudiger Pflichterfüllung angehört hatte. Eine Stiftung von 50 000 Gulden, welche der Fürst kurz vor seinem Ableben für die Erziehungsanstalten bei seinem Dragonerregimente (seit dem Jahre 1851 in das Ulanenregiment Nr. 9 Fürst Karl Liechtenstein umgewandelt), gründete, hält das Andenken an diesen getreuen Palatin Maria Theresiens in den Reihen seines einstigen Regimentes für immer wach.

Karl Herzog von Lothringen und Bar.

Ein Enkel des berühmten Karl V., Herzog von Lothringen, der mit Sobiesky im Jahre 1683 die Türken vor Wien besiegte, war Herzog Karl Alexander, am 12. Dezember 1712 zu Luneville geboren, und erhielt, 24 Jahre alt, im Jahre 1736 von Kaiser Karl VI. ein Infanterieregiment. Bald darauf zum Generalmajor befördert, wurde der junge Herzog, nachdem er noch an den Kriegen gegen die Türken mit Auszeichnung teilgenommen hatte, von seiner Schwägerin Maria Theresia bei ihrer Thronbesteigung zum

Feldmarschall ernannt. Als solcher behauptete er im österreichischen Erbfolgekriege im Jahre 1741 den festen Paß bei Budweis wider die Franzosen und Bayern und übernahm hierauf 1742 den Oberbefehl in Böhmen. Das Treffen bei Caslau, die Belagerung von Prag, der Zug nach Bayern, mit dem Siege bei Braunau und der völligen Unterwerfung des Kurfürstentums, der im nämlichen Feldzuge (1743) versuchte und im folgenden (1744) bewerkstelligte Übergang über den Rhein, der Rückzug nach Böhmen mit allen seinen Folgen, alles dieses ist in den Biographien Königseggs, Khevenhüllers, Trauns und Nadasdys, die dem Herzog Karl zur Seite gestanden waren, bereits erwähnt.

Prinz Karl nahm noch am Kriege des Jahres 1745 und 1746 teil und lebte nach dem Aachener Frieden meistens in Brüssel, wo er als Generalkapitän der österreichischen Niederlande wirkte. Im siebenjährigen Kriege finden wir Prinz Karl in der Schlacht bei Prag, die von 9 Uhr morgens bis 8 Uhr abends dauerte. Bekanntlich hatte Prinz Karl sich in die Stadt werfen und bis zu Dauns Siege bei Kolin mit fast 50 000 Mann eine schwere Belaegrung überdauern müssen; aber er fand seine Entschädigung in den Fortschritten, die er dann hinter dem abziehenden Feinde in Lausitz und Schlesien machte. Indessen der König von Preußen gegen die Unternehmungen der Verbündeten seine Macht teilen mußte, hatte Karl durch Nadasdy Schweidnitz nehmen lassen und selbst bei Breslau einen bedeutenden Sieg erfochten.

Nach der Schlacht bei Leuthen reiste der Prinz nach Wien und legte hier trotz der ihm bereiteten vortrefflichen Aufnahme und den vielfachen Zeichen eines ungeschwächten Vertrauens seitens der Monarchin den Oberbefehl für immer nieder. Der Prinz ging nun wieder nach den Niederlanden zurück und verlebte seine Tage in Brüssel, wo er sich die Liebe der Niederländer in einem so ausgezeichneten Grade zu erwerben wußte, wie sie vor ihm nur Philipp der Gute und Karl V. besessen haben. Mit Recht sagt ein Zeitgenosse von ihm: „le prince possedait le plus heureux de tout le dons, celui de se faire aimer."

Franz Graf Nadasdy

war 1708 geboren und trat schon 1727 in österreichische Kriegsdienste, focht 1734 unter Eugen und in den Feldzügen am Rheine und machte den dreijährigen Krieg wider die Pforte von 1737 bis 1739 mit, während welchem er in die Oberstencharge gelangte. Der Zeitraum seiner größten Tätigkeit fällt in den österreichischen Erbfolgekrieg und in die ersten Jahre des siebenjährigen. In Böhmen nahm Nadasdy im November 1741 den vereinigten Franzosen und Bayern nach einem heißen Gefechte den Posten Neuhaus weg. Nun zum Generalmajor ernannt, drang er unter Khevenhüller in Bayern ein, besetzte Neuhaus in der Oberpfalz und nahm durch geschickte Überfälle viele von den französischen Truppen gefangen, die sich unter Belleisle aus Prag nach Eger durchgeschlagen hatten. In Bayern hob Nadasdy im Mai 1743 den unternehmenden französischen Parteigänger La Croix auf, siegte bei Braunau und nahm Otting, Burghausen, Mühldorf und andere Posten zwischen dem Inn und der Salza weg, bis der Neutralitätsvergleich zu Niederschönfeld seiner Tätigkeit ein Ende bereitete. Hierauf zog Nadasdy mit dem Herzoge Karl von Lothringen an den Rhein, wo er an dem Entwurfe des bei Schreck im Juli 1744 durchgesetzten Überganges über den Rhein mitwirkte. Nadasdys Vortruppen waren auch die Ersten, welche in Booten den Übergang eröffneten. Unter ihrem Schutz, und unter dem der Trenkschen Panduren, wurde die Brücke geschlagen, über welche bis mittags bereits bei 6000 Mann leichter Truppen den Uferwechsel vollzogen hatten. Am andern Morgen stand auch schon Herzog Karl jenseits des Rheins, den mittlerweile auch Bärenklau und Daun zwischen Stockstadt und Weißenau überschritten hatten.

Nadasdy trachtete nun den Franzosen in der Besetzung der Linien von Lauterburg und Weißenburg zuvorzukommen und eroberte Hagenau und Elsaß Zabern. Aber der Einfall des Königs von Preußen in Böhmen machte allen diesen Unternehmungen ein Ende; die Reichsarmee mußte unter Trauns Führung zum Schutze Böhmens zurück, wobei sich Nadasdy seinem Feldherrn wiederholt nützlich machte.

In der Schlacht bei Trautenau im Jahre 1745 gelang Nadasdy der erste Angriff auf das preußische Lager so gut, daß er die Kriegskasse und sogar das Zelt des Königs erbeutete. Aber eine Unordnung der Verfolger gab den Preußen wieder Gelegenheit zu einem Gegenangriffe, der die Verfolger zum Rückzuge nötigte.

Nach dem Friedensschlusse zu Dresden zu der Armee nach Italien bestimmt, wurde Nadasdy für seine Leistungen an der Adda, bei Piazenza, Rottofreddo, Novi und Genua zum General der Kavallerie, wie zum Kommandanten von Ofen und zum Ban von Kroatien ernannt. Er führte im Jahre 1757 die ungarischen Nationalvölker dem Daunischen Heere zu und fiel bei Kolin dem Feinde bei seinem siebenten Angriffe in die Flanke, was auf dem rechten Flügel den Ausschlag zum Siege, ihm selbst aber den mili-

tärischen Theresien-Orden eintrug, dessen Großkreuz ihm die Monarchin huldvollst verlieh. Nach dem Entsatze von Prag den Preußen folgend, kostete ihm der Überfall in Ostritz, den ihm die Rache eines zu den Preußen übergegangenen Ungarn zugedacht hatte, Gepäck und Briefschaften. Ernsthafter war das Gefecht bei Moys unweit Görlitz, in welchem der verschanzte Jökelsberg nicht ohne vieles Blutvergießen erstürmt wurde, der preußische General Winterfeld im Kampfe fiel und ein beträchtlicher Teil seiner Truppen in Gefangenschaft und Bautzen in österreichische Gewalt geriet. Nadasdy war für die Ehre der glänzenden Unternehmung mit einer Kontusion weggekommen.

Während der Herzog Karl gegen Breslau anrückte, wurde dem General Nadasdy die Belagerung von Schweidnitz übertragen, die nur 16 Tage dauerte. Seine Artillerie hatte in drei Forts Breschen geschossen, worauf alle drei auf einmal angegriffen und im Sturme erobert werden konnten. Nun ließ sich die Besatzung erst zu Unterhandlungen herbei, nach welchen der feste Platz mit seinem ansehnlichen Kriegs- und Lebensvorrat und einer Kasse mit 355 000 Gulden übergeben wurde und vier Generale nebst einer 6000 Mann starken Garnison in die österreichische Kriegsgefangenschaft gerieten. Nun ließ Nadasdy 8000 Mann zur Besetzung von Schweidnitz zurück und eilte, sich mit der Hauptmacht unter dem Herzoge Karl vor Breslau zu vereinigen. Nadasdy ging unter dem Schutze der am Flusse errichteten Batterien zuerst über die Lohe, wo er von Ziethen angegriffen bis abends stand hielt. Nachdem er noch an der Schlacht bei Breslau teilgenommen, verließ Nadasdy nach der unglücklichen Schlacht bei Leuthen den Kriegsschauplatz und ging in sein Banat zurück. Später zum Feldmarschall erhoben, starb er am 15. Mai 1783 zur Warasdin, nachdem er den Anfang von Josefs II. Alleinregierung noch erlebt hatte und auch von ihm noch Beweise der vollsten Achtung und Anerkennung erhalten hatte.

Leopold Josef Graf von Daun.

war wie Eugen und Traun für den geistlichen Stand bestimmt. Am 24. September 1705 zu Wien, als Sohn des geheimen Rates und Feldmarschalls Wirich Philipp von Daun und Maria Barbara, Gräfin von Herberstein, geboren, widmete sich der junge Daun bis zum Jahre 1719 zu Rom den theologischen Studien. Als sich endlich sein Vater von seiner Neigung zum Kriegsdienste überzeugt hatte, ließ er ihn in den Malteserorden treten (den Daun aber 1745 wieder verließ) und in die österreichische Armee aufnehmen, worauf dieser seine Feuertaufe bereits in dem seinem Ende zuschreitenden türkischen Kriege erhielt und auch gleich am sizilianischen Kriege (1718—1720) teilnahm. In den Jahren 1734 bis 1735 focht Leopold Daun schon als Oberst im Infanterieregimente seines Vaters (heute Infanterieregiment Nr. 15) in Italien und am Rheine, wurde bei Beginn des folgenden Türkenkrieges (1737—39) zum Generalmajor befördert und im Gefecht bei Krotzka verwundet. Nach Schluß dieses Krieges seiner ausgezeichneten Leistungen wegen im März 1739 zum Feldmarschall-Leutnant ernannt, wurde ihm im November 1740 ein Infanterieregiment (heute Nr. 59) verliehen.

Im österreichischen Erbfolgekrieg zeichnete sich Daun zunächst durch die überaus geschickte Deckung jenes Teiles von Schlesien aus, welchen die von Neipperg verlorene Schlacht bei Mollwitz noch übrig gelassen hatte; er focht in der Schlacht bei Caslau, war bei der Verfolgung der aus Böhmen abrückenden Franzosen wie bei der Einschließung des Restes derselben in Prag beteiligt. Feldmarschall Graf von Khevenhüller vertraute Daun bei seinem Eroberungszuge nach Bayern die Führung der Avantgarde an. Nicht minderes Vertrauen setzte Khevenhüllers Nachfolger, der Feldmarschall Graf Traun, in Daun, der bei den bedeutendsten Unternehmungen des Feldzuges von 1744 verwendet, auch den Nachtrab führte, als die Armee anläßlich des Einfalles des Königs von Preußen in Böhmen gezwungen wurde, den Kriegsschauplatz am Rheine zu verlassen und nach Böhmen zu marschieren.

Im zweiten schlesischen Kriege, in den Schlachten von Hohenfriedberg (oder Strigau) und Soor (oder Trautenau), wo Daun den linken Flügel befehligte, wie später in den Niederlanden, in den Feldzügen 1746 und 1747 kämpfte der im Jahre 1745 zum Feldzeugmeister ernannte Daun mit Auszeichnung.

Die dem Friedensschlusse zu Aachen folgende achtjährige Friedensepoche benützte Daun zu einer Reihe wichtiger militärischer Reformen. Über seinen Vorschlag wurde im Heere die Charge der Kadetten eingeführt; zum Oberdirektor des in der Wiener Neustädter Burg errichteten Kadettenhauses ernannt, war er es, welcher dieser Schöpfung Maria Theresias Bestand verlieh und jenen Grund legte, der zur Entwicklung der heute hochangesehenen „Theresianischen Militär-Akademie“ in Wiener Neustadt führte. Daun arbeitete auch das erste vollständige Reglement aus, welches im Jahre 1749 zu Wien in zwei Quartbänden im Drucke, unter dem Titel: „Regulament und Ordnung, nach welchem sich gesamtes K. K. Fußvolk sowohl in

Feldmarschall Graf Leopold Daun.

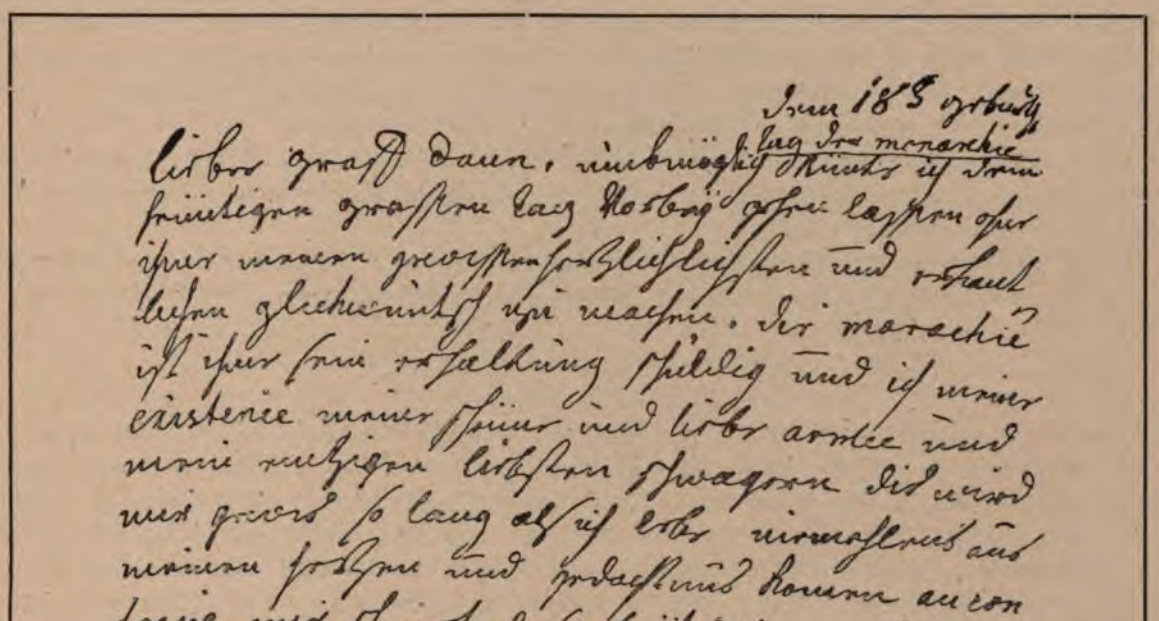
den Handgriffen und anderen Kriegsexerzitien, als in den vorgeschriebenen Kriegsgebräuchen zu Feid, Besatzungen und überall gleichförmig zu achten hat" erschienen ist. Maria Theresia, welche Daun ihr vollstes Vertrauen widmete, erhob ihn vom Hofkriegsrate zum Präsidenten des Judicii delegati militaris mixti, 1751 zum Stadtkommandanten von Wien, 1753 zum Ritter des goldenen Vließes, 1754 zum Feldmarschall und 1756 bei Eröffnung der großen Rüstungen zum nachherigen „siebenjährigen Kriege" zu ihrem Hofkriegsratspräsidenten. Dauns schönste Leistung bildet wohl sein Sieg bei Kolin, welche Schlacht er zum Entsatze Prags annahm. Seinem Gegner, dem Könige von Preußen, standen im Ganzen über 70000 Mann zur Gebote, von denen beiläufig 25000 Mann unter dem Herzoge von Bevern zwischen Kuttenberg und Alt-Kolin aufgestellt waren. Da Dauns Nähe den die Hauptstadt Böhmens einschließenden Preußen gefährlich schien, so entschloß sich am 13. Juni 1757 der König, mit einer Verstärkung zu dem gegenüber Daun detachierten Beobachtungskorps des Herzogs von Bevern zu marschieren und Daun eine entscheidende Schlacht zu liefern. Am 14. Juni vereinigte der König seine Verstärkungstruppen mit Bevern bei Kaurim (Zentrum) hinter dem Kaurimkabach, Front nach Ost gegenüber dem Daunschen Heer, das dazu parallel in einer Mensurdistanz von etwa einer Marschstunde bei Vrichnow (Zentrum) hinter dem Bècvarer Bache, Front nach West aufmarschiert war. Aber dem Könige schien die Front der Daunschen Armee für einen Angriff zu stark; er ließ daher seine Armee an der Daunschen Front vorbei in der Richtung nach Norden rokieren, so daß sie sich am 17. Juni mit ihrem rechten Flügel bei Kaurim, wo früher ihre Mitte gestanden war, wieder Front gegen Ost befand. Daun dagegen ließ in der Nacht zum 18. Juni seine Armee aus der nach West blickenden nordsüdlich alignierten Front, in die nach Nord ostwestlich alignierte Front Boschitz-Chocenitz schwenken, an welcher der König am Schlachttage des 18. Juni zuerst wieder in einem Flankenmarsch längs der heutigen „Prag-Koliner Reichsstraße" (damals Kaiserweg genannt) vorüber rokierte, um sich gegenüber Daun in der nach Süd blickenden ebenfalls ostwestlich alignierten Front Planau-Uslunce zu entwickeln und nun in der Mensurdistanz von kaum einer halben Marschstunde drei volle Stunden lang zu warten und erst dann anzumarschieren, und zwar nach dem damals üblichen System des „schrägen Marsches". Dieser aber führte durch hohes Korn zunächst auf den Nordhang des parallel zur Prag-Koliner Reichsstraße entlang ziehenden Kamhayker Rücken hinauf, der mit verschiedenen Ortlichkeiten bedeckt, mit Bäumen bestanden war. Dieser gekünstelte frontale Marsch in der „Ziehung" begegnete daher vielen Schwierigkeiten und „wie einige

Kanonenkugeln in die Regimenter ſchlugen, dachte der Soldat nicht weiter an Bewegung, ſo er machen ſollte (an die anbefohlenen „Traverſierſchritte“ als Ziehung), ſondern ging gerade auf die Batterie zu, um ſie zu nehmen.“ Nun hatte Marſchall Daun ſchon tags zuvor den preußiſchen Angriff auf ſeinen rechten (öſtlichen) Flügel vorausgeſehen und hat hiezu noch in der Nacht das Korps des Generals der Kavallerie Graf Nadasdy nach dieſem rechten Flügel beordert. Erſt bei Tagesanbruch des 18. Juni dort eintreffend, beſetzte Graf Nadasdy mit ſeinen „Grenzern“ das dominierend gelegene Dorf Krechor, wie das etwa 500 Schritt dahinter gelegene, heute nicht mehr vorhandene, etwa 300 Schritt breite und tiefe Gehölz, den hiſtoriſchen „Eichbuſch“, ließ auf dieſem ausſichtbietenden Punkt ſeine Geſchütze auffahren und ging ſelbſt mit ſeinen Huſaren und der übrigen Kavallerie über das vor Krechor gelegene Dorf Kutlitz vor. Hinter dieſen Truppen ſtanden außerdem bei Radowesnitz eine Abteilung von tauſend deutſchen Reitern unter Starhemberg und drei ſächſiſche Kavallerieregimenter unter Generalmajor Grafen Noſtitz in Reſerve. Als Marſchall Daun von der Kamhayker Höhe aus die Angriffsbewegungen des Gegners beobachtete, ließ er noch die zwei Brigaden (Reichlin und Klöbel), welche unter F.M.L. Grafen Wied hinter der Frontmitte geſtanden waren, in „Geſchwindſchritt“ und vom Gegner unbemerkt nach dem rechten Flügel abgehen. So wohl vorbereitet, erwarteten die Öſterreicher den preußiſchen Angriff, der am rechten Flügel begann und bald auf die ganze Front übergriff.

Die Öſterreicher kämpften mit Löwenmut. Vor allem das Deutſchmeiſter-Infanterieregiment Nr 4, das auch den Tag von Kolin alljährlich als Regimentsfeiertag begeht. Siebenmal hatte das Regiment die Angriffe der Preußen abgewehrt, dabei ſeinen Oberſten, alle Bataillonskommandanten wie die meiſten Offiziere verloren und dazu auch noch ſeine ganze Munition verſchoſſen, da ſchwankte der bereits aus Wunden blutende Oberſtwachtmeiſter Graf Soro vom Verbandsplatze her, ſtellte ſich an die Spitze des Regimentes und führte es zum Sturme vor, der durch die folgende berühmte Attake des ſächſiſchen Chevauxleger-Regimentes und der 14er Dragoner de Ligne die Schlacht entſchied. Bekannt iſt, wie der Oberſt Comte de Thiennes, der Kommandant der Ligne-Dragoner, ſich, als Beckendorffs Chevauxlegers attakierten, vom Marſchall Grafen Daun die Erlaubnis zum Angriff erbeten hatte und wie dieſer von den „Gelbſchnäbeln“, nämlich von den vielen im Regiment angeworbenen bartloſen „Milchgeſichtern“ ſich nicht viel verſprochen hat. Bekannt iſt, wie von dieſer Attake an das tapfere Regiment das Privileg ableitet, keinen Schnurrbart tragen zu dürfen. Bekannt iſt die Scheinattake, mit welcher das ſechſte Küraſſierregiment „Schmerzing“ die preußiſchen Reiter in das Feuer des Eichbuſch gelockt hat, wie auch ſeine Schlußattake, die es faſt zugleich

Feuertaufe des Dragoner-Regiments „Windiſchgrätz“ bei Kolin.

mit den Sachsen unternommen hat. Ebenso berühmt war die Teilnahme der 9er Dragoner, bei welchen der Oberst, Graf Mels-Colloredo und drei Rittmeister schon beim ersten Anritt verwundet worden waren, bekannt sind die Waffentaten der Botta-Infanterie (Nr. 12), die unter ihrem heldenmütigen



Facsimile des Briefes der Kaiserin Maria Theresia an Feldmarschall Graf Daun nach der Schlacht bei Kolin.

Obersten Fürsten Ullrich Kinsky, als ihre ganze Munition verbraucht war, mit dem Bajonett vorstürmte und zwei Fahnen erbeutete, bekannt das 31. Regiment, dessen bereits verwundeter Oberst v. Deseö das Regiment mit den Worten: „Brave Ungarn, überschwenkt das Gewehr, greift zum Säbel," zum Sturm vorführte, den sie mit dem Säbel in der Faust auskämpften. Bekannt sind die Taten des Regiments Geisrugg Nr. 42 und Neipperg Nr. 7.

Die Preußen hatten fast 14 000 Mann (darunter 6500 Tote, 326 Offiziere), 45 Geschütze und 22 Fahnen verloren; 8000 Mann 300 Offiziere die Österreicher. Feldmarschall-Leutnant Baron Lützow und General-Feldwachtmeister Wolf erlagen nach der Schlacht ihren Wunden, F.-M. Graf Daun selbst, der mit Todesverachtung zumeist auf dem Kameyker Berge zwischen der zweiten und ersten Linie gehalten hatte, die Generale Lobkowitz, Schreger, Serbelloni und Wöllwart waren unter den Verwundeten.

In der Nacht nach der Schlacht blieb Daun mit der Armee auf dem Schlachtfelde; er ließ für die Verwundeten sorgen und die verschossene Munition ersetzen. Nur Kroaten und Husaren folgten den flüchtigen Preußen und machten noch manchen Gefangenen, manche Beute.

Der Nimbus der Unbesiegbarkeit war damit von der Persönlichkeit Friedrichs II. gewichen. Die Belagerung Prags war aufgehoben, und die in dieser Stadt gefesselten Streitkräfte Maria Theresia freigelegt für weitere Operationen.

Der „Tag von Kolin" erschien deshalb der großen Kaiserin als ein „Geburtstag der Monarchie", zu dessen ewigen Gedächtnisse sie den höchsten militärischen Tapferkeitsorden, den Militär-Maria Theresien-Orden stiftete.

* * *

„Die Zuneigung und das Wohlwollen, so Ich für Mein Militär trage, hat mich schon seit einigen Jahren auf den Vorschlag geführt, einen neuen Militärorden zu errichten," erklärte die große Kaiserin am 22. Juni 1757 in ihrem an den Sieger von Kolin Feldmarschall Graf Daun gerichteten huldvollen Kabinettschreiben. Es soll ein „sicherer Fundum zur Bestreitung der Ordenspensionen" gegründet werden, „damit die vorzüglichen Verdienste Meiner Offiziere sowohl durch ein öffentliches Ehrenzeichen distinguiert, als auch ihnen besseres Auskommen oder ein Zufluß zu ihren Gagen verschafft werde". Als aber die Kaiserin ihren Entschluß ihren Beratern bekannt gab, traf sie fast nur auf Gegnerschaft. Von dem Obersthofmarschall und späteren Obersthofmeister, Staats- und Konferenz-Minister Josef Khevenhüller-Metsch an, der sich eines besonderen Vertrauens der großen Kaiserin erfreuen konnte, fand man, daß der bestehende „Orden des goldenen Vließes" durch den neuen Orden in seinem Ansehen verdunkelt werden müßte. Meistens aber wurde bemängelt, daß bei der Verleihung des neuen Ordens nicht auf frühere Verdienste zurückgegangen wird, daß der Orden also nicht rückwirkend sein soll, wodurch viele ausgezeichnete Offiziere, die sich in den früheren Kriegen ausgezeichnet hatten, ja ganze Armeen kommandiert haben, wie Fürst Liechtenstein, Batthyany usw., bei der Verleihung des neuen Ordens leer ausgehen mußten.

Aber die Kaiserin ließ sich durch alle Einwände nicht irre machen und erklärte in einem an Marschall Daun gerichteten Kabinettschreiben: „Die wirkliche Ausführung meiner Absicht (zur Stiftung des Ordens) hat seither an dem Abgang einer dem Vorhaben gemäßen Veranlassung gehaftet. Nachdem aber solche nunmehr durch die von euch und eurer unterhabenden Armee erfochtenen herrlichen Sieg verschaffet worden und Ich euch die

Ehre bei der späten Nachkommenschaft mit Freuden gönne, daß der Orden seinen Anhang dem erwähnten Sieg zu verdanken habe, so will ich nicht länger verziehen, Mein Vorhaben in das Werk zu stellen und andurch dem Militari eine neue Probe Meiner Gnade und danknehmigen Wohlwollens zu geben."

Trotzdem nötigte der ungünstige Ausgang des Feldzugsjahres in der Ausführung des Planes eine neue Verschiebung auf, so daß es erst am 7. März 1758 zur ersten Feier des neuen Ordens gekommen ist. An diesem Tage geschah nämlich die wirkliche Aufnahme der bereits mit dem hier gedachten Kabinettschreiben ernannten zwei Großkreuze, des Prinzen Karl von Lothringen und seines Nachfolgers im Kommando der Armee, des Feldmarschalls Daun, wie die Promotion des tapferen Banus von Kroatien Grafen Nadasdy und Feldmarschalls Grafen Haddik, wie von vierzehn Rittern des Ordens.

Der Staatskanzler Graf Wenzel Anton Kaunitz mußte selbst das Programm für die Feier verfassen, welche Kaiser Franz von Lothringen — nach den Statuten der erste Großmeister des Ordens — in mehreren Punkten abänderte. Der Kaiser hatte darnach die Feier eröffnet. Graf Kaunitz aber sprach die Eröffnungsrede, welche als ein Meisterstück seiner Beredsamkeit und Gewandtheit schon deshalb angesehen wurde, weil er die Verdienste Dauns und des Prinzen Karl, die sich unmittelbar früher im Armeekommando abgelöst hatten, für jeden gerecht und gleich hervorzuheben verstanden hatte. Diese Rede führte die drei Punkte aus: die Motive zur Errichtung des Ordens, die Verdienste der zwei Großkreuze und die zur Erlangung erforderlichen Eigenschaften. Nachdem Obersthofmeister Graf Khevenhüller die Namen der Kandidaten vorgelesen hatte, hing Kaiser Franz dem Prinzen Karl von Lothringen das Großkreuz mit den Worten um: „Euer Liebden empfangen aus Unseren Händen das Zeichen des militärischen Maria Theresien-Ordens, der der Tapferkeit und Klugheit gewidmet ist; gebrauchen Sie sich dessen zur Ehre Gottes, zum Dienste unseres Hauses und zur Verteidigung des Vaterlandes." Dem Marschall Daun, dem anderen Großkreuze, hatte die Kaiserin schon in dem Briefe vom 22. Juni 1757 geschrieben: „Ihr habt Eure Ordensproben vor den Augen der ganzen Armee schon abgelegt, Ihr seid also als Großkreuz aufgenommen."

Die „solenne Rezeption" der ersten Mitglieder des Ordens geschah am 23. April 1758 durch den hierzu bevollmächtigten Feldmarschall Grafen Daun im Armeehauptquartier zu Skalitz, wo auch statutenmäßig die ersten Kapitel für die nächstfolgende Promotion gewählt worden sind. Die eigentlichen Statuten selbst wurden erst am 12. Dezember 1758 fertiggestellt, genehmigt und erst im Jahre 1763 ein Stiftungskapital von zweieinviertel Millionen Gulden in der Wiener Bank hinterlegt. Nach dem zugleich ausgefertigten Stiftbrief war „dieses Kapital als ein beständig vinculiertes mit 5 pro cento jährlich zu verzinsendes Stiftungsgut ungeschmälert für alle Zeiten zu belassen." Der Ordensschatzmeister wurde zugleich beauftragt, dieses Kapital durch die Zinsen so lange zu vermehren, bis „die zur vollständigen Dotierung der Ordenskasse erforderliche Summe von 750 000 fl. jährlicher Einkünfte im Kapital erreicht sein werde." Als Pensionen für die Ordensmitglieder aber wurden ausgeworfen und zwar: für 20 Großkreuze à 1500 fl. und für je 100 Ritter à 600 und à 400 fl., zusammen 130 000 fl.

* * *

Nach dem Siege von Kolin erhielt Daun erst im Feldzuge 1759 wieder den Oberbefehl über eine Armee, welchen er von dem Prinzen von Lothringen übernahm. In dieser Zeit war der König von Preußen, nachdem er Schweidnitz wieder genommen, vor Olmütz erschienen und ließ diese durch F.z.M. Baron Marschall verteidigte Festung durch General Keith belagern. Daun war mittlerweile mit seiner Armee bis Gewicz vorgerückt, zog immer neue Verstärkungen an sich und beschloß, von den Stellungen der feindlichen Korps unterrichtet, mit der Hauptarmee vorzugehen, den Preußen die Verbindungen abzuschneiden und so den König zur Aufhebung der Belagerung von Olmütz zu nötigen. Der meisterhaft entworfene Marsch wurde mit großer Vorsicht und Stille angetreten und durchgeführt, wobei es auch dem General Bülow gelang, mit zwölftausend Mann Infanterie, Artillerie und Sappeurs wie mit bedeutenden Vorräten nach Olmütz hineinzukommen und die Besatzung zu verstärken. Durch die lange Belagerung dieses Platzes waren indeß Friedrichs Vorräte stark aufgezehrt worden, er erwartete daher mit Sehnsucht einen großen nicht weniger als viertausend Wagen zählenden Transport von Munition und Lebensmitteln, der aus Schlesien herankommen sollte. Kaum aber erfuhr Daun von diesem vom preußischen Oberst Mosel mit 10 000 Mann eskortierten Transport, als er schon dem General Laudon befahl, die Wagenkolonne zu überfallen. Dieser setzte sich sofort in Marsch, traf zwischen Bautsch und Altliebe auf den Train, mußte aber, weil der General Siskowics nicht zur rechten Zeit zu seiner Verstärkung eintreffen konnte, nach fünfstündigem

blutigem Gefechte, und nicht ohne Verlust, der Übermacht weichen; immerhin hatten seine Husaren und Kroaten während des Gefechtes die Wagen überfallen, viel Beute gemacht und über hundert feindliche Fuhrwerke zerstören können. Mittlerweile hatte Siskowics Laudon erreicht, so daß, als sich am 30. Juni der Transport, nachdem ihn die Preußen neu geordnet, wieder in Marsch setzte, ersterer von der linken und letzterer von der rechten Seite den Train neuerdings anfallen konnten. Dabei gelang es den Österreichern trotz der verzweifelten Gegenwehr der herbeigeeilten Truppen unter Ziethen und Kerkow zwölfhundert der Trainfahrzeuge zu erbeuten, und so viele andere zu zerstören, daß von allem samt und sonders nur 200 Fuhrwerke bei dem preußischen Belagerungspark vor Olmütz anlangten. Dieser empfindliche Verlust der dringend notwendig gewordenen Munition bestimmte den König am 2. Juli die Belagerung aufzuheben, sich eiligst über Leitomischl gegen Königgrätz zu ziehen und weil Daun vorsichtig jeder Schlacht auswich, aus Mangel an Heeresbedarf Böhmen zu räumen.

Während nun Friedrich über die Oder gegangen war und die mit Österreich verbündeten Russen bei Zorndorf am 25. August geschlagen hatte, war Daun in Sachsen eingerückt und hatte am 7. Oktober bei Bautzen ein Lager bezogen. Daun, der gar wohl wußte, daß ihm Friedrich längst den Namen eines Fabius gegeben hatte, ließ rings um sein Lager Verhaue und Verschanzungen anlegen. Unaufhörliche Angriffe seiner zahlreichen leichten Truppen gewöhnten die Preußen, das Feuern an ihren Vorposten für unbedeutenden Lärm zu halten. So täuschte Daun denjenigen, der so schwer zu täuschen war. Unterdessen entwarfen Daun, Laudon und Lacy den Angriffsplan auf das preußische Lager. Zur Ausführung wurde die Nacht vom 13. auf den 14. Oktober bestimmt; zur Täuschung des Gegners wurden aber im österreichischen Lager wie gewöhnlich die Wachfeuer und Wachrufe unterhalten. Um vier Uhr morgens waren alle Kolonnen in der Flanke und im Rücken des Feindes auf ihren angewiesenen Plätzen angekommen. Als es vom Hochkirchner Turm fünf schlug, erfolgte ihr Vormarsch. Die preußischen Vorposten und Feldwachen wurden im Nu aufgehoben, so daß sich bei Tagesgrauen auf den Anhöhen von Hochkirch und im preußischen Lager selbst die österreichischen Bataillone formieren konnten. Aber König Friedrich sammelte seine aufgescheuchten Truppen, ließ durch General K e i t h das Dorf Hochkirch wieder nehmen, und dirigierte seine Reiterei vor.

Schon schwankte der Sieg Da ließ Lacy die Karabinierkompagnien O'Donnels auf die preußische Infanterie einhauen; er selbst führte andere Karabinierkompagnien in die Flanke der preußischen Reiterei und warf diese zurück, während gleichzeitig Laudon in den Rücken einschwenkte. Auf preußischer Seite fielen der tapfere Feldmarschall Keith (dessen Andenken noch ein Marmormonument in dem Hochkircher Gotteshause feiert) und Prinz Franz von Braunschweig; doch auch die Österreicher hatten einen harten Stand. Endlich stürmte das ungarische Infanterieregiment Batthyany (heute Regiment Nr. 34) mit dem Säbel auf die feindliche Infanterie los und jagte sie aus Hochkirch hinaus, eroberte 4 Fahnen und nahm 400 Mann gefangen. Jetzt erst erkannte sich Friedrich für überwunden und trat, durch das Terrain begünstigt, seinen Rückzug in guter Ordnung an, ohne von Daun weiter verfolgt zu werden.

Die preußische Armee hatte 9000 Mann, über 100 Kanonen, achtundzwanzig Fahnen und zwei Estandarten, das Lager mit allen Zelten und den größten Teil ihres Gepäckes verloren

Während nun Friedrich eine frische Armee formierte, zog Daun zur Befreiung Dresdens nach Sachsen. Er hatte bereits die pirnaische Vorstadt genommen, als der preußische Kommandant von Dresden, Generalleutnant von Schmettau erklärte, im äußersten Falle ganz Dresden in Brand stecken lassen zu müssen. Rücksichten für diese Stadt bestimmten Daun deshalb, den weitern Angriff einzustellen und nach Böhmen in die Winterquartiere einzurücken.

Im Feldzuge des Jahres 1759 wartete Daun zunächst die Wirkungen der Operationen der verbündeten Russen ab und ordnete, nachdem die Preußen am 12. August bei Kunersdorf geschlagen worden waren, den Angriff auf Dresden durch den Reichsfeldmarschall Herzog von Zweibrücken an. Dresden, hauptsächlich durch die Unternehmungen der kroatischen Truppen eingeschüchtert, kapitulierte bereits am 4. September, während zugleich einerseits Daun und andererseits Prinz Heinrich von Preußen in Sachsen eintrafen.

Am 11. November kam König Friedrich selbst nach Torgau, wo Prinz Heinrich sein Lager bezogen hatte, rückte dann nach mehreren Manövern in sein Lager bei Wilsdruf und befahl dem General Fink, mit seinem Korps bis Maxen vorzurücken, um einem etwaigen Angriff der Österreicher mit Nachdruck begegnen zu können. Daun beschloß jetzt einen Hauptstreich und traf schon am 19. November alle Dispositionen, damit Fink am nächsten Morgen von drei Seiten zugleich angegriffen und eingeschlossen werde. Fink erfuhr durch Kundschafter die drohende Gefahr, aber hoffte sich mindestens solange halten zu können,

bis Friedrich, dem er von seiner Lage Nachricht gegeben hatte, zu Hilfe käme. Am Morgen des 20. November marschierten die Österreicher in vier Kolonnen auf Maxen zu; Seckendorf blieb mit einer Abteilung in Malther stehen, um, gegen etwaigen preußischen Sukkurs von Dippoldiswalde her den Österreichern den Rücken zu decken. Daun, Siskowich und Brentano konzentrisch gegen Fink vorrückend, nahmen das Dorf Maxen, während Fink seine Truppen auf den Anhöhen hinter Falkenhain und Ploschwitz sammelte, fest entschlossen, sich während der Nacht durch die Engwege jenseits der Müglitz durchzuschlagen. Aber die Österreicher hatten alle Wege besetzt, so daß er nirgends durchdringen konnte; bei Dohna stand Wunsch ebenso eingeschlossen, wie Fink. Letzterer hatte bereits seine ganze Artillerie verloren, seine ganze Munition verschossen, und seine Mannschaft war auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzen. Unter diesen Umständen sandte Fink am anderen Morgen den General Rebentisch mit Kapitulationsvorschlägen an Daun, während General Wunsch sich mit der gesamten Reiterei an dem Brentanoschen Korps vorbeischleichen und auf Umwegen die Armee des Königs zu erreichen suchen sollte. Als aber Daun auf Gefangennehmung des ganzen Korps bestand, berief Fink den General Wunsch zurück, worauf das ganze Finksche Korps das Gewehr streckte, unter starker Bedeckung nach dem großen Garten bei Dresden geführt und von da in Abteilungen nach Böhmen eskortiert wurde. Die Zahl der preußischen Gefangenen belief sich auf 9 Generale, über sechshundert Offiziere und 12000 Mann; auch wurden den Preußen einundsiebzig Geschütze, vierundzwanzig Munitionswagen, 4 Pauken, 24 Standarten und 96 Fahnen abgenommen. Dies war der Erfolg des berüchtigten „Finkenfanges" bei Maxen, wie man, nach dem Namen des feindlichen Anführers, diese Gefangennahme spottweise nannte.

Der Rest des Novembers verstrich, ohne daß zwischen den beiden bei Plauen und Wilsdruf stehenden Armeen etwas Erhebliches vorfiel. Aber in den ersten Tagen des Dezembers fügte Daun dem Könige noch einen empfindlichen Verlust dadurch zu, daß er durch den General Beck den bei dem Dorfe Cölle am rechten Elbeufer stehenden preußischen General Dierke mit seinem ganzen Korps aufheben und gefangen nehmen ließ. Die folgenden Monate verliefen wieder ohne wesentliche Ereignisse, bis endlich im Juni Laudon, welcher den Auftrag bekommen hatte, mit den verbündeten Russen in Schlesien zu operieren, wieder Leben in die stockende Aktion brachte. Da er nämlich vor August nicht auf das Eintreffen der russischen Truppen rechnen konnte, so wollte er die Zeit bis dahin zur Eroberung von Glatz benützen. Zur Ausführung seiner Absicht sicherte er zunächst seine Verbindung mit Böhmen, und zwar dadurch, daß er mittelst einer Scheinoperation in der Richtung gegen Breslau den preußischen General Fouquet aus Landshut weglockte, diesen für seine Verbindung wichtigen Ort sofort besetzte und dann sogleich auch Glatz einschloß. Als Fouquet sich wieder nach Landshut wendete, zogen sich die vor dieser Stadt befindlichen österreichischen Truppen, um ihn sicher zu machen, zurück, während Fouquet über diesen leichten Erfolg befriedigt auf den Höhen von Landshut sein Lager bezog, das er verschanzte. Nun rückte Laudon, der die Zernierung von Glatz durch ein dort zurückgelassenes Korps fortsetzen ließ, selbst gegen Fouquet vor, sperrte dessen Verbindung mit Schweidnitz und mit dem auf dem Zeiskenberge stehenden Ziethen ab und griff in der Nacht zum 23. Juni dessen verschanztes Lager während eines heftigen Gewitters an. Als ihm General Elrichshausen melden ließ, daß seine Leute in diesem heftigen Gewitterregen nicht feuern könnten, meinte Laudon, daß es auch auf Seite der Preußen regne, und bestand auf der Fortsetzung des Angriffes, in dessen Verlaufe Fouquet zurückgetrieben und endlich an beiden Seiten überflügelt wurde. Fouquet suchte sich nun auf die Straße nach Bolkenhain durchzuschlagen und ließ hierzu den Rest seiner Truppen ein Karree formieren, gegen welche sich alsbald die Angriffe der Österreicher konzentrierten. Aber alle Versuche der österreichischen Reiter dieses Viereck zu sprengen, erwiesen sich als vergeblich, bis es das Gewehrfeuer der Laudonschen Grenadiere zum Wanken brachte, worauf erst die österreichischen Dragoner einbrechen und die Karreefront niederreiten konnten. Fouquet, schwer verwundet, konnte nur durch den österreichischen Obersten Voit vor den Säbelhieben der Dragoner bewahrt werden und wurde gefangen zu Laudon geführt, während der Rest seiner Truppen das Gewehr streckte. Nicht besser erging es den Fouquetschen Abteilungen, welche sich über die Bober durchzuschlagen versucht hatten, oder unter General Malochowsky gegen Kupferberg dirigiert waren, so daß vom ganzen Fouquetschen Korps zusammen drei Generale und 8318 Mann gefangen genommen werden konnten.

Friedrich, welcher während dieser Ereignisse Schlesien zu Hilfe kommen wollte, gab diese Absicht auf und zog sich von Lacy, den er vergeblich zu einer Schlacht zwingen wollte, verfolgt nach Dresden, dessen Belagerung er sofort begann. Inzwischen hatte Laudon sein Unternehmen auf Glatz fortgesetzt, er verstärkte nach seinem Siege bei Landshut das Korps des General Harsch, dem er die Belagerung von Glatz über-

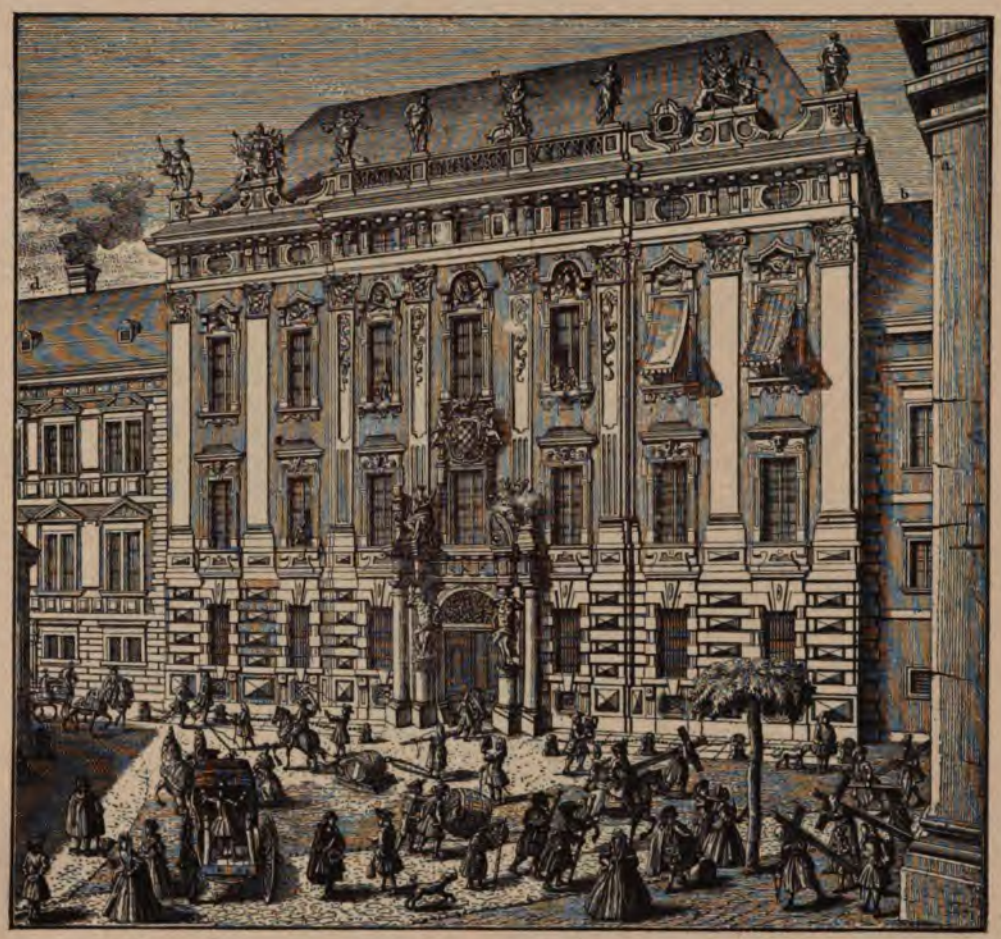
tragen gehabt hatte. Als dann am 15. Juli das Belagerungsgeschütz von Olmütz eintraf, ließ er am 21. die Laufgräben und am 26. mit Tagesanbruch ein allgemeines Bombardement gegen die Festungswerke eröffnen, dem sofort ein Sturm gegen die Vorwerke folgte. Ohne viel Widerstand zu finden, drangen dabei die Österreicher in eine Flesche, dann durch das Ravelin in die Festung selbst und in dessen Kastell, worauf die Besatzung kapitulierte. Die ganze Besatzung, gegen dritthalbtausend Mann, wurde kriegsgefangen und über zweihundert Geschütze mit reichem Munitionsvorrat, wie eine Zahl von Lebensmittelmagazins wurden erbeutet.

Friedrich richtete indessen sein Hauptaugenmerk auf die Eroberung Dresdens. Er ließ die Stadt zur Übergabe auffordern und zernierte sie, da der österreichische Kommandant, Graf Macquire, eine abschlägige Antwort erteilte. In der Nacht zum 14. Juli begannen die Preußen den Batteriebau und eröffneten am anderen Morgen das Bombardement. Daun, in seinem Lager bei Otterndorf in Schlesien von der Not Dresdens unterrichtet, überließ Laudon die weiteren Operationen in Schlesien und marschierte zum Entsatze heran. Schon am 16. Juli langten seine Vortruppen und am 19. Juli sein Gros vor Dresden an und operierten im Vereine mit den Ausfalltruppen von Dresden so geschickt, daß noch am selben Tage das rechte Elbeufer in ihren Besitz gelangte. Dadurch in Verbindung mit der belagerten Stadt, gelang es den Österreichern durch eine Reihe von Ausfällen und Überfällen den Belagerern einen solchen Schaden zu bereiten, daß Friedrich nach einwöchentlichem Bombardement die Belagerung aufgab und so schnell durch die Lausitz abrückte, daß er schon nach fünf Tagen bei Bunzlau in Schlesien eintraf. Dresden war gerettet. Den Preußen hatte die Belagerung gegen 1500 Tote und Verwundete gekostet, in der Stadt waren 416 Häuser niedergebrannt. Als es Daun nach verschiedenen Manövern gelang, den König bei Liegnitz in die Mitte zu bekommen, ordnete ersterer für den 15. August den Angriff an; und zwar auf drei Seiten: In der Front Daun, rechts Lacy, links Laudon. In dieser für den König sehr gefährlichen Lage kam ihm Verrat zu Hilfe. Ein Ausländer, der früher im kaiserlichen Heere gedient und sich in Dauns Hauptquartier einzuschleichen verstanden hatte, verriet ihm den Angriffsplan, worauf Friedrich sofort seine Gegenmaßregeln traf. Während er in seinem Lager durch Bauern die Wachfeuer unterhalten und durch Husarenpatrouillen die nächtlichen Vedetterufe fortsetzen ließ, formierte er auf den Höhen von Pfaffendorf sein Heer zur Schlacht. Als nun Laudon mit der Morgendämmerung das feindliche Lager angreifen wollte, stieß er unvermutet auf die in Bereitschaft stehenden Preußen. Dennoch verließ ihn in diesem kritischen Augenblicke seine Fassung nicht. Er ließ schnell seine Reserve aufmarschieren, einige Batterien auffahren und griff nun die Höhen so herzhaft an, daß die dort stehenden Preußen bereits zu weichen begannen. Als aber der Tag anbrach und Laudon sah, daß er die ganze preußische Armee vor sich habe, räumte er das Schlachtfeld. Daun, obgleich nur eine Stunde von dem Platze des Treffens entfernt, hatte von dem Kanonendonner nichts vernommen. Als er herankam, war es zu spät, weshalb er sich mit seiner Armee und den Lacyschen Truppen in das frühere Lager zurückzog.

Der König von Preußen hatte nun den Weg nach Breslau offen, wo die Vereinigung mit seinem Bruder Heinrich und Lebensmittel für seine darbenden Truppen seiner warteten. Daun dagegen suchte eine Entschädigung dadurch, daß er einen Handstreich gegen Berlin vorbereitete. Es rückte zunächst der russische General Tottleben gegen Berlin, wo er am 3. Oktober anlangte, hier begegnete er aber so entschiedenem Widerstande, daß er, als der Prinz von Württemberg Entsatz brachte, sich nach Köpenick zurückziehen mußte. Alsbald durch Czernitschef wieder verstärkt, rückte er aufs neue gegen Berlin vor, beschoß es einige Stunden lang, mußte aber, weil unter Hülsen neuer Entsatz kam, sich abermals zurückziehen. Jetzt jedoch stieß unter Lacy ein österreichisches Korps zu ihm, und nun mußten Württemberg und Hülsen auf Spandau zurückweichen. Berlin kapitulierte und mußte eine bedeutende Kontribution erlegen; das königliche Gießhaus, alle königlichen und anderen Fabriken, die mit der Armee in Verbindung standen, wurden zerstört. Sämtliche königliche Kassen, Bekleidungsdepots und sonstige Magazine wurden in Beschlag genommen und ihr Inhalt unter die Österreicher und Russen verteilt.

Friedrich, welcher seiner Hauptstadt zu Hilfe eilen wollte, kam zu spät, und rückte darauf nach Sachsen, wohin ihm Daun nachfolgte. Zwischen beiden kam es hier am 3. November zur Schlacht bei Torgau, der blutigsten im ganzen Kriege. Sie begann durch einen Angriff der preußischen Vortruppen, welche von den einhauenden Karabieners geworfen und bis an den Wald an der Leipzigerstraße verfolgt wurden. Mittlerweile hatte sich aber rückwärts am Walde das eigentliche erste Treffen der Preußen formiert, drang jetzt gegen die durch die schnelle Verfolgung etwas in Unordnung gekommenen österreichischen Regimenter vor und brachte sie zum Weichen. Da führte Daun selbst einige Infanterie- und Kavallerieregimenter gegen dieses Treffen vor, griff es in Front und Flanke an und warf es in solcher Unordnung gegen den Wald zurück,

daß es beinahe ſämtliches Geſchütz im Stiche laſſen mußte. Abernun gelangte das zweite preußiſche Treffen heran und warf die Öſterreicher, die durch ihr Vordringen und hauptſächlich wegen der Verwundung ihres Führers, des Feldmarſchalls Daun, in Unordnung geraten waren, zurück. In dieſem Augenblicke erſchien die öſterreichiſche Kavallerie, hieb auf die feindliche Infanterie ein, rieb ein Regiment beinahe gänzlich auf und jagte die anderen wieder in den Wald zurück. So wogte der Kampf hin und her, bis er endlich beim Einbruche der Dunkelheit zu Gunſten der Öſterreicher entſchieden ſchien. Wenigſtens glaubten dies die Öſterreicher, und ebenſo der preußiſche General Ziethen, der, um



Das Daun'ſche Palais auf der „Freyung“ in Wien. (Nach dem Gemälde von J. A. Corvinus 1733).

den Rückzug der eigenen Armee zu decken, nun vier Bataillone unter Tettenborn gegen das von den Öſterreichern beſetzte Dorf Siptitz vorrücken und dasſelbe angreifen ließ. Tettenborn brachte hier mit Übermacht die kleine öſterreichiſche Abteilung zum Weichen. Darauf ließ auch der preußiſche General Saldern ſeine Brigade auf die Höhenrücken, welche in der Flanke der Öſterreicher lagen, während Ziethen die übrigen Truppen ſowohl links neben der Brigade Saldern aufmarſchieren als auch ein zweites Treffen hinter derſelben bilden hieß. Nun rückte endlich auch Hülſen, der eben beſchäftigt war, die geſchlagenen preußiſchen Truppen wieder zu ordnen, in aller Stille und durch die Dunkelheit gedeckt, dem Orte des Gefechtes zu, erſchien unvermutet in der rechten Flanke der öſterreichiſchen Linien, während Ziethen ſie von vorne bedrängte und zum Weichen brachte und dadurch die Schlacht entſchied.

Der folgende Winter fand Daun in Wien, wohin er ſich zur Heilung ſeiner Verwundung begeben mußte. Im Frühjahr 1761 wieder zur Armee eingerückt, brachte der neue Feldzug eigentlich auf öſterreichiſcher Seite kein Ereignis, außer die Einnahme von Schweidnitz, welches Laudon in der Nacht vom 30. September auf den 1. Oktober erſtürmte. Auch der Feldzug 1762 verlief bis 19. Juli ziemlich ereignislos. Als aber an dieſem Tage der König Friedrich die Nachricht von der Entthronung des Zar Peters III. und der Erhebung Katharinas II. auf den Zarenthron, wie die dadurch bedingte Abberufung des nun an ſeiner Seite kämpfenden ruſſiſchen Hilfskorps erhielt, ſuchte er die Gelegenheit noch ſchnell auszunützen. Er überredete den ruſſiſchen Kommandanten noch drei Tage zu bleiben, und am 20. Juli, während Friedrich die verſchanzte Stellung Dauns auf den Anhöhen von Bürkersdorf angreifen wollte, am Gefechtsfelde ohne mitzukämpfen eine Aufſtellung zu nehmen.

Da Daun zu dieſer Zeit noch nichts von der Abberufung der Ruſſen erfahren hatte, mußte er einen Teil ſeiner Streitkräfte gegen dieſe detachieren, was ihn derart ſchwächte, daß er an beiden Flügeln umfaßt zurückgehen und die Verbindung mit Schweidnitz aufgeben mußte. Nun rückte Friedrich ſchnell vor Schweidnitz und eröffnete die Belagerung dieſer von F.-M.-Lt. Graf Guasco verteidigten Feſtung. Aber dieſe

Nach des geliebten Monarchen Tode zog er sich von allen Ämtern zurück und verbrachte die letzten Jahre seines Lebens auf seinem Gute Neuwaldegg. Er starb am 24. November 1801, um 11 Uhr nachts in Wien, nach langer Krankheit im hohen Alter von 77 Jahren an Entkräftung und wurde, seinem ausdrücklichen Verlangen zufolge, ohne alles Gepränge in seinem Parke zu Neuwaldegg begraben.

Gideon Ernst Freiherr von Loudon

stammte aus einem alten adeligen, sehr ausgebreiteten aber armen Hause aus der Grafschaft Ayre in Schottland. Er wurde am 10. Oktober 1716 zu Tootzen, auf einem Landgute seines Vaters, der Oberstlieutenant in schwedischen Diensten war, in Liefland geboren. Da es in seiner engeren Heimat an Schulen mangelte, wuchs Loudon ohne ordentlichen Unterricht erhalten zu haben heran, und mußte erst später durch Selbststudium die fehlende Schulbildung ersetzen. Im 16. Lebensjahr trat er (1732) als Kadett in russische Dienste und ging, nachdem er im Türkenkriege mitgekämpft hatte, im Jahre 1739 nach Petersburg, um seine weitere Vorrückung zu erwirken. Da ihm diese versagt wurde, beschloß er, österreichische Dienste zu nehmen, wurde aber auf der Reise nach Wien in Berlin von einigen seiner früheren aus Rußland in preußische Dienste übergetretenen Kameraden beredet, eine Audienz bei König Friedrich anzusuchen. Nachdem er lange Zeit gewartet hatte, während welcher er sich durch Schreiberarbeiten das Brot verdienen mußte, wurde er endlich vom Könige empfangen. Dieser sah Loudon einen Augenblick scharf an und sagte dann zu den ihn umstehenden Offizieren: „Die Physiognomie dieses Mannes ist mir widerlich." (La physionomie de cet homme ne me revient pas.) Dies gab den Ausschlag und bestimmte Loudon sich jetzt nach Wien zu wenden, wo er sofort zur Audienz nach Schönbrunn berufen wurde. Während er noch im Vorsaale wartete, trat ein Herr auf ihn zu, welcher sich mit ihm in ein längeres, teilnehmendes Gespräch einließ, worauf er in das Kabinett der Monarchin ging. Einen Augenblick darauf wurde Loudon hineingerufen und sah mit Erstaunen diesen unbekannten Herrn an der Seite der Monarchin. Es war deren Gemahl, der Großherzog Franz Stefan, auf dessen Vorwort Loudon sofort zum Hauptmann ernannt und in das eben errichtete Panduren-korps des bekannten Obersten Franz von Trenck eingeteilt wurde. Nun diente Laudon unter diesen bei der Armee Khevenhüllers und des Prinz Karl von Lothringen und wurde, als diese Armee über den Rhein gegangen war, bei einem Vorpostengefecht bei Elsaßzabern, das einzige Mal in seinem Leben, aber schwer verwundet und gefangen. Eine Musketenkugel war ihm durch die rechte Brust in den Leib und beim Schulterblatte wieder heraus gedrungen.

Nach seiner Auswechslung wurde Loudon wieder in Böhmen verwendet, wo er an den Schlachten bei Hohenfriedberg und Soor mitkämpfte. Indessen wurde Loudon in den Prozeß verwickelt, welcher gegen den verwegenen, aber auch grausamen Pandurenführer Trenck, seinen Chef, anhängig gemacht worden war. Er mußte nach Wien zurück, wo er auf Halbsold gesetzt, sehr kümmerlich lebte. Seine ganze Erholung bestand darin, daß er abends einen Garten in der Alserstraße auf ein Glas wohlfeilen Weines besuchte, und sein einziger Kummer war, daß er nicht vermochte, sich die nötigen Bücher zu seinen nun mit allem Eifer aufgenommenen Selbststudium zu beschaffen. Als nach langem Warten der erwähnte Prozeß mit der Verurteilung Trencks und dem Freispruche Loudons endete, verschaffte ihm endlich nach neuerlichem langem Zuwarten der bei Hofe gut eingeführte Tonkünstler Salviati durch eine Fürsprache bei Kaunitz eine Hauptmannsstelle bei dem Liccaner-Grenzregimente in Kroatien, wohin Loudon auch unverzüglich abreiste. Nachdem er schon 1748 für seine Umsicht bei der Bekämpfung eines Aufstandes in der Licca zum Major ernannt worden war, zog er sich das Mißfallen seines Obersten zu. Dies hatte zur Folge, daß, als er bei Ausbruche des siebenjährigen Krieges den kommandierenden General in Kroatien, Graf von Petarzi, um seine Einteilung ins Feld bat, dieser ihn, über Vorschlag des Obersten die Bitte mit den Worten abschlug: „daß Loudon weder zum Kriege tauge noch sich die nötige Feldequipage anschaffen könne. Loudon, darüber ganz verzweifelt, wagte es, ohne Anfrage und Erlaubnis auf eigene Faust nach Wien zu gehen, um dort seine Bitte zu wiederholen. Schon war der Bescheid des Hofkriegsrates am Wege, der Loudon mit einem scharfen Verweise über sein subordinationswidriges Betragen in seine Garnison zurücksenden sollte, als ein Zufall alles zum Besten wendete. Elias von Hochstetten, einer seiner Freunde von Petersburg her, der Loudon seinerzeit zum Eintritt in die österreichische Kriegsdienste bewogen hatte, war nun auch in Wien im österreichischen Staatsdienste angestellt. Er bewirkte eine Empfehlung Loudons an den mächtigen Staatskanzler Fürst Kaunitz, der soeben Offiziere für die zur Reichsarmee bestimmten leichten Truppen suchte. Loudon, der indes in einem Dachstübchen bei einem Schneider in der Ungargasse zu Wien gewohnt

hatte, wurde über Kaunitz Rat ſofort zum Oberſtleutenant ernannt und den ausmarſchierenden zwei Grenz-Feldbataillons zugeteilt. Da ſich herausſtellte, daß deren Gewehre unbenützbar ſind, wurde Loudon wieder nach Wien geſandt, um ihren Austauſch zu erwirken, was ihm erſt nach Intervention der Kaiſerin ſelbſt

General Loudon. (Nach dem Gemälde von L'Allemand).

gelang. Auf weitere Vorſtellungen hin wurde ihm das Kommando des 2. Feldbataillons des Liccaner Grenzinfanterieregiments übertragen, mit welchem er auf dem Rückmarſche Brownes von Sachſen nach Böhmen im Jahre 1756 die Stadt Tetſchen überfiel und zwei dort liegende Schwadronen preußiſcher Huſaren

Loudon in der Schlacht bei Kunersdorf. (Aus Leitner: „Gedenkblätter aus der Geſchichte des K. K. Heeres".)

aushob. Im Februar 1757 wirkte er bei der Einnahme von Hirſchfeld in der Lauſitz mit und wurde für ſeine Leiſtungen zum Oberſt befördert; er focht bei und in Prag mit Auszeichnung und erbeutete am 3. Juli 1757 einen großen preußiſchen Transport zwiſchen Loboſitz und Welmina, wofür ihm Maria Thereſia eine jährliche Gehaltszulage von 1500 Gulden bewilligte. Nun ging Loudon erſt ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach zur Reichsarmee. Er war hier bei der Affaire, als Seidlitz mit 2000 Reitern, die von der Herzogin von Gotha zur Tafel geladene franzöſiſche und Reichsgeneralität bei Tiſch überfiel. Statt zu fliehen, hieb Loudon ſeinerſeits 200 Preußen nieder und nahm 137 Mann gefangen. Für Loudon wurde der Tag von Gotha auch noch auf eine andere Art merkwürdig; Maria Thereſia hatte ihn nämlich am 25. Auguſt zum Generalmajor ernannt. Der Kourier, welcher das Diplom über dieſe Beförderung überbringen ſollte, wurde bei Erfurt von preußiſchen Huſaren aufgefangen. Friedrich II. aber hatte die Aufmerkſamkeit, Loudon das Generalspatent ſamt einem ſehr verbindlichen Komplimente zu überſenden.

Für ſeine Leiſtungen bei Braunau mit dem Thereſien-Orden ausgezeichnet, erhielt Loudon für Olmütz das Großkreuz des Maria Thereſien-Ordens und wurde zum Feldmarſchallleutnant ernannt. An der Ausführung des denkwürdigen Überfalles von Hochkirch, den wir ſchon geſchildert haben, hatte Loudon den entſcheidenſten Anteil. Zu Ende des Feldzugs von der Kaiſerin nach Wien berufen, erkrankte er auf der Reiſe und mußte zu Teplitz, wohin ihm die Kaiſerin ihren Leibarzt Van Swieten nachſendete, liegen bleiben. Nach ſeiner Geneſung in Wien mit Auszeichnung empfangen, wurde Loudon in den erblichen Fürſtenſtand erhoben.

Im folgenden Feldzuge des Jahres 1759 hatte Loudon Auftrag, ſeine Truppen mit denen der ruſſiſchen Hauptarmee zu vereinigen. Dieſe hatte auf den Höhen bei Frankfurt an der Oder ein Lager bezogen, gegen welches Friedrich heranrückte. Auf Anraten Loudons wurde Kunersdorf am Tage vor deſſen Angriff in Aſche gelegt, weil das Dorf auf dem linken Flügel die feindlichen Bewegungen gedeckt und den eigenen Ausſchuß gehindert hätte. Die öſterreichiſche Infanterie, unter dem Feldmarſchall L. Loudon, lagerte hinter der Front. Hinter ihr ſtand die öſterreichiſche und links daneben die ruſſiſche Reiterei. Als der König am 11. Auguſt in der ruſſiſchen linken Flanke anlangte, rückte Loudon links ab und ſtellte ſich in jenem niederen Grunde auf, der jetzt den Namen „Loudonsgrund" führt. Am folgenden Tage um 3 Uhr morgens rokierte nun auch der König nach links ab und zog ſeine Truppen in den die ruſſiſche Stellung umfaſſenden Wald.

Hierauf ließ er seine Armee aufmarschieren, und durch das Feuer einiger Batterien eine halbstündige Kanonade auf die russischen Verschanzungen eröffnen. Nun erst rückten seine Grenadiere vor, und nahmen die Verschanzungen. Als aber der König neue Truppen vordirigierte, hielten die Russen wieder Stand, bis sie vom preußischen General Zink in ihrer Flanke bedroht, abermals und zwar bis hinter Kunersdorf zurückwichen.

Nun eilte Loudon herbei und jagte die preußische Infanterie zurück. In diesem kritischen Augenblicke ließ der König den Prinzen von Würtemberg eine Attake gegen die linke Flanke der Österreicher unternehmen. Aber seine Reiterei mußte weichen, der Prinz selbst wurde verwundet und General Puttkammer, der die Husaren führte, erschossen. Jetzt erst brach die Kavallerie Loudons hervor und fiel dem Korps des Generals Fink in die Flanke. Im selben Augenblicke wandten sich die Preußen zur Flucht und liefen von Loudons Reitern verfolgt in losen Haufen während der ganzen Nacht bis Reitwen, zur Schiffsbrücke über die Oder. Friedrich selbst schrieb noch auf dem Schlachtfelde unter dem Eindrucke dieser Panik an den Staatsminister Finkenstein mit Bleistift: „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie. Gott befohlen auf ewig." Maria Theresia dagegen ernannte den Sieger von Kunersdorf zum Feldzeugmeister und berief ihn für den kommenden Feldzug an die Spitze von 36 000 Mann, deren erfolgreiche Operationen vor allem zu der Kapitulation des preußischen Generals Fouquet führte. Wie dieses und die folgenden Ereignisse, die Einnahme von Glatz, die Schlacht bei Torgau und die Einnahme von Schweidnitz verlaufen sind, haben wir schon im Lebensbilde Dauns erwähnt.

Loudon hatte den Angriff auf Schweidnitz ohne vorherige Anfrage beim Hofkriegsrate unternommen; nur dem Kaiser hatte er in der Eile davon die Anzeige gemacht. Nicht weniger als zwei Groß- und mehr als zwanzig Ritterkreuze des Maria Theresien-Ordens wurden durch das Kapitel an die Generale, Stabs- und Oberoffiziere verliehen, die bei der Einnahme dieser Stadt sich ausgezeichnet hatten. Loudon selbst erhielt das reich mit Brillanten umgebene Bildnis seiner Monarchin nebst einem huldvollen Handschreiben und zwei Schatullen mit Ehrengeschenken für die Offiziere.

Nach dem Hubertusburger Frieden, der dem Falle von Schweidnitz folgte, brachte Loudon 15 Jahre in Frieden zu. Er kaufte zu dem ihm von Maria Theresia gespendeten Indigenate von Klein-Betschwar noch das benachbarte Gut Groß-Betschwar, verkaufte sie aber bald an die Kaiserin, welche ihm dafür das Lichtenstein'sche Gebäude in Hernals samt Garten, ferner ein vollkommen möbliertes Haus auf der Schottenbastei und endlich das heute noch bestehende Gebäude, zur Findelanstalt adaptierte Gebäude, in der Alserstraße erwarb. Loudon aber vertauschte all diesen Besitz gegen das Gut Hadersdorf, das er von Grund aus renovierte.

Loudon, welcher vorübergehend als „Hofkriegsrat", dann als Landeskommandierender in Brünn wirkte, wurde am 27. Februar 1778 zum Feldmarschall ernannt und bekam im bayrischen Erbfolgekrieg den Oberbefehl. Nachdem dieser ereignislose Krieg durch den Frieden zu Teschen am 13. Mai 1779 beendigt war, kehrte Loudon nach Hadersdorf zurück, wo er bis zum Ausbruche des Türkenkrieges im Jahre 1788 verblieb. Die Einnahme von Dubicza, anfangs September 1788, die Eroberung von Berbir (türkisch Gradiska) im September 1789, wie endlich die glänzende Eroberung von Belgrad bezeichnen die Erfolge seiner Tätigkeit, die durch den Fall von Semendria und Orsowas zum raschen Ende des Krieges führten.

Wohl sollte der greise Held nochmals ins Feld rücken. Aber er erkrankte in seinem Hauptquartier Neutitschein am 26. Juni 1790 an einem Fieber, von welchem er zwar wiederhergestellt werden konnte, das aber den Anlaß zu der Erkrankung bildete, von der er nicht mehr genesen sollte. In der Vorahnung seines nahen Todes beurlaubte er sich noch durch Marschall Graf Colloredo von der Armee: „die er ungern verlasse, da er sie oft Wunder der Tapferkeit habe tun sehen, mit welcher zu fechten sein Ruhm, und welche anzuführen sein höchster Stolz gewesen sei. „Am 14. Juli, 7 Uhr abends, verlangte er höher gelegt zu werden, sank dann zurück und entschlummerte. Er ruht in seinem Parke zu Hadersdorf, auf der selbstgewählten Begräbnisstelle. Sein Grabmal ist aus Inschriftsteinen gebildet, die er seinerzeit selbst aus dem eroberten Belgrad mitgebracht hat.

Loudon war von mittlerer Statur, regelmäßig gebaut, und sehr mager. Seine ziemlich hohe und stark gewölbte Stirne kennzeichneten stark hervortretende Augenbögen mit buschigen, rötlich gefärbten Brauen. Die Haare, in der Jugend rötlich, im Alter ganz weiß, pflegte er durch ein Toupet, mit zwei dünnen Seitenlocken und einem hoch in den Nacken hinaufgebundenen Zöpfchen zu bedecken. Seine Augen waren groß und lichtgrau, die Nase etwas gekrümmt und sein Gesicht länglich und stark gebräunt. Loudon hat nie gelacht, nur höchst selten gelächelt, er sprach wenig und immer mit Bedacht. Gewöhnlich trug er die Uniform seines Regimentes, weiß und blaumourant. selten die Feldmarschallsuniform, zu Hause oder auf dem Lande einfache bürgerliche Kleidung.

Andreas Graf Haddik von Futtak,

ein Sohn des aus einem alten ungariſchen Geſchlechte ſtammenden Rittmeiſters Michael Haddik, wurde am 16. Oktober 1710 auf der Inſel Schütt geboren. Er wollte ſich dem geiſtlichen Stande widmen, trat aber über Wunſch ſeines Vaters im Jahre 1732 als Kornett in das Alt-Deſſeöf'ſche Huſaren-Regiment. Er diente dann unter Prinz Eugen am Rhein, in den Niederlanden und gegen Preußen, ſtieg ſchnell von Stufe zu Stufe, avanzierte 1744 zum Oberſten und tat ſich im folgenden Jahre bei Erbſtatt am 19. Juli noch mehr aber am 15. März 1748 bei Bergenopzoom hervor, wo er ein großes feindliches Convoi aufhob. 1747 zum Generalmajor vorgerückt, erhielt er 1756 ein Huſarenregiment. Im zweiten Feldzuge des ſiebenjährigen Krieges war Haddick ſchon Feldmarſchalleutnant (ſeit 1756) und führte im Oktober 1757 den berühmten Zug nach Berlin aus, für welche Tat er bei Errichtung des Maria Thereſiens-Orden das vierte Großkreuz, und da er bei Verteilung der 235 000 Taler, welche die Stadt Berlin erlegen mußte, nichts für ſich genommen hatte, von der Kaiſerin 3000 Stück Dukaten erhielt. Am 5. März 1758 zum General der Kavallerie ernannt, machte er 1759 den Feldzug bei dem Reichsheere mit, wurde nach dem Frieden 1763 in den Grafenſtand erhoben und kam als Gouverneur der Feſtung Ofen nach Ungarn. Im Jahre 1764 zum geheimen Rat gewählt und als königlicher Kommiſſär zur Leitung des Militär- und Zivilgouvernements nach Siebenbürgen geſendet, wurde er im Jahre 1769 zum Präſidenten des Karlowitzer Kongreſſes beſtimmt, wofür er zur Belohnung die Donation und das Prädikat auf Futtak erhielt.

Andreas Graf Haddik.

Im Jahre 1776 wurde er Obergeſpann des Bacſer Komitates und 1777 von Kaiſer Joſef II. ſamt ſeinen ehelichen Leibeserben in den Reichsgrafenſtand mit Sitz und Stimme auf der ſchwäbiſchen Ritterbank erhoben. Im Mai 1774 wurde Haddik zum Feldmarſchall befördert, zum Hofkriegsratspräſidenten ernannt und ſtatt des F. M. Lacy zur Leitung dieſer wichtigen Stelle berufen. Beim Ausbruch des Krieges mit Preußen 1778 wurde er mit Beibehaltung ſeiner Anſtellung dem F.-M. Prinz Albert von Sachſen-Teſchen als ad latus beigegeben und erhielt nach dem Abgehen Kaiſer Joſefs II. von der Armee das Kommando der Hauptarmee. Nach dem Teſchner Frieden trat er wieder in ſein früheres Verhältnis als Hofkriegsratspräſident.

Im zweiten Feldzuge des im Jahre 1788 ausgebrochenen Krieges gegen die Türken 1789 übertrug Kaiſer Joſef II. dem F.-M. Haddik das Kommando der Hauptarmee, deren Hauptobjekt die Belagerung und Einnahme von Belgrad war. Doch während der Vorbereitungen dazu erkrankte Haddik derart, daß ihn der Kaiſer mit Rückſicht auf das vorgerückte Alter von der Armee abberief und ihn wieder mit der Leitung des Hofkriegsrates betraute. Aber Haddik konnte ſich nicht mehr erholen; ſeine Kräfte fielen ſichtbar ab, und als er gar von dem Tode ſeines Kaiſers erfuhr, legte er ſich hin und ſtarb am 20. März 1790 nur 20 Tage nach dem Tode Joſefs II.

Mit Haddik, der in 21 Feldzügen gedient, ſchließen wir die Reihe der „Feldherren Maria Thereſiens" ab; nicht deshalb, weil es an andern Feldherren dieſer Periode fehlt; denn wir mußten ſogar ſchon die Marſchälle Joſef Freiherr de Vins, und Karl Graf von Pellegrini und Perbelloni übergehen, — ſondern lediglich aus Raum-Rückſichten, aus Rückſichten auf andere Kapitel der ruhmwürdigen Geſchichte Öſterreichs, die hier auch zur Sprache kommen ſollen.

Franzosenkriege.

Die Koalitionskriege.

Die kaum zweijährige Regierungszeit, welche dem Bruder und Nachfolger Kaiser Josefs II., nämlich Leopold II., gegönnt war, ist in die, ihren Folgen nach wohl bedeutsamste soziale Krise Europas, in die Zeit der ersten großen französischen Revolution, gefallen. Durch den Briefwechsel mit seiner Schwester, der unglücklichen Königin Maria Antoinette von den unheimlich schnell heranwachsenden Gefahren für den französischen Thron in Kenntnis gesetzt, hatte Kaiser Leopold in Gegenwart des Grafen Artois, des in das Ausland geflüchteten Bruders des Königs Ludwig XVI., schon am 18. Mai 1791 von Padua aus ein Rundschreiben an die vornehmsten Mächte Europas erlassen. Er lud sie ein, sich mit ihm zu der Erklärung zu vereinigen, daß sie die Sache Ludwigs XVI. als ihre eigene betrachten, daß sie dessen Wiedereinsetzung in seine Freiheiten fordern und im Falle der Verweigerung oder weiterer Anschläge gegen ihn ihre volle Macht aufbieten würden, um dem Aufruhr in Frankreich ein Ziel zu setzen. Nachdem Ludwig XVI. am 20. Juni 1791 einen Fluchtversuch aus Frankreich gewagt hatte und wieder gewaltsam nach Paris zurückgeführt fortan als Gefangener gehalten wurde, kam es am 2. August 1791 zwischen dem Kaiser Leopold II. und dem König Friedrich Wilhelm von Preußen zu einer Entrevue in Pillnitz, bei welcher sich auch Graf Artois einfand.

Nicht lange darauf hatte die Nationalversammlung in Frankreich die neue Konstitution vollendet, welche am 13. September von dem in seine königlichen Rechte wieder eingesetzten Ludwig XVI. beschworen wurde. Da auch König Ludwig den fremden Höfen anzeigte, daß er die Konstitution freiwillig angenommen habe, schien die Voraussetzung, daß der König von Frankreich unfrei sei, nicht mehr haltbar zu sein, weshalb Kaiser Leopold in einem neuerlichen Rundschreiben an die Mächte vom 12. November 1791 erklärte, daß die Lage der Dinge in Frankreich eine wesentlich andere geworden und vorderhand keine Gefahr für das monarchische Prinzip zu besorgen sei. Dagegen begann Frankreich in auffallender Weise Rüstungs-Vorbereitungen zu treffen, und als auch bekannt wurde, daß es drei Armeen an seinen Grenzen versammle, sah sich Kaiser Leopold II. schon in den ersten Tagen des Jänner 1792 gezwungen, an den Hofkriegsratspräsidenten FM. Michael Graf Wallis den Befehl zu erteilen, in den österreichischen Niederlanden und in Vorderösterreich Truppen in Bereitschaft zu stellen.

Mittlerweile hatte die Pariser Nationalversammlung am 25. Jänner 1792 ein Dekret beschlossen, in welchem König Ludwig XVI. aufgefordert wurde in Wien anzufragen, ob Kaiser Leopold II. als Chef des Hauses Österreich mit Frankreich in Frieden leben und ob er auf jeden gegen die Sicherheit

und Souveränität der französischen Nation gerichteten Vertrag verzichten wolle. Falls bis 1. März eine befriedigende Antwort seitens des Kaisers nicht erfolgen sollte, würde Frankreich sich zur Kriegserklärung gezwungen sehen. Die hierauf vom Staatsminister Graf Kaunitz angeblich im Einverständnis mit einigen Deputierten der konstituierenden Versammlung in Paris und der Königin Maria Antoinette verfaßte Antwort wurde am 1. März 1792, an demselben Tage, an welchem Kaiser Leopold II. nach dreitägigem Krankenlager von der Ruhr hinweggerafft wurde, übergeben.

In Paris hatte General Dumouriez am 17. März 1792 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übernommen und schlug, um der französischen Eigenliebe zu gefallen, sofort in den Verhandlungen mit Österreich einen barschen Ton an. Er forderte von dem Sohn des verschiedenen Kaisers Leopold II., der als Franz II. im Alter von 24 Jahren den Thron bestiegen hatte, die kategorische Erklärung, ob er bei der Note der österreichischen Regierung vom 18. März beharren wolle. Aus dieser Forderung schon war es unverkennbar, daß die herrschende Partei in Frankreich den Krieg beschlossen hatte, der auch am 20. April 1792 gegen den „König von Ungarn und Böhmen" offiziell erklärt wurde.

Frankreich hatte zu dieser Zeit drei Armeen aufgestellt: die Nordarmee unter Marschall Rochambeau zwischen der Nordsee und der Sambre an der österreichisch-niederländischen Grenze, weiters die Zentrums-Armee unter General Lafayette zwischen Sambre und den Vogesen, endlich die Rhein-Armee unter Marschall Luckner, längs der Rheingrenze vom Rheinknie bei Basel bis zur Lauter.

Die Österreicher hatten unter F. M. Herzog Albert von Sachsen-Teschen — dem Gemahl der Erzherzogin Christine, deren Denkmal in der Augustinerkirche in Wien zu den interessantesten kirchlichen Denkmälern zu zählen ist — kaum 52 000 Mann in den österreichischen Niederlanden versammelt, während Preußen, auf Grund des Allianzvertrages zur Teilnahme am Kriege verpflichtet, erst anfangs Mai die Mobilisierung von etwa 50 000 Mann anordnete. Die übrigen reichsdeutschen Fürsten aber zögerten trotz der wiederholten Aufforderung des jungen Kaisers, die schuldigen Kontingente für den Krieg zu stellen, da nach ihrer Ansicht dieser Feldzug nicht als Reichskrieg anzusehen war.

Schon acht Tage nach der erfolgten Kriegserklärung marschierte von der Nord-Armee die Kolonne des Generals Biron mit 12 000 Mann gegen das nahe Mons und General Dillon mit 4000 Mann gegen Tournay vor, während von der Zentrums-Armee General Lafayette gegen Givet vorrücken sollte. Der Vormarsch der Kolonne Biron nahm in dem Gefechte von Quaregnon ein klägliches Ende. Beim Erscheinen der österreichischen Reiterei stellten die Franzosen sofort ihren Vormarsch ein und zwangen durch ihre Disziplinlosigkeit den General Biron schon am 30. April, den Rückzug anzubefehlen. Sein Gegner, der österreichische FML. Beaulieu begnügte sich bei seinem schwachen Truppenstande, den rückgehenden Feind zu beobachten und kehrte selbst wieder nach Mons zurück. Noch kläglicher war der Angriff des Generals Dillon verlaufen. Sein Vorstoß gegen Tournay, das der österreichische General Happoncourt verteidigte, brach gleich beim ersten Anlauf zusammen und als die österreichische Artillerie die Verfolgung der in Unordnung zurückflutenden Franzosen aufnahm, riß bei diesen eine Panik ein. General Dillon wurde dabei von seinen eigenen Soldaten verwundet und vom Pöbel in Lille auf das grausamste ermordet. Als Lafayette, der Kommandant der Zentrums-Armee, von den Mißerfolgen der französischen Nordarmee erfuhr, gab auch er den beabsichtigten Vormarsch auf.

Nun hätte Herzog von Sachsen-Teschen wohl die bis Ende April über die Franzosen erzielten Erfolge ausnützen können. Aber die doppelte Reihe von Festungen, welche die französische Grenze deckte, erlaubte den schwachen österreichischen Kräften um so weniger, die Offensive nach Frankreich hineinzutragen, als es ihnen vollständig an Belagerungsmaterial für diese Festungen fehlte und die Österreicher in den Niederlanden stärkere Garnisonen unterhalten mußten, um die zum Aufruhr geneigten Bewohner niederzuhalten. Bei den Franzosen trat ebenfalls eine vollständige Operationspause ein, umsomehr, als Marschall Rochambeau, empört über die Disziplinlosigkeit der Truppen, inzwischen seine Enthebung vom Oberkommando bewirkt hatte und Marschall Luckner von Ludwig XVI. mit der Übernahme des Kommandos betraut worden war. Es kam daher in der nächsten Zeit nur zu kleineren, sonst belanglosen Gefechten, wie zum Überfall auf einen französischen Posten in Bavay am 17. Mai durch eine Abteilung des österreichischen Infanterie-Regimentes Nr. 49, des 10. Jäger-Bataillons und einer halben Schwadron der 3er Husaren unter Oberst Fischer wie zum Treffen bei Florennes am 23. Mai. Erst anfangs Juni, als General Lafayette bei der französischen Nordarmee eingetroffen war, nahmen die Franzosen wieder die Offensive auf und brachen neuerdings in den Niederlanden ein. Doch bevor es hier zu irgend einem ernsten Ereignis

kommen konnte, hatten die Vorfälle am Rhein die Franzosen bestimmt, ihre Kräfte von der niederländischen Grenze zurückzubeordern.

Der bereits erwähnte Bündnisvertrag zwischen Österreich und Preußen hatte nämlich letzteren Staat im Momente der Kriegserklärung Frankreichs im April zur Teilnahme am Kriege verpflichtet. Noch zu Lebzeiten Kaiser Leopolds II. hatte Preußen dem Wiener Hofe vorgeschlagen, die Leitung des gemeinsam zu führenden Krieges dem preußischen Feldmarschall und regierenden Fürsten, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg, zu übertragen. In der Hoffnung, Preußen für die Teilnahme am Kriege günstiger zu stimmen, hatte Kaiser Leopold diesem Vorschlag zugewilligt. Sein Nachfolger, Kaiser Franz, hatte keine Ursache, etwas daran zu ändern und bestimmte als Kommandanten des österreichischen Kontingents den kommandierenden General zu Prag, FZM. Fürst Wilhelm Hohenlohe-Kirchberg. Die preußisch-österreichische Armee des Herzog von Braunschweig bestand aus etwa 46 000 Mann Preußen, 6000 Mann Hessen, aus dem österreichischen Korps des FZM. Fürst Hohenlohe 13 000 Mann, und einem aus französischen Emigranten gebildeten Korps unter Prinz Condé und Prinz Bourbon. Zu dieser Verbündeten-Armee wurde noch aus den Niederlanden das Korps des FZM. Clerfayt, über 13 000 Mann stark, herbeigezogen.

Kaiser Leopold II.

Bevor diese Armee noch Ende Juli 1792 ihren Aufmarsch hinter dem Rhein bewirkt hatte, wurde Kaiser Franz am 14. Juli 1792 in Frankfurt unter dem Jubel der Bevölkerung und unter Einhaltung des glänzenden Zeremoniells gekrönt. Der neugewählte Kaiser traf dort mit dem König von Preußen zusammen, während gleichzeitig bei Mainz eine Konferenz zusammentrat, in welcher der Text eines Manifestes beraten wurde, das der Oberkommandant der verbündeten Armee, Herzog von Braunschweig, am 25. Juli an die Bewohner Frankreichs erließ.

Das Manifest erklärte, daß die verbündeten Mächte keineswegs in dem bevorstehenden Kriege auf Eroberung bedacht seien, sondern daß sie sich lediglich von der Absicht leiten lassen, die königliche Macht Ludwigs XVI. wieder zu befestigen. Zugleich wurden die Mitglieder der Nationalversammlung, der Munizipalität und der Nationalgarde von Paris für alle Gewalttaten verantwortlich gemacht, die in der Folge die königliche Familie in Paris bedrohen könnten und die Warnung zugefügt, daß im andern Falle Paris einer militärischen Exekution unterzogen und der Zerstörung überliefert werden würde.

Dieses Manifest wurde, nachdem in Paris schon am 20. Juni ein Pöbelhaufen unbehindert in die Tuillerien gelangt war und dort den König und seine Gemahlin gröblich beschimpft hatte, dahin gedeutet, daß der König mit den Verbündeten im geheimen Einverständnis stehe, um mit ihrer Hilfe seine Macht wieder aufrichten zu können. Das dadurch aufgehetzte Volk drang deshalb am 10. August 1793 unter geheimer Begünstigung des girondistischen Maire von Paris Petion neuerdings in die Tuillerien und metzelte die dem König treue Schweizergarde zum größten Teile nieder, während der König und seine Familie ihre Zuflucht in der gesetzgebenden Versammlung suchten, welche das Königtum suspendierte und den König angeblich zu dessen Sicherheit in Gewahrsam behielt. Als die Jakobiner nun gar die volle Absetzung des Königs verlangten, ging die öffentliche Gewalt in die Hand derjenigen über, zu deren Bekämpfung die Verbündeten ausgezogen waren.

Aber die verbündete Armee, welche fast drei Wochen gebraucht hatte, um die französische Grenze, wo das aus den Niederlanden gekommene Korps Clerfayt schon seit vier Tagen wartete, zu erreichen, konnte diese erst am 19. August überschreiten und gelangte am nächsten Tage vor Longwy. Nach zweitägiger Beschießung ergab sich die kleine Feste, deren Kommandant Oberst Legrand sich nach der Kapitulation selbst den Tod gab. Nun ging es in demselben langsamen Tempo gegen Verdun, welches sich am 2. September ebenfalls durch Kapitulation ergab. Hier wollte der Armee-Oberkommandant Herzog von Braunschweig einen Operationsstillstand eintreten lassen, um neue Verstärkungen zu erwarten, während der von französischen Emigranten gedrängte bei der Armee im Felde anwesende König Friedrich Wilhelm II. von Preußen auf die möglichst schnelle Fortsetzung der Offensive bestand.

„Nun sahen wir," schrieb der Dichterfürst Wolfgang von Goethe, welcher diesen Feldzug im Gefolge des Herzogs von Weimar mitgemacht hatte, „über Hügel und Tal des Königs Majestät sich eiligst zu Pferd bewegend, wie der Stern eines Kometen, von einem langen, schweifförmigen Gefolge begleitet. Kaum war jedoch dieses Phänomen mit Blitzesschnelle vorbeigeschwunden, als ein zweites von einer andern Seite den Hügel krönte und das Tal erfüllte. Es war der Herzog von Braunschweig, der Elemente gleicher Art an sich und nach sich zog. Wir nun — obgleich mehr zum Beobachten, als zum Beurteilen geneigt — konnten der Betrachtung nicht ausweichen, welche von beiden Gewalten doch die obere sei, welche wohl im zweifelhaftesten Falle zu entscheiden habe? Unbeantwortete Fragen, die uns nur Zweifel und Bedenken zurückließen." —

Als des Königs Gedanke gegenüber dem Willen des Herzogs von Braunschweig durchdrang und die Verbündeten an den Argonerwald gelangten, fanden sie die dortigen Pässe, welche General Dumouriez nicht mit Unrecht die Termophylen Frankreichs genannt hatte, von den Franzosen bereits besetzt. Aber ein energischer Angriff Clerfayts zwang Dumouriez am 12. September, den Paß von Grandpré aufzugeben und sich zurückzuziehen. Statt die Situation auszunützen, folgte Herzog von Braunschweig so langsam, daß Dumouriez indessen Zeit fand, bei Valmy eine feste Stellung zu beziehen, auf welche die Verbündeten am 20. September eine Kanonade eröffneten. Nachdem der Nebel, welcher die Stellung der Franzosen verhüllt hatte, sich lichtete und die Armee des Feindes in ganz guter Haltung und günstiger Stellung sichtbar wurde, brach Herzog von Braunschweig in die historischen Worte aus: „Hier müssen wir nicht schlagen," welche für die bereits zum Angriff in Bereitschaft gesetzten Bataillone das Ende der Aktion bedeuteten.

Die folgende Operationspause benützte der ehemalige Minister Dumouriez, ein gewandter Diplomat und Intrigant sofort, um Unterhandlungen mit dem König von Preußen anzuknüpfen, indem er zuerst vorspiegelte, daß Ludwig XVI. selbst in das französische Hauptquartier kommen und in unmittelbaren Verkehr mit dem Könige treten werde. Allerdings konnte sich diese Fiktion nicht lange behaupten, da der Nationalkonvent unter dem Eindruck der Nachricht von dem Abbruche der Kanonade bei Valmy das Königtum in Frankreich einfach abgeschafft hatte. Immerhin waren für die Franzosen sechs Tage gewonnen, um ihre Stellung stark zu befestigen und neue Kräfte heranzuziehen. Nun war für Dumouriez die Zeit gekommen, die Scheinunterhandlungen mit dem König von Preußen wieder abzubrechen. Er erklärte kurzweg: „Ein freies Volk könne sich nicht Gesetze vorschreiben lassen, es könne nur daran denken, diejenigen, welche ihm seine Freiheit entreißen wollen, zum Rückzug zu nötigen. Der Oberkommandant Herzog von Braunschweig aber wußte darauf keine andere Erwiderung, als die, welche sich in einem Erlasse an den Kommandanten des österreichischen Korps F.Z.M. Hohenlohe aussprach:

„Da die Zufuhr des Brotes aus Verdun wegen der weiten Entfernung und bei den schlechten Wegen auf die Dauer beinahe unmöglich wird, die hiesige Gegend beinahe gänzlich ausfouragiert ist, das stets anhaltende kalte Regenwetter die Zahl unserer Kranken sehr vermehrt und die Wege zu irgend einer Unternehmung ganz unpraktikabel macht, so ist der Beschluß genommen, die hiesige Armee ihren Rückmarsch auf Verdun morgen antreten zu lassen."

Während die Verbündeten am 30. September ihren Rückmarsch aus der Champagne begannen und das Korps Clerfayt wieder nach den Niederlanden zurückkehrte, rüsteten sich die in ihrem moralischen Elemente gehobenen Franzosen zu einer raschen Offensive. Vor allem brach der französische General Adam Philipp Graf Custine mit 18 000 Mann von Landau aus über Worms und Speyer gegen Mainz vor, wo er bereits anfangs Oktober anlangte.

Mainz, damals eine wichtige Feste, war im schlechtesten Verteidigungszustand, so daß der Kommandant dieser Stadt, der alte kurmainzische General von Gymnich, sich durch die Drohungen der Franzosen, denen damals noch alle Mittel zur Belagerung fehlten, einschüchtern ließ und die Festung am 21. Oktober übergab. General Custine sandte nun von Mainz aus ein Korps gegen Frankfurt, ließ die Stadt am 22. Oktober besetzen und zwang sie zur Zahlung einer Kontribution im Betrage von 2 Millionen Livres.

Jetzt erst rafften sich die Reichsfürsten zur Gegenwehr auf. Von der im Luxemburgischen stehenden Armee wurden die besterhaltenen Korps nach Süden dirigiert, wo sie, nachdem sie sich mit den gutgeschulten Truppen des Landgrafen von Hessen-Darmstadt vereinigt hatten, gegen Frankfurt zogen, die Stadt am 2. Dezember erstürmten und Custine zum Rückzug zwangen. Dieser ließ 10 000 Mann in der Festung Mainz zurück und ging über den Rhein. Unterdessen versuchte der französische General Peter Ruel Graf von Beurnonville mehrmals, über die Mosel vorzudringen, wurde aber von den bei Pellingen in einer verschanzten Stellung stehenden Österreichern unter dem Befehle des Fürsten von Hohenlohe zurückgeworfen. General Dumouriez dagegen wandte sich mit einer etwa 80 000 Mann zählenden Armee gegen die Niederlande, was Herzog Albert veranlaßte, am 8. Oktober die begonnene Belagerung der Stadt Lille aufzugeben und sich zurückzuziehen. Am 3. November 1792 hatte er mit seinen schwachen Kräften von etwa 14 000 Mann die Höhen unweit Mons bei den Ortschaften Jemappes, Suesmes und Bartaimont besetzt und sie durch 14 kleine Redouten und eine terrassierte Aufstellung von Artillerie verstärkt. Am 5. November erschien Dumouriez, 70 000 Mann stark mit einem fast 400 Geschütze zählenden Artillerie-Park zum Angriffe, dem die Österreicher bis in die Nacht Stand hielten. Am 6. November begann der Kampf mit einer furchtbaren Kanonade; Doumouriez ließ, da Jemappes durch einen direkten Angriff nicht zu nehmen war, das Dorf umgehen. Da brachte ein Angriff der österreichischen Kavallerie das Schlachtenschicksal nochmals zum Wanken. Die Franzosen jedoch zogen frische Truppen herbei und stellten die Schlacht wieder her. General Clerfayt verteidigte Jemappes mit heldenmütiger und bewunderungswürdiger Tapferkeit, obwohl es von drei Seiten vom Feinde angegriffen wurde, und räumte den Ort erst, nachdem auch Beaulieu seine Stellung in Suesmes aufgeben mußte. Nun war erst die Schlacht, in welcher Erzherzog Karl das Kommando einer Brigade führte und seine Feuertaufe empfing, zu Gunsten des Feindes entschieden: Die Österreicher zogen sich in vollkommenster Ordnung gegen Brüssel zurück, so daß weder eine Kanone noch ein Wagen den Franzosen in die Hände fiel. Die Verluste auf österreichischer Seite betrugen 5 000 Mann, während die Verlustzahl der Franzosen von ihnen selber viel höher angegeben wird. Die Einnahme von ganz Belgien mit Ausnahme Luxemburgs war die Folge dieses für die österreichischen Waffen wohl unglücklichen aber höchst ehrenvollen Kampfes.

Die Partei der Jakobiner jubelte über diese Erfolge; sie verlangte nach schrecklichen Mordszenen die Einkerkerung der königlichen Familie und die Einleitung eines Mordprozesses gegen Ludwig XVI., welches Verlangen vom Nationalkonvent sofort genehmigt, am 17. Jänner 1793 zur Verurteilung des Königs mit nur einer Stimme Majorität führte. Der unglückliche Monarch starb als Märtyrer für die von ihm gesetzmäßig ererbte Königswürde bereits vier Tage später, am 21. Jänner 1793, auf dem Blutgerüst, auf welches ihm am 16. Oktober seine Gemahlin Maria Antoinette und noch unzählige andere Schlachtopfer der blutgierigen Hyäne der Revolution folgen sollten.

Die Nachricht von der Hinrichtung Ludwigs XVI. erfüllte ganz Europa mit Entsetzen, sie war erst dazu angetan, endlich auch jene Staaten aufzurütteln, welche bisher dem Treiben der Blutmänner in Paris mehr oder weniger teilnahmslos zugesehen hatten. England und Holland schlossen sich der Koalition an und selbst Spanien stellte Hilfstruppen bei. Trotzdem hatte die Hauptlast des Krieges wieder Österreich

allein zu tragen. Die Hauptarmee in den Niederlanden wurde dem Kommando des F.M. Prinz Friedrich Josias zu Sachsen-Koburg-Saalfeld unterordnet. „Aus besonderem huldvollem Zutrauen auf dessen vieljährige, hauptsächlich in dem letzten Türkenkriege durch die ruhmwürdigsten Siege (Fokschani, 1. August 1789, Martinesti, 22. September 1789 und Kalefat) bewährte Kriegserfahrenheit und in mildester Rücksicht auf des Herrn Prinzen ungeheuchelte Liebe, Treue und patriotische Ergebenheit" hieß es in dem kaiserlichen Kommissionsdekrete, mit welchem die Ernennung dieses Prinzen den Verbündeten notifiziert wurde. Nach dem sofort verfaßten Operationsplan sollte vorerst Mainz von der unter dem Kommando des preußischen F. M. Herzog Friedrich von Braunschweig stehenden Oberrheinarmee genommen werden, worauf die Hauptarmee unter Prinz von Koburg erst in die Niederlande einzubrechen hätte. Über Antrag des Chefs des Quartiermeisterstabes Mack beschloß der Marschall Prinz von Koburg sofort die Offensive zu ergreifen. Er teilte die Armee in eine Hauptkolonne, deren Führung er selbst übernahm und deren Avantgarde der junge Generalmajor Erzherzog Karl führte, weiters in eine linke Kolonne unter F.-M.-L. Prinz Württemberg, eine rechte Kolonne unter F. M. L. Latour und eine Kolonne unter General Wenkheim, welche die Verbindung mit der preußischen Armee des Herzogs von Braunschweig aufrecht zu erhalten hatte. Prinz von Koburg übersetzte in der Nacht zum 1. März die Roer bei Düren und Jülich, um die Franzosen in ihren Quartieren zu überraschen und ihnen zugleich den Rückzug in die verschanzte Stellung auf den Roerberg bei Eschweiler (zwischen Düren und Aachen) und hinter Aldenhoven (zwischen Jülich und Aachen) abzuschneiden.

Die Stellung der Franzosen war äußerst günstig. Sie hatten fünf starke Verschanzungen mit Artillerie und Infanterie in ihrer Front besetzt und diese an den Flügeln durch Reiterei gedeckt. Sie fühlten sich auch vollkommen sicher und waren nicht wenig überrascht, als die Artillerie der von Generalmajor Erzherzog Karl in die linke Flanke des Feindes dirigierten Umgehungskolonne ihr Feuer begann und gleich darauf der Held Erzherzog Karl persönlich mit dem Dragoner-Regiment Latour (die bartlosen Dragoner de Ligne, „die Gelbschnäbel von Kolin") anstürmte. „Die Franzosen glauben unüberwindlich zu sein. Zeigt Euch als Männer, als brave Wallonen und jagt sie zum Teufel!" rief der junge Prinz und die braven Dragoner ließen es sich nicht zweimal sagen, übersetzten in kräftigen Sprüngen die Schanzgräben, drangen bis hinter die Brustwehren ein und richteten unter den Verteidigern, welche ihre Geschütze im Stiche lassen mußten, ein fürchterliches Blutbad an. Zugleich drang auch in der Front, unter Prinz von Koburgs Führung, die Infanterie vor und warf das in der Reserve befindliche zweite Treffen, während die Esterhazy-Husaren in den Rücken fielen. In kurzer Zeit war ein vollkommener Sieg erfochten, die starke feindliche Position, welche Aachen und Rolduc hätte decken sollen, genommen, 23 Kanonen und 2 Fahnen erobert und 5000 Franzosen gefangen genommen.

Nach diesem herrlichen Siege der Österreicher bei Aldenhoven vom 1. März 1793, die erste Waffentat, welche den Ruhm Erzherzog Karls eröffnete, schien die französische Armee ziemlich entmutigt und zu weiterem Kampfe unfähig geworden zu sein. Da kam der ehrgeizige General Dumouriez aus Holland, sammelte die zerstreuten Truppen und die in aller Eile herandirigierten Verstärkungen, um erneuert gegen die österreichische Armee vorzugehen. F.-M. Prinz Josias von Koburg erwartete ihn zwischen der großen und der kleinen Geeste und ging nach einer Kanonade am 16. März in der folgenden Nacht in eine Höhenstellung zwischen Neerwinden und Racour zurück. Erzherzog Karl deckte in dieser, mit dem rechten Flügel seiner Brigade an die Höhe von Dormael gelehnt, die über die kleine Geeste führende Straße von Tirlemont nach St. Trond. In der Linie der Höhen, welche zwischen diesem Flüßchen und der Straße von Neerlanden und Overwinden nach Racour streichen, stand das Zentrum der Österreicher unter den Generalen Ferraris und Colloredo, und endlich auch der linke Flügel, der bei dem Dorfe Neerwinden endete. Das zweite Treffen wurde unter F.-Z.-M. Graf Clerfayt von dem Reservekorps gebildet und etablierte sich bei dem Dorfe Racour. Ehe es noch Marschall Josias von Koburg erwartet hatte, rückte auch schon Dumouriez in acht Kolonnen gegen diese Stellung heran und zwar drei Kolonnen unter Valence rechts, zwei Kolonnen unter Orleans (Duc de Chartres) in der Mitte, und drei Kolonnen unter Miranda links. Sein Hauptangriff galt dem österreichischen linken Flügel, an welchem die Dragoner von Latour zuwartend gestanden waren. Kaum als ihr Oberstleutnant de Noez die feindliche Angriffsrichtung erkannt hatte, kommandierte er auch schon die Attake auf die französischen Schwadronen, die unter dem wütenden Anpralle zersplitterten. Die französische Kolonne Lamarche hatte indessen das Dorf Racour erobert, auf der dortigen Höhe Geschütze aufgefahren und auf das österreichische Reservekorps ein verheerendes

Feuer eröffnet. Da erging an die Dragoner der Befehl, die lästigen Geschütze zu vertreiben. Sofort rückten ihre beiden Majors-Divisionen unter dem Oberbefehl des Generalmajor Baron Lützow mit zwei Bataillons Esterhazy-Infanterie (Nr. 34) und dem Husaren-Regiment Blankenstein gegen Racour vor, besetzten das Dorf, wurden aber von den tapfer kämpfenden Franzosen mit dreimaligem Ansturm wieder aus diesem Orte verdrängt. Da jedoch hebt Major Bideskuty der Esterhazy-Infanterie, obwohl er aus mehreren Wunden blutete, seinen Degen und führt sein Bataillon zum vierten Male zum Sturme. Jetzt erst fällt das Dorf dauernd in die Hände der Österreicher, die es sofort mit einer Batterie besetzten.

Während hier nur zwei österreichische Bataillone gegen acht französische im Kampfe gestanden waren, hatte die zweite französische Kolonne, die Division Seveneur, mit 2000 zugeteilten Reitern Overwinden wie die „Tombe" de Mittelwinden und die dritte Kolonne, unter dem Befehle Neuillys, Neerwinden angegriffen und die Österreicher nach heißem Kampfe zurückgedrängt; doch ehe sich die beiden Kolonnen wieder vereinigen konnten, war es F.-M. Graf Colloredo gelungen, den Franzosen in einem einzigen wütenden Ansturme Neerwinden und die Tombe de Mittelwinden wieder zu entreißen. Nun begann abermals ein furchtbarer, blutiger Kampf um diesen Ort, gegen welchen endlich zwei französische Divisionen anrückten. Da fällt General Desforets an der Spitze seiner dezimierten Truppen, während gleichzeitig frische Kolonnen des österreichischen Zentrums erschienen und mit unwiderstehlicher Gewalt die Franzosen abermals aus dem heißumstrittenen Orte werfen. Da setzte sich der feindliche Feldherr Dumouriez selber an die Spitze seiner Truppen, die durch sein Erscheinen und seine Worte in ihrem Eifer neu angefacht, einen stürmischen Angriff auf Neerwinden unternahmen. Es gelingt ihnen auch, sich im Orte festzusetzen; doch nur wenige Minuten. Rasch hatten sich die Österreicher wieder gesammelt und stürmten wütend gegen das brennende, einem Schutthaufen gleichende Dorf. Jetzt erst war die Widerstandskraft der Franzosen gebrochen; in wilder Flucht räumten sie Neerwinden, das nun ebenso wie Racour, wo sich Bideskuty behauptete, endgültig in den Händen der Österreicher blieb.

Während dieser Kämpfe am linken österreichischen Flügel hatte im Zentrum Graf Clerfayt den F.-M.-L. Alvinczy mit drei Grenadier-Bataillonen wie den Generalmajor Baron Wenckheim mit seiner Brigade gegen Overwinden dirigiert. Die Front sollte indeß durch Generalmajor Boros mit Latour-Dragonern und Blankenstein-Husaren durch General Fürst Auersperg mit sieben Bataillonen und durch Generalmajor Rehbach mit Kaiser-Karabiniers und Nassau-Kürassieren zwischen Racour und Overwinden festgehalten werden. Lange Zeit wütete auch hier der Kampf unentschieden. Dreimal mußten die Kaiserlichen Overwinden erstürmen, bis es ihnen mit acht Kanonen und 150 Gefangenen endgültig verblieb. Jetzt sprengten die Reiterschwadronen Boros und Rehbachs auf die gegenüberstehende feindliche Linie; durchbrachen das erste französische Treffen und warfen die sich ihnen entgegenstellenden vier feindlichen Reiterregimenter auf die Infanterie zurück.

Am rechten österreichischen Flügel, wo Erzherzog Karl, der Sieger von Aldenhoven, stand, war ein glorreicher Sieg errungen worden. Seine Truppen hatten zuerst die aus Geisenhoven, Orsmael und Neerhespen hervorbrechenden Franzosen aufgehalten. Zu Mittag drang die französische Kolonne des Generals Miranda von neuem auf der Straße nach St. Trond vor; eroberte Dormael und nahm das am äußersten rechten Flügel stehende österreichische Infanterie-Regiment Sztaray (Nr. 33) in ein mörderisches Geschütz- und Kleingewehrfeuer, bis General Benjowsky mit zwei Bataillonen von Brechainville (Nr. 25) und d'Alton (Nr. 15) und einer Division Koburg-Dragoner diesen Hilfe brachte. Seine Truppen drangen mit dem Bajonnet auf den Feind ein, stürmten dreimal vergeblich das von den Franzosen besetzte Dorf Dormael, bis es ihnen beim vierten Sturme gelang, es zu besetzen, worauf die französischen National-Bataillone in wilder Flucht gegen die Brücke von Orsmael eilten.

Auf dieses Dorf drangen jetzt die Truppen des Erzherzog Karl ein. Schon hatten sie keine Munition mehr, aber dennoch stürmten die Helden mit dem Bajonnet gegen die Bataillone Miranda's. Erst als drei Eskadronen Esterhazy-Husaren und vier Kürassier-Eskadronen gleichzeitig auf die Franzosen einhieben, wankten diese und flohen zurück. Bis auf die Höhen von Overhespen drang nun Erzherzog Karl, bis über Starkendoven verfolgte seine Reiterei den Feind.

Und damit war die Schlacht für die Franzosen verloren. Am 19. März machte General Dumouriez wohl noch einen letzten Versuch, die Höhen von Womersun und Orsmael zu nehmen. Aber auch dieser Versuch mißlang, weshalb sich endlich Dumouriez entschließen mußte, den allgemeinen Rückzug anzuordnen. Seine Armee hatte nicht weniger als 30 Geschütze und 4000 Mann verloren, während die Verluste der Österreicher

sich auf 97 Offiziere und 2747 Mann bezifferten. Der Tag von Neerwinden begründete den militärischen Ruhm des Erzherzogs Karl, dem das Großkreuz des Maria Theresien-Ordens einstimmig zuerkannt wurde.

Um den Zusammenhang der Gesamtoperationen nicht zu verlieren, müssen wir nun auch einen Blick auf den östlichen Kriegsschauplatz werfen, wo es sich zunächst um das zweite für dieses Jahr in Aussicht genommene Hauptunternehmen, um die Rückeroberung von Mainz handelte. Ein preußisches Korps unter General Adolf Friedrich Kalkreuth sollte diese Eroberung durchführen, während die Armee des Herzogs von Braunschweig und des österreichischen Generals Dagobert Graf Wurmser diese Operation zu decken hatte. Graf Philipp Custine, wie sein Nachfolger Alexander Vicomte von Beauharnais machten wiederholte Versuche, die Aufhebung der ziemlich rasch vorschreitenden Belagerung von Mainz zu erzwingen; aber ihre Versuche schlugen gänzlich fehl, so daß am 25. Juli 1793 endlich Mainz kapitulieren mußte. Da nun auch der Herzog von Braunschweig am 14. September bei Pirmasens und Wurmser bei den Weißenburger Linien Erfolge zu verzeichnen hatten, beschloß Frankreich die von Carnot angeratene und vom Wohlfahrtsausschuß genehmigte „allgemeine Volksaushebung" durchzuführen. Gleichzeitig wurde, um auf die Feldherren der Republik eine der Zeit entsprechende Pression auszuüben, eine Reihe von Generälen die nicht zu siegen verstanden hatten, von den Schreckensmännern auf das Schaffot geschickt, so General Custine, weil er die Festungen Condé und Valenciennes nicht retten konnte, so Beauharnais, weil er Mainz nicht zu entsetzen vermocht hat etc. Bald stürmten auch die neuaufgebrachten französischen Massenheere gegen die Verbündeten. Jourdan, ein erklärter Liebling der Jakobiner, siegte entscheidend bei Wattignies am 15. und 16. Oktober 1793 über den Prinzen von Koburg, am Oberrhein drangen Hoche und Pichegru gegen Wurmser vor, und bereiteten bei ihrer großen numerischen Überzahl in der dreitägigen Schlacht bei Kaiserslautern, 28 bis 30. November und bei Fröschweiler am 22. Dezember 1793 den Verbündeten entscheidende Niederlagen.

Trotz dieser großen Verluste der Verbündeten, welche auch auf die Anteilnahme Preußens an dem Kriege ungünstig zurückwirkten, ließ sich Österreich von dem weiteren Kampfe nicht abschrecken. General Karl von Mack entwarf für das Jahr 1794 einen neuen von den Verbündeten genehmigten Operationsplan, nach welchem die Hauptarmee von den Niederlanden aus gegen die französische Metropole Paris vordringen und diese Offensive von der Rheinarmee unterstützt werden sollte. Am 14. April 1794 traf Kaiser Franz mit seinen Brüdern Josef und Karl persönlich in Valenciennes ein und hielt am 16. über die wieder vom Prinzen Josias von Koburg befehligte Hauptarmee, im ganzen etwa 160 000 Mann stark, Heerschau. Am 17. April begann Prinz von Koburg, in dessen Hauptquartier der Kaiser verblieb, seine Operationen. In acht Kolonnen rückte die kaiserliche Hauptarmee, mit der königlichen englischen und holländischen Armee, zunächst gegen Landrecies vor und drängten die Franzosen über die Oise und Sambre zurück. Schon in wenigen Tagen war Landrecies eingeschlossen und der rechte Flügel der französischen Nordarmee, die unter dem Kommando Pichegru's stand, isoliert. Ein Versuch derselben, sich wieder zu vereinigen, führte am 21. April an der Helpe zu einem erbitterten Treffen, das mit der Niederlage der Franzosen endigte.

Schon am 26. April kam es zu einem neuerlichen Zusammenstoß bei Landrecies. Die Franzosen unternahmen mit sieben Korps einen kombinierten Angriff auf die österreichische Observationsarmee, bei welchem auch die herangezogene Ardennenarmee, 50000 Mann stark, unter Charbonniere mitwirkte. Die Operation mißlang. Dem General Chappuis gelang es zwar, bis zum Lager des Herzogs von York vorzudringen, aber dieser Erfolg hatte verderbliche Wirkungen für ihn. Österreicher und Engländer führten zwei vehemente Reiterangriffe unter Oberst Fürst Karl Schwarzenberg aus, warfen seine ganze Kolonne zurück, so daß 6000 Gefangene mit Chappuis selbst und 30 Kanonen den Verbündeten in die Hände fielen. Kaiser Franz war während dieser Schlacht von le Chateau Landrecies mit Erzherzog Karl durch die Reihen der Soldaten geritten und hatte persönlich sie zum mutigen Ausharren angeeifert. Als Folge dieses siegreichen Tages ergab sich, nachdem die Belagerungsarmee unter dem Prinzen von Oranien bereits die zweite Parallele eröffnet hatte, am 30. April die Feste Landrecies, deren Besatzung in der Stärke von 6000 Mann kriegsgefangen wurde. F.-M. Graf Kaunitz, der Kommandant des linken österreichischen Flügels, hatte inzwischen ebenfalls mehrere Erfolge über General Jourdan, den Kommandanten der französischen Moselarmee, der vergeblich versuchte, den Übergang über die Sambre zu forzieren, zu verzeichnen und siegte auch am 13. Mai in dem blutigen Treffen bei Grandremy über die Franzosen unter General Desjardins.

Mitlerweile erfochten die Österreicher am 22. Mai in der zwölfstündigen Schlacht bei Tournay oder Port à Chin einen glänzenden Sieg über die französische Nord- (Zentrum) Armee unter Pichegru, der diesem allein an Gefangenen 7000 Mann kostete. Auch diesmal war Kaiser Franz persönlich auf dem Schlachtfelde und erteilte einigen Bataillonen selbst die Dispositionen. Die Verbündeten, überall in der Minderzahl, leisteten, durch die Anwesenheit des Kaisers zur höchsten Kampfbegeisterung entflammt, wahre Wunder der Tapferkeit. Erzherzog Karl, der nun wieder ein Kommando führte, entschied durch einen Kavallerieangriff auf die Flanke der Franzosen den Sieg. Er war während der ganzen Schlacht nicht aus dem Sattel gekommen und hatte sich nur mit einem Trunk Wasser aus dem Hut seiner Ordonnanz erfrischt.

Am 20. 24. und 26. Mai entbrannte ein harter Kampf, um Jourdan den Übergang über die Sambre zu verwehren. Eine Bedrohung von Charleroi führte am 1. Juni zu einer heißen Schlacht, in welcher der Erbprinz von Oranien mit F.Z.M. Alvintzy und mit Hilfe eines vom Kaiser selbst von Tournay herbeigeführten Korps den Sieg über die Franzosen erfocht.

Durch diese unaufhörlichen, mitunter sehr verlustreichen Kämpfe, waren aber die Kräfte des verbündeten Heeres erschöpft worden, während die Franzosen die Lücken durch die aus dem Innern Frankreichs herbeieilenden Bataillone rasch wieder ausfüllen konnten. Diese Überlegenheit erleichterte Pichegru's Operationen, die nach einem Gefechte am 13. Juni bei Rousselar mit der Einnahme von Ypern ein vorläufiges Ende fanden.

An der Sambre kämpfte man indessen noch immer mit wechselndem Glück. Am 16. Juni büßte Jourdan den abermaligen Versuch, diesen Fluß zu überschreiten, mit einer Niederlage, die ihm die alliierte Sambrearmee unter Prinz von Oranien in einer mörderischen Schlacht bei Fleurus beibrachte. Aber mit jedem solchen Kampf erschöpften sich die Verbündeten immer mehr und als Jourdan einige Tage darauf zum fünftenmale den gleichen Versuch wiederholte, war der Prinz von Oranien zu schwach, um ihn daran hindern zu können. Nun schloß Jourdan Charleroi ein, welches sich am 26. Juni ergab, während der Prinz von Koburg am selben Tage sich mit Oranien vereinte und, um diesen Platz zu retten, die zweite Schlacht von Fleurus schlug.

Die Österreicher drangen anfangs auf allen Punkten siegreich vor. Der Prinz von Oranien und General Latour warfen die Feinde an die Sambre zurück, die Generäle F.-M.-Lt. Quosdanovich und F.M.Lt. Baron Beaulieu drangen an beiden Ufern des Flusses vor und Erzherzog Karl eroberte das Dorf Fleurus. Da traf aber die Nachricht vom Falle Charlerois ein und lähmte die Tatkraft des Prinzen von Koburg. Eine Pause in seinen Dispositionen trat ein, welche von den französischen Generälen trefflich ausgenützt wurde. Sie zogen frische Truppen in den Kampf und stellten im Zentrum die Schlacht wieder her. Nun entspann sich ein wütender Kampf um den Besitz von Fleurus; man kämpfte in dem brennenden Orte, ohne daß die fortwährend neu heranziehenden Bataillone Jourdans denselben erobern konnten. Da erteilte Marschall Prinz von Koburg gegen Abend den Befehl zum Rückmarsche; Erzherzog Karl wurde vergeblich vorstellig, daß es ja auf beiden Flügeln nicht an Erfolgen fehle und daß die Situation nur im Zentrum noch unentschieden scheine, weshalb aber trotzdem ein glücklicher Ausgang der Schlacht zu erwarten sei, der die Stimmung der Truppen beleben müßte, während ein Rückzug, wenn er auch befohlen ist, die übelsten Folgen zeitigen könnte. Jedoch der F.-M. Prinz von Koburg beharrte darauf, die Schlacht abzubrechen, weil ihr Zweck, das ist die Rettung Charlerois bereits durch Jourdan gegenstandslos worden sei. So mußten denn die Österreicher nach zwölfstündigem Kampfe und schmerzlichen Verlusten ihre schon erkämpften Vorteile aufgeben und sich freiwillig, ohne eine Kanone oder eine Fahne verloren zu haben, zurückziehen.

Prinz Koburg versuchte zwar nochmal, sich gegen die nachdringenden Franzosen zu behaupten, weil er auf die Unterstützung des F.-M. Möllendorf rechnete. Diesem aber fehlte es nicht an Vorwänden, sie zu versagen. Auch das so heiß umstrittene Landrecies mußte aufgegeben werden. Unter diesen Umständen blieb keine andere Wahl, als auch über die Maas zurückzugehen und die Niederlande zu räumen, um deren Besitz seit drei Jahren so heiß gekämpft worden war. Am 29. August 1794 legte Prinz Josias von Sachsen-Koburg „aus Gesundheitsrücksichten" den Oberbefehl nieder. Er überließ die Aufgabe, den Rückzug zu Ende zu führen und den Geist der Armee wieder zu heben, dem tüchtigsten der älteren Generäle, dem Feldmarschallleutnant Grafen Clerfayt.

Nicht erfreulicher als in den Niederlanden war der Feldzug am Rhein verlaufen. Die Hauptschuld daran lag an der untätigen Haltung des Feldmarschalls Möllendorf, die mit den zwischen Preußen

und Frankreich angeknüpften Friedensunterhandlungen im Zusammenhange stand. Die Franzosen hatten hier reichliche Verstärkungen für die Rhein-Armee herangezogen, so daß sie alsbald in die Offensive übergehen konnten. Ludwig Desaix griff am 2. Juli das Reichsheer bei Schweigenheim an, während sich General Laurenz Gouvion-Saint-Cyr zwischen dieses und das Korps des Prinzen Hohenlohe schob. Aber das Eingreifen der Reiterei des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen vereitelte den Angriff der Franzosen, die eiligst wieder in ihre alten Stellungen zurückkehrten.

Nach vielen kleineren, verlustreichen, jedoch entscheidungslosen Gefechten griff Desaix am 13. Juli die Preußen und gleichzeitig das Korps Hohenlohe's an. Das letztere behauptete sich, Möllendorf aber räumte, ohne geschlagen worden zu sein, seine Stellung und nötigte dadurch auch die Österreicher und die Reichsarmee zum Rückzug, welche am 15. Juni das linke Rheinufer räumten. Es hatte dies auch den Verlust der starken Stellung bei Pellingen zur Folge, in welcher sich General Ernst Graf Blankenstein durch mehrere Tage hindurch mit wenigen Reitern und drei Bataillonen gegen 25 000 Franzosen gehalten hatte. Als die zugesagte preußische Unterstützung ausblieb, mußte auch er der französischen Übermacht weichen, wodurch die Stadt Trier und die Verbindung mit der in Luxemburg stehenden Armee und dem Niederrhein verloren ging. Im September kam es noch zu einem Versuch, Trier zurückzuerobern, bei welchem am 20. ein bedeutender Erfolg über die Franzosen errungen wurde. Aber Möllendorf stellte in dem Augenblicke, in welchem die Franzosen auf der ganzen Linie zurückwichen, jedes Vordringen ein und so blieb der Sieg der Österreicher unausgenützt.

Nicht erfolgreicher hatte man in Italien gekämpft, denn dort hatte Andreas Massena und der junge, bereits durch die Eroberung von Toulon bekanntgewordene Bonaparte die Alpen überschritten und sich eine Angriffsbasis gegen Oberitalien gesichert. Dazu kam auch die ungewöhnlich strenge Kälte des Winters 1794/95 den Truppen des übermütigen Frankreichs zu Hilfe. Sie hatte alle die nördlichen Provinzen als strategische Barrieren deckenden Wasserläufe mit festem, tragfähigem Eis überzogen, so daß Pichegru im Jänner 1795 ganz Holland mit Leichtigkeit besetzen konnte, das sich auch sofort als batavische Republik konstituierte. Nun hatte Preußen auch einen äußeren Anlaß, um mit Frankreich am 5. April 1795 zu Basel einen Separatfrieden zu schließen und seine Truppen vom Kriegsschauplatz zurückzuziehen. Da auch andere Staaten diesem Beispiele gefolgt waren, stand nach dreijährigem Kampfe der Koalition gegen Frankreich Österreich allein.

Im Jahre 1795 waren die Franzosen bis zum Ablauf des ersten Jahressemesters mit der Einschließung von Mainz wie mit der Belagerung von Luxemburg beschäftigt, welche Festung nach achtmonatlicher Einschließung am 7. Juni, durch Hunger gezwungen, die Waffen strecken mußte. Der greise Bender ließ sich erst, als die Soldaten seiner Besatzung förmlich zu Skeletten abgemagert waren und ihre letzte Nahrung, die bloß aus Katzen, Hunden und Ratten bestand, auszugehen drohte, zu der Kapitulation bestimmen. Auch nach dem Falle Luxemburgs stockten noch die Operationen. Der republikanischen Armee gebrach es an Ausrüstung, hauptsächlich an Bekleidung, so daß die französische Sambre-Mars-Armee unter Jourdan wie die Rhein-Mosel-Armee unter Pichegru nicht vor September 1795 an ein Überschreiten des Rheins denken konnten. Anfangs des genannten Monats erst setzte Jourdan bei Urdingen und Düsseldorf über den Rhein, während Pichegru Mannheim okkupierte.

Das österreichische Heer hatte unter der beinahe tropischen Hitze, welche über den Sommer des Jahres 1795 herrschte, bei den strengen Anforderungen, die der Kordonsdienst stellte, wie durch die Schwierigkeiten der Verpflegung sehr stark gelitten. Es stand zu dieser Zeit als Niederrhein-Armee unter F.M.L. Graf Clerfayt von Düsseldorf bis Kappel und als Oberrhein-Armee unter General der Kavallerie Graf Wurmser von Kappel bis Basel.

Zum Entsatze von Mannheim erließ nun der General der Kavallerie Graf Wurmser schon am 16. Oktober eine Angriffs-Disposition, nach welcher zwei Haupt- und sechs Sturmkolonnen zu bilden waren. Erstere von Hotze und Devay geführt, sollten das französische Lager zwischen dem Rhein und Neckar überfallen, während die Sturmkolonnen, sobald das Lager genommen, die Werke erklettern und bei den Stadttoren eindringen sollten. F.M.L. Latour hatte die Leitung am linken, F.M.L. Quosdanovich am rechten Neckarufer; Wurmser blieb bei der Kolonne Devay. Die Kolonnen rückten am 17. Oktober mit ungeladenen Gewehren aus ihrem Lager, eine Vorsicht, die den Zweck hatte, die Mannschaft an einem übereilten Schießen zu hindern. Leider war die Nacht sternhell, so daß die auf Überrumpelung berechnete Unternehmung vom Gegner nicht unbemerkt geblieben war. Um 4 Uhr früh hatte die zweite

Hauptkolonne mit dem Bajonnet den Gegner bis auf das Glacis zurückgeworfen. Als die erste Hauptkolonne heranrückte, wurde sie von den Franzosen mit lebhaftem Feuer begrüßt. Jetzt erst luden die Österreicher ihre Gewehre und drangen gegen das Dorf Neckarau vor, welches von drei Seiten gleichzeitig erstürmt wurde.

Während diese Kämpfe, welche zur Einschließung Mannheims am rechten Rheinufer geführt wurden, hatte die Niederrhein-Armee am 29. Oktober die siegreiche und ruhmvolle Entsatzschlacht vor Mainz geschlagen und Mannheim nach verschiedenen kleineren Gefechten auch am linken Rheinufer eingeschlossen. Am 22. November kapitulierte Mannheim. Die Besatzung wurde kriegsgefangen, die Stadt mußte eine bedeutende Brandsteuer zahlen, welche den Truppen des Einschließungskorps als Gratifikation verabreicht wurde. Nun konnte General Wurmser seine ganze Armee auf das linke Rheinufer führen, wo es zu zahlreichen, lebhaften aber nicht entscheidenden Kämpfen kam. Erst am 11. Dezember 1795 gelang es ihm, im Treffen bei Groß-Fischlingen den Franzosen eine derartige Niederlage beizubringen, daß sie in ihrer ganzen Linie den Rückzug antreten mußten.

Nun war das rechte Rheinufer wieder frei und die beiderseitige Erschöpfung, wie auch der rauhe Winter zwangen zur Abschließung eines Waffenstillstandes, welcher für fünf Monate vereinbart wurde. Clerfayt hatte mit diesem kurzen, aber ruhmreichen Feldzug seine ehrenvolle militärische Laufbahn glänzend beschlossen. Seine Reise nach Wien glich einem Triumphzug. Wohin er kam, überall wurde er umjubelt; vom Kaiser wurde ihm der Orden des goldenen Vließes verliehen. Die Bevölkerung pries ihn als Deutschlands Retter. Alles war mit dem abgeschlossenen Waffenstillstande einverstanden, nur der Minister Thugut nicht; es entwickelte sich eine Spannung zwischen diesem und Clerfayt, welche letzteren zur Niederlegung seines Amtes veranlaßte.

Leider entsprach der Verlauf des Krieges in Italien gar nicht den in Deutschland erfochtenen Erfolgen. In Italien hatte F.Z.M. De-Vins den Befehl über die lombardische Armee geführt. Es war aber zunächst bis in die zweite Hälfte November zu keiner größeren bedeutenden Unternehmung gekommen; dagegen hatten die Truppen durch die äußerst heftigen Schneestürme und durch die schlechten Witterungsverhältnisse sehr stark gelitten. Nach der sehr ungünstig verlaufenen Schlacht von Loano am 23. November 1795, bei welcher sich besonders das Infanterie-Regiment Nr. 19 auszeichnete, und in welcher das österreichische Zentrum unter General Eugen Argenteau durch die Franzosen durchbrochen wurde, kam es abermals zu einem bis in das folgende Frühjahr dauernden Operationsstillstande. Mitte März übernahm darauf F.Z.M. Baron Beaulieu den Befehl der österreichisch-sardinischen Armee, ein hochverdienter, schon bei Kolin und Leuthen ausgezeichneter General, der bei dem vorgeschrittenen Alter von 71 Jahren gegenüber dem kaum 28jährigen, tatkräftigen feindlichen Feldherrn Napoleon Bonaparte einen höchst schweren Stand haben mußte. Beaulieu rückte zuerst mit dem linken Flügel seiner in langer Linie auseinander gezogenen Armee vor und richtete seinen ersten Angriff auf Voltri, wo vom 2. April an 7000 Österreicher gegen 16 000 Franzosen mit Erfolg kämpften.

Bonaparte beschloß nun das österreichische Zentrum zu durchbrechen, während F. Z. M. Beaulieu bei der Absicht beharrte, den rechten französischen Flügel bei Voltri zu überwältigen, um die feindliche Linie gegen die Mitte aufrollen zu können. Es kam am 11. April zur Schlacht bei Montenotte, in welcher Bonaparte das abermals die Mitte der kaiserlichen Front bildenden Korps des Grafen Argenteau durchbrach. Mit einer verblüffenden Raschheit nützte Bonaparte diesen ersten Erfolg aus und zwang Beaulieu zum Rückzug, der sich um so notweniger herausstellte, als am 28. April König Viktor Amadeus von Sardinien mit Bonaparte einen Waffenstillstand schloß und seine Truppen vom Kriegsschauplatze abrücken ließ. Nun folgte noch am 10. Mai das Gefecht bei Lodi, bei welcher Stadt eine lange, schmale Brücke über die Adda führt, die Bonaparte, als er am genannten Tage anlangte, sofort anzugreifen befahl. Während sich eine Wolke französischer Tirailleurs längs des Flußufers ausbreitete, ließ er durch seine Unter-Generäle Massena und Augerau Sturmkolonnen formieren, welchen es erst beim dritten Anlaufe gelang, die Brücke einzunehmen. Die Österreicher, welche in diesem Kampfe 3000 Mann an Toten und Verwundeten verloren hatten, bewerkstelligten hierauf ihren Rückzug in voller Ordnung und Kaltblütigkeit. Der Verlust Bonapartes, welcher seine Truppen bei der Erstürmung der Brücke schonungslos hingeopfert hatte, betrug 12 000 Mann. Die Franzosen rückten darauf sofort gegen Mailand vor, welches blockiert am 29. Mai kapitulierte, während die Österreicher über den Mincio nach Mantua zurückgingen und dieses vom 5. Juni an eingeschlossen wurde.

Indessen hatte F.Z.M. Baron Beaulieu aus Gesundheitsrücksichten und wegen des vorgeschrittenen Alters das bei vielem Unglücke dennoch ruhmvoll geführte Oberkommando niedergelegt und dem greisen Held Wurmser übergeben. Dieser führte das verstärkte österreichische Heer gegen Ende Juli des Jahres 1796 unter siegreichen Gefechten über die Etsch vor und suchte das wichtige Mantua zu entsetzen. Seine gegen 60 000 Mann starke Armee mußte sich zu dieser Absicht in drei Korps teilen. Das erste sollte von Roveredo aus den Gardasee umgehen und die Franzosen im Rücken bedrohen; mit dem zweiten wollte Wurmser gegen das Belagerungskorps von Mantua vorgehen, während das dritte Korps über den Po rücken und Piacenza zu gewinnen suchen sollte, um die Franzosen aus dem Mailändischen zu verdrängen. Von allen drei Korps erreichte nur das zweite, welches Wurmser persönlich kommandierte, das vorgesteckte Ziel. Wurmser schlug die französische Belagerungsarmee unter Serruier vor Mantua am 1. August 1796 in die Flucht und eroberte den ganzen 140 Geschütze umfassenden Belagerungspark. Dagegen wurde Wurmsers erstes Korps unter F. M. L. Quosdanovich von den Franzosen umgangen, zerstreut und am 3. August bei Lonato geschlagen. Nun warfen sich die Franzosen mit vereinigter Macht auf Wurmser, der, von ihrem Siege über Quosdanovich's Korps noch nicht unterrichtet, gegen den Mincio vorgerückt war. Wurmser wurde am 5. August von Bonaparte bei Castiglione angegriffen und bis Roveredo zurückgedrängt. Mantua wurde nun neuerdings eingeschlossen, konnte aber wegen Mangel an Belagerungsgeschütz vor der Hand von den Franzosen nur blockiert werden. Somit war Wurmsers Absicht doch zum Teil erreicht; Mantua konnte wieder Zeit gewinnen, während Bonaparte außer Stand blieb, Wurmser in das Gebirge hinein zu folgen oder die Sammlung einer zweiten Entsatzarmee zu hindern.

Kaum ein Monat verging, so erschien der alte Wurmser wieder auf dem Kampfplatze. Diese zweite Unternehmung zum Entsatze Mantuas wurde nach dem Plane der früheren mit geteilter Kraft begonnen. Wurmser zog mit etwa 30 000 Mann im Tale der Brenta, F. M. L. Davidovich mit 20 000 Mann im Etschtale herab, jener gegen Vicenza, dieser gegen Roveredo. Bonaparte wandte sich zuerst gegen letzteren und schlug ihn mit Massena und Augerau am 4. September bei Roveredo und Calliano. Massena besetzte am 5. September Trient. Nun war der Weg in das obere Brentatal geöffnet, Bonaparte konnte von hier Wurmser im Rücken angreifen. Er überfiel nun am 7. September diesen bei Primolano und drängte ihn am 8. September bei Bassano, nach Erstürmung der Brentabrücke nach Friaul zurück. Aber Wurmser, niemals verlegen, faßte nun den kühnen Entschluß, nach Mantua vorzudringen. Er war am Marsche dahin schon am 11. September bis in die Nähe der Etsch gekommen, als sich ihm Massena bei Cerea entgegenstellte. Doch ein blutiges Gefecht eröffnete Wurmser den verstellten Weg; er gelangte am 13. September vor die Tore von Mantua und lagerte sich hier zwischen der Vorstadt San Giorgio und dem Lustschlosse Favorite. Da kam Bonaparte mit Massena und Angerau heran, griff am 14. und 15. September Wurmser an und nötigte diesen sich nach Mantua selbst zu werfen, wo er am 10. Oktober gänzlich eingeschlossen wurde.

Erzherzog Karl stellt sich in der Schlacht bei Caldiero am 29. Oktober 1805 an die Spitze der Grenadiere des Regiments Nr. 27 (Steierer).

Unverzagt sammelte Österreich ein neues Heer; Ende Oktober stand es zum Entsatze von Mantua bereit. In Friaul waren 30 000 Mann bereitgestellt, um unter FZM. Alvintzy gegen die Brenta und Etsch vorzudringen; 25 000 Mann unter FML. Davidovich sollten das Etschtal herabkommen und sich bei Verona vereinigen. Im Etschtale stand nur die französische Division Vaubois, welche am 2. und 3. November von

Davidovich aus Trient und nach einem Gefechte bei Calliano am 6. und 7. November zurückgetrieben wurde. Alvintzy hatte indeß am 2. November die Piave überschritten und war am 6. November an der Brenta angelangt, bis er nach dem Gefechte bei Verona am 11. November und der bedeutsamen Schlacht bei Caldiero am 12. November Bonaparte gegenüberstand. Als Bonaparte erkannte, daß ein Frontalangriff zu viele Opfer erfordern möchte, beschloß er, am rechten Etschufer bis Ronco hinabzurücken, dort eine Brücke zu schlagen und unerwartet den an den Alpen und das Dorf Arcole gelehnten linken Flügel Alvintzys anzugreifen. Dies geschah am 15. November. Von Ronco aus am Alpone und der Etsch entlang zogen sich Dämme, der eine nach dem Dorfe Porcil, der andere nach Arcole bis zu einer Brücke, welche die Österreicher mit Infanterie und Geschütz besetzt hatten. Ehe die französischen Kolonnen auf die Brücke gelangten, wurden sie durch ein heftiges Flankenfeuer der jenseits des Alpone aufgestellten österreichischen Infanterie hart mitgenommen und auf der Brücke selbst von einem so mörderischen Kugelregen empfangen, daß sie zurückwichen. Umsonst pflanzte Angerau eine Fahne auf der Brücke auf; Bonaparte selbst sprengte heran, stieg vom Pferde und stürmte mit einer Fahne voran auf die Brücke. Umsonst, es war nicht vorzudringen, sein Adjudant wurde ihm zur Seite getötet, mehrere seiner tapfersten Generale, Vignolles, Verdier, Bon etc. wurden verwundet aus dem Gefechte getragen. Die Österreicher drangen vor, Bonaparte wurde im Gedränge in den Morast gestürzt, doch von seinen Grenadieren fortgerissen und vor der Gefangenschaft gerettet. Ermüdet ließen die Franzosen am Abende vom Angriffe ab. Bonaparte zog sich hinter die Etsch zurück und so kam ihm nichts zu gute, als daß der General Guyeux gegen Abend auf dem linken Ufer des Alpone bis Arcole gelangt war und die Österreicher ihren Posten verlassen hatten. Am 16. hatte Alvintzy jedoch seine Hauptmacht herangeführt und Arcole wieder besetzt. Auch diesen Tag kämpfte Bonaparte vergebens. Er beschloß nun, eine Umgehung zu versuchen und zwang endlich durch dieses Manöver am dritten Tage des Kampfes den Gegner, die Stellung bei Arcole aufzugeben und sich hinter die Brenta zurückzuziehen. Nach einem Ausfalle, den F. M. Wurmser aus Mantua noch am 23. gemacht, trat eine Waffenruhe ein, die bis zum Jänner 1797 dauerte und während welcher sich Alvintzy, ein 70jähriger Greis, damit beschäftigte, eine vierte Unternehmung zur Rettung Mantuas zustande zu bringen. Sein Stabschef Weyrotter entwarf den Plan zur Vorrückung, die diesmal nicht durch das Etschtal, sondern über den Monte Baldo geschehen sollte. In der Tat brach auch alsbald die österreichische Armee in zwei Abteilungen auf: Alvintzy mit 28 000 Mann von Trient, F. M. L. Provera mit 18 000 Mann von Padua. Letzterer drängte am 8. Januar 1797 Angereau zurück und kämpfte auch am 9. bei Legnago an der Etsch glücklich, hielt aber inne, bis Alvintzy vom Gebirge her ihm die Hand bieten würde. Bonaparte hatte bei der ersten Nachricht von dem Anmarsche der Österreicher Bologna verlassen, traf am 12. Jänner bei Verona ein, wo er durch aufgefangene Berichte und durch Meldungen aus dem Etschlande erfahren hatte, daß die Hauptmacht des Feindes sich im letzteren befinde. Er eilte darauf mit Massena dahin. Hier hatte Joubert einen harten Stand gehabt. Er hatte die Stellung von La Corona besetzt; Alvintzy griff ihn am 12. Jänner an und zwang ihn, sich am 13. in die ebenfalls sehr feste Stellung bei Rivoli zurückzuziehen. In der Nacht kam Bonaparte bei Joubert an; die Truppen folgten ihm wenige Stunden später und waren bereits zur Stelle, als am 14. Jänner die Österreicher angriffen. Schon war der Schlüssel der Stellung von Rivoli, die Markuskapelle, nach wechselvollen Kämpfen von den Österreichern erstürmt und Mittags die Stabsdragoner und ein Bataillon vom Callenberg auch schon in die Ebene von Rivoli vorgedrungen, als eine gelungene Kavallerie-Attacke der Franzosen Bonaparte die Gelegenheit gab, einen vollständigen Sieg an sich zu reißen. Alvintzy bot mit dem Feuer eines Jünglings alles auf, das Unheil abzuwenden. Umsonst! er konnte nicht und büßte beinahe die Hälfte seiner Leute ein. Bonaparte überließ die Verfolgung des Sieges dem General Joubert und eilte selbst gegen Mantua.

Provera war am 15. Januar dort vor San Giorgio angekommen, war aber nicht imstande, den General Miollis daraus zu vertreiben. Zu seinem Unheile verschob Wurmser den verabredeten Ausfall auf die französischen Blokadetruppen bis zum folgenden Tage. Indessen war Bonaparte herangekommen, wies Wurmsers Ausfall zurück und zwang Provera am 16. Januar zur Kapitulation. Mantua war nun ohne Aussicht auf Hilfe; die Lebensmittel, längst fast nur aus Pferdefleisch u. dergl. bestehend, mußten in wenigen Tagen ganz ausgehen. Zur Übergabe aufgefordert wies deshalb Wurmser das Anerbieten nicht mehr zurück und willigte um so eher in eine Kapitulation, als ihm Bonaparte bei voller Anerkennung seiner hohen Tapferkeit ungesäumt billige Bedingungen einräumte. Am 2. Februar 1797 übergab F. M. Wurmser Mantua und begab sich, bei dem hohen Alter von 73 Jahren, durch die vielen in den drei Feldzügen aus-

gestandenen Fatiguen krank geworden, nach Wien, wo ihn alsbald eine Wassersucht befiel, der er bereits am 21. August 1797 erlag.

Wie schon erwähnt, war der von Carnot entworfene Operationsplan der Franzosen darnach gerichtet, daß ihre drei Armeen: die italienische unter Bonaparte, die Rhein-Armee unter Moreau und die Sambre-Maas-Armee unter Jourdan konzentrisch gegen Wien vordringen sollten, um sich an der Donau zu vereinigen. Österreichischerseits war anfangs eine Niederrhein-Armee unter dem erst 25 jährigen Erzherzog Karl und eine Oberrhein-Armee unter F. M. Wurmser gebildet worden; als aber, wie wir gehört haben, Marschall Wurmser mit 25 000 Mann nach Italien abberufen worden war, übernahm Erzherzog Karl das Oberkommando, während FZM. Maximilian Graf Baillet von Latour an Stelle des Marschall Wurmser trat.

Die Operationen wurden in Deutschland durch Jourdan eingeleitet, welcher mit seiner Sambre-Maas-Armee rasch an die Ufer der Lahn und Sieg vorrückte und durch seine Untergenerale Kleber und Lefebre bei Altenkirchen den Prinzen Ferdinand von Württemberg am 4. Juni mit Übermacht angreifen ließ. Als diesem der Erzherzog Karl zu Hilfe eilte, traf er, am 15. Juni nachmittags in der Ebene von Wetzlar angelangt, bereits einen vollkommenen Rückzug. Rasch disponierte er nun den General Wernek am rechten Flügel gegen die Höhen von Altstetten und die Sachsen am linken Flügel gegen Altenburg. Und als nun alles wie neu belebt mit dem jungen Feldherrn vorrückte, begannen die Franzosen zu wanken, und die Fahnen eines Lefebre, Richepanse, Soult, Laval wichen zurück. Das denkwürdige Gefecht von Wetzlar war gewonnen.

Am 16. und 19. Juni erfocht der Erzherzog bei Herborn und Ukerad weitere Vorteile über Soult und Kleber. Am 20. war Jourdan bereits nach Düsseldorf zurückgewichen.

Nun faßte Erzherzog Karl Besorgnisse über die Lage der Dinge am Oberrhein. Hier hatte Moreau, der Befehlshaber der französischen Rhein- und Mosel-Armee am 20. Juni das verschanzte Lager bei Mannheim angegriffen und war am 24. Juni bei Gambsheim und Kehl über den Rhein gerückt. Die schwäbischen Kreistruppen unter dem österreichischen General Stein verloren Kehl und durch das Treffen an der Rench am 27. zwischen dem General Sztarray und den französischen Generalen Desaix und St. Suzanne auch die Gebirgspässe. Die Württemberger wurden auf der Oggenheimer Steige, dem Roßbühl, zersprengt und vom Kniebis und aus Freudenstadt vertrieben. Der Kommandant der Oberrhein-Armee Latour selbst wurde am 5. Juli durch Moreau, Desaix und Delmas in den Gefechten bei Gernsbach, Kuppenheim und Niederbühl zum Rückzuge von der Murg nach Durmersheim gezwungen.

In seinem Hauptquartiere zu Valmerode von Moreau's Übergang über den Rhein und der Bedrohung Latours benachrichtigt, brach nun Erzherzog Karl auf und traf bereits am 5. Juli in Latours Lager bei Durmersheim ein. Tags darauf bezog der Erzherzog eine Stellung hinter der Alb zwischen Ettlingen und Mühlberg, welche Moreau schon am 9. angriff. Sein Plan ging dahin, seinen linken Flügel zurückzuhalten, mit dem rechten in die Gebirge von Frauenalb und Herrenalb vorzudringen und auf diese Art die Straße nach Pforzheim zu gewinnen. Der französische General Gouvion St. Cyr griff an und nahm die Posten von Frauenalb, Herrenalb und Rothensol nach rühmlichem Widerstande, während der sächsische General Lindt, statt den Posten von Rothensol zu unterstützen, nach Pforzheim zurückging. Dagegen trieb Erzherzog Karl mit seinen Truppen die Franzosen aus den Orten Malsch, Bietigheim und Gtigheim, welche die Generale Desaix, Decaen und Beauzay besetzt gehalten hatten. Aber was halfen diese glücklichen Fortschritte des tapferen Erzherzogs im Rheintale, wenn die Franzosen auf einem andern entscheidenden Punkte gesiegt hatten, Herren der Gebirge waren und schon in der Nähe von Pforzheim standen, wo sich die österreichischen Nachschubsmagazine befanden? Trotzdem das Gefecht eigentlich taktisch gewonnen war, mußte Erzherzog Karl daher mit Rücksicht auf seine rückwärtigen Verbindungen, also aus strategischen Gründen zurück. Er zog sich, vom Feinde nicht im geringsten beunruhigt, vorerst nach Pforzheim. Hier faßte er den später so berühmt gewordenen meisterhaften Entschluß, vorerst dem Feinde nur die Vorrückung Schritt für Schritt dadurch zu erschweren, daß jede günstige Verteidigungsposition zum Widerstande benützt wird, ohne es zu einer Schlacht kommen zu lassen. Auf diesem konzentrischen Rückmarsche sollten sich seine beiden Armeen vereinigen, um sich dann in versammelter Stärke auf eine der beiden französischen Armeen zu werfen und diese einzeln zu schlagen.

Da nun diese Vereinigung der österreichischen Korps nur in der Nähe der Donau ausgeführt werden konnte und überdies das rechte Ufer dieses Stromes festgehalten werden mußte, um die Verbindung mit

Italien nicht zu verlieren, so ging der Erzherzog nach den Gefechten bei Cannstatt und Eßlingen zuerst bis Böheimkirchen zurück, schlug dann am 11. August die Schlacht von Neresheim, in welcher der französische linke Flügel (Division Dukesme) vollkommen zertrümmert und der feindliche Artilleriepark zur panikartigen Flucht gezwungen wurde. Nachdem die Truppen des Erzherzogs Karl die Nacht über angesichts der Armee Moreaus verbracht hatten, wurden sie dem Plan gemäß am 12. zurückgenommen und gingen am 13. bei Donauwörth auf das rechte Donauufer über. Der Erzherzog Karl suchte sich nun mit dem Korps des F. Z. M. Wilhelm Friedrich Graf Wartensleben, welches er ursprünglich zwischen der Lahn und Sieg zurückgelassen hatte, zu vereinigen und ließ an der Donau nur das Korps des FZM. Grafen Latour zurück, welchem nun gegenüber Moreau die Aufgabe des „schrittweisen Rückzuges" zufiel, bei der es nach Erzherzogs Karls Erklärung: „nichts tut, wenn Moreau auch bis nach Wien kommt, denn wenn ich (Erzherzog Karl) Jourdan schlage, muß auch jener weichen." Doch es kam nicht zu einem so ausgedehnten Rückzug. Denn meisterhaft hatte es Erzherzog Karl verstanden, nicht nur die Trennung der beiden feindlichen Armeen aufrecht zu erhalten, sondern sie auch dadurch auszunützen, daß er mit dem Korps Graf Wartensleben kaum vereinigt, Jourdans Armee angriff und sie am 24. August bei Amberg zum Rückzug zwang. Nun erschien Erzherzog Karl, den kürzern Weg über Nürnberg Kitzingen einschlagend, im Rücken Jourdans bei Würzburg, zwang diesen am 3. September zur Schlacht, in welcher die französische Armee eine völlige Niederlage erfuhr. Der Erzherzog wandte sich darauf gegen die andere französische Armee (Moreau), die mittlerweile bis München vorgedrungen war, jetzt aber nach dem Schlage von Würzburg umkehrte und über den Rhein zurückging. Die zwei Punkte Kehl und Hünningen, welche die Franzosen zuletzt noch am rechten Ufer des Oberrheins hatten, fielen schließlich auch noch im Jänner und Februar 1797 in die Hände der Kaiserlichen, deren Pläne in jeder Hinsicht vollkommen gelungen waren. Leider wurden aber alle glücklichen Erfolge dieser heißen Kämpfe durch das hier bereits besprochene Mißgeschick der kaiserlichen Waffen in Italien in Frage gestellt.

Nach dem Falle Mantuas war dort die auf 20 000 Mann, das ist auf die Stärke einer Truppendivision zusammengeschmolzene und ihrer Auflösung nahe österreichische Armee hinter die Piave zurückgeführt worden. Bonaparte selbst stand mit 43 000 Mann zwischen der Brenta und Piave. Er hatte eigentlich keine Armee mehr vor sich, sondern nur mehr einen Feldherrn: Erzherzog Karl. Es lag daher eine bittere Wahrheit in den Worten Bonapartes: „Bisher habe ich Armeen ohne Feldherren mir gegenüber gehabt, jetzt habe ich es mit einem Feldherrn ohne Armee zu tun!" Er anerkannte Karls Bedeutung vollkommen und äußerte sich noch in seinen Memoiren über denselben: „Erzherzog Karl würde ohne Zweifel der erste Feldherr seiner Zeit geworden sein, wenn ihm sein Geschick nicht Hindernisse in den Weg gelegt hätte, die er mit all seinen Talenten nicht überwinden konnte." In der Tat war die Situation, als Erzherzog Karl im März 1797 das Kommando in Italien übernahm, geradezu hoffnungslos, umsomehr, als die zur Verstärkung der mehr als dezimierten Armee anlangenden Truppen-Nachschübe vom Rhein und aus allen Teilen der Monarchie nicht von einer Qualität schienen, um gegen die siegbegeisterten und kriegserprobten Truppen Bonapartes mit Erfolg verwendet werden zu können.

Bonaparte hatte seine Armee in drei Kolonnen gegliedert. Die eine unter Joubert sollte zwischen Feltre und Belluno in Tirol einrücken, die zweite unter Massena war zum Vormarsch über Pontebba nach Kärnten bestimmt, während die dritte, unter Bonaparte selbst über die julischen Alpen gegen Wien rücken wollte.

Erzherzog Karl, der zur Restaurierung seiner Armee unter fortdauernden Gefechten bei Songarone, Gradiska, Casasolo an der Flischerklause u. s. f. zurückgegangen war, wollte in Villach die Brigade Gontroeuil, die Division Bajalich mit einigen Grenadierbataillons vereinigen, um durch die Alpenpässe eine Gegenoffensive gegen Udine zu unternehmen. Da erfuhr er, in Krainburg angekommen, daß Massena bereits den Paß bei Pontebba eingenommen und Tarvis besetzt habe. Da dort die Straßen von Udine über Pontebba und von Görz über Canale nach Villach zusammentreffen, so war den Kolonnen Bajalichs und Gontroeuils der Weg versperrt. Gontroeuil hatte auf dem Marsche inzwischen auf den Vorschlag des Obristlieutenants Fedak von Erdödy-Husaren einen Überfall der feindlichen Abteilungen in Tarvis beschlossen, der am 22. März unternommen, dazu führte, daß Tarvis wiedergewonnen und Bajalichs Kolonne vor Gefangennahme errettet wurde. Am folgenden Tage unternahm Massena, von der Wichtigkeit des Postens von Tarvis überzeugt, einen Angriff, um diesen den Österreichern wieder zu entreißen. Erzherzog Karl befand sich damals noch in Villach. Das Gefecht begann bei Tagesanbruch mit einem Angriff gegen die hinter Saifnitz

aufgestellten österreichischen Vorposten und hatte bereits bis gegen Mittag gedauert. Da erschien plötzlich im Augenblicke der dringendsten Gefahr Erzherzog Karl. Bloß von seinem Adjutanten, dem Oberstlieutenant Grafen Wratislaw, begleitet, hatte er in Villach das nächste beste Ordonnanzpferd bestiegen, als er die ersten Kanonenschüsse vernahm und war dreißig Kilometer in größter Eile geritten, um Tarvis zu erreichen. Nun war wieder frischer Mut in aller Herzen und nur ein Wille in allen: „lieber sterben als weichen". So focht das Infanterie-Regiment Nr. 39 Nadasdy, bis nur noch eine kleine Schar stand, so die beiden Erdödy-Husaren-Divisionen von Nummer 9, die nur mehr 30 Mann mit 3 Offizieren von achthundert waren. Immer näher kamen die feindlichen Plänkler; schon konnte man einander in die Augen blicken, schon wandten sich auch einige verwundete Husaren ab, als Fedak ihnen zurief: „Denkt, daß ihr Ungarn, daß ihr von Erdödy seid! Wollt ihr unsern Erzherzog Karl im Stiche lassen! Lieber mit Ruhm fechten, als wie Memmen davonlaufen! — Wißt: Dem jage ich eine Kugel durch den Kopf, der seinen Posten verläßt!" Als Erzherzog Karl diese Worte vernahm und erfahren hatte, wer derjenige sei, der sie gesprochen, klopfte er dem braven Fedak auf die Schulter und meinte: „Wollte Gott, daß jeder so dächte und handelte wie Sie!" Und sein Wunsch schien sich zu erfüllen, denn als jetzt die französische Kavallerie, von zwei Sturm-Kolonnen gefolgt, das Zeichen zum Angriff erhielt, erwarteten sie die Österreicher in voller Ruhe und eröffneten erst das Feuer, als der Feind bereits auf sechzig Schritte herangekommen war. Entschlossen hatte auch Erzherzog Karl ausgeharrt. Als er aber sah, daß alle Opfer vergeblich sind und sich nirgends mehr eine Hoffnung zeigte, ritt er nach dem Hohlwege zurück, gedeckt von Fedak mit einer handvoll Husaren. Aber schon streiften feindliche Plänkler die steilen Felswände entlang, schon zielten sie nach dem Erzherzog; sein Adjutant Graf Wratislaw, der an seiner Seite ritt, wurde am Gelenk der linken Hand verwundet, ebenso der tapfere Fedak. „Solange ich noch den Säbel rühren kann," schwur er, „soll Erzherzog Karl nicht in des Feindes Hand fallen." Und so harrte er mit seiner auf acht Mann zusammengeschmolzenen Schar am Eingange des Hohlweges aus bis der Erzherzog in Sicherheit war. Jetzt erst dachte Fedak an sich selbst und wollte zurück. Da fiel sein Pferd, durch einen Schuß niedergestreckt, während er, noch beschäftigt, sich vom Sattel zu befreien, unter den Streichen der erbitterten Franzosen zusammensank. Anfänglich für tot gehalten, hatten ihn später französische Husaren aus dem Leichenhügel hervorgezogen und gefangen genommen.

Nach diesem Gefecht wurden die Österreicher zwar bis über Tarvis hinaus verfolgt, aber schon bei der Glogau konnte Erzherzog Karl einige Mannschaft sammeln und fürs erste das weitere Vordringen der Franzosen verhindern. Am 27. März vereinigte er die Reste der österreichischen Armee bei Klagenfurt und formierte sie in drei Truppendivisionen (im ganzen nur 13 248 Mann Infanterie und 842 Mann Kavallerie), mit welchen er den weiteren Rückzug nach St. Veit antrat.

Am 5. April kamen die Franzosen bereits nach Judenburg und hatten ihren Vortrab nach Leoben dirigiert, sie standen somit nur mehr 36 Stunden von Wien entfernt.

Erzherzog Karl hatte bei seinem Rückzuge die Absicht, in der Nähe von Wien eine entscheidende Schlacht zu wagen und mußte hierzu seine Truppen aufsparen, die sonst nur in den Alpen nutzlos aufgeopfert worden wären. Sein Plan schien durch die ungewöhnliche Masse von Streitkräften begründet, welche die zu den Waffen gerufene Landesverteidigung aufgerufen hatte. Rüstig standen bereits die Tiroler, die geschworen hatten: „sie sollen uns das Landel nicht nehmen," mit gespannten Büchsen auf den Bergen, um der Fremdherrschaft den Eingang zu wehren. Die Ungarn ergriffen die Waffen, das Versprechen des Landtags zu erfüllen: „ibit gens contra gentem". Fürst Esterhazy allein wollte ein Korps von 25 000 Mann ins Feld stellen. Böhmen bot gleichfalls die Volksbewaffnung an. Auf den Aufruf des Kaisers an die Wiener, zu denen er das Vertrauen versprach: daß sie jetzt nicht weniger Mut und Tapferkeit beweisen würden, als ihre ruhmvollen Voreltern, welche unter Ferdinand I. und Leopold I. auf den Wällen von Wien für Religion, Fürst, Vaterland und Ehre siegreich gefochten, bot sich die ganze Bevölkerung, von hoher Begeisterung erfüllt, zum Dienste fürs Vaterland an. Während 30 000 Wiener Freiwillige unter Kommando des Prinzen Ferdinand von Württemberg des Befehles zum Ausmarsche harrten, bewaffneten sich noch weit mehr Bürger zur Verteidigung der Stadt. Wiens Festungswerke wurden in Verteidigungszustand gestellt, die Wälle mit Geschützen armiert, Magazine angelegt und alle Luxus- und Privatpferde für Militärzwecke abgegeben. Bonaparte, der in Frankreich bereits die Macht einer solchen allgemeinen Volkserhebung schätzen gelernt hatte, fühlte seine lange Nachschubslinie im Feindesland nicht mehr sicher und richtete am 31. März ein Schreiben an Erzherzog Karl, in welchem er sehr viel von unnützem Blutvergießen und von Menschenliebe sprach und das in dem Satze gipfelte: daß Bonaparte stolzer auf die durch

Friedensstiftung erworbene Bürgerkrone als auf die bereits errungenen Kriegslorbeeren wäre. Erzherzog Karl antwortete mit soldatischer Offenheit, daß er nicht über Krieg und Frieden zu entscheiden habe, aber mit Vergnügen bereit sei, zur Beendigung der Feindseligkeiten beizutragen. Es wurde hierauf in Judenburg ein Waffenstillstand geschlossen, welchem der Präliminarfrieden von Leoben folgte. Am 17. November 1797 durch den Frieden von Campoformio bestätigt, verzichtete Österreich auf die Niederlande, die Lombardei und den Breisgau und erhielt dafür Istrien, Dalmatien und die von der alten Adelsrepublik befreite Stadt Venedig mit dem größten Teil ihres Gebietes.

Der so schwer erworbene junge Friede war nur von kurzer Dauer. Noch während in Rastatt ein Kongreß tagte, um die Besitzverhältnisse zwischen Deutschland und Frankreich näher zu regeln, erlaubte sich die französische Regierung verschiedene neue Übergriffe, verwandelte den Kirchenstaat in eine römische, die Schweiz in eine helvetische Republik u. s. f. Diesem ungerechtfertigten und eigenmächtigen Vorgehen Frankreichs konnten die Mächte nicht ohne Gefahr für ihren eigenen Stand teilnahmslos zusehen, weshalb sich Österreich, Rußland und England zu einem neuen Bunde — der zweiten Koalition — vereinigten, welchem sich bald auch Neapel und die Türkei anschlossen. Man beabsichtigte, Frankreich auf vier verschiedenen Schauplätzen gleichzeitig anzugreifen. In Süddeutschland sollte eine österreichische Armee unter Erzherzog Karl, in der Schweiz eine solche unter FM. Graf Bellegarde, in Oberitalien eine russisch-österreichische Armee unter Marschall Suwarow und in Holland ein russisch-englisches Korps die Feindseligkeiten eröffnen.

Die französischen Streitkräfte waren in fünf Armeen eingeteilt, deren Bestimmung schon im Namen ausgedrückt war: die Donau-Armee unter Jourdan zählte 38 000 Mann, die Schweizer-Armee unter Massena 30 000, die italienische Armee unter Scherer 50 000 Mann. Hierzu kam die für Österreich weniger in Betracht zu nehmende Armee des Johann Stefan Championnet in Neapel und die wichtige als Reserve gesammelte „Observations-Armee" unter Bernadotte, die nach und nach auf 50 000 Mann verstärkt wurde und die den Rhein zu decken und nach Bedarf bestimmt war, Jourdan oder Massena zu unterstützen.

Frankreich bezeichnete die Konzentrierung der österreichischen Streitkräfte hinter dem Lech für einen Bruch des Waffenstillstandes und eröffnete ohne vorangegangene Kriegserklärung die Feindseligkeiten, indem Jourdan am 1. März mit der Hauptarmee den Rhein bei Basel und Straßburg überschritt.

Den Oberbefehl über die österreichische Hauptarmee, die an den Lech vorgerückt war, führte, wie bereits erwähnt, Erzherzog Karl. Er überschritt, sobald der Vormarsch der Franzosen zur Gewißheit wurde, diesen Fluß und stellte sich Jourdan entgegen, welcher mittlerweile über Stockach an die Osterache gelangt war. Hier kam es bereits am 21. März zu einem Treffen, nach welchem sich die Franzosen nach Stockach und am 23. März nach Engen zurückzogen. Jourdan nahm nun mit seinem rechten Flügel an Singen, mit dem linken an Tuttlingen gelehnt, neuerlich Stellung. Die kaiserliche Armee dagegen rückte am 22. März bis Pfullendorf, hielt am 23. Rasttag und ging am nächsten Tage bis Stockach vor. Sie stand jetzt mit dem linken Flügel bei Wahlwies, mit der Mitte zwischen Stockach und dem Nellenberge, und mit dem rechten Flügel auf den Höhen südlich von Liptingen. Am folgenden Tage, dem 25. März, griff Jourdan die österreichische Stellung westlich von Stockach an. Er hatte zur selben Zeit mit einem Frontalangriff von Westen her einen umfassenden Angriff des rechten Flügels eingeleitet. Zwei französische Divisionen rückten hierzu beiderseits der Straße, die von Tuttlingen nach Stockach führt, vor und warfen die bei Liptingen stehenden schwachen Vortruppen zurück.

Als der Erzherzog von diesem Angriff Meldung bekam, übergab er sofort das Kommando des linken Flügels und begab sich zu dem gefährdeten rechten Flügel. Gleichzeitig sendete er sechs bei Stockach in Reserve stehenden Grenadierbataillonen den Befehl, auf der Straße nach Liptingen vorzugehen.

Die Franzosen waren indessen bis in den vor Stockach gelegenen „grauen Wald" vorgedrungen. Anfangs war das Gefecht durch einige Bataillone, die unter dem Regimentsinhaber FZM. Grafen Wallis dem Feinde entgegengeführt worden waren, zum Stehen gebracht worden; dann aber mußten auch diese zurückweichen. Schon schien es, als ob die österreichische Schlachtlinie aufgerollt würde, als noch rechtzeitig die Grenadiere mit dem Bataillon Tegetthoff an der Tête eintrafen. Ihre Kolonnen rückten auf der Straße mit der größten Tapferkeit vor und marschierten längs des Waldesrandes auf. Eben begannen die Bataillone mit klingendem Spiel zum Angriff vorzugehen, als Erzherzog Karl heransprengte und sich mit den Worten: „Erinnert euch, daß ihr österreichische Grenadiere seid! Hier gilt es Vaterland und Ehre, wir müssen siegen

oder sterben!" an ihre Spitze stellte. Die Grenadiere, welche ihren verehrten und geliebten Führer durch den Kugelregen vorgehen sahen, wollten ihn durch Zurufe zurückhalten. Erzherzog Karl aber ritt weiter und erst als einige Grenadiere sich mit Tränen in den Augen vor ihn stellten und ihn baten, sein Leben zu schonen, willfahrte er. Die Grenadiere aber stürmten nun, durch das erhabene Beispiel des erlauchten Erzherzogs hingerissen und begeistert, gegen die bisher siegreichen Franzosen vor und warfen sie mit einem einzigen Anlauf zurück.

Am linken Flügel hatte das Gefecht inzwischen ohne besondere Ereignisse den ganzen Nachmittag über fortgedauert. Erst gegen Abend, nachdem der Feind auf der ganzen Linie einzubrechen versuchte, wurde ein starker Angriff gegen den äußersten linken Flügel eröffnet. Jedoch scheiterten auch hier die mit großer Gewalt ausgeführten und bis spät in die Nacht hinein andauernden Attaken, so daß zuletzt die Österreicher in allen Teilen das Schlachtfeld behaupten konnten.

Infolge dieser für die Österreicher so ehrenvollen Schlacht mußten Jourdan und Bernadotte das rechte Rheinufer räumen. Die ursprüngliche Absicht des Erzherzogs, dem Gegner zu folgen, kam aber trotzdem aus mehreren Gründen nicht zur Ausführung. Ein ziemlich ernstes Unwohlsein zwang ihn, für einige Zeit den Oberbefehl an den FZM. Olivier Graf Wallis zu übergeben, auch wollte man in Wien zur Zeit überhaupt noch nichts von einer Überschreitung des Rheines wissen, sondern wünschte, daß der Erzherzog den Kampf in der Schweiz unterstütze. Schließlich war auch die Verpflegung der Truppen eine äußerst mangelhafte, wodurch die Raschheit der Operationen ungünstig beeinflußt werden mußte. Der Erzherzog selbst sagte darüber: „Freilich hätte der Hofkriegsrat in Wien diese Bedürfnisse durch Aushebung, Lieferungen und Transporte aller Art zu decken gesucht, was in seinem Wirkungskreise stand. Aber von der Anordnung bis zur Erfüllung liegt ein weiter Raum, der den Feldherrn meist in große Verlegenheit setzt. Man soll zur Ausführung schreiten, ehe die Mittel bereit sind; dadurch entstehen Mißgriffe oder Mißverständnisse für das Ganze verderblich, kränkend für den Feldherrn und niederschlagend für die Armeen. Sie sind nicht selten in der Kriegsgeschichte und werden sich überall erneuern, wo die Administrationen, unabhängig von dem Feldherrn und unbekannt mit dem Gange und dem Zwecke der Kriegsereignisse, die Voranstalten leiten und doch für die Ausführung derselben nicht verantwortlich bleiben."

In Deutschland hatte inzwischen Jourdan den Oberbefehl an Massena abgetreten, welcher zunächst die Rheinarmee in die Schweiz zog, wohin ihm Erzherzog Karl, der bei Schaffhausen den Rhein überschritt, folgte. Eine Reihe von Gefechten, welche Massena Ende Mai gegen FML. Hotze lieferte, hatten wechselnden Erfolg, vermochten jedoch die Absicht des französischen Generals, letztern

Erzherzog Karl an der Spitze der Grenadiere im „Grauen Walde" bei Stockach.

an der Vereinigung mit Erzherzog Karl zu verhindern, nicht zu erreichen. Bald war der letztere so nahe, daß er Massena am 27. Mai bei Winterthur schlagen und ihn gegen Zürich drängen konnte.

Bei dieser Stadt hatte die französische Armee eine sehr stark verschanzte und mit Artillerie reichbespickte Stellung bezogen, welche Erzherzog Karl am 4. Juni mit vier Kolonnen angriff. Obwohl einzelne derselben in die Vorstädte und sogar bis an die Mauern der Stadt vordrangen, konnte sich dennoch keine behaupten so wie auch ein Sturm, der nachmittags mit der Reserve unternommen wurde, an dem furchtbaren Feuer der Franzosen scheiterte. Obwohl die Angreifer keinerlei Erfolg errungen hatten, wagte Massena es doch nicht, die Wiederholung des Ansturmes abzuwarten, sondern räumte in der Nacht vom 5. auf den 6. Juni Zürich und zog sich in eine fast unangreifbare Stellung, auf den Rücken des Albis zurück.

Nun trat ein fast zweimonatlicher Operationsstillstand ein. Erzherzog Karl wie Massena erwarteten Verstärkungen, um die Offensive gegen den gleich starken Gegner ergreifen zu können. Der Erzherzog nennt selbst diesen Stillstand in seiner Geschichte des Feldzuges von 1799 (II. Teil, Seite 21) ein seltenes Beispiel in der neueren Kriegsgeschichte und sagt: „Man wird bei so naher Berührung wenig dergleichen Stillstände finden, seitdem die Operationen nach einem so großen Maßstabe der Entwicklung und mit so zahlreichen Streitmitteln geführt werden. Es ehrt beide Feldherrn, daß ihr Entschluß, sich auf der Defensive zu halten, ebenso zweckmäßig und den Umständen angemessen war, als die Art, mit welcher er vollzogen wurde."

In der Zeit, als Erzherzog Karl die hier geschilderten Erfolge von Stockach an bis Zürich erkämpft hatte, waren die Waffen der Verbündeten in Italien glücklich. Dort hatte der französische General Scherer das Korps des FZM. Freiherrn von Kray noch vor dessen Vereinigung mit Suworow angegriffen und wurde bei Pastrengo (am 26. März 1799), hierauf bei Verona (30. März), endlich bei Magnano (5. April) geschlagen, worauf erst die Ankunft Suworow's erfolgte. Bei Cassano erstürmten nun die Verbündeten den Übergang über die Adda (26. und 27. April), worauf sich Moreau, der inzwischen die Führung des französischen Heeres übernommen hatte, nach Alessandria zurückzog, indem er Mailand und Turin den Siegern überließ. Als hierauf die Armee von Neapel, von Macdonald geführt, nach Oberitalien aufbrach, endeten auch die neue parthenopeische Republik und die römische ihr Dasein. Nachdem Macdonald den seit Hannibals Zeiten vergessenen Bach Trebia durch seine Niederlage (17. Juni) im Gedächtnis der Geschichte erneuert hatte, fiel die ganze Lombardei in die Hände der Verbündeten; selbst Mantua übergab (28. Juli) General Foissac-Latour an Kray. Umsonst brach Joubert, der neu ernannte Obergeneral mit frischen Streitkräften aus den Apeninnen hervor und lieferte den Verbündeten bei Novi eine entscheidende Schlacht. Er selbst wurde gleich bei Beginn derselben erschossen, während auch Moreau, welcher als Freiwilliger bei der Armee anwesend war, und nun über Aufforderung der übrigen Generäle den Befehl übernommen hatte, mit aller Anstrengung eine gänzliche Niederlage nicht mehr abwehren konnte. Mehr als 16 000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen kostete den Franzosen, etwa die Hälfte dieser Zahl den Siegern, diese Schlacht.

Da wurde Championnet von dem Direktorium zur Übernahme einer neuen Reserve- und Alpen-Armee abgeschickt, die sich bei Grenoble versammelt hatte und bei ihrem Vorrücken die Trümmer der Armee von Italien aufnahm. Aber auch Championnet vermochte das Schicksal des Feldzuges nicht mehr zu wenden. Obwohl nun Suworow mit den Russen nach der Schweiz abgezogen war, verblieben bis zu Ende des Jahres 1799, infolge der von den Österreichern noch unter Kray und Melas bei Savigliano und Fassano (4. und 5. November) errungenen Siege, die Städte Genua und Nizza als letzte Residien der französischen Herrlichkeit in Italien.

Weniger glücklich waren die Verbündeten gegen das Ende dieses Feldzuges in der Schweiz. Aus lediglich politischen Rücksichten hatte nämlich Erzherzog Karl den Befehl erhalten, mit seiner Armee nach Deutschland zu rücken, um dort eine englisch-russische Unternehmung gegen das in eine batavische Republik umgewandelte Holland zu unterstützen. Nur FML. Hotze sollte in der Schweiz verbleiben, wo das Oberkommando der aus Italien berufene Suwarow zu übernehmen hatte.

Erzherzog Karl war über diese Dispositionen nicht sehr erfreut. Mit deutlicher Beziehung auf die Herren Politiker schrieb er, „daß immer die Pläne von Männern fehlerhaft ausfallen mußten, die ohne Kenntnis des Krieges den Umfang und Wert der Operationen nicht zu würdigen wissen, und daß ebenso jene Vorschläge, die entfernt vom Kriegsschauplatz entworfen sind, den Umständen nicht mehr entsprechen, wenn sie zur Ausführung gelangen." Doch fügte sich der Erzherzog, weil, nach seinen eigenen Worten, „es weniger schädlich ist, daß das ganze Triebwerk nach einem fehlerhaften Plan fortgeht, als daß jede einzelne

Feder sich mit einer eigenen, abgesonderten Schnellkraft bewegt". Allerdings fügte der Erzherzog noch hinzu: „Das Opfer desjenigen, der in einer solchen Lage seine bessere Überzeugung mit dem Gefühle aufgibt, auch seinen Ruhm auf das Spiel zu setzen, ist eines der größten unter den vielen, welches der Feldherr dem öffentlichen Wohl zu bringen verpflichtet ist."

Um den Russen den anbefohlenen Anmarsch zu erleichtern, versuchte Erzherzog Karl noch vor dem Verlassen der Schweiz eine Offensive gegen Massena. Er beabsichtigte in der Nacht vom 16. zum 17. August bei Dettingen über die Aar zu setzen und die linke Flanke seines Gegners und dessen Verbindung zu gewinnen. Allein der Brückenschlag kam wegen Unzulänglichkeit der Mittel nicht zu Stande, weshalb das Unternehmen scheiterte. Erzherzog Karl schrieb bezüglich dieser unerwarteten Hindernisse in seiner „Geschichte des Feldzuges von 1799": „Der Feldherr mit den Ansichten und Anstalten im Großen beschäftigt, kann und darf sich nicht mit der Zergliederung untergeordneter Dienstverrichtungen befassen; ebenso wenig erlaubt ihm der schnelle Gang der Ereignisse, seine Untergebenen in der Stunde ihrer Verwendung zu bilden oder den Mangel ihrer Kenntnisse auf irgend eine Art zu ersetzen. Er kann nicht ernten, wo nichts gesäet worden und er muß sich mit den Werkzeugen begnügen, die ihm zu Gebote stehen. Sind diese schlecht, so wird er entweder aus zu großer Zuversicht auf ihre Mitwirkung sich in Unternehmungen einlassen, die sein Vermögen übersteigen und verunglücken, oder er wird, mit ihrer Untauglichkeit bekannt, schüchtern und langsam bei weitem das nicht erfüllen, was der Staat von ihm fordert."

Als das Gros der Armee unter Erzherzog Karl im Sinne des erhaltenen Auftrages im Laufe des Monats September durch den Schwarzwald gegen Mannheim marschierte, hoben die Franzosen die Belagerung von Philippsburg auf und zogen sich über den Rhein zurück, so daß die kaiserliche Armee, als sie vor Mannheim anlangte, außer der Besatzung der Festung eigentlich gar keinen Feind mehr vor sich hatte. So wertvoll diese Erfolge auch waren, sie wurden dennoch durch die böse Wendung der Dinge in der Schweiz, die Erzherzog Karl vorhergesehen hatte, reichlich aufgewogen. Es war dies umso bedauerlicher, als auch die vorgedachte Expedition nach Holland fehl geschlagen hatte.

In der Schweiz waren Massena und Soult mit Ungestüm über die Stellungen der Russen unter Korsakow bei Zürich hergefallen, während auch die Österreicher unter FM. Hotze in Shänis und Utznach mit Übermacht angegriffen wurden. Der tapfere Hotze fiel beim Beginne des Kampfes (25. September) und Korsakow zog sich, nachdem die Franzosen Zürich am 26. September erstürmt hatten, nach Schaffhausen und über den Rhein zurück.

Diese ungünstigen Ereignisse lenkten die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Karl wieder gegen die Schweiz. Er ließ die Festungswerke von Mannheim schleifen und setzte sich gegen Villingen hin in Bewegung, wo er am 7. Oktober eintraf. Zur Deckung des Rheins blieb nur General Sztarray zurück. Erzherzog Karl hoffte von dem Zusammenwirken der am Hoch- und Oberrhein aufgestellten österreichisch-russischen Truppen einen entscheidenden Erfolg. Allein Korsakow hatte bereits am 7. Oktober das linke Rheinufer aufgegeben und behauptete nur noch die durch einen Brückenkopf gedeckte Pontonbrücke bei Büssingen. Der Erzherzog, der, wie er sagt, „nicht an der Tapferkeit der Russen, wohl aber an dem Willen Korsakows zweifelte, diesen Punkt auch in der Folge zu verteidigen", ließ die Brücke abbrechen und begab sich dadurch für einige Zeit der Offensive. Suworow war am 12. Oktober in Feldkirch eingetroffen. Erzherzog Karl, welcher bald wieder gegen die Limmat vordringen wollte, suchte sich zu diesem Zwecke mit dem russischen Feldherrn in Einverständnis zu setzen. Aber Suworow wich jeder Unterredung aus und zog, ohne sich um die weiteren Ereignisse zu kümmern, gegen Ende Oktober über den Lech nach Prag und ging von dort in seine nordische Heimat zurück. Erzherzog Karl war nun wieder nur auf seine eigenen Kräfte allein angewiesen, mit denen er zwei starke feindliche Armeen, die unter Massena in der Schweiz und die unter Ney, später Lecourbe, am Rhein, abwehren sollte.

Die französische Rheinarmee unter Ney hatte schon am 5. Oktober den Rhein bei Mainz und Oppenheim übersetzt, die schwachen österreichischen Abteilungen hinter den Neckar und die Enz zurückgedrängt und Philippsburg eingeschlossen. Erzherzog Karl ließ diesen Platz durch General Hohenlohe unter Mitwirkung des Herzogs von Württemberg am 5. November entsetzen. Als am 16. die verstärkte französische Armee unter Lecourbe wieder gegen den Neckar und die Enz vordrang und Philippsburg abermals blockierte, verstärkte der Erzherzog die Truppen an der Enz, die unter der Anführung des Generals Sztarray diesen Platz entsetzten und die Feinde anfangs Dezember bis hinter den Neckar zurückwarfen.

Damit war der Feldzug, welchem der hereinbrechende Winter ein natürliches Ende bereitet hatte, geschlossen. Erzherzog Karl, dessen Gesundheit sehr stark gelitten hatte, bat um seine Enthebung vom Kommando, die ihm ohne weiteres gewährt wurde. In der Armee aber erregte die Nachricht von seinem Rücktritt tiefe Bestürzung. Beim Verlesen des Abschiedsbefehles des Erzherzogs begannen die Soldaten, die alle Schrecken und Gefahren mit ihrem geliebten Führer bewältigt hatten, laut aufzuschluchzen, weshalb auch ein Grenadierlied jener Zeit in Wahrheit zu sagen wußte:

„Ein weinend Heer! Wie groß und schön,
Für unsern Karl, den Guten;
Das sah kein Friedrich, kein Eugen,
Sie sahn nur Heere bluten;
Auch blutend, sahest Du uns hier
Wir sahen weinend Dich dafür.

O, seinen Feldherrn weinen seh'n
Um blutende Soldaten —
Das ist so groß, so göttlich schön;
Da schwinden alle Taten,
Die Friedrich und Eugen getan,
Da freuet sich die Menschheit d'ran.

In Italien hatte indessen der Feldzug des Jahres 1800 begonnen. Gleich in den ersten Tagen des Frühlings, am 6. April, durchbrach Melas die Linie der französischen Armee, die von Massena befehligt wurde. In einem plötzlichen Angriffe drang dann Melas bis Savona vor und schnitt den feindlichen linken Flügel unter Suchet von der Hauptmacht ab. Auf diesen ersten Schlag folgte eine Reihe mörderischer Gefechte. Der kaiserliche General Elsnitz warf die Franzosen unter Suchet über den Var zurück und eroberte Nizza. General Melas zwang unterdessen Massena durch die Erstürmung der Bocchetta und durch das Treffen bei Voltri (am 18. April) sich mit seiner Armee, die noch an 25 000 Mann stark war, nach Genua zurückzuziehen, wo er von den Österreichern eingeschlossen wurde. Da der Fall dieses festen Platzes sicher schien, dachte Melas bereits im Einklange mit dem britischen Admiral Keith mit seinen überschüssigen Kräften einen Einfall in das südliche Frankreich zu unternehmen, als plötzlich Bonaparte in seinem Rücken erschien. Er war mit seiner aus 60 000 Mann (teils Veteranen, teils Frischgeworbene) bestehenden Armee von Dijon nach Genf gezogen, und hatte von da aus in vier Kolonnen die Alpen übersetzt. Der verwegene Übergang vollzog sich über den großen St. Bernhard, wo Bonaparte persönlich die Hauptkolonne führte, über den kleinen St. Bernhard, den Simplon und über den St. Gotthard.

Bonaparte stieg durch das Tal von Aosta in Piemont herab, zog gegen Mailand und nahm diese Hauptstadt am 2. Juni ein. Er rief hierauf die cisalpinische Republik wieder ins Leben, während Lannes und Murat über den Po vordrangen und Piacenza am 9. Juni eroberten. Unterdessen hatte sich Genua am 4. Juni 1800 an den FML. Ott ergeben. Nun konnte dessen Korps der Hauptarmee zu Hilfe ziehen, welche unter Melas bei Alessandria versammelt stand, erreichte sie aber erst nach einem verlustvollen Treffen, welches Ott am 9. Juni bei Montebello gegen Lannes zu bestehen hatte. Melas faßte nun den Entschluß, durch ein entscheidendes Treffen sich aus seiner Umklammerung zu befreien. Er griff hierzu die von Bonaparte geführte Hauptarmee am 14. Juni 1800 bei Marengo, einem Dorfe zwischen Tortona und Alessandria, an. Lange und mit äußerster Anstrengung kämpften die Heere; schon neigte sich der Sieg auf die Seite Österreichs. Mehrere französische Divisionen waren in volle Flucht aufgelöst; nur einige Bataillone der Konsulargarde und eine Halbbrigade behaupteten noch ihren Platz. In diesem Augenblicke erschien Desaix mit frischen Truppen auf dem Schlachtfelde, erneuerte, von einem Reiterhaufen unter dem jüngeren Kellermann unterstützt, das Gefecht und entschied es, obwohl er selbst gleich beim ersten Angriff erschossen wurde, zu Gunsten der Franzosen. In der Folge dieser Schlacht sah sich der österreichische Heerführer Melas durch den Mangel an Lebensmitteln und Kriegsbedarf zum Abschlusse eines Waffenstillstandes gezwungen, der Italien vorläufig wieder in die Hände Bonapartes übergab.

Auch das kaiserliche Heer in Deutschland, dessen Kommando an Stelle des Erzherzogs Karl der FZM. Baron Kray übernommen hatte, war indessen von schweren Unfällen getroffen worden. Am 25. April 1800 führte hier Moreau seine Armee zwischen Kehl und Diedenhofen über den Rhein und drang bis nach München vor, nachdem er über Kray bei Engen am 3., bei Mößkirch am 5., bei Biberach am 9. und bei Memmingen am 10. Mai gesiegt hatte. Schon war zu Parsdorf am 15. Juli ein Waffenstillstand zwischen Moreau und Kray, und zwischen dem kaiserlichen General St. Julien und dem französischen Minister Talleyrand zu Paris am 28. Juli ein Präliminar-Vertrag zum Frieden zwischen Österreich und Frankreich unterzeichnet worden, als wegen der zu hohen Forderungen Frankreichs die Verhandlungen abgebrochen und der Krieg wieder erneuert wurde.

In Deutschland erschien nun Erzherzog Johann an der Spitze des österreichischen Heeres; aber auch er, ein durch Tapferkeit, umfassende Geistesbildung und Ritterlichkeit ausgezeichneter Fürst, konnte gegen die mächtige Überlegenheit der Franzosen keine Erfolge erringen. Am 3. Dezember 1800 wurde die von ihm und General Lauer geführte Armee durch diese Übermacht überwunden und unter fortdauernden blutigen Gefechten über den Inn, die Salza, die Traun und die Enns zurückgedrängt. Abermals erhoben sich bei dieser drohenden Gefahr fast in allen Teilen der Monarchie Scharen von Freiwilligen zum Kampfe für Thron und Vaterland. Besonders zahlreich war die böhmisch-mährische Legion, die sich dem Aufrufe des Erzherzogs Karl Folge leistend, im südlichen Böhmen bei Budweis formiert hatte und die aus 40 000 „Freiwilligen" und Studierenden bestand. Da übergab der Kaiser dem noch immer kränkelnden Erzherzog Karl abermals den Oberbefehl über die Armee in Deutschland. Doch als der gewiegte, vielerfahrene Heerführer am 16. Dezember in Linz anlangte und am 17. das Kommando der kaum noch 30 000 Mann starken Armee übernahm, erübrigte ihm nichts, als unter fortwährenden Nachhut-Gefechten bis Melk zurückzugehen und in der Überzeugung, daß er mit seiner erschöpften und entmutigten eigentlich auf Korpsstärke zusammengeschmolzenen Armee der feindlichen Übermacht unterliegen müsse, dringend zum Frieden zu raten. Nachdem vorläufig in Steyer ein Waffenstillstand zustande gekommen war, wurde zu Lüneville in Lothringen, wo der kaiserliche Minister Graf Kobenzl und Joseph Bonaparte zusammengetreten waren, am 9. Februar 1801 ein Friedensvertrag zwischen Frankreich und Österreich unterzeichnet, welcher auf französischer Seite zugleich für die batavische, helvetische, cisalpinische und für die in Genua gegründete ligurische Republik (von der römischen und der parthenopeischen Republik war keine Rede mehr), auf österreichischer Seite auch zugleich für das deutsche Reich galt. Der Traktat von Campoformio und die von den Bevollmächtigten des Reiches zu Rastatt bereits ausgesprochenen Bewilligungen bildeten die Grundlage des neuen Vertrages.

Um der österreichischen Monarchie in den neuen Verhältnissen zu den auswärtigen Mächten einen entsprechenden Titel und Rang zu geben, erhob Kaiser Franz am 11. August 1804 die Gesamtheit seiner Erbländer zu einem Erbkaisertume. Er selbst nahm nebst seinen übrigen Titeln den des ersten Erbkaisers von Österreich an und legte seinen Brüdern und Nachkommen die Benennung „kaiserliche Hoheit" bei. In Frankreich dagegen, wo schon der ungünstige Ausgang des Feldzuges 1799 zum Sturze des Direktoriums und zur Ernennung Generals Bonaparte zum ersten Konsul geführt hatte, ließ sich dieser im Jahre 1802 durch ein Plebiszit die neue Würde auf Lebenszeit übertragen, um endlich im Jahre 1804 als „Napoleon I." den Titel „Kaiser der Franzosen" anzunehmen.

Während dieser inneren Veränderungen hatte schon seit 1803 zwischen Frankreich und England ein Kriegsverhältnis bestanden, das im Jahre 1805 zu einem neuen Bündnis — der dritten Koalition — gegen Frankreich zwischen Österreich, Rußland und Schweden führte. England sollte nach dem abgeschlossenen Vertrage, zur See, Österreich und Rußland zu Lande die Franzosen angreifen, um die gefahrvolle, wachsende Macht Napoleons I. zu brechen. Nach dem austro-russischen Operationsplan endlich sollte eine starke österreichische Armee unter Erzherzog Karl in Italien, wo man die französischen Hauptkräfte erwartete, auf Mailand losmarschieren, während zugleich eine österreichische-russische Armee durch das mit Napoleon verhandelnde Bayern nach Frankreich einzudringen hatte. Nachdem aber vor Ablauf mehrerer Wochen nicht auf das Eintreffen der russischen Streitkräfte zu rechnen war, sollte vorerst eine österreichische Nordarmee unter F.M.L. Mack, um einen Anschluß Bayerns an Napoleon zu verhindern, in dieses einrücken und am Lech die Ankunft der verbündeten Russen erwarten.

Am 8. September 1805 überschritt diese österreichische Nordarmee, 80 000 Mann stark, den Inn. Am selben Tage verließ der Kurfürst Maximilian Joseph von Bayern im Gefolge seiner Armee die Hauptstadt München, begab sich nach Würzburg und verbündete sich mit Frankreich. Gleich darauf zwang Napoleon auch Baden und Württemberg in seine Bundesgenossenschaft. Unter diesen Umständen zog sich Mack, der anfänglich rasch bis in das Württembergische vorgedrungen war, hinter die Iller zurück und nahm eine feste Stellung zwischen Ulm und Memmingen, um in derselben Front gegen Westen die Russen zu erwarten. Napoleon hatte inzwischen die von Bernadotte und Marmont geführten Armeekorps ohne weiteres durch die preußischen Fürstentümer in Franken ihren Weg gegen die Donau nehmen lassen und erschien selbst völlig unerwartet mit überlegener Macht im Rücken seines Gegners, der umzingelt nach einigen verlustvollen Gefechten in Ulm eingeschlossen wurde. Erzherzog Ferdinand von Österreich-Este und Fürst Schwarzenberg allein konnten sich mit ihrer Reiterei noch durchschlagen

und bahnten sich unter mörderischen Gefechten einen Weg nach Eger in Böhmen; der unglückliche Mack aber unterzeichnete am 17. Oktober 1805 eine Kapitulation, nach welcher er seine ganze Armee, die noch aus 25 000 Mann bestand, dem Feinde kriegsgefangen übergab.

Begegnung zwischen Napoleon und Kaiser Franz nach der Schlacht bei Austerlitz.

Inzwischen war auch Kutusow mit der ersten russischen Armee am Inn angekommen und hatte sich mit 20 000 Österreichern unter Kienmayer vereinigt; allein er war gegenüber der feindlichen Überzahl viel zu schwach und mußte nach dem Gefechte bei Kemmelbach nach Melk zurück, wo er am 6. November 1805 die Donau überschritt. Bei dieser Gelgenheit kam es bei Dürnstein zu einem Gefechte am 11. November mit dem Armeekorps Mortier's, in welchem die französische Division Gazan beinahe gänzlich aufgerieben wurde. Die Austro-Russen aber verloren den durch Talent und Mut ausgezeichneten österreichischen F.M.L. Schmidt, an dessen Heldentod heute ein Denkmal erinnert, das sich zwischen den Städten Krems und Stein erhebt.

Während die Verbündeten am nördlichen Ufer der Donau ihren Rückzug fortsetzten und Mähren zu erreichen suchten, gelangten die Franzosen am 13. November nach Wien und bemächtigten sich unter Vorspiegelung einer Waffenruhe sogleich der Donaubrücke. Im Besitze dieser Brücke wurde es ermöglicht, daß der französische Marschall Lannes schon am 15. die Armee Kutusow erreichen konnte. Unter dem Schutze seiner Nachhut von 6000 Mann, welche Fürst Bagration befehligte, gelang es aber Kutusow, ungeachtet er von 30 000 Franzosen bei Hollabrunn am 16. und bei Guntersdorf am 17. angegriffen wurde, sich durchzuschlagen und den Rest seines Korps mit der zweiten indessen herangekommenen, von Buxhöwden geführten russischen Armee zu vereinigen und bei Olmütz den weiteren Verfolgungen ein Halt zu bieten.

Der Schlag bei Ulm hatte selbstverständlich auch Einfluß auf die Operationen der italischen Armee unter dem Erzherzoge Karl und auf jene in Tirol unter dem Erzherzog Johann. Der erstere hatte, wie wohl seine Armee gleich am Anfange des Feldzuges große Verstärkungen nach Deutschland abgeben mußte, dennoch seinem Gegner Massena in der dreitägigen Schlacht bei Caldiero vom 30. Oktober bis 1. November 1805 eine schwere Niederlage bereiten können. Aber das Unglück Mack's bei Ulm zwang den Sieger zur Deckung der durch den Vormarsch der Franzosen bis über Wien schwer bedrohten Monarchie zum Rückzuge, den er über Görz und Laibach gegen die ungarische Grenze antrat. Dort vereinigte er sich am 30. November mit seinem gleich heldenmütigen Bruder Johann, welcher in Tirol gegen überlegene Feindesmacht ruhmvoll gekämpft und, endlich weichend, den schwierigen Rückzug durch Kärnten glücklich vollzogen hatte.

Das Hauptgewitter aber hatte sich nach Mähren gezogen. Bonaparte stand mit seiner Hauptarmee bei Brünn, ihm gegenüber die austro-russische Armee, ermutigt durch die Anwesenheit ihrer Monarchen. Bei dem Städtchen Austerlitz kam es zur Entscheidung, zur sogenannten „Dreikaiserschlacht". Am

2. Dezember 1805, am ersten Jahrestage der Kaiserkrönung Bonaparte's, ausgekämpft, fiel sie trotz der verzweifelten Tapferkeit der Verbündeten, nachdem 30 000 Mann auf beiden Seiten gefallen waren, zu Gunsten der Franzosen aus. Es kam hierauf zwischen Kaiser Franz, welcher seine Länder nicht länger den Verheerungen des Krieges überlassen wollte, und dem Kaiser Napoleon am 4. und 5. Dezember 1805 zu einer Unterredung bei den Vorposten unweit des Dorfes Nasedlowicz. Nachdem die beiden Herrscher über einen Waffenstillstand und die Grundlagen eines Friedens sich verständigt hatten, wurde noch in demselben Monate am 26. Dezember zu Preßburg ein Friede unterzeichnet. Nach seinen Satzungen trat Österreich seinen Anteil in Venedig an das Königreich Italien ab und erkannte die Königswürde und Souveränität der Fürsten von Bayern, Württemberg wie von Baden an. Es überließ diesen Burgau, die bisherigen salzburgischen Anteile an Eichstädt und Passau, die Grafschaft Tirol mit Trient und Brixen, die sieben vorarlbergischen Herrschaften, die Stadt Lindau mit ihrem Gebiete etc. Für diese großen Verluste wurde das bisherige Kurfürstentum Salzburg mit Berchtesgaden der österreichischen Monarchie als Herzogtum einverleibt.

* * *

1809.

Als Antwort auf die inzwischen erfolgte Gründung eines rheinischen Bundes, dessen Protektorat Napoleon Bonaparte übernahm, folgte diesem denkwürdigen Friedensschlusse zunächst am 6. August 1806 die Resignation des Kaisers Franz II. auf die römisch-deutsche Kaiserwürde. Nachdem seine reichsoberhauptliche Würde durch die Vereinigung der konföderierten rheinischen Stände unter einem französischen Monarchen eigentlich gegenstandslos geworden war, erklärte Kaiser Franz alle übernommenen Pflichten gegen das deutsche Reich für erloschen, womit das tausendjährige römisch-deutsche Reich, dem das österreichische Haus seit 533 Jahren 21 Kaiser gegeben hatte, sein für die Reichseinigkeit so unrühmliches Ende fand.

Die namhaften Gebietsabtretungen und die überaus harten Bedingungen, unter welchen der letzte Friedensschluß zustande gekommen war, der immense Steuerdruck und die täglich sich erneuernden Willkürakte Napoleons I. hatten Österreich indeß einem Staatsbankerott nahe gebracht. Als dann im Jahre 1809 ein Volkskrieg auf der Pyrenäenhalbinsel ausbrach und Napoleon sich gezwungen sah, zur Unterdrückung des Aufstandes eine Armee nach Spanien zu entsenden, schien ein günstiger Augenblick für Österreich gekommen zu sein, um durch Aufbietung aller Kräfte sich von dem französischen Druck befreien und die alte Macht und Größe wieder erringen zu können, und zwar um so eher, als Erzherzog Karl die Friedenszeit mit unermüdlichem Eifer benützt hatte das Heer neu zu organisieren und durch die Aufstellung der Landwehr beträchtlich zu vermehren.

Wie sich Maria Theresia, als ihrem Reiche die höchste Gefahr drohte, zu Preßburg an die ungarischen Magnaten um Beistand wandte, die von Begeisterung erfüllt, Heeresfolge leisteten, so gelang es jetzt der dritten Gemahlin des Kaisers Marie Ludovica von Este, die sich bei ihrer Krönung die Sympathien der Ungarn erworben hatte, diese zu einem Aufgebote von 12 000 Reitern und 50 000 Mann Fußtruppen zu bewegen. Noch größere patriotische Opferwilligkeit erwiesen aber die Völker in den alten österreichischen Erblanden. Hier widmeten der Adel wie die Klöster und Stifte, die Wiener Bürgerinnungen und zahlreiche Privatleute, dem Beispiele des Hofes folgend, ihre Prunkgeschirre zur Bestreitung der Kriegskosten. Außerdem strömten Hunderttausende, Jünglinge, Männer, Greise, Bauernsöhne und Fürstenkinder zu den Werbefahnen, ja selbst die Frauen und Mädchen boten dem Vaterlande ihre Dienste an und mancher streitbare Mönch legte Kutte und Psalmbuch zur Seite und vertauschte sie mit des Kaisers Rock. Von den Kanzeln herab ertönte der Aufruf zum Kriege, überall hallten die „Wehrmannslieder" eines Heinrich Collin und die Kriegs- und Wehrmannslieder von J. F. Castelli. Ja als am 28. März 1809 die berühmte Operndiva Anna Milder im Redoutensaale der Wiener Hofburg das Kriegslied von Collin:

Wir stehen vor Gott! Hör uns Gott!
Wir schwören!
Wir halten zur Fahne in heißer Schlacht,
Bis es Gottes Gewalt durch uns vollbracht —
Wir schwören!

sang, stimmte das aus den besten Ständen Wiens versammelte Publikum, mit überquellender Begeisterung in den Treuschwur: „Wir schwören!" ein. Unter solcher Stimmung begann der Krieg von 1809.

Schon am 1. März 1809 war die gesamte Armee auf Kriegsgebühren gesetzt worden, sie war seit 18 Jahren an den Kampf gewöhnt und voll Begierde, die in früheren Feldzügen erlittenen Niederlagen wie den ihr deswegen in öffentlichen Schriften angetanen Schimpf blutig zu rächen. Anfangs April war schon die ganze österreichische Kriegsmacht aufmarschiert. Sie gliederte sich in drei Armeen, von denen die in Deutschland unter dem unmittelbaren Oberbefehle des Generalissimus Erzherzog Karl die Hauptarmee bildete. Eine zweite Armee war aus dem 8. und 9. Korps, unter dem Befehle des Erzherzogs Johann in Innerösterreich formiert worden und war bestimmt, in Italien vorzudringen. Die dritte Armee unter Erzherzog Ferdinand versammelte sich in Westgalizien und sollte vorderhand das Herzogtum Warschau besetzen. Sie war vom 7. Armeekorps formiert und zählte 30 000 Mann.

Am 9. April überschritt die Armee der Erzherzogs Karl die bayerische Grenze. Ein von ihm erlassener „Aufruf an die deutsche Nation" enthielt die Stelle: „Wir überschreiten die Grenze nicht als Eroberer, nicht als Feinde Deutschlands. Nicht um deutsche Verfassungen, Rechte, Sitten und Gebräuche zu vernichten und fremde aufzudringen. Nicht um Throne zu stürzen und damit nach Willkür zu schalten; nicht um Deutschlands Habe uns zuzueignen und deutsche Männer in entfernten Unabhängigkeitskriegen aufzuopfern."

Die Absicht des Erzherzogs zielte vorerst auf die Vereinigung mit den beiden aus Böhmen anrückenden Korps, um mit diesen über die Truppen des Davoust und Lefèbre herzufallen, bevor noch Napoleon selbst herbeikommen konnte. Dieser an sich richtige Plan scheiterte aber daran, daß einerseits die gegnerische Konzentrierung bereits viel weiter vorgeschritten war, als man im Hauptquartiere des Erzherzogs Karl voraussetzen konnte und andererseits, weil die Bewegungen der österreichischen Korps infolge des außerordentlich schlechten Wetters viel zu langsam erfolgt waren. So hatte der Erzherzog Karl beabsichtigt, den Marschall Davoust schon am 19. April anzugreifen. Dieser war aber am selben Tage schon am Marsche von Regensburg nach Neustadt, so daß, als es gegen Mittag bei Thann zum Zusammenstoße gelangte, das Gefecht wohl unentschieden blieb, aber auch die Vereinigung der französischen Divisionen Morand und Gudin mit der Armee des Davoust nicht verhindert werden konnte. Schon am folgenden Tage griff aber Napoleon selbst den österreichischen linken Flügel (5. und 6. Armeekorps, dann 2 Reservekorps) an, schnitt diesen in der Schlacht bei Abensberg vom Zentrum ab, schlug ihn am 21. bei Landshut und ließ ihn dann durch die Divisionen Molitor und Wrede bis an den Inn verfolgen, während Davoust und Lefèbre den Erzherzog Karl an der Laber festzuhalten hatten.

Von diesen unglücklichen Ereignissen nicht unterrichtet, entschloß sich dieser nun, am 22. April zu einem Angriff auf Davoust überzugehen, welcher zur berühmten Schlacht bei Eckmühl führte. In drei Kolonnen (Kolowrat, Johann Liechtenstein und Hohenzollern) war da gegen Mittag die österreichische Armee gegen die Donau vorgerückt, während in ihrer Flanke von Landshut her starke feindliche Kolonnen erschienen. Fürst Rosenberg, dessen Korps in Reserve bei Schierling stand, nahm wohl zum Schutz der bedrohten Flanke eine trefflich gewählte Stellung, welche er drei Stunden gegen die von Napoleon selbst geführte Hauptkolonne verteidigte. Als aber sein Korps an beiden

Erzherzog Karl und sein Stab bei Aspern.

Flügeln angegriffen, auch in der Front von 17 französischen Kavallerieregimentern angeritten wurde, brach der Widerstand zusammen. Das Korps mußte den Rückzug antreten, der fechtend gegen Eglofsheim hin erfolgte.

Von diesem unerwarteten Angriff verständigt, änderte der Erzherzog sofort seine Dispositionen, brach das bereits bei allen Kolonnen entbrannte Gefecht ab und nahm nun Direktion auf Regensburg. Nur 32 Schwadronen, einige Grenadierbataillone und Batterien wurden zurückgelassen, um auf der Straße gegen Eglofsheim Rosenbergs Korps zu verstärken und ihm den Rückzug zu ermöglichen. Hier kam es, als schon die Nacht hereingebrochen war, zu einem wechselvollen, leidenschaftlich geführten Reitergefecht, das die ganze Nacht hindurch währte und dadurch seinen Zweck, die Franzosen möglichst lange aufzuhalten, vollkommen erreichte. Denn der Erzherzog Karl konnte indeß über Regensburg, das bereits am 20. April von Kolowrat mittels Kapitulation genommen worden war und nun von ihm zur Deckung des Rückzuges verteidigt wurde, nach Cham zurück, wo er sich mit dem General der Kavallerie, Heinrich Graf Bellegarde vereinigte. Nun wieder 78 000 Mann stark, wollte der Erzherzog, um abermals zur Offensive übergehen zu können, zuerst bei Linz, Mauthausen oder Krems auf das rechte Donauufer übersetzen und das Korps Hiller an sich ziehen. Er ließ seine rechte Flanke durch den Theresienritter FML. Graf Klenau, seine linke durch FZM. Graf Kolowrat decken und rückte über Klattau nach Budweis, von wo er sich nach Umständen gegen Linz oder Krems wenden konnte. Aber als seine Armee am 3. Mai in Budweis anlangte, hatte am selben Tage Hiller die Donaubrücke bei Linz zerstört und sich an die Enns zurückgezogen. Da nun deshalb an einen Donauübergang bei Linz nicht mehr gedacht werden konnte, beorderte der Erzherzog den FML. Hiller, bei Krems die Donau zu überschreiten, die Brücke bei Wien zu zerstören und die Ankunft der Hauptarmee bei Wien zu erwarten. Der Erzherzog, welcher über Zwettel und Horn gegen die Hauptstadt rückte, konnte zwar nicht mehr hoffen, sie vor dem Feinde zu erreichen, glaubte aber, daß sie sich bis zu seiner Ankunft halten und dadurch der Armee den Übergang auf das rechte Ufer der Donau ermöglichen werde.

Die unerwartet schnelle Kapitulation von Wien und der Abzug der Besatzung vereitelten aber auch diese Hoffnung. Nach dem Verluste dieses Stützpunktes, bei dem Mangel an hinlänglichen Überbrückungsmitteln und der zu einem solchen Unternehmen günstigen Übergangsstellen hätte wohl jeder Versuch eines Donauüberganges scheitern müssen. Die Entscheidung mußte folglich auf dem linken Ufer der Donau erwartet werden. Der Erzherzog führte daher seine Armee zunächst über Stockerau an den Bisamberg, welchen sie am 16. Mai erreichte und ließ ihr hier einige Ruhetage, während er seine Kavallerie längs des Rußbaches verteilte, die Vorposten zur Beobachtung des Feindes und zur Verhinderung seiner Versuche, den Strom zu überschreiten, bis an die Donau vorschob. Seine Vorpostenkette dehnte sich hierbei links bis an die March und rechts bis Krems aus, welcher Ort, sowie auch Preßburg, mit einigen Bataillonen besetzt wurde. Als am 19. Mai von den Vorposten die Meldung einlief, daß der Feind die Lobauinsel besetzt habe, daß ferner hinter der Au an einer Brücke über den großen Donauarm gearbeitet zu werden scheine und eine allgemeine Bewegung der feindlichen Truppen über Simmering gegen Kaiser-Ebersdorf stattfinde, ließ der Erzherzog am 20. eine Rekognoszierung gegen die Lobau vornehmen, wodurch die Absicht des Feindes, einen ernstlichen Angriff zu unternehmen, außer Zweifel gestellt wurde. Erzherzog Karl traf darauf alle Vorbereitungen, um die Franzosen, welche er ungehindert den Strom passieren lassen wollte, im Augenblicke des vollzogenen Uferwechsels angreifen und über die ersten Donauarme zurückwerfen zu können, während zugleich die von dem Feinde geschlagenen Brücken zerstört und der Rückzug abgeschnitten werden sollte.

Mit Tagesanbruch des 21. Mai 1809, des ersten Pfingsttages, ließ Erzherzog Karl seine Arme fünf Angriffskolonnen formieren. Die rechte Flügelkolonne (1. Kolonne) bildete das 6. Korps unter FML. Hiller, sie sollte zwischen Spitz und Leopoldau längs des linken Donauufers abwärts gegen Stadlau und Aspern vorrücken. Die 2. Kolonne formierte das 1. Korps unter G. d. K. Bellegarde; sie war beauftragt, Gerasdorf links lassend, über Kagran gegen Hirschstetten vorzurücken. Die 3. Kolonne, vom 2. Korps unter FML. Fürst Hohenlohe gebildet, hatte über Süßenbrunn, Breitenlee in Verbindung mit ihren Nachbarkolonnen gegen Aspern vorzugehen. Die 4. Kolonne unter FML. Rosenberg, welche aus dem Teile des 4. Korps bestand, der sich bis jetzt auf dem rechten Ufer des Rußbaches befand, sollte über Aderklaa und Raasdorf gegen Eßlingen rücken. Die 5. Kolonne endlich, aus dem Teile des 4. Korps unter FML. Dedovich bestehend, welcher sich auf dem linken Ufer des Rußbaches befand, hatte von Parbasdorf und östlich von Raasdorf gegen Groß-Enzersdorf vorzurücken und sollte diesen Ort links umgehen.

Mittags hatten sich die österreichischen Kolonnen nach den angegebenen Richtungen in Bewegung gesetzt; um 2 Uhr 30 Minuten nachmittags stießen ihre Vortruppen vor Stadlau und Hirschstetten auf die

feindlichen, welche sich langsam auf ihre Hauptstellung zurückzogen. Nachdrücklich aber wehrten sie von 3 Uhr an den Angriff auf Aspern ab, wo die Vorhut der 1. Kolonne, zwei Bataillone des 60. Infanterieregiments Gyulai, schon bis in das Dorf eingedrungen war, während die Haupttruppe der 1. Kolonne die Ankunft der Vorhut der 2. Kolonne, welche aus Jägern und 2 Bataillonen des 10. Infanterieregiments gebildet war, zunächst abwartete. Darauf drangen die Vortruppen beider Kolonnen vereinigt zum Angriffe auf Aspern vor. Allein der Feind, dessen Debouchieren aus der Lobau durch den Besitz dieses Ortes gedeckt wurde, erkannte zu sehr den Vorteil, der ihm aus diesem Stützpunkte entsprang, um sich hier nicht mit seiner ganzen Kraft zu verteidigen. Da ließen die Österreicher neue Bataillone vorrücken und drangen stürmend bis in die ersten Häuser vor, während ihre in den Auen vorgegangenen Abteilungen Raum zu gewinnen suchten.

Die Schlacht bei Aspern (Gemälde von Kraft).

Doch überall wußte der Feind von den Vorteilen seiner Stellung den besten Nutzen zu ziehen und jeden Zaun, jedes Haus auf das hartnäckigste zu verteidigen. Die 3. Kolonne unterstützte die Angriffe auf Aspern durch eine starke Kanonade, bei welcher das Dorf durch Haubitzgranaten in Brand geriet. Nun erneuerten FML. Freiherr von Hiller und G. d. K. Graf Bellegarde den Angriff auf das Dorf, welches Marschall Massena so unerschütterlich verteidigte, daß die österreichischen Bataillone nur den von ihnen bereits besetzten Teil der Au zu behaupten vermochten. Auch in Eßlingen, das ebenfalls aufflammte, behauptete sich Marschall Lannes gegen die wiederholten tapferen Angriffe der 4. und 5. österreichischen Kolonne.

Sein Ziel fest im Auge, beorderte nun Erzherzog Karl Hiller und Bellegarde, Aspern um jeden Preis zu nehmen. FML. Fürst Hohenzollern sollte es in der Flanke fassen. Ganz im Geiste altrömischer Feldherren ergriff der Brigadier General Wacquant eine Fahne vom Regimente Nr. 47.

Ein heftiges Geschützfeuer auf der ganzen Linie leitete sein Durchbruchsgefecht ein, zu welchem die französische Infanterie in Staffeln rechts vorwärts anrückte, während die gesamte Reiterei gegen den Raum zwischen der 3. Kolonne und dem Kavalleriekorps der Österreicher vordrang. Schon wankte das brave Infanterieregiment Nr. 15 Zach, schon verlor Hohenzollern Terrain auf seiner linken Flanke; Eßlingen gegenüber entstand eine Lücke und der Sieg schien sich für den Feind entscheiden zu wollen. In diesem kritischen Augenblicke erschien der Erzherzog Karl und führte, um jene gefährliche Lücke auszufüllen, selbst ein Bataillon herbei, ergriff zuletzt, als die Krise aufs höchste stieg, die Fahne des Regimentes Zach und führte die Truppen mit unerschütterlichem Mute vor. Begeistert folgten ihm die Bataillone in den Kugelregen hinein, während 400 Geschütze für und gegen sie arbeiteten. Endlich nach tapferem Widerstande wichen die Gegner.

Am rechten Flügel der Österreicher hatte das Regiment Benjowsky indessen den Kirchhof von Aspern in einem einzigen mächtigen Anlaufe erobert und behauptete sich, trotz aller Gegenanstrengungen der Franzosen, am Eingange des Dorfes. Auch in der nahen Au vermochte der Feind jetzt nichts mehr zu erwirken, da ihre Besatzung durch Hiller Unterstützung erhalten hatte, die aus Jägern und 2 Bataillonen Wiener-Freiwillige bestehend den Feind aus seiner vorteilhaften Stellung verjagt hatten. Während nun Hiller's Korps ganz allein die Behauptung Asperns übernahm, schwenkte Bellegarde mit seiner ganzen Linie links, rückte vor und nahm, seinen rechten Flügel an Aspern anlehnend, eine solche Stellung ein, daß er nach und nach die rechte Flanke des Feindes gewann.

Um diese Zeit waren die Franzosen in die Linie Ziegelofen bei Aspern, Eßlingen zurückgegangen; ihr Feuer wurde matter und ließ auf ihren Rückzug schließen. Eßlingen, das mit Gärten umschlossen, auf der Seite gegen die Österreicher eine hervorspringende, mit Schießscharten versehene Gartenmauer und einen gewölbten, dreistöckigen Schüttkasten aufwies, bildete einen vorzüglichen Stützpunkt. An die südliche Ortslisière schloß sich ein stark verwachsener Laubengang an, dessen Besatzung die Ortslisière flankierte und die Angriffsrichtung von Groß-Enzersdorf her unter kräftiges Feuer nahm. Auf dem seiner Beschaffenheit nach sehr starken Stützpunkte Eßlingen sammelte der Feind alle seine disponiblen Kräfte in der Absicht, hierdurch seinen Rückzug zu decken. Ein ganzes Korps unter dem Marschall Massena erhielt den Befehl, Eßlingen zu behaupten; die Garden waren hinter dem Dorfe aufgestellt. Erzherzog Karl, der zu eben dieser Zeit die Angriffe des linken Flügels angeordnet hatte, befahl nun auch der Grenadier-Reserve gegen die Seite der Gartenmauer von Eßlingen, die an der Nordwestlisière lag, vorzurücken. Es begannen nun von allen Seiten aufeinanderfolgende Angriffe gegen diesen Ort und zwar hatte FML. Fürst Rosenberg aus der 5. Kolonne zwei Angriffsmassen gebildet, von denen die äußerste linke gegen den oben erwähnten Laubengang, die andere gegen den Südeingang des Dorfes vorging, während die 4. Kolonne einen Angriff auf den an der Nordseite des Ortes gelegenen Schüttkasten unternehmen und die Grenadiere die westliche Spitze des Dorfes angreifen sollten. Aber alle ihre Angriffsversuche scheiterten an der natürlichen Festigkeit des Ortes und an den Kräften der Verteidiger. Erzherzog Karl befahl deshalb gegen 1 Uhr Nachmittags die Einstellung der Angriffe, zu welchen sich die Grenadiere erneuert angetragen hatten. Die Franzosen beschränkten sich ohnehin nur mehr auf die Behauptung ihrer Stellung bei Eßlingen, die ihren Rückzug zu decken hatte, welcher dann in der Nacht vom 22. zum 23. Mai nach der Lobau unternommen, erst gegen 3 Uhr Morgens beendet schien. Denn zu dieser Zeit räumte die französische Arrièregarde freiwillig das hart umkämpfte Eßlingen wie alle auf dem linken Ufer besetzten Punkte. Das französische Heer lagerte nun, vorläufig von Wien ganz abgeschnitten, auf der Lobau; nur Napoleon selbst war nach Mitternacht auf einem Kahne mit Bertier und Savary auf das rechte Donauufer hinüber.

So endigte, nach den Worten der österreichischen Relation, eine zweitägige Schlacht, die ewig merkwürdig bleiben wird in den Annalen der Welt und in der Kriegsgeschichte; es war die hartnäckigste und blutigste Schlacht, die seit dem Ausbruche der französischen Revolution geliefert worden war. Sie war entscheidend für den Ruhm der österreichischen Waffen, für die Erhaltung der Monarchie und für die Berichtigung der öffentlichen Meinung. Ihr Ausgang brach den Zauber, der den Sieg bisher immer an die französischen Adler gefesselt gehalten hatte. Alle Waffengattungen hatten sich in der Schlacht an Tapferkeit selbst übertroffen und die Taten eines ganzen Feldzuges in dem Zeitraum von zwei Tagen erschöpft. Drei Kanonen, 7 Munitionskarren, 17 000 französische Gewehre, gegen 3000 Küraſſe wurden von den Österreichern, die den Tod von 87 Oberoffizieren und 4199 Unteroffizieren und Gemeinen betrauerten, erobert. Die Feldmarschall-Leutnants Fürst Rohan, Dedovich, Weber und Fresnel, die Generale

Winzingerode, Grill, Neustädter, Siegenthal, Colloredo, Manzer, Hohenfeld und Buresch, 663 Offiziere und 15 651 Mann vom Feldwebel abwärts, wurden verwundet, von welchen der FML. Weber, 8 Offiziere und 829 Mann in französische Gefangenschaft fielen. Der Verlust der Franzosen war ungeheuer, besonders durch das Feuer der österreichischen Geschütze, um dessen Leitung sich vor allem Oberst Smola verdient gemacht hatte. Die Generale Lannes, d'Espagne, St. Hilaire und Albuquerque waren gefallen; Massené, Bessières, Molitor, Boudet, Legrand, Lasalle und zwei Brüder Lagrange verwundet, Durosnel und Fouler gefangen. Mehr als 7000 Franzosen und eine ungeheure Anzahl von Pferden wurden auf dem Schlachtfelde begraben; 5000 und einige hundert Franzosen lagen in den österreichischen Feldspitälern.

Nach diesem glänzenden Siege folgte zunächst ein mehr als fünf wöchentlicher Operationsstillstand, den Napoleon zu Vorbereitungen eines neuen Donauüberganges benützte. Erst am 4. Juli, 8 Uhr abends, gaben drei Kononenschüsse das Signal zu diesem Übergange. Beinahe in demselben Augenblick entlud sich ein außerordentlich heftiges Ungewitter, welches bis zum Tagesanbruch andauerte und den feindlichen Uferwechsel stark begünstigte. Letzterer, um 10 Uhr nachts durch eine Überschiffung nach dem Hanselgrunde eingeleitet wurde dadurch unterstützt, daß alle feindlichen Batterien längs der Lobau ihr Feuer gegen Groß-Enzersdorf eröffneten, das alsbald in Flammen stand. Bei der kurzen Entfernung, dem schweren Kaliber und der Heftigkeit, mit der das Feuer erhalten wurde, waren die österreichischen Vortruppen mit ihrem leichten Feldgeschütze zu keinem Widerstand befähigt und mußten zurück. Von Aspern und Eßlingen her eröffneten zwar noch die vorgeführten österreichischen Batterien um 11 Uhr nachts ein sehr lebhaftes Feuer gegen die Lobau, welches sie bis 2 Uhr morgens fortsetzten, aber der Übergang selbst war nicht mehr zu hindern. Erzherzog Karl beschloß deshalb in seiner vorteilhaften Stellung zwischen Stammersdorf und Markgrafen-Neusiedl den ersten Stoß abzuwehren, dann aber zum Gegenangriffe vorzugehen. Es sollte dabei der linke Flügel des Feindes geworfen und von seiner Brückenverbindung abgedrängt werden, während der von Preßburg her erwartete Erzherzog Johann in der rechten feindlichen Flanke erscheinen und dort den entscheidenden Hauptschlag führen sollte. In diesem Sinne traf der Erzherzog Karl auch seine Anordnungen und sandte noch am 5. Juli früh an Erzherzog Johann die Weisung, sofort von Preßburg aufzubrechen, worauf die Meldung rücklangte, daß dessen Korps zwar am 5. nicht mehr eintreffen könne, daß aber seiner Ankunft am 6. früh kein Hindernis entgegenstehe.

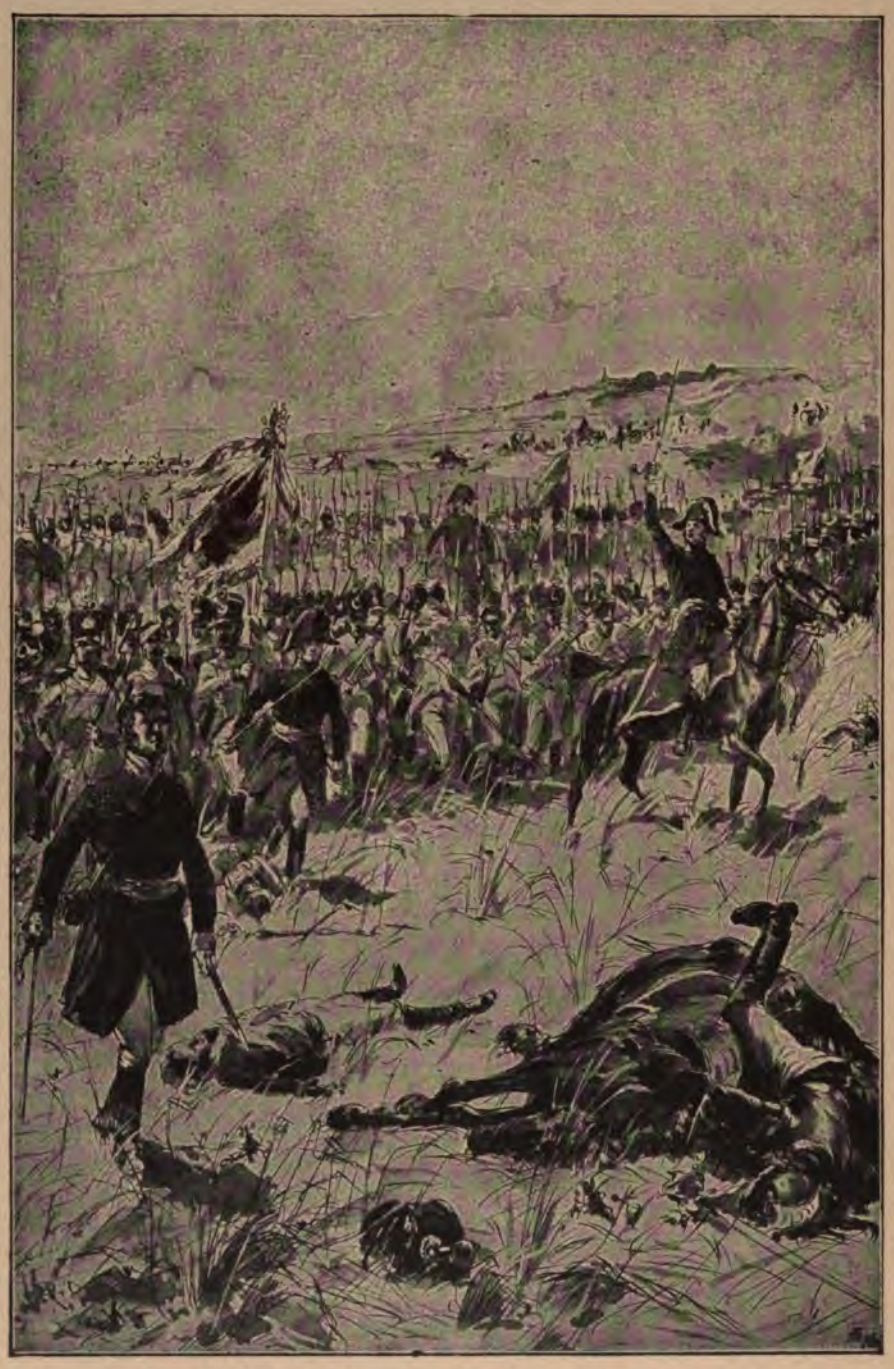
Nachmittags gegen 4 Uhr erschienen bereits die französischen Truppen auf der Höhe vor Raasdorf, drangen in der Richtung zwischen Aderklaa und Großhofen vor und besetzte letzteren Ort, nachdem sie die Jäger aus Glinzendorf vertrieben hatten. Marschall Davoust dirigierte Kavallerieabteilungen zwischen Markgraf-Neusiedl und Obersiebenbrunn gegen den österreichischen linken Flügel vor. General Oudinot, der zu seiner Linken stand, rückte gegen Parbasdorf, das alsbald von vierzig Geschützen bombardiert in Brand geriet. Mitten in den Flammen rangen beide Teile um den Besitz des Ortes, welchen der österreichische Brigade-General Hardegg mit beispiellosem Mute behauptete. Zur selben Zeit ordnete auf dem österreichischen linken Flügel Davoust einen Angriff auf Markgraf-Neusiedl an, welchen FML. Fürst Rosenberg zurückwies, wobei er auch die Abteilung französischer Kavallerie, die ihn bereits überflügelt hatte, bis Glinzendorf zurückwarf. Hierauf drang schon gegen Abend, als die Sonne sich bereits zum Untergange zu neigen begann, der General Oudinot, von zahlreichen Batterien unterstützt, in zwei Kolonnen rechts und links von Parbasdorf abermals gegen die österreichische Stellung im Sturme vor. Die rechte Kolonne, bei welcher sich ein Teil der Garden befand, suchte den linken Flügel des 2. Korps, FML. Fürst Hohenzollern, zu gewinnen. Die linke Kolonne dagegen drang in der im Intervalle zwischen dem 1. und 2. Korps gelegenen Schlucht vor, brachte den linken Flügel des 1. Korps G.d.K. Graf Bellegarde in Unordnung und hätte ihren Zweck erreicht, wenn nicht noch zur rechten Zeit Erzherzog Karl die Truppen ralliert, sich an ihre Spitze gestellt und wieder vorgedrungen wäre. Erzherzog Karl wurde bei dieser Affaire, welche mit dem Rückzug der französischen Kolonne hinter den Rußbach endete, durch einen Streifschuß leicht verwundet. Das Infanterieregiment Nr. 42 Erbach, welches unter der Führung des Major Fromm selbständig in diesen Kampf eingegriffen hat, erwarb sich dadurch das Vorrecht, von nun an stets und in allen Gelegenheiten den Grenadiermarsch schlagen zu dürfen. So wie diese Versuche, das Zentrum der österreichischen Armee zu durchbrechen, mißlangen, so konnte auch der Angriff des Marschall Bernadotte mit dem sächsischen Korps auf Deutsch-Wagram, welchen Ort Oberst von Oberndorf verteidigte, nicht durchdringen.

ÖSTERREICHS THERMOPYLEN
1809

Schlacht bei Wagram, 6. Juli 1809.

Am Ende des Kampfes, der gegen 11 Uhr nachts erlosch, hatten die Franzosen Glinzendorf, Großhofen, Aderklaa, Süßenbrunn und Hirschstetten und die hinter diesen gegen Enzersdorf gelegenen Orte in ihrem Besitz, so daß ihre Linie von Aspern bis Glinzendorf reichte. Von den Österreichern dagegen hatte das 6. Korps, FML. Klenau die Höhen von Stammersdorf besetzt und stieß mit dem linken Flügel an Gerasdorf. Das Reserve-Korps unter G. d. K. Fürst Liechtenstein okkupierte das Terrain zwischen diesem Orte und Deutschwagram. Von hier bis Markgraf-Neusiedl waren auf der Höhe hinter dem Rußbache das 1., 2. und 4. Armeekorps aufgestellt, und zwar hatte letzteres unter FML. Fürst Rosenberg Markgraf-Neusiedl und den dortigen breiten Turm, der mit Resten ehemaliger Schanzen umgeben war, besetzt. Bei Obersiebenbrunn stand die Kavallerie-Brigade des General Fröhlich zur Unterstützung des linken Flügels und erwartete das Korps des Erzherzog Johanns, welches, wie schon erwähnt, am nächsten Morgen von Preßburg hier eintreffen sollte. Das Korps der Grenadiere stand bei Seyering und das 3 Armeekorps unter FZM. Graf Kolowrat bei Hagenbrunn. Das 5. Korps unter FZM. Fürst Reuß endlich hielt die Donau von dem Dorfe Spitz bis Krems besetzt. In der Nacht zum 6. Juli ließ Erzherzog Karl in einem vom Brande nicht ergriffenen Hause von Deutschwagram die Dispositionen zum Angriff für den folgenden Tag entwerfen. Wegen der teilweise großen Entfernungen des Armee-Hauptquartieres von den Nächtigungsorten der einzelnen Korps langten aber seine Befehle nicht rechzteitig ein, so daß der Angriff nicht gleichzeitig, wie er berechnet war, um 4 Uhr morgens beginnen konnte. Nur der linke Flügel, das 4. Korps, welches kaum eine halbe Stunde von Wagram entfernt genächtigt hatte und das daher auch die Dispositionen rechtzeitig empfangen konnte, war zur festgesetzten Stunde aufgebrochen. Sein Kommandant, FML. Fürst Rosenberg, formierte drei Kolonnen: Die erste aus der Brigade Hohenlohe-Bartenstein, die zweite aus der Division Viktor Rohan, während die dritte Kolonne, aus Kavallerie formiert, 42 Eskadronen zählte. Die erste Kolonne sollte Großhofen, die zweite Glinzendorf angreifen, zu welchem Zweck die beiden Vorhuten unter dem Befehle des FML. Graf Radetzky vereinigt wurden. Als diese bereits bis zu den ersten Häusern der genannten Orte vorgerückt waren, traf aber vom Erzherzog Karl, dem der isolierte Kampf seines linken Flügels nicht entgangen war, der Befehl ein, im Angriffe innezuhalten. FML. Fürst Rosenberg zog deshalb einstweilen seine Truppen wieder zurück, während das österreichische 1. Korps, G. d. K. Graf Bellegarde, bei welchem sich Erzherzog Karl aufhielt, auf dessen Befehl gegen Aderklaa vorging, die Division Dupas gegen Raasdorf zurückdrängte und sich in der Folge zwischen Aderklaa und Wagram einkeilte. Während dieser Aktion am linken österreichischen Flügel waren auf dem rechten Flügel die Grenadiere bei Gerasdorf gegen Süßenbrunn vorgerückt; das Reservekorps Liechtenstein stand in der Nähe zur Unterstützung bereit; das 4. Korps, FML. Klenau, drang zwischen Breitenlee und Hirschstetten gegen Aspern und die mit Feinden überfüllten Auen zwischen Aspern und Stadlau vor. Im Zentrum marschierte das 3. Korps, FZM. Graf Kolowrat über Süßenbrunn, rechts auf Breitenlee gestützt, und drang gegen die feindliche Hauptstellung bei Raasdorf im Sturmschritte ein.

Eine Zeitlang wohl im Vorteile, mußte aber dieses Korps alsbald seinen rechten Flügel wieder nach Breitenlee zurückziehen. Dagegen drang rechts von ihm General August Vecsey von Klenaus Korps in die Auen ein und reinigte sie von den Plänklern. Major Michailovich an der Spitze des St. Georger-Bataillons rückte gleichzeitig im Sturmschritte durch Aspern in die linke Flanke, während rechts der General Wallmoden mit dem Husarenregimente Liechtenstein einbrach, viele Leute zusammenhieb und 9 Kanonen eroberte. Die Franzosen wichen jetzt teils bei Aspern vorbei auf die Mühlau, teils über Eßlingen nach Enzersdorf zurück und verloren auf der Flucht eine Haubitze wie viele Gefangene. FML. Klenau besetzte hierauf Aspern und Eßlingen, wie auch die Verschanzungen innerhalb dieses Bereiches und konnte dadurch bereits die französischen Brücken bedrohen. Inzwischen war aber auch am österreichischen linken Flügel FML. Fürst Rosenberg wieder vorgerückt und wollte Großhofen und Glinzendorf in Besitz nehmen. Allein Napoleon führte hier dem an sich schon starken Korps Davoust neuerliche Verstärkungen zu und suchte Rosenberg zu überflügeln. Angesichts dieser Bedrohung erhielt das Korps Rosenberg, weil auch noch keine Spur vom Anrücken des Erzherzogs Johann vorhanden war, den neuerlichen Befehl, sich wieder in die Stellung von Markgrafen-Neusiedl zurückzuziehen Während dieser Vorgänge am linken österreichischen Flügel hatten die Franzosen im Zentrum den Ort Aderklaa wieder zurückgewonnen und waren eben im Begriffe, weiter vorzudringen, als gerade noch rechtzeitig Erzherzog Karl heransprengte. Er stellte im Verein mit dem Korpskommandanten Graf Bellegarde und den andern Generalen die erschütterte Ordnung wieder her und führte die ermutigten Massen mit gefälltem Bajonett abermals gegen den Feind. Diesem wurde jetzt die Unordnung, in welche er durch sein eigenes ungestümes Vordringen geraten war, verderblich;



Das Infanterie-Regiment Nr. 42 erringt bei Wagram (5. Juli 1809) im heroischen Kampfe das Recht, den Grenadiermarsch zu schlagen.

er vermochte die auseinander gekommenen Scharen nicht mehr so rasch zu vereinigen, wurde geworfen, überflügelt und vor dem Erreichen von Aderklaa größtenteils aufgerieben. Nun eilte Erzherzog Karl wieder auf den linken Flügel, wo sich gegenüber dem Korps des Fürsten Rosenberg eine neuere größere Übermacht entwickelte. So lange der Generalissimus hier sein konnte, wurden auch die Stürme des Feindes abgeschlagen. Als aber Erzherzog Karl zum rechten Flügel abgerufen worden war, mußten die ermüdeten Truppen weichen und das Dorf dem Feinde überlassen. Trotzdem sich die Truppen Rosenbergs verzweifelt wehrten, und auch das Korps des FML. Fürst Hohenzollern Unterstützung brachte, nahm die Umfassung des österreichischen Flügels eine größere Dimension an. Und da das mit Sehnsucht erwartete Korps des Erzherzogs Johann, welches dem Gefechte sofort eine günstige Wendung gegeben hätte, ausblieb, erübrigte nichts, als den der völligen Zertrümmerung nahen linken Flügel zurückzunehmen. Damit war die Schlacht entschieden. Die österreichische Armee zog sich, von ihrem unermüdlich tapferen Feldherrn geführt, Schritt für Schritt zurück, hielt öfter an, um ihr Feuer abzugeben oder die Klingen zu kreuzen, und hielt auch den Gegner über die Richtung ihres Rückzuges in voller Unkenntnis. Die überaus blutige Schlacht bei Wagram hatte den Franzosen über 14 000 Mann an Toten und Verwundeten, 7000 Gefangenen, 12 Adler und 11 Kanonen gekostet. Von den Österreichern dagegen waren über 20 000 Mann getötet und verwundet, gegen 4000 gefangen worden. Es fielen die Generäle d'Aspre, Nordmann, Vukassovich und Peter Vecsey, der Erzherzog Karl selbst und die Generale Rouvroy, Nostitz, Prinz Philipp von Hessen-Homburg, Mayer, Wacquant, Motzen, C. Stutterheim, Henneborg, Merville und Rothkirch wurden verwundet. Nur eine Fahne blieb in den Händen der Feinde; an Geschützen gingen 9 Stück verloren, deren Bespannung getötet war. „Es gehört unter die sonderbaren Ereignisse des Krieges," sagt der österreichische Bericht, „daß in dieser Schlacht der Sieger mehr Trophäen verlor, als der Besiegte." Der größte Lobspruch für die tapfere, österreichische Armee.

Napoleon erkannte wie bereits erwähnt die Rückzugslinie seines Gegners nicht, da sie dieser sorgfältig verschleiert hatte, bis es endlich Massena gelang zu konstatieren, daß die österreichische Armee sich auf der Straße gegen Znaim fortbewege; nun brach Napoleon selbst zur Verfolgung auf. Seine Absicht war, den Österreichern auf ihrer Rückzugslinie nach Znaim zuvorzukommen, um sie in die Defiléen der Thaya zu werfen. Ungeachtet der häufigen Hindernisse gelang es aber dem Erzherzog, Znaim vor dem Feinde zu erreichen. Er nahm nun Stellung vor der Stadt mit der Front gegen Laa und behauptete sie am 10. und 11. in zwei blutigen Gefechten. Napoleon, welcher nur einen geringen Teil seiner Truppen zur Deckung seines Rückens im Marchfelde zurückgelassen hatte, rüstete sich nun für den kommenden Morgen zu einem entscheidenden Haupttreffen. Bei der kleinen Distanz, in welcher sich die beiden gegnerischen Armeen befanden, hätte Erzherzog Karl dieser Schlacht nicht ausweichen können. Das ungünstige Terrain, der Mangel an Kriegsmitteln und endlich die numerische Übermacht des Feindes machten aber den Verlust derselben mehr als wahrscheinlich, so daß nur mehr ein Waffenstillstand den Erzherzog und die Monarchie aus dieser gefährlichen Lage befreien konnte. Erzherzog Karl trat deshalb kurz entschlossen mit Napoleon durch den Generalquartiermeister Baron Wimpffen in Unterhandlungen, die zu einem vorläufig auf einen Monat lautenden Waffenstillstand mit vierzehntägiger Kündigung führten. Während dieses Stillstandes wurde die Armee durch Mähren nach Ungarn gezogen, wo sich an den beiden Ufern der Donau, längs der Waag sowie von Komorn bis zum Plattensee, alle österreichischen Heeresteile vereinigen konnten.

Zu Beginn unserer Darstellung des Feldzuges 1809 haben wir erwähnt, daß neben der Armee des Erzherzogs Karl auch noch eine zweite Armee unter Erzherzog Johann und eine dritte unter Erzherzog Ferdinand formiert worden ist, von welchen die erstere für Italien und die letztere zu Unternehmungen im Herzogtum Warschau bestimmt waren.

Erzherzog Johann, dessen von ihm unverschuldetes Zuspätkommen bei Wagram, den Verlust dieser Schlacht zur Folge gehabt hat, war mit seiner zwei Korps starken Armee in drei Kolonnen (Hauptkolonne über den Perdil, die Nebenkolonnen über Pontebba und Görz) vorgerückt. Als sie sich bei Udine vereinigten, trat der am Tagliamento stehende Vizekönig Eugen am 14. April den Rückzug hinter die Livenza an, verfolgt von dem Erzherzoge Johann, der ihn am 15. bei Pordeno und am 16. bei Sacile und Fontana Fredda schlug. Aber diese Vorteile mußte der Erzherzog mit Rücksicht auf die gleichzeitigen Vorfälle in Deutschland aufgeben und den Rückzug über die Piave antreten. Bei dieser kam es schon am 8. Mai zu einem blutigen Rückzugsgefechte bei Conegliano, in welchem Erzherzog Johann hartnäckigen Widerstand leistete, um alle noch im Lande zerstreuten Besatzungen vorher an sich ziehen zu können. Erst als dies gelungen war, ging er über

den Pontebbapaß nach Kärnten zurück. Da aber der Feind stark nachdrängte und die eigenen schweren Trains nur langsam zurück konnten, erteilte Erzherzog Johann zur Deckung des weiteren Rückzuges gegen Villach dem FML. Gyulai den Befehl, mit einer aus 4500 bestehenden Arrieregarde bei Tarvis Stellung zu nehmen und unter dem Schutz der beiden Befestigungen von Malborgeth und Predil den Feind möglichst lange aufzuhalten.

Zufolge der Dispositionen des Vizekönigs Eugen sollte nun der Angriff auf diese Stellung konzentrisch vor sich gehen; die Division Serras sollte im Isonzotal gegen den Predil vorgehen, während die anderen drei Divisionen zum Angriffe auf Malborgeth bestimmt waren. Die dortige Befestigung bestand aus zweistöckigen Blockhäusern an den Flügeln und einer Zwischenbatterie, die einerseits mit pallisadierten offenen und andererseits mit einem einfachen „gedeckten Weg" miteinander verbunden waren. Dieser Hauptfront waren fünf „gedeckte" Batterien vorgelegt. Das Kommando führte Ingenieurhauptmann Friedrich Hensel. Unter ihm standen: Hauptmann Kupka vom 52. Infanterieregiment mit einer Kompagnie Ogulinergrenzer mit den Hauptleuten Vuchetich und Cäsar. Zum Angriffe auf diese Befestigung waren in der Front die Divisionen Desaix und Durutte und als Umgehungskolonne die Division Fontanelli disponiert worden.

Nach einer kurzen Kanonade und einigen Erstürmungsversuchen durch die Frontgruppe sandten die Franzosen einen Parlamentär, welcher den österreichischen Kommandanten zur Übergabe aufforderte. Mit lakonischer Kürze erwiderte ihm Hensel: „Ich habe Befehl, mich zu verteidigen, nicht aber zu unterhandeln." Als die hierauf mit größter Heftigkeit erneuerten Sturmversuche ebenfalls nicht zum Ziele führten, forderten die Franzosen am Nachmittag die Besatzung zum zweitenmale durch einen Parlamentär zur Übergabe auf: „Es sei sehr töricht," erklärte dieser, „mit so wenig Mannschaft gegen ein ganzes Heer sich verteidigen zu wollen; werde das Fort erstürmt, dann habe niemand auf Schonung zu rechnen." Aber Hauptamnn Hensel hielt sich an seinen Befehl und beharrte auf der Verteidigung. Nun versuchte der Feind auf der Straße vorzugehen; aber das furchtbare, wohlgezielte Feuer aus den Blockhäusern war zu sicher abgegeben und vereitelte jeden Sturmversuch. Jetzt erst erstieg in der folgenden Nacht der Feind die umliegenden Höhen derart, daß bereits am 17. vormittags die österreichische Paßsperre von allen Seiten umringt schien. Dabei langte endlich auch die ganze Umgehungskolonne der Division Fontanelli in den Rücken der Sperre. Nun rückten auf ein verabredetes Zeichen sämtliche Kolonnen mehrere tausend Mann stark gleichzeitig zum Angriffe vor. Mit einem verheerenden Feuer der heldenmütigen Besatzung, von der jetzt ein Mann auf mehr als hundert Feinde kam, empfangen, stürzten ganze Abteilungen von ihnen. Es bildete sich ein Wall von Leichen um die Forts, an welchen sich die weiteren Angriffe zu brechen schienen, da gelingt es endlich der gegen die Kehle vorgerückten Division Fontanelli, bis an die Palisaden vorzudringen. Bald sind diese eingeschlagen und durch die Breschen im Pfahlwerke hindurch stürmen die feindlichen Abteilungen gegen das untere Blockhaus, das unbesetzt und dessen Fallgitter offen geblieben war, weil die geringe Besatzung kaum mehr zur Besetzung der Verbindungslinien in der Front und den Flanken ausgereicht hatte. Einige Augenblicke später aber brechen die übermächtigen Franzosen auch in der Front ein, wo der Kommandant der Festungswerke, Hauptmann Hensel von einer Gewehrkugel an der Stirne getroffen mit den Worten: „Mut, Kameraden!" zusammensinkt. Mit Löwenmut stürzt sich die Besatzung neuerdings auf den eingedrungenen Feind. Doch umsonst! Die Übermacht ist zu groß. Auf das höchste erbittert, kennt der Sieger keine Schonung. Selbst Hauptmann Hensel, welcher schon wehrlos auf dem Boden lag, wird von demselben Offizier, der ihn zweimal als Parlamentär zur Übergabe aufgefordert hatte, erkannt und erstochen; ja sogar dem Hauptmann Kupka, der ebenfalls verwundet, sich einem feindlichen Offizier gefangen geben wollte, wurde im Augenblicke, als er diesem zurief: „Ich bin Ihr Gefangener", von einem französischen Zimmermann von rückwärts mit einem Beilhieb das Haupt zerschmettert. Nur einige Österreicher konnten durch das Gewühl entkommen. Als der Vizekönig herbeisprengte und dem Blutvergießen Einhalt gebot, war fast alles schon niedergemacht.

Nach dem Falle von Malborgeth galt es noch das Blockhaus auf dem Predil zu erobern, wozu, wie wir wissen, die Division Serras bestimmt war. Die dortige Befestigung bestand nur aus einem einstöckigen Blockhaus und einem Vorwerk. Ihr Kommandant war Ingenieur-Hauptmann Johann Hermann von Hermansdorf. Die Besatzung bildete eine Kompagnie des Szluiner Grenz-Infanterieregimentes unter dem Kommando des Hauptmanns Georg Witkovich. Als auch noch eine Kompagnie des letztgenannten Regimentes unter Hauptmann Lukich von den Franzosen bis an das Blockhaus ge-

drängt, Aufnahme finden wollte, besorgte Hermann mit Recht, früher zur Übergabe gezwungen zu werden, da sein Vorrat an Proviant durch die Ankunft der neuen Gäste weit schneller aufgezehrt sein werde. Er ließ deshalb die Kompagnie nur unter der Bedingung in die Paßsperre ein, daß sie sich bei der ersten Gelegenheit nach Tirol durchschlagen werde, und ließ sich dieses Versprechen durch einen Handschlag geloben. Die dieser Kompagnie auf dem Fuße folgenden Franzosen versuchten zuerst, und zwar sowohl am 16. als auch am 17. Mai Unterhandlungen anzuknüpfen und erneuerten dazwischen ihre wohlorganisierten Sturmangriffe. Als Malborgehtto gefallen war, ließen die Franzosen mehrere österreichische Gefangene von dort her kommen und zu Hauptmann Hermann hinaufführen, damit die Besatzung durch die schreckenerregenden Sturmberichte ihrer Kameraden erschüttert werde. Der begleitende französische Parlamentär ließ es selbstverständlich nicht an der Erklärung fehlen, daß das „gleiche Schicksal auch ihnen bei längerem Widerstande bevorstehe." Hauptmann Hermann aber hatte nur die Erwiderung, daß ihm die Verteidigung des Blockhauses bis aufs Äußerste aufgetragen worden sei; „den Tod fürchte er nicht, denn wer den erhabenen Beruf in sich fühlt, sein Vaterland zu verteidigen, müsse jeden Augenblick bereit sein, für dasselbe zu sterben. Er selbst wolle lieber mit Ruhm auf dem Felde der Ehre fallen!"

Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg.

Kaum eine halbe Stunde nachdem der Parlamentär diese Abfertigung erfahren hatte, stürmten schon 5 bis 6000 Mann der Division Serras von allen Seiten an die Brustwehr heran. Aber das Feuer der Besatzung warf eine stürmende Gruppe nach der anderen zu Boden, weshalb sich die Franzosen nachmittags entschlossen, nochmals einen Parlamentär zu entsenden. Als auch dessen Aufforderung zur Übergabe erfolglos blieb, wurden die Angriffe erneuert, und das Geschützfeuer bis in die sinkende Nacht fortgesetzt. Und dieser Wechsel zwischen der Aufforderung zur Übergabe und der Folge von wütenden Sturmangriffen und Feuerattaken wiederholt sich nochmals und nochmals, bis es endlich am 18. Mai nachmittags vier Voltigeurs-Kompagnien gelungen war, einen das Blockhaus überhöhenden Hang zu erklettern, von welchem sie die Befestigung mit brennenden Pechkränzen bewarfen. Gar bald hatte einer dieser das Gebälke des Blockhauses in Brand gesteckt, der, weil während des heftigen Geschütz- und Gewehrfeuers an eine Löschaktion nicht zu denken war, mit Raschheit um sich griff und die Räume mit unerträglichem Rauch erfüllte. Als nun gar der Brand sich bereits der Pulverkammer näherte, und ein Auffliegen des Blockhauses schon in jedem

Momente zu erwarten war, stellte sich Hauptmann Hermann vor seine kleine Schar und rief „Hinaus, Kameraden! Mit dem Degen in der Faust wollen wir vor dem Feinde fallen, wie es braven Soldaten ziemt! Nicht lebendig bekomme er uns in seine Gewalt. Mancher noch blute durch unsere Hand!“ Und angefeuert durch diese Worte stürzten die noch kampffähigen Grenzer mit ihren Offizieren an der Spitze aus dem flammen- und raucherfüllten Blockhause mitten hinein in den völlig überraschten Feind. Und was vorauszusehen war, trat ein. Den verzweifelten Ausfall aus dem Fort bezahlte Hauptmann Hermann und die meisten seiner tapferen Schar mit dem Tode. Der schwerverwundete Hauptmann Jankovich war der einzige Gefangene; ein Feldwebel und vier Gemeine, welche unter die Leichenhügel zu liegen kamen und von den Franzosen für tot gehalten wurden, konnten sich in der Nacht aufraffen und fliehen. Ihnen war es vorbehalten, die Nachricht von dem Falle der Predilsperre ihren Kameraden zu überbringen.

Mit Recht vergleicht man die Verteidigung der beiden Pässe Malborghet und Predil, welche bei der Aufopferung ihrer Besatzung der Armee des Erzherzogs Johann den unschätzbaren Vorteil eines mehrere Tage betragenden Zeitgewinnes eingebracht hat, mit der berühmten Verteidigung der Thermophylen durch Leonidas und seine Tapferen. Mit Stolz kann die österreichisch-ungarische Armee auf diese „ihre“ Thermophylen weisen, in welchen sich, wie der preußische General Pelet in seinen Geschichtswerke über den Feldzug 1809 meint: „die Erliegenden die Bewunderung der Sieger verdient haben!“ Mit Recht ruft eine im Jahre 1834 zu Ehren der Helden von Malborghet und Predil gestiftete, im Gebäude der technischen Militärakademie befindliche Gedenktafel den jungen Akademikern zu: „Jünglinge, wo Ihr seid (nämlich in der Akademie) fanden die Totgeweihten (die Hauptleute Hermann und Hensel, welche beide der Akademie entstammten) das Licht, das zur Höhe sie führte. Ihnen strebet nach, erreichen könnt Ihr sie, übertreffen nie.“

Während noch auf beiden Paßsperren gekämpft wurde, hatte schon Erzherzog Johann den Rückmarsch über den Semmering angetreten, der zuerst nach Wien und von da nach Ungarn führte. Schon am 1. Juni hatte er mit 20 000 Mann Körmend erreicht, wo er sich mit der ungarischen Insurrektions-Truppen unter dem Erzherzog Palatinus vereinigte. Doch die Schlacht bei Raab am 14. Juni nötigte bereits beide Korps, das linke Donauufer bei Komorn zu übersetzen, worauf, während der Palatinus in dieser Gegend blieb, der Erzherzog Johann nach Preßburg rückte. Die Franzosen nahmen hierauf am 24. Juni Raab, beschossen am 26. Preßburg und suchten vergebens, sich des dortigen vom Generalmajor Bianchi verteidigten Brückenkopfes zu bemächtigen. Sie räumten deshalb diese Gegend und wurden nach Wien, zur Hauptarmee Napoleons beordert. Der Erzherzog Johann hingegen, welcher in Preßburg den schon erwähnten Befehl erhielt, in der am 5. Juli erwarteten Schlacht von Wagram einzugreifen, marschierte über Marchegg bis Ober-Siebenbrunn, von wo seine Vortruppen am Nachmittag des 6. Juli im Rücken der französischen Armee bis gegen Wagram hin streiften. Der Ordonanzoffizier, der ihm den Auftrag zum Eingreifen in die Schlacht zu überbringen hatte, fand die Brücke über die March zerstört, mußte deshalb einen mehr als sechsstündigen Umweg machen und kam infolgedessen zu spät. Seiner Verspätung dankte Napoleon den Sieg von Wagram und den Ausgang des Feldzuges 1809, in welchem nicht weniger als acht Schlachten, 25 Treffen und bei 200 sonstige Gefechte ausgekämpft und in welchen allein in den beiden Marchfeldschlachten über 100 000 Mann gefallen oder verwundet worden sind.

* * *

1813.

Der am 14. Mai 1809 zu Wien unterzeichnete Friedensvertrag enthielt einen geheimen Artikel, welcher die österreichische Heeresmacht auf den nicht zu überschreitenden Stand von 150 000 Mann beschränkte und dadurch dem Kaiserstaat die Möglichkeit zu einem neuen Kriege nahm. Übrigens trat Napoleon auch noch als Freier für die Erzherzogin Maria Luise auf; ein Umstand, in welchem man ebenfalls ein Unterpfand für einen längeren Frieden erblicken konnte. Als aber im Feldzuge 1812 in Rußland, an welchem auch ein österreichisches Auxiliarkorps unter FM. Fürst Karl von Schwarzenberg mit schönstem Erfolge teilgenommen hatte, das französische Heer auf den Schneegefilden des Zarenreiches total zusammengebrochen war, erhoben sich die Verbündeten des Zaren, Preußen und England, zu neuen Anstrengungen. Sie führten zu der unglücklichen Schlacht bei Bautzen (21. und 22. Mai 1813) und in weiterer Folge zu einem Waffenstillstand. Um diesen zu einem Frieden auszugestalten hatte Österreich die Vermittlerrolle übernommen und erklärte, als Frankreich nicht rechtzeitig zur bezüglichen Konferenz seine Bevollmächtigten sandte, am 11. August 1813

den Krieg. Erst darauf kam zwischen Österreich, Preußen, Rußland und England ein Bündnis zustande, durch welches sich der Kriegsschauplatz vom baltischen bis zum adriatischen Meere erweiterte. Dementsprechend war auch das Heeresaufgebot. In Deutschland sollten nicht weniger als drei große Armeen operieren: von Norden her die Nordarmee unter Kronprinz von Schweden (früher Marschall „Bernadotte“ im Napoleonsheere) mit preußisch-russisch-schwedischen Truppen, von Osten her die schlesische Armee unter dem preußischen „Marschall Vorwärts“ Blücher und die sogenannte böhmische Armee, die Hauptarmee unter Marschall Fürst Karl Schwarzenberg. Außerdem standen noch FZM. Baron Hiller an der Grenze Illyriens gegen den Vizekönig Prinz Eugen; FZM. Fürst Reuß am Inn gegen den bayerischen General Graf Wrede, und General Wallmoden zur Beobachtung von Hamburg und Lübeck. Im Anmarsche waren Wittgenstein und Kleist, General Graf Barclay de Tolly und die russische Hauptreserve unter Bennigsen.

Nach dem von FML. Graf Radetzky ausgearbeiteten Feldzugsplan sollten die „getrennten Armeen übereinstimmend operieren; jede mit Übermacht angegriffene hatte ein entscheidendes Gefecht zu vermeiden, während die andern im Rücken Napoleons vordringen. Die feindliche Armee soll durch Be-

Das kaiserliche I. Dragoner-Regiment im Angriffe bei Kulm (30. August 1813). Rechts der König von Preußen.

drohung der Verbindungen geschädigt, zur Teilung und Abnützung der Kräfte gezwungen werden, bis sich endlich die Gelegenheit zu einem mit Sicherheit geführten Hauptschlage ergibt.“

Napoleon rückte zuerst gegen Blücher, besiegte diesen am 21. August bei Löwenberg, ging dann nach Dresden zurück, wo die Armee Schwarzenbergs stand. Zar Alexander bestand nun gegen den Rat Schwarzenbergs darauf, hier die Franzosen anzugreifen, was am 27. August zum letzten Siege Napoleons führte; dagegen gelang es, das gegen die rechte Flanke Schwarzenbergs dirigierte Korps Vandamme am 30. August bei Kulm total zu schlagen, nachdem früher noch Blücher dem Marschall Macdonald an der Katzbach eine volle Niederlage bereitet hatte. In erschöpfenden Märschen verbrachte Napoleon den September mit vergeblichen Versuchen, die anrückenden Armeen einzeln zu schlagen und konzentrierte schließlich seine Armee südlich von Leipzig, bei welchem auch die drei Hauptarmeen der Verbündeten ihre Vereinigung anstrebten. Während Napoleons Hauptmacht inzwischen südlich von Leipzig vor der Pleiße eine streckenweise durch Verschanzungen verstärkte Stellung bezogen hatte, wurde seitens der Verbündeten der Plan zum Angriffe entworfen. Sein Zweck war, Napoleon von seiner Operationsbasis am Rheine abzudrängen und ihn entweder in die Stadt Leipzig hinein zu werfen, oder zum Rückzuge gegen Dresden zu zwingen. Die Riesenschlacht,

welche die Ausführung dieses Planes zur Folge hatte, zerfällt in eine Reihe von Gefechten, in das große Rekognoszierungsgefecht Libertwolkwitz am 14., in die Schlachten bei Möckern im Norden und bei Wachau im Süden von Leipzig, wie in die Gefechte bei Lindenau und Konnewitz im Westen und Osten von Leipzig, sämtliche am 16. dann in die eigentliche Schlacht bei Leipzig am 18. Oktober und die Entscheidung dieser Schlacht am 19. Oktober. Schon am 14. Oktober kam es zu dem blutigen Vorspiel der großen Tragödie, die sich hier abspielen sollte. Bei Libertwolkwitz hatte sich nämlich zwischen der Kavallerie Murats und jener des russischen Generals Graf Pahlen ein mehrstündiges Reitergefecht engagiert, in welches später Graf Klenau mit seinem österreichischen Korps eingriff. Libertwolkwitz wurde dabei wiederholt genommen und wieder verloren, bis gegen Abend Schwarzenberg eintraf und dem zwecklosen Kampfe ein Ende bereitete.

Die Schlacht am 16. Oktober, einem trüben, regnerischen Tag, wurde zwischen 9 und 10 Uhr morgens durch einen Artilleriekampf eröffnet. Nachdem die Geschütze etwas vorgearbeitet, drangen die Preußen (Kleist) gegen Markleeberg, die Russen gegen Wachau im Zentrum, die Österreicher am linken Flügel unter Klenau in Libertwolkwitz ein; überall wichen die Franzosen zurück. Gegen Mittag griff Napoleon selbst in die Schlacht ein und vereinigte 300 Geschütze, um das Zentrum der Verbündeten zu erschüttern. Unter dem Schutze ihres gewaltigen Feuers sammelte er seine Truppen zu einem Gegenangriffe, der mit solcher Wucht durchgeführt wurde, daß den Franzosen alsbald wieder alle von den Verbündeten früher erstürmten Orte in die Hände fielen. In dieser Krise der Schlacht erschienen die drei Monarchen am Kampffelde. Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen nahmen schweigend die Aufklärungen Schwarzenbergs über die Situation entgegen. Alexander von Rußland aber unterbrach dieselben und erging sich in Vorwürfen. Schwarzenberg nahm sie ruhig hin. Er hatte bereits seine Gegenmaßregeln getroffen, und seine aus zwei Infanterie- und einer Kavallerietruppendivision bestehende Schlachtreserve des Prinz von Homburg gegen das Zentrum vordirigiert. Als dann gegen zwei Uhr nachmittags noch die von Napoleon gesammelten 12 000 französischen Reiter in zwei Massen geteilt, rechts und links von Wachau heranjagten, warf sich ihnen Schwarzenberg mit den donischen Leibgarde-Kosaken und mit preußischen Reitern entgegen und stellte, da auch Graf Nostitz mit seinen Kürassieren und Bianchi mit seinen Geschützen recht-

Angriff der österreichischen Kürassiere in der Schlacht bei Leipzig.

Die Schlacht bei Leipzig: Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg überbringt den drei verbündeten Monarchen die Siegesbotschaft.

zeitig eingriffen, die Schlacht wieder her. Während dieser Ereignisse am Hauptkampfplatze der Schlacht, hatte Blücher im Norden von Leipzig eine gesonderte Schlacht bei Möckern geliefert und seine Gegner Marmont und Ney geschlagen.

Am folgenden Tage, den 17. Oktober hatte Napoleon durch den bei einer Rekognoszierung in seine Gefangenschaft geratenen FZM. Graf Mervelt Unterhandlungen anknüpfen lassen, die aber scheiterten, und den Verbündeten Zeit schafften, sich durch die heranrückenden Verstärkungen Colloredo, Bubna und Bennigsen mit frischen Truppen zu vereinigen und auch die Nordarmee Bernadottes heranzuziehen. Damit war der eiserne Ring um Napoleon geschlossen, und dieser, welcher über keine frischen Truppen mehr verfügte, in die Defensive gedrängt. Er räumte freiwillig die Stellungen südlich von Leipzig und zog sich näher an die Stadt heran, um eine dichtere Stellung einzunehmen. Aber vergebens war all sein Widerstand. In dem am 18. Oktober von neuem entbrannten Kampfe nahmen die Verbündeten zuletzt doch die Orte Dölitz am linken und Schönefeld am rechten Flügel, nur Probsthaida in der Mitte blieb in seinen Händen. Dennoch war abends die Schlacht so gut wie entschieden, da Napoleon auf beiden Flügeln geworfen, sich auch im Zentrum nicht mehr halten konnte.

Kaiser Franz verlieh dem Marschall Schwarzenberg angesichts dieses günstigen Ausganges der mörderischen Schlacht noch am Gefechtsfelde das Großkreuz des Leopoldordens; Schwarzenberg aber nahm sein Kommandeurkreuz des Maria Theresien-Ordens vom Halse und reichte es seinem Chef des Generalstabes Radetzky mit den Worten: „Dieses Kreuz hat der große Loudon getragen — ich kann es an keinen Würdigeren abtreten."

Der folgende Tag galt eigentlich nur mehr dem Rückzuge Napoleons. Die Franzosen widersetzten sich auch den Verbündeten nur so weit, als es die Deckung der durch Leipzig abrückenden Truppen erforderte.

Schon nachmittags konnten die drei Monarchen und die Generalität der Verbündeten ihren Einzug in Leipzig halten und wurden von der Bevölkerung, die durch vier Tage die Schrecken des Krieges in ihrer ärgsten Art schauernd gesehen oder miterlebt hatte, um so freudiger begrüßt, als ihr Kaiser Franz mit den Worten: „Es will Friede werden!“ das nahende Ende des Krieges ankündete. In der Tat kam es auch in diesem Jahre nur mehr, während Napoleon die Reste seiner Armee über Mainz nach Frankreich zurückführte, zu einem einzigen Gefechte bei Hanau, wo er den General Wrede, der ihm den Rückzug verstellen wollte, schlug.

Im folgenden Jahre übersetzten die drei Armeen der Verbündeten (Schwarzenberg bei Basel, Blücher zwischen Koblenz und Mainz und Bülow in den Niederlanden) den Rhein und rückten konzentrisch gegen Paris vor. Da ging Napoleon nochmals zur Offensive über und warf sich nach der ersten Schlacht bei La Rothiere trotz seiner Minderzahl und trotz dem Umstande, daß sein Heer zumeist aus ungeübten, neu eingestellten Rekruten bestand, mit überraschender Schnelligkeit bald auf den einen, bald auf den andern Teil der getrennt anmarschierenden Verbündeten, wodurch es ihm gelang, ihre mehr als dreimal überlegene Übermacht noch durch zwei Monate in Schach zu halten. Als dann endlich am 29. März 1814 die Verbündeten doch Paris erreichten, kapitulierte die Stadt schon am nächsten Tage. Der Pariser Senat erklärte (am 2. April) den Kaiser Napoleon des Thrones verlustig, welcher zuerst „mit Vorbehalt der Rechte seines Sohnes und einer Regentschaft der Kaiserin“, dann aber unbedingt auf die Herrschaft verzichtete. Dagegen behielt er den Kaisertitel und bekam die Insel Elba als Eigentum zu seinem Domizil zugewiesen. Sein Nachfolger Ludwig XVIII. hielt bereits am 3. Mai seinen Einzug in Paris und schloß am 30. Mai mit den Verbündeten den sogenannten „Ersten“ Pariser Frieden ab. Doch wenige Monate später, als die Herrscher und Bevollmächtigten aller Mächte in Wien zu einem allgemeinen Friedenskongresse versammelt waren, verließ Napoleon die Insel Elba, landete in Frankreich und organisierte von neuem den Krieg. Nun (25. März 1814) verpflichteten sich die am Kongresse anwesenden Potentaten, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis „Napoleon vollkommen außer Möglichkeit gesetzt sei, Unruhen zu erregen“ und bald zogen neue Heere gegen Frankreich. Napoleon führte seine Hauptmacht in die Niederlande, wo zwei Heere unter Blücher und Wellington operierten, griff den ersteren bei dem Dorfe Ligny an und schlug ihn, worauf er sich gegen Wellington wandte, der bei Waterloo stand. Dort kam es am 18. Juni zur Schlacht, die schon zu Ungunsten Wellingtons auszufallen drohte, als gerade rechtzeitig noch Blücher erschien und bis zum Abende die Schlacht entschied. Die Sieger zogen jetzt nach Paris, das am 8. Juli kapitulierte, worauf am 20. November ein neuer Friede „der zweite Pariser Friede“ zustande kam, durch welchen Frankreich auf die Grenzen, die es vor seinen Eroberungskriegen gehabt hatte, beschränkt wurde. Damit erst war die lange Reihe der „Franzosenkriege“ beendet, die über Europa unsägliches Elend gebracht, die Einwohnerschaft fast dezimiert und im Gefolge von Hungersnot und „Bankzettelsturz“ die Finanzen der Staaten, wie den Nationalbesitz der Völker auf eine Reihe von Jahren untergraben und auf das tiefste geschädigt hatten.

Die Kärntner Thermopylen.

(1809.)

Sind unsterblich Heldentaten,
Die des Ruhmes gold'ne Saaten
In das Feld der Ehre streu'n:
Denkt ob auch mit Wehgefühlen —
Ostreich seiner Thermopylen
In dem großen Jahre „Neun!“ — — —

Schützten auch mit Löwenmute,
Düngten auch mit ihrem Blute
Österreicher deutsches Land,
Brach — im Schutze deutscher Stämme —
Ostreich's mutbeseelte Dämme
Kühn des Korsen starke Hand.

Ostwärts, längs der Donauwogen,
Zog Napoleon im Bogen
Durch das Bayerland im Flug,
Bis er auf des Sieges Bahnen
Seine sieggewohnten Fahnen
In das Herz von Ostreich trug.

Kampfbereit auf welschem Grunde
Lauscht der schicksalsschweren Kunde
Ostreich's Heer mit bangem Weh',
Zieht zur Heimat sonder Muße,
Doch es folgt ihm auf dem Fuße
Eugen von Beauharnais.

Wall't mit mir des Kriegers Spuren!
Aus Venedig's schönen Fluren
Steig't zu Kärntens Marken auf:
In des Tagliamento Bette,
Der umschäumt die Karner Kette,
Stürzt sich wild der Fella Lauf.

Sah't ihr erst noch grüne Felder,
Weinlaub und Orangenwälder,
Schau't ihr nun ein düst'res Tal;
Euch umragen trüb und bange
Eichen an dem Bergeshange,
Eichen, noch im Lenze kahl.

Rings von steilen Steinkolossen
Eng und enger stets umschlossen,
Macht des Fella-Tales Grund
Im Geröll' der grauen Fläche
Euch der felsgebor'nen Bäche
Wild entfesselt Walten kund.

Zieh' auf rauhen Alpenwegen
Fort der Fella Lauf entgegen,
Bis ihr Malborgeth berührt,
Und ihr schaut' die Talschlucht dorten,
Die durch Tarvis' Felsenpforten
In das schöne Kärnten führt.

Durch das Tor von Tarvis zogen
Brausend wie des Meeres Wogen
Östreichs Scharen heimatwärts;
Und dahin wie Sturmestosen
Jagt die Meute der Franzosen,
Zielend auf des Landes Herz.

Durch die Talschlucht ohne Fährde
Geht der Sohn der Heimaterde
Heil an Malborgeth vorbei —
Doch der Feind bezahlt es teuer:
Seinen Pfad bestreicht das Feuer
Aus dem Fort von Talvai.

Wo der alte Eisenhammer
Malborgeth's in Ring und Klammer
Erze hämmert, frischt und streckt,
Späht' herab vom Fels, vom grauen,
Kriegervolk aus Holzverhauen,
Schwalben gleich im Nest versteckt.

Hauptmann Hensel's Heldenseele
Schafft zu Taten die Befehle,
Denen er gehorcht als Mann:
Malborgeth so lang zu halten,
Als der Übermacht Gewalten
Die Besatzung trotzen kann.

Und, zum Heldentod entschlossen,
Gießt er seinen Kampfgenossen
Seinen Geist in's starke Herz;
Und des stärkern Feindes Ringen
Weiß der Heldenschwarm zu zwingen,
Wie der Hammer zwingt das Erz.

Focht hier Hensel todesmutig,
Schlug des Feindes Schwärme blutig
Hermann am Predil zurück,
Der — von dort das Tal bestreichend —
Vor der Übermacht nicht weichend,
Rang um des Erfolges Glück.

Kühn den Strom zurückzudämmen,
Der, das Land zu überschwemmen,
Brausend wälzt die Menschenflut,
Trotzt dem Zorn und der Entrüstung
Von der holzgefügten Brüstung
Hauptmann Hermann's Heldenmut. —

So versenden Feuerschlünde
In des Tales blut'ge Gründe
Dort und hier das Todesblei —
Hermann, Hensel steh'n wie Türme,
Ehern steh'n der Wucht der Stürme
Der Predil und Talavai.

Wogen gleich, um Klippen brausend,
Tosen Feinde, viele Tausend,
An der Burgen Eichenwand —
Doch wie Riffe nicht zerschellen,
Rings umdräut von wilden Wellen,
Steht noch jede, wo sie stand!

So verbleicht für Hensel's Gegner,
Wird ihr Mut auch stets verwegner,
Arm an Ruhm der Sonne Licht —
Zweimal heischt der Ruf: „Ergebung!",
Zweimal wird der Überhebung
Der Bescheid: „Wir wanken nicht!" —

Also geht der Tag zur Neige —:
Nächtlich auf verborg'nem Steige
Klimmt der Feind im Kreis empor —
Von den Höh'n beim Morgengrauen
Späht er nach den Holzverhauen,
Plötzlich bricht er rings hervor.

Feuer loht in seinen Adern!
Brechen könnt' er Festungsquadern —
Holzbaracken hielten Stand?
Dennoch — soll er Hensel meistern —
Muß ihn Weingeist erst begeistern:
Hurra! Los zur Bretterwand!

Zornentflammten Teufeln gleichen,
Jagend über Bruderleichen,
Die Franzosen, rachetoll —
Doch sie trifft verheerend' Feuer,
Wie der Blitz die volle Scheuer,
Und erkämpft ist — nicht ein Zoll.

Wer des Todes Arm entronnen,
Bricht mit neuen Sturmkolonnen
Durch der Toten blut'gen Wall;
Ob den Sturm sie dreimal wagen,
Dreimal wird er abgeschlagen,
Malborgeth kommt nicht zu Fall.

„Und zum vierten Sturme laufen
Über grause Leichenhaufen
Sie mit der Verzweiflung Mut —
Hensel sinkt. Von seinem Munde
Tönt es: „Vorwärts!" — Aus der Wunde
Flieht das Leben mit dem Blut.

Doch, wie selbst zu Tod getroffen,
Fühlen schwinden Mut und Hoffen
Seine Treuen, nun verwaist;
Und zum ersten Male wanken,
Deren Geister nimmer sanken,
Als sie stählte Hensel's Geist!

Planlos — doch zum Kampf entschlossen —
Seh'n bestürzt die Kampfgenossen,
Halten kann die Schar sich nicht;
Doch sie steh'n auf Tod und Leben,
Hensel hat sich nicht ergeben —
Und sie erbten diese Pflicht!

Über Wall und Wehre brechen,
Ihrer Brüder Tod zu rächen,
Die Franzosen rings in Wut —
Mordlust und Verzweiflung ringen,
Unerhörtes zu vollbringen,
Und in Strömen fließt das Blut.

Hier wird nicht Pardon gegeben,
Nicht genommen — denn das Leben
Ist der Taten einzig' Pfand!

Also wußten Hensel's Erben,
Wie der Führer starb, zu sterben
Für ihr heilig' Vaterland!

Durch die Talschlucht ohne Fährde
Geht der Feind der Heimaterde
Heil an Malborgeth vorbei —
Aber erst, wenn keine Blitze
Sprüh'n von Hermann's Felsensitze,
Ist der Zug nach Tarvis frei.

Einen Tag und länger ringen,
Hermann's Löwen zu bezwingen,
Die Franzosen löwenkühn:
Der Besatzung Feuerrohre
Sperren Tarvis Felsentore,
Höhnen der Belag'rer Müh'n.

Doch die Feinde brausen stürmend,
Leichen über Leichen türmend,
Immer wieder wild herein;
Aber, was sie mutig wagen,
Sturm auf Sturm wird abgeschlagen,
Gräßlich lichten sich die Reih'n.

Jeden Ruf, sich zu ergeben,
Weis't im Kampf auf Tod und Leben
Hermann stolz zurück und spricht:
„Wen die Pflicht zum Kämpfer machte
„Für des Landes Schutz, der achte
„Kämpfend seines Lebens nicht!"

Stolz kann er die Seinen preisen!
Treu wie Gold und stark wie Eisen,
Sind sie Hermann's reicher Hort!
Lohend sprüh'n des Wortes Flammen,
Gleichgesinnte steh'n zusammen,
Zündend fällt des Führers Wort.

Ernst in weihevoller Stunde
Schwören sie dem alten Bunde
Treu zu bleiben immerdar:
Eh' sie schimpflich sich ergeben,
Opfert jeder Blut und Leben
Auf des Vaterlands Altar!

Traun! Sechstausend Mann berennen
Den Predil, um zu erkennen,
Machtlos sei, —, die Übermacht;
Denn es weiht verheerend Feuer
Hunderte dem Ungeheuer,
Der Evrinnye der Schlacht!

Schar auf Schar im Pulverqualme
Stürmet vorwärts, doch wie Halme
Mäh't der Tod die Menschensaat —
An der Bergwand grauen Flächen
Rieselt Blut in roten Bächen
Adern gleich vom Felsengrat.

Stunden währt schon dieses Morden —
Eitel an den Eichenborden
Schäumt der Feinde tolle Wut —
Plötzlich nach dem Felsensitze
Sendet eine Brandhaubitze
Zündend die Granatenglut.

Jubelnd sieht der Feind die Flamme —
Gierig leckt am Balkendamme
Ihre Zunge, blutigrot —
Auf das Blockhaus immer wieder
Schwirren Glutgeschosse nieder,
Mit der Lohe wächst die Not.

Und des Windes Flügel fachen,
Brausend in des Feuers Rachen,
Höher an den wilden Brand —
Doch es dröhnt vom Flammenmeere:
„Kein Pardon! Es heischt die Ehre
„Unsern Tod für's Vaterland!"

Wer verschont wird von den Gluten,
Muß im großen Kampf verbluten,
Eh' verlischt des Tages Licht;
Und es schmilzt die Schar zusammen,
Und es schwillt die Wut der Flammen,
Doch die Helden wanken nicht!"

Enger schnürt die Feuerschlange
Schon das Fort am Felsenhange
Mit den Flammenringen, seht!
Züngelt schon — o Grau'n! o Jammer!
Lüstern nach der Pulverkammer —
Rettet euch, bevor's zu spät!

Mit der Mannen letztem Reste
Stürzt aus seiner Flammen-Veste
Hermann löwenkühn durch's Tor —
Kämpfend schlägt im Handgemenge
Sich die Schar durch's Kampfgedränge,
Feinde fällend, stürmt sie vor!

Hermann ringt — ein Held vor Allen —
Kämpft verletzt — die Seinen fallen —
Hermann, schwer verwundet, ficht —
Bis, vom Blutverlust ermattet,
Ihn des Todes Grau'n umschattet —
Und sein Heldenauge bricht. — — — —

Frei ist Tarvis zu erreichen,
Bergen doch nur Helden-Leichen
Der Predil und Talavai!
Feinde! zieh't nach Tarvis' Toren,
Aber ehr't, was wir verloren —:
Geh't nur schweigend hier vorbei — —!

Auf den Felsenhöhen ragen
Male, die der Nachwelt sagen,
Wo der Helden Asche ruht:
Sterbend ist — in Stein gehauen
Dort und hier ein Löw' zu schauen
Klio kennt die Löwen gut — — —!

Sind unsterblich Heldentaten,
Die des Ruhmes gold'ne Saaten
In das Feld der Ehre streu'n:
Denkt — ob auch mit Wehgefühlen —
Östreich stolz der Thermopylen
In dem großen Jahre „Neun" — — — —!

Ludwig Sendach.

Schlacht bei Aspern.

Schlachtfeld! wo der Todesengel würgte,
Wo der Deutsche seine Kraft verbürgte,
Heil'ger Boden, dich grüßt mein Gesang!
Frankreichs stolze Adler sah'st du zittern,
Sah'st des Wütrichs Eisenkraft zersplittern,
Die sich frech die halbe Welt bezwang.
Euch! ihr Manen der gefall'nen Helden,
Deren Blick im Siegesdonner brach,
Ruf' ich, in den Frühling eurer Welten,
Meines Herzens ganzen Jubel nach.

Daß ich damals nicht bei euch gestanden!
Dort, wo Brüder Sieg und Freiheit fanden,
Ich, trotz Kraft und Jugend, doch gefehlt!
Glückliche, die ihr den Tag erfochten!
Ew'ge Lorbeer'n habt ihr euch geflochten,

Zum Triumph des Vaterlands erwählt.
Schwarz und traurig wie auf Grabestrümmern,
Wälzt auf Deutschland sich des Schicksals Macht:
Doch begeisternd wie mit Sternesschimmern
Bricht der neue Tag durch unsre Nacht.

Sonnenhauch in düstern Nebeljahren!
Deine Strahlen laß' uns treu bewahren,
Als Vermächtnis einer stolzen Zeit.
Überall im großen Vaterlande,
Von der Ostsee bis zum Donaustrande,
Macht dein Name alle Herzen weit.
Aspern klingt's und Karl klingt's siegestrunken,
Wo nur deutsche Lippe lallen kann.
Nein! Germanien ist nicht gesunken,
Hat noch einen Tag und einen Mann.

Und so lange deutsche Ströme sausen,
Und so lange deutsche Lieder brausen,
Gelten diese Namen ihren Klang.
Was die Tage auch zerschmettert haben,
Karl und Aspern sind ins Herz gegraben,
Karl und Aspern donnert im Gesang.
Mag der Staub gefall'ner Helden modern,
Die dem großen Tode sich geweiht —
Ihres Ruhmes Flammenzüge lodern
In dem Tempel der Unsterblichkeit.

Aber nicht, wie sie die Nachwelt richte,
Nicht die ew'ge Stimme der Geschichte,
Reißt der Mitwelt große Schuld entzwei.
Ihre Todesweihe lebt im Liede.
Doch umsonst such' ich die Pyramide,
Die der Denkstein ihrer Größe sei.
Auf dem Wahlplatz heiligten die Ahnen
Ihrer Eichen stolze Riesenpracht,
Und die Thronensäule der Germanen
Sprach von der geschlag'nen Römerschlacht.

In dem blut'gen Tal der Thermopylen,
Wo der Griechen freie Schaaren fielen,
Grub in Marmor ihrer Brüder Dank:
„Wand'rer, sag's den kinderlosen Eltern,
Daß für's Vaterland auf diesen Feldern
Spartas kühne Heldenjugend sank!"
Und Jahrtausende sind Staub geworden,
Jenes Marmors heil'ge Säule brach:
Doch in triumphierenden Akkorden
Reifen die Jahrhunderte sich nach.

Und erzählten, trotz dem Sturmgetöse
Ihrer Zeit, von der Heroengröße
Der Gefall'nen und von Spartas Dank. —
Groß war Griechenland durch seine Helden,
Aber größer noch durch sein Vergelten,
Wenn der Bürger für die Freiheit sank.
Jenseits lohnt ein Gott mit ew'gen Strahlen,
Doch das Leben will auch seinen Glanz.
Nur mit Erd'schem kann die Erde zahlen,
Und der Ölzweig windet sich zum Kranz.

D'rum soll es die Nachwelt laut erfahren,
Wie auch deutsche Bürger dankbar waren,
Wie wir der Gefall'nen Tat erkannt.
Daß ihr Tod uns Lebende ermutet,
Daß sie für Unwürd'ge nicht geblutet:
Das beweise deutsches Vaterland! —
Deine Sänger lass' in Liedern stürmen,
Und zum Steine füge kühn den Stein,
Und die Pyramide lass' sich türmen,
Der gefall'nen Brüder wert zu sein.

Nur glaub' nie, du schmücktest ihre Krone,
Wenn du deine gold'nen Pantheone
Über ihre Grabeshügel wölbst!
Stolzes Volk! Denkst du mit Marmorhaufen
Deines Dankes Schuldbrief abzukaufen?
Deine Kuppeln ehren nur dich selbst!
Nur das Ew'ge kann das Ew'ge schmücken,
Erdenglanz welkt zur Vergessenheit.
Was die Zeiten brechen und erdrücken,
Ist gemein für die Unsterblichkeit.

Aber, Deutschland, um dich selbst zu ehren,
Nicht den eig'nen Tempel zu zerstören,
Den die angeerbte Kraft gebaut:
Zeig' dich wert der großen Todesweihe,
Dich, Germania, in alter Treue,
Männerstolze, kühne Heldenbraut!
Friedlich Volk, brich aus den kalten Schranken,
Warm und frei, wie dich die Vorwelt kennt;
Auf den Feldern, wo die Adler sanken,
Türme deines Ruhmes Monument.

Sieh' umher bei fremden Nationen,
Wie sie dort ein mutig Werk belohnen,
Wie der Marmor in den Tempeln glänzt.
Jeder Sieg aus dunkler Wissenssphäre
Drängt sich in das Pantheon der Ehre,
Und der kühne Künstler steht bekränzt.
Aber gibt es einen Preis im Leben,
Wo hinan nicht dieser Kampf gereicht?
Gut und Blut für Volk und Freiheit geben:
Nenn' die Tat, die sich der Tat vergleicht!

D'rum, mein Volk, magst du den Aufruf hören:
Öst'reich! Deine Taten sollst du ehren!
Wer zum deutschen Stamme sich bekennt,
Reiche stolz und freudig seine Gabe.
Und so baue sich auf ihrem Grabe
Ihrer Heldengröße Monument,
Daß es die Jahrhunderte sich sagen,
Wenn die Mitwelt in den Strudel sank:
Diese Schlacht hat deutsches Volk geschlagen,
Dieser Stein ist deutschen Volkes Dank.*)

Theodor Körner (1812, auf dem Schlachtfelde).

Das Kontingent der Kapuziner im Jahre 1809.

Laut klopft es an die Zellentür
„Ave Maria! — Ah — seids Ihr?
Was ist der Wunsch, Herr Kommandant?"
Darauf der biedere Wirt am Sand:

„Ehrwürdiger Provinzial!
Das Land bringt Opfer ohne Zahl:
Der Reiche gibt sein Geld und Gut,
Das Weib den Mann, der Mann sein Blut.

Die Eltern geben hin das Kind,
Ob's ein Sohn, ob es mehre sind.
Ein jeder gibt in ganz Tirol —
Was gebt nun Ihr dem Landeswohl?"

„Wir Kapuziner sind geweiht
Der Armut und der Einsamkeit.
Wir haben nichts, als das Gebet,
Wenn Gott und Ihr es nicht verschmäht."

„So leichten Handels geht's nicht an!
Ihr Ordensleut', stellt euren Mann!" —
„Herr Kommandant, wie kann dies sein?"
Der Sandwirt öffnet: „Jetzt herein!"

Ein tritt ein Pater feur'ger Art,
Von hellem Aug', mit rotem Bart.

„Den gebt!" ruft er mit lauter Stimm':
Gebt uns den Pater Joachim!"**)

Und Joachim liegt auf den Knie'n,
Und langsam breitet über ihn
Der Greis mit sinnendem Gesicht
Die Hände segnend aus, und spricht:

Wohlan! Gott ruft Dich offenbar.
So teile Mühe und Gefahr
Mit unsern Brüdern; sei ihr Hort
Durch Christi Kraft und heil'ges Wort.

Dem Feind auch werd' ein milder Schutz;
Beug' oder brich den starren Trutz —
In allem stehe Allen bei,
Ob's Freund, ob's Feind, Leib, Seele, sei!

So geh' durch Kugeln unversehrt,
Mit diesem Kreuze da bewehrt —
Dich segne, der Dich ziehen heißt,
Der Vater, Sohn und heil'ge Geist!"

Horch, wie Kanonendonner schallt!
Aufspringt, von Gluten überwallt
Der Pater jetzt: „Fort, fort zum Streit'!"
„Ja, ja", sagt Hofer — „nun ist's Zeit!"

Alois Flir.

*) Dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Vor der Ortskirche im Dorfe Aspern ruht auf hohem Postament ein in Marmor gehauener Löwe, Brust und Schulter von einer Schwertklinge durchbohrt. Die Inschrift auf dem Sockel lautet: „Dem Andenken der am 21. und 22. Mai 1809 ruhmvoll gefallenen österreichischen Krieger."

**) Joachim Haspinger, der tapfere Kampfgenosse Andre Hofers.

Tiroler Freiheitskämpfe.

Zu den folgenreichsten Eigenschaften eines Landes gehört seine strategische Wichtigkeit. Sie zieht wie ein Magnet den Kampf von „Blut und Eisen" an und lenkt den Krieg immer gegen seine Landes-Grenzen ab. So strategisch wichtig war auch immer die Felsenburg Tirol, die wie ein Keil in die oberitalienische Ebene ragt und den Schlüssel zu Italien, wie in den Zeiten wo die Schweiz und Venetien sich neutral verhielten, das einzige Tor nach Italien bildete. Ein Glück für Österreich war, daß dem biederen Tiroler zu seiner Bergheimat ein braves, treues Herz gegeben ist, daß er fest an der Religion und dem angestammten Herrscherhause hängend, jene urwüchsige Kraft und Eigenschaft in seinem Volks-Charakter vereinigt, die jeden Einzelnen zu einer Art von Naturfoldaten oder Naturschützen macht. Kein Wunder, daß wenn dann einmal die strategische Wichtigkeit einen Feind in das Land zog, die Tiroler Pflug und Acker verließen, ihre Büchse nahmen und den Fremdlingen zeigten, was so ein Naturbursche für ein tüchtiger Krieger sein kann, auch wenn er niemals in einer Kaserne gedrillt worden ist.

So war es schon im Jahre 1703 der Fall, wo Kurfürst Max Emanuel von Bayern mit seinen franko-bayrischen Truppen von Rosenheim aus in das Land gezogen ist. Es rückten ihm da die Männer von der Etsch, dem Eisack und der Rienz kraftvoll entgegen und lieferten ihm am Brenner, am 17. Juli und bei Ehrenberg am 9. August glückliche Gefechte. Kein General hätte damals auch geschickter den Hinterhalt organisieren können, als der Verwalter der Herrschaft Landeck, Martin Andreas Sterzinger, den Überfall an der Pontlazer Brücke. Denn als die bayrischen Truppen am Sonntag den 1. Juli in die Schlucht zwischen Landeck und Prutz vorrückten, um Finstermünz zu erreichen, sausten plötzlich auf ein verabredetes Zeichen von allen Seiten Felstrümmer herab und eingeschlossen zwischen den senkrechten Felswänden und den Abgründen des reißenden Inn fielen bei 300 Bayern dem tödlichen Blei und den Steinbatterien zum Opfer.

Nicht minder tüchtig erwiesen sich die Tiroler im Jahre 1797 gegen die eingedrungenen Franzosen, die nach dem Gefechte bei Rivoli (12. Jänner) unter Joubert bis an die Rienz vorgerückt waren. Denn dies war zuviel für die wackeren Tiroler. Aus allen Tälern strömten sie den in Sterzing und im Vintschgau stehenden kaiserlichen Truppen zu, so daß General Karl Baron Kerpen schon am 31. März einen allgemeinen Angriff anordnen konnte. Bei diesem sollte am 2. April eine starke Abteilung Tiroler unter dem Kommando des Schützenmajors Doktor Philipp von Wörndle zu Adelsfried, — Katasterialadvokat zu Innsbruck, — von Mauls im Eisacktale das Walser-Joch übersteigen. Ein Teil davon sollte nach Wals gehen und dann nach Mühlbach im Pustertale vorrücken, wo die Franzosen sich verschanzt hatten, der andere Teil aber über Spinges bis Eicha vordringen, welches zwei Bataillons Franzosen besetzt hatten. Diesem Auftrage gemäß rückten 4100 Landstürmler bei Neuschnee und dichtem Nebel über das Walserjoch und als sie nach großen Strapazen in Spinges anlangten, trafen sie dort bereits die von Eicha herangekommenen Fran-

Kampf bei Oberau (1809).
(Nach der Chromolithographie von Karger.)

zosen. Es entbrannte sofort ein wütender Kampf, in welchem die Landstürmler endlich, nachdem sie ihre Munition verschossen hatten, zu weichen begannen. Da riß Wörndle einem Bauern seinen Streitkolben aus der Hand, ließ das Signal zum Angriff geben und stürmte mit dem Rufe: „Niederhauen, Niederhauen" vorwärts. Mit umgekehrten Stutzen, Knitteln und Morgensternen folgten ihm seine Bauern. Man kämpfte nun Mann gegen Mann, kein Pardon wurde gegeben, noch genommen. Einzelne der Bauern stürzten sich allein in die dichtesten Gruppen der Franzosen, so Georg Falschlunger, der, nachdem er sieben Franzosen niedergeschlagen, von elf Bajonettstichen durchbohrt zu Boden sank. Solch fanatischem Angriffe konnten die Franzosen nicht Stand halten; sie wichen anfangs schrittweise zurück, bis sie endlich in der Richtung gegen Mühlbach gedrängt in vollem Laufe die Höhen herabeilten. In Mühlbach kam ihre Flucht an den herbeigeeilten Verstärkungen zum Stehen, dann ging's nach kurzer Sammlung nochmals gegen die vom Kampfe ermüdeten Bauern hinauf. Aber auch diese waren nicht müßig geblieben, sie hatten sich so gut es ging zur Verteidigung eingerichtet, so besonders eine Abteilung auf den hochgelegenen, mauerumschlossenen Friedhof von Spinges, welcher zum „Schlüsselpunkte" ihrer ganzen Stellung wurde. Dreimal stürmten die Franzosen gegen diesen für die Verteidiger so wichtigen Friedhof; es entstand ein furchtbares Gemetzel, in welchem sich das historisch gewordene „Mädchen von Spinges" mit hervorragender Tapferkeit beteiligte. Wörndle selbst schreibt über sie in seinem Berichte: „Man sah eine Bauernmagd aus Spinges, die, mit zusammengegürtetem Kleide und fliegenden Haaren, auf der Friedhofmauer stehend, die anstürmenden Feinde mit ihrer kräftig geführten Heugabel hinunterstieß." Aber trotz der verzweifelsten Gegenwehr erwiesen sich bald alle Versuche, sich im Friedhofe weiter behaupten zu können, vergeblich. Mit schwerem Herzen mußte sich Wörndle mit seinen Kampfgenossen in den außerhalb Spinges gelegenen Wald zurückziehen, wo sich gegen 5 Uhr Abends der letzte blutigste Akt des Dramas, die eigentliche Entscheidung zu Gunsten der Tiroler vollzog. Dieser Umschwung des Gefechtes war vor allem dem Sensenschmiedmeister von Volders und Sturmhauptmann Anton Reinisch zu verdanken — welcher da mit seiner zweischneidigen Sense und Keule bewaffnet — ein tirolerischer Winkelried mit dem Rufe: „mir nach" sich mitten gegen die feindlichen Bajonette stürzte. Schon hatte er in die feindliche Front eine Bresche geöffnet, und fünfzehn französische Soldaten niedergestreckt, bis er von 11 Bajonettstichen durchbohrt tot zusammenbrach. Aber sein Beispiel hatte seine Kampfgenossen aufs neue entflammt. Mit unbeschreiblicher Kampfeswut vordringend warfen sie die Franzosen und jagten sie weit über Spinges zurück. Die Franzosen, welche inzwischen auch von den Truppen des Generals Alexius Baron Laudon, von dem Landsturm Südtirols und dem im Pustertale hart bedrängt worden waren, sahen gegenüber einem derart fanatisierten Gegner die Nutzlosigkeit ihres Kampfes ein, und räumten deshalb in wenigen Tagen das Land, das ihnen so viele Todesopfer gekostet hat.

Über die Persönlichkeit des „Mädchen von Spinges," das längere Zeit für die Öffentlichkeit verschollen war und bereits in das Gebiet der Sage verwiesen werden sollte, haben erst die Nachforschungen des Bezirksrichters Kaspar Ruepp volles Licht verbreitet. Das Mädchen hieß Katharina Lanz, war am 21. September 1771 zu St. Vigil bei Enneberg geboren und trat schon in früher Jugend in fremde Dienste. Sie diente 12 Jahre als Magd in Spinges, von wo sie, nachdem der Ort in dem denkwürdigen Kampfe vollständig verwüstet nicht mehr bewohnbar erschien in ihr Heimattal zurückkehrte. Dort wurde sie Wirtschafterin bei dem Kuraten Althon in Colle St. Lucia, kam nach dessen Tode zum Kuraten Maneschg nach Andraz in Buchenstein, wo sie 83jährig am 8. Juli 1854 starb. Sie wurde mit militärischen Ehren begraben. Die Schützen von Buchenstein gaben über ihrem Grabe die Ehrensalve.

Am bedeutungsvollsten in der Geschichte des Landes und der Monarchie war der Kampf der Tiroler im Jahre 1809. Im 8. Kapitel des am 26. September 1805 zu Preßburg abgeschlossenen Friedenstraktates, hatte Kaiser Franz schweren Herzens die Grafschaft Tirol mit den Fürstentümern Brixen und Trident, wie die vorarlbergischen Herrschaften an den Verbündeten Napoleons, Bayern abtreten müssen. Es war damit getrennt, was 4½ Jahrhunderte, seit der guten Margaretha Maultasch so fest aneinander geknüpft schien. Der einzige Trost, der den Tirolern durch die Vermittlung des Gouverneurs Grafen Brandis zugekommen war, bestand darin: „Daß Tirol und Vorarlberg an Bayern mit all jenen Titeln und Rechten, wie solches in Österreich besessen und nicht anders überlassen wird."

Der König Max Josef von Bayern war ein Mann von gutem Herzen und bestem Willen. Doch seinen in Tirol angeordneten Reformen erging es zunächst wie jenen Kaiser Josefs II. „Nicht wahr, diese blaue und weiße bayrische Nationalfarbe ist schöner als das Schwarze und Gelbe der Österreicher?" — „O ja, die Farbe ist schöner, aber sie dauert nicht lange. Das Blau wird mit der Zeit schwarz und das Weiß gelb," so sprach das Volk.

Bis 1805 waren die Tiroler vom Militärdienste frei gewesen und waren bloß verpflichtet, in Kriegszeiten als „Landsturm“ ihr Land zu verteidigen. Jetzt aber wurden die jungen Tiroler für das bayrische Heer assentiert und in ein fremdes Land zu den Truppen abgeführt. Wer sich aber weigerte, wurde mit der größten Strenge als Deserteur behandelt. Und noch mehr wie diese Maßregeln erbitterte das Volk die von den Bayern angeordnete Aufhebung vieler tirolischer Klöster, wie das Verlangen, daß die Geistlichkeit im Lande sich durch einen Eid verpflichten solle, allein der bayerischen Regierung zu gehorchen und jede Verbindung mit dem Oberhaupte der Kirche, dem Papste in Rom, abzubrechen. Außerdem wurden Gesetze erlassen, welche die beim Volke eingelebten öffentlichen Andachten, Prozessionen und Wallfahrten gänzlich verboten. An Stelle der Geistlichen, welche sich weigerten, diesen Verfügungen zu gehorchen wurden fremde Priester ins Land gerufen. Das Volk aber, welches seine Sympathien den teils Verbannten, teils eingekerkerten früheren Priestern voll zugewendet hatte, lernte die Kirchen, in welchen die fremden Priester wirkten, vermeiden. Es entschloß sich eher zu „Nottaufen“, als daß es seine Kinder durch fremde Priester diesem wichtigsten Sakrament der Kirche teilhaftig hätte werden lassen; es half sich durch „Notkirchen“ oder ließ sich durch die früheren in irgend einem Versteck vor den bayrischen Behörden verborgenen Priester heimlich den Gottesdienst erteilen. Mit welcher Konsequenz die Tiroler dabei vorgingen, zeigt zum Beispiele der Fall, daß, als einmal ein bayrischer Pfarrer unberufen eine Leicheneinsegnung vornehmen wollte, die Träger und

Die Pontlatzerbrücke.

Leidtragenden einfach davon liefen und den Sarg vor dem verblüfften Pfarrer allein stehen ließen. Erst als sich der Pfarrer wieder entfernt hatte, zeigten sich die Träger, und brachten die Leiche nach dem Ortsfriedhof, wo sie ohne weitere Zeremonien begraben wurde.

Bei der festgewurzelten Überzeugung, daß die seit 1792 fortlaufende Reihe von Kriegen mit dem Feldzuge von 1805 noch kein Ende gefunden haben könne, und daß Österreich demnächst wieder zum Schwerte greifen wird, führte nun dieser durch die verfehlten Maßnahmen der bayrischen Regierung fortgeschürte Haß der Tiroler unwillkürlich dazu, sich im geheimen für den so sicher erwarteten neuen Krieg vorzubereiten. Es überzog sich das ganze Land mit geheimen Verschwörungen und Verbindungen, deren Spitze gemeinsam gegen Bayern gerichtet waren und deren Fäden in Wien zusammenliefen, wo sich viele seit 1805 landesflüchtige Tiroler gesammelt hatten und wo auch der Beamte im Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Freiherr von Hormayr bereits einen vollständigen Plan zur Befreiung Tirols ausarbeitete. Es war dies jener Diplomat, der bereits beim Friedensschlusse in Preßburg die drei Worte: „Und nicht anders" in den Friedenstraktat eingeschmuggelt hatte; ein gebürtiger Tiroler, dem zum größten Teile die politische Vorbereitung des Aufstandes zu verdanken war.

Ende Jänner 1809 als die Überzeugung von einem neuen Kriege zur Gewißheit wurde, reisten zur genaueren Verabredung drei an der Spitze der Verschwörung stehende Tiroler nach Wien ab. Es waren dies Andreas Hofer, der Sandwirt aus Passeier, der Bozener Kaffeewirt Nessing und Peter Kreitter aus dem Pustertale. „Wie's anno 3 (1703) war, so muß' wieder werden," war ihre Losung und so wurde es auch. Noch bevor am 8. April 1809 wirklich die Kriegserklärung an Frankreich erfolgte, konnte bereits der von der Armee des Erzherzog Johann nach Villach vorgesandte Feldmarschallleutnant Johann Gabriel Marquis von Chasteler den früheren Landsturmschützen-Major Martin Teimer zur verabredeten Alamierung der Tiroler ins Land beordern.

Teimer, der Sohn eines Taglöhners zu Schlanders, hatte sich schon in den Feldzügen 1797 und 1799 im Tiroler Landsturm ausgezeichnet und war bereits 1802 als Hauptmann in der damals neu organisierten Tiroler-Miliz eingeteilt gewesen. Als er jetzt voll Feuer für seine Botschaft am 8. April beim Sandwirt Hofer in Passeier anlangte, hatte er es leicht, denn alles war wohl vorbereitet. Er brauchte nur noch mit Hofer eine offene Flugschrift zu verfassen, in welcher den Tirolern der von Chasteler versprochene Einmarsch der österreichischen Truppen bekannt gegeben und erstere aufgefordert wurden, sich zu ihrer Unterstützung bereit zu stellen. Denn kaum war die Schrift verteilt, und der Hofer'sche Aufruf: „Morgen wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgezogen und jedermann ermahnt, brav dreinzuschlagen", verlautbart, so trugen schon Weiber und Kinder Zettel mit den Worten: „Es ist Zeit" von Gehöft zu Gehöft. Außerdem ließ man das Blut frisch auf den Bergen geschlachteter Tiere in die Gebirgsbäche fließen, oder warf Sägespäne, Mehl etc. in diese Gewässer, um nach Verabredung durch diese Zeichen die Talbewohner zu verständigen, daß man oben auf den Höhen bereit sei. In den Tälern aber trugen mit roten Fähnlein besetzte Baumstämme, welche die Flüsse herab treiben gelassen wurden, die Kunde vom Beginn des Aufstandes von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt.

In Tirol führte damals der hochbetagte bayrische General Kinkel das Oberkommando. An Truppen waren, da Napoleon alle verfügbaren Kräfte zu seiner Hauptarmee gezogen hatte, zu der Zeit nur zwei Bataillons und eine Schwadron unter Oberstleutnant von Wreden im Pustertale und Brixen, weitere zwei Bataillons und eine Schwadron unter Oberst Baron Dittfurt in Innsbruck, dazu kleine Besatzungen in Schwaz, Wörgl, Hall etc. Außerdem waren auch gerade zwei Nachschubstaffeln französischer Truppen durch Tirol im Anmarsche zur Hauptarmee begriffen; sie standen unter General Bisson und Lemoine und waren, da sie erst bei der Hauptarmee komplettiert hätten werden sollen, nur mit wenig Munition und wenig Proviant versehen.

Chasteler, welcher von Klagenfurt über Villach in das Pustertal vorrückend den Tirolern seine Truppen zuführen sollte, war ein Mann ganz nach dem Geschmacke des Landes. Nachdem er sich schon als Major den Maria-Theresien-Orden erkämpft hatte, war er bereits im Jahre 1800 in der Lage, ein Memorandum über die Verteidigung und allgemeine Volksbewaffnung in Tirol auszuarbeiten, für welches er von den Tirolerständen durch die Verleihung der Landsmannschaft (Ehrenbürgerrecht) und der für einen Feldzug 1800 gestifteten Tapferkeitsdenkmünze ausgezeichnet wurde. Chasteler war auch der erste Inhaber des zu jener Zeit neuerrichteten Tiroler-Jägerregimentes. Man kann es darum verstehen, daß er jetzt, als er im Pustertal einrückte, von den Tirolern wie ein „Befreier" empfangen und umjubelt worden ist. Schreibt

Am nächsten Tage, als sich die Tiroler schon Herr der Stadt fühlten, tönte abermals ein Sturmgeläute von den Dörfern im Wipptale her. Es verkündete die Ankunft der von der Brixner Klause zurückgewichenen Franzosen unter General Bisson und der Bayern unter Oberstleutnant Wreden. Schon um 5 Uhr Nachmittags erreichten ihre Vortruppen die Höhen des Berges Isel und bezogen bei Wiltau eine Stellung. Die Tiroler verlegten schnell die Eingänge nach Innsbruck und suchten Verbindung mit Speckbacher, der mit einem andern Aufgebot auf der Straße von Hall heranrückte. Bisson, der gegenüber der Überzahl der Tiroler Landstürmler die Gefährlichkeit seiner Lage erkannte, sandte zunächst den Oberstleutnant Wreden zu dem in Innsbruck gefangenen früheren Stadtkommandanten General Kinkel, um Unterhandlungen einzuleiten. Die Tiroler aber verlangten, daß Bisson bedingungslos sich ergebe. Als er zauderte, diesen Antrag zu erfüllen, begannen die Tiroler von allen Seiten auf die Franzosen ein derart wirkungsvolles Feuer, daß Bisson von seinen Offizieren gezwungen, rasch die Kapitulation unterfertigte.

Kampf an der Laditschbrücke (bei der heutigen Franzensfeste). Nach einer Chromolithographie von Karger.

Damit hatten die Kämpfe in Tirol ein vorläufiges Ende gefunden. Im Verlaufe von vier Tagen war es dem Landsturme gelungen, Nord- und Mitteltirol von dem Feinde zu säubern, zwei Generale, 130 Stabs- und Oberoffiziere , wie bei 4000 bayrische und über 2000 französische Soldaten gefangen zu nehmen und außerdem eine beträchtliche Beute zu machen.

Kaum atmeten die Tiroler über diesen unerwartet schnellen Erfolg ihrer Waffen freier auf, als vom deutschen Kriegsschauplatz ungünstige Nachrichten eintrafen. Sie verschlimmerten sich von Tag zu Tag, bis es endlich Gewißheit wurde, daß Napoleon nach den Schlachten bei Eckmühl und Regensburg nach Wien rücke und Marschall Lefèbre mit einem starken Korps gegen Südbayern — so nannte man nämlich in Bayern damals Tirol — gesandt habe. Zu diesen Hiobsnachrichten gesellte sich noch die Tatsache, daß Chasteler von der Armeeleitung beauftragt worden war, mit seinen Truppen sofort aus Tirol zur Armee des Erzherzogs Johann abzurücken. Aber Hofer verlor trotz aller dieser widrigen Umstände nicht seinen Mut. Er ruhte nicht eher, bevor er nicht von Chasteler doch noch ein Bataillon des Regimentes Lusignan und ein

er ja doch selbst an Erzherzog Johann, seinen Armeekommandanten: „Unser Einzug durch das ganze Pustertal glich einem Triumphzug. Wo wir uns näherten, knallten unaufhörlich Freudenschüsse, ertönte das Geläute der Glocken. Feld und Wald waren mit Menschen beiderlei Geschlechtes und jeden Alters bedeckt, welche tausendstimmigen Jubelruf erhoben und Freudentränen vergossen. Die Gebäude mit grünen Reisern geschmückt, selbst Triumphpforten errichtet. Mütter hoben ihre Kinder empor, blinde Greise ließen sich aus ihren Hütten führen. Alles wetteiferte, den Erlösern Rock oder Hand, oder wohl nur den Stiefel der Reiter oder die Pferde zu küssen."

Als der bayrische Kommandant in Brixen, Oberstleutnant Wreden von dem Einmarsch Chasteles erfuhr, wollte er vorerst durch Zerstörung der wichtigsten Kommunikationen dessen Vorrücken verzögern und aufhalten. Aber die von ihm ausgesandten bayrischen Truppen begegneten bereits dem heftigsten Widerstand seitens der von allen Richtungen herbeigeeilten Tiroler Bauern und zwar zuerst in Lorenzen an der Rienzbrücke, wo es auch zum ersten Blutvergießen kam. Und ebenso wie es hier den Bauern gelang, die Zerstörung der Brücke zu hindern und ein Dutzend Gefangene zu machen, so geschah es auch an der Laditscher Brücke.

Kaum als Wreden von diesem Mißlingen der angeordneten Kommunikationsunterbrechung Meldung bekam, rückte er selbst schnell in die sogenannte Brixner Klause vor, um wenigstens diesen Engpaß für die anmarschierenden Truppenkolonnen des Generals Bisson offen zu halten. Aber auch hier begegnete er einem heftigen Widerstand seitens der Bauern, welcher erst, nachdem die Tiroler am 10. und 11. April vergebens gekämpft, überwunden schien. Da, gerade als die Landstürmler sich zum Abzuge wendeten, bemerkten sie, daß von Mühlbach her österreichische Soldaten im Herankommen seien. Und nun gab's kein Halten für sie; jauchzend, voll Kampfbegier, kehrten sie sich wieder dem Feinde zu und stürmten mit so beispielsloser Bravour vorwärts, daß Wreden samt den herangezogenen Truppen des Generals Bisson weichen und gegen Innsbruck zurück mußten.

Chasteler, der am 10. April in Sillian eingetroffen war, hatte, als er von den Kämpfen bei Oberau in der Brixner-Klause Kunde erhielt, den Oberleutnant Geradi mit 70 Jägern auf requirierten Bauernwagen nach dem Kampforte gesandt, wo ihr Eintreffen die Tiroler Landstürmler zu diesem neuen sieghaften Angriffe begeistert hatte. Die wirkliche Kampfunterstützung durch die Truppen des Generals Chasteler langte aber wesentlich später an.

Indessen waren die im Rückzuge gegen Innsbruck begriffenen franko-bayrischen Truppen auf neuen Widerstand gestoßen. Vierhundert Tiroler hatten nämlich dem bayrischen Major Speicher im Sterzinger Moos einen Überfall bereitet. Von allen Seiten eingeschlossen konnte sich dieser nur dadurch helfen, daß er sein Geschütz gegen den Ort Sterzing ein heftiges Kartätschfeuer eröffnen ließ, während er seine Infanterie in ein Karree formierte, mittelst welchem er durchzubrechen hoffte. Da langte gerade über den Jauffenberg der Sandwirt Hofer heran und ließ im Augenblicke die Situation überschauend schnellstens drei Bauernwagen mit Heu beladen und gegen das feindliche Geschütz vorschieben. Vergebens waren jetzt die Kartätschfeuerlagen der Bayern. Die Schrote verfingen sich im Heu und vergruben sich darin ohne zu schaden, während die Tiroler gedeckt hinter den Wagen an das Geschütz herankamen, und nachdem sie dessen Bedienung niedergemetzelt oder gefangen genommen hatten, sich auch dem bayrischen Karree zuwenden konnten, das sie alsbald zersprengten.

Im Oberinntale hatten sich inzwischen zehntausend Tiroler Landstürmler gesammelt, die, nachdem auch die bayrischen Vortruppen von Zierl, Kematen, Axam und dem Berge Isel gegen Innsbruck zurückgedrängt waren, am 11. April auf der Höttinger Höhe gegenüber dieser Hauptstadt eine Stellung bezogen. Schon am nächsten Tage, den 12. April, eröffneten sie unter Teimers Führung ein lebhaftes Feuer, unter dessen Schutze sie gegen die bayrische Garnison Innsbrucks vorrückten. Sie bemächtigten sich der Möllauer-Brücke und dann nach schwerem Kampfe der Innbrücke, worauf sie etwa gegen 9 Uhr Vormittags bis zur Stadt selbst vordrangen. Der bayrische Oberst Karl Freiherr von Dittfurt leitete hier die Gegenwehr; schon von zwei Kugeln getroffen wies er die Aufforderung der siegesgewissen Tiroler, sich zu ergeben, stolz ab und stürmte noch einmal vorwärts. Da traf ihn eine dritte Kugel in die Brust; er hielt inne, stürmte aber bald nochmals vorwärts, bis ihn eine vierte Kugel niederstreckte. Das erst gab etwa gegen 11 Uhr vormittags für seine tapferen Truppen das Signal zur Aufgabe des weiteren Widerstandes. Sie wurden sämtlich von den Tirolern gefangen gesetzt bis auf eine einzige Reiterabteilung, die sich auf der Straße nach Hall durchschlagen konnte, wo sie Speckbacher in die Hände geriet, der sie dort gefangen nahm.

Am nächsten Tage, als sich die Tiroler schon Herr der Stadt fühlten, tönte abermals ein Sturmgeläute von den Dörfern im Wipptale her. Es verkündete die Ankunft der von der Brixner Klause zurückgewichenen Franzosen unter General Bisson und der Bayern unter Oberstleutnant Wreden. Schon um 5 Uhr Nachmittags erreichten ihre Vortruppen die Höhen des Berges Isel und bezogen bei Wiltau eine Stellung. Die Tiroler verlegten schnell die Eingänge nach Innsbruck und suchten Verbindung mit Speckbacher, der mit einem andern Aufgebot auf der Straße von Hall heranrückte. Bisson, der gegenüber der Überzahl der Tiroler Landstürmler die Gefährlichkeit seiner Lage erkannte, sandte zunächst den Oberstleutnant Wreden zu dem in Innsbruck gefangenen früheren Stadtkommandanten General Kinkel, um Unterhandlungen einzuleiten. Die Tiroler aber verlangten, daß Bisson bedingungslos sich ergebe. Als er zauderte, diesen Antrag zu erfüllen, begannen die Tiroler von allen Seiten auf die Franzosen ein derart wirkungsvolles Feuer, daß Bisson von seinen Offizieren gezwungen, rasch die Kapitulation unterfertigte.

Kampf an der Laditschbrücke (bei der heutigen Franzensfeste). Nach einer Chromolithographie von Karger.

Damit hatten die Kämpfe in Tirol ein vorläufiges Ende gefunden. Im Verlaufe von vier Tagen war es dem Landsturme gelungen, Nord- und Mitteltirol von dem Feinde zu säubern, zwei Generale, 130 Stabs- und Oberoffiziere , wie bei 4000 bayrische und über 2000 französische Soldaten gefangen zu nehmen und außerdem eine beträchtliche Beute zu machen.

Kaum atmeten die Tiroler über diesen unerwartet schnellen Erfolg ihrer Waffen freier auf, als vom deutschen Kriegsschauplatz ungünstige Nachrichten eintrafen. Sie verschlimmerten sich von Tag zu Tag, bis es endlich Gewißheit wurde, daß Napoleon nach den Schlachten bei Eckmühl und Regensburg nach Wien rücke und Marschall Lefèbre mit einem starken Korps gegen Südbayern — so nannte man nämlich in Bayern damals Tirol — gesandt habe. Zu diesen Hiobsnachrichten gesellte sich noch die Tatsache, daß Chasteler von der Armeeleitung beauftragt worden war, mit seinen Truppen sofort aus Tirol zur Armee des Erzherzogs Johann abzurücken. Aber Hofer verlor trotz aller dieser widrigen Umstände nicht seinen Mut. Er ruhte nicht eher, bevor er nicht von Chasteler doch noch ein Bataillon des Regimentes Lusignan und ein

war, versuchte vergeblich, Hofer klar zu machen, daß diese Bitte sowie jeder anderer Widerstand vergeblich seien. „Guat! so werd' i mi selber ohne weiteres dem Regiment unterziehen und mich halt nennen Andre Hofer, Sandwirt zu Passeyer, so lang es Gott geliebt, Graf von Tirol!", sprach er voll Unwillen und kehrte nach Passeyer zurück, wo er sich in eine entlegene Schlucht zurückzog, um in der Stille der Einsamkeit die weiteren Maßnahmen zu überlegen und als kernfrommer Tiroler sich im Gebet an Gott um Hilfe zu wenden.

Indessen waren bereits wieder unter dem Herzog von Danzig französische, bayrische und sächsische Truppen in Tirol einmarschiert, wo sie am 30. Juli in Innsbruck ihren Einzug hielten. Sofort wurden alle Kommandanten der Tiroler Landsturmkompagnien nach der Hauptstadt berufen, wo ihnen und ihren Leuten vollständige Amnestie unter der Bedingung zugesichert wurde, daß sie sofort die Waffen niederlegen. Auch Speckbacher, Meyer, Kemmater und Haspinger waren am 3. August zusammengekommen, um ihr Verhalten gegenüber diesem Antrag zu beraten; Hofer aber war zu dieser Zeit wie verschollen, dagegen kursierte sein an alle Schützen gerichteter Aufruf, den Brenner zu besetzen, um das Vorrücken der fremden Truppen über diesen Paß zu hindern. Das war freilich nicht mehr möglich, da die Vorhut des Herzogs von Danzig bereits zu dieser Zeit das historische Sterzinger-Moos erreicht hatte. Dagegen ließ Speckbacher, der dem Aufrufe Hofer gefolgt war, bei Mittewalde die sogenannte Laditscherbrücke abtragen, durch Verhaue den Zugang versperren und in der engen Schlucht für den Fall, als die Feinden dahin den Weg nehmen würden, einen Hinterhalt anlegen. Es kam, als die sächsischen Kontingente des Herzogs von Danzig in dieser Schlucht vordrangen, auch zu einem fast zwei Tage wütenden Kampfe und fürchterlichen Gemetzel, bei welchem über zweihundert Sachsen ihren Tod fanden; der Schauplatz dieses Hinterhaltes aber führt noch heute den Namen „Sachsenklemme".

Denkmal in der „Sachsenklemme" bei Mittewalde.
(Nach Photographie von Jargajolli, Brixen).

Am 7. August vereinigten sich hierauf Hofer mit Speckbacher am Jauffen, während Haspinger den Ort Mauls eroberte, wobei durch eine von Hofer unternommene Umgehung der Marschall Herzog von Danzig zu einem fluchtartigen Rückzug über den Brenner genötigt wurde, der damit endigte, daß die französischen Truppen im Vereine mit den Bayern und Sachsen vor Innsbruck wieder eine Stellung bezogen. Ihnen gegenüber sammelten sich nun bis 12. August Abends über 20 000 Mann Tiroler Landstürmler, die in der hier am Berge Isel neuerdings entbrannten „dritten Schlacht" am 13. August bis zum Einbruche

der Nacht fortkämpften, ohne eine Entscheidung erreichen zu können. Während aber die Tiroler die Nacht benützten, um über Aufforderung des Hofer für den Sieg ihrer Waffen und für ihre gefallenen Brüder zu beten, räumte Marschall Lefèbre am 14. August seine Stellung und zog und zwar mit der Division Derois gegen Kufstein und mit der anderen gegen Salzburg ab. Der Kapuziner Haspinger und Speckbacher verfolgten sie und bereiteten den abziehenden Truppen noch einen Verlust von über 11 000 Mann. Damit schien Tirol nun zum drittenmale von den Feinden befreit. Hofer konnte schon am 15. August seinen Einzug in Innsbruck halten, stieg im Gasthofe zum „goldenen Adler" ab und richtete an die ihm zujubelnde und ihn umdrängende Menge eine Ansprache, die mit den für ihn verhängnisvollen Worten schloß: „Dö meine Waffenbrüder werden woll'n, dö soll'n mi nit verlassen; i wer Enk aa nit verlassen, so wahr i Andere Hofer hoaß! G'sogt hob i Enks, g'söhen habt's mi, b'hied Enk Gott!"

Hofer konnte nun in Innsbruck wie ein Statthalter frei verfügen; er ließ Geld prägen und empfing aus den Händen des Prälaten von Wiltau die goldene Gnadenkette, welche ihm Kaiser Franz übersendet hatte. Doch war seiner Herrschaft nur eine sehr kurze Dauer beschieden. Während die Unternehmungen Haspingers in Kärnten und die Speckbachers im Salzburgischen, wie es nicht anders sein konnte, der Übermacht gegenüber fehlschlugen, war nämlich unter dem Kronprinzen von Bayern neuerdings eine 30 000 Mann starke Truppenmacht in Tirol eingedrungen, die bereits am 25. Oktober in Innsbruck einrückte, zugleich brachten österreichische Offiziere die Nachricht von dem vollzogenen Friedensschlusse nach Tirol, an welchen anschließend eine Proklamation des Vizekönigs Eugen Beauharnais aus Villach erfolgte, die den Tirolern abermals eine vollständige Amnestie verkündete, falls sie die Waffen strecken würden.

Nun wurde selbst Hofer mürbe und erließ einen Aufruf an das Volk, in welchem er es zur Unterwerfung aufforderte. Die Mehrzahl der Landstürmler fügten sich und Hofer selbst wurde von dem französischen General Baraguay aufgefordert, sich gegen ein sicheres Geleite mit ihm zu einer Unterredung zusammen zu finden. Seine Absicht war, den Hofer zu veranlassen, für die nächste Zeit auszuwandern, um ihn allen weiteren Eventualitäten zu entziehen. „Ja, wenn man seine Heimat an der Schuhsohle mit sich tragen könnte," meinte Hofer und erinnerte sich an sein in Innsbruck gegebenes Wort: „I wer Enk net verlassen."

Statt wie Speckbacher zu fliehen, zog sich Hofer mit seinem Weib, seinem Sohne und dem Bettelstudenten Dönninger auf die Alpe Kellerlaue in der Nähe seines Hauses am Sand und verbarg sich dort in einem sichern Versteck. Die Franzosen aber schrieben 10 000 Gulden als Preis für denjenigen aus, der den Volksmann Hofer ihnen ausliefert. Und kaum zwei Monate, nachdem Hofer sein Versteck bezogen gehabt, fand sich in dem Bauer Raffel der Verräter, welcher die Franzosen und die Gendarmerie am 27. Jänner 1810 vor die Hütte Hengaden führte, wo Hofer verborgen war.

Ohne jeden Widerstand ließ sich Hofer gefangen nehmen, wurde an Händen und Füßen gefesselt nach Bozen und nachdem man dort seine Frau und sein Kind wieder entlassen hatte, mit dem zugleich gefangenen Studenten Dönninger nach Mantua geführt. Nach kurzer Untersuchungshaft in den dortigen Festungskasematten vor ein Kriegsgericht berufen, welches unter dem Einflusse des Kommandanten von Mantua, General Bisson, des alten Gegners des Hofer stand, wurde dieser zum Tode durch „Pulver und Blei" verurteilt und Dönninger strafweise zu einem französischen Regiment auf Korsika eingeteilt. Kurz darauf, am 20. Februar 1810, wurde an Hofer um 11 Uhr Morgens auf der Bastion nächst der „Porta Ceresa" die Exekution vollzogen. Der gefeierte Volksheld sah dem Tode mit bewunderungswürdiger Ruhe entgegen; er lehnte es ab, sich die Augen verbinden zu lassen, weigerte sich niederzuknieen und gab selbst das Kommando: „Feuer!"

Im Jahre 1823 haben Offiziere des Tiroler Kaiserjäger-Regimentes aus eigenem Antrieb die Gebeine des unvergeßlichen „Sandwirtes" von Mantua nach Innsbruck überführen lassen, wo sie in der Hofkirche beigesetzt wurden.

Ein Tag vor Hofers Exekution wurde auch der Waffengenosse Peter Meyer am 19. Februar 1810 in Bozen erschossen. Speckbacher, Haspinger, Teimer, Kemmater waren rechtzeitig den Nachstellungen der Franzosen entkommen und hatten nach verschiedenen Fährlichkeiten das schützende Gebiet Österreich erreicht.

So endete dieser letzte große Freiheitskampf der Tiroler zwar mit einem Mißerfolg, doch mit einer solchen Tragik, daß er wohl für immer, nicht nur dem Lande unvergeßlich, sondern auch in der Geschichte der Freiheitskämpfe aller Völker, als Beispiel aufopferndster Vaterlandsliebe bleiben wird. Nachdem im ersten Befreiungskriege anno 1813 abermals die Tiroler Landstürmler vornehmlich unter Führung des

Andreas Hofers Gefangennahme. (Gemälde von Karl v. Blaas im Ferdinandeum zu Innsbruck.)

früheren Adjutanten Andreas Hofers, Eisenstecken, teilgenommen hatten, fiel Tirol erst mit Beschluß des zweiten Pariser Friedens, mit welchem Frankreich auf die, vor Ausbruch der Franzosenkriege „innegehabten Grenzen" beschränkt worden war, wieder an das angestammte Herrscherhaus Österreich zurück. Es erübrigt uns nur noch, zum Schlusse ein kurzes Lebensbild des Helden des letzten Kampfes 1809 anzufügen.

Hofers Grabdenkmal in der Hofkirche zu Innsbruck.

Photographie von Würthle u. Sohn, Salzburg.

Andreas Hofer ist am 22. November 1767 als der Sohn des Wirtes „auf dem Sande" im Passeyertale geboren. Der Vater war des geringen Erträgnisses wegen, welchen das Wirtshaus abwarf, gezwungen, auch gelegentlich den Fuhrwerksdienst wie Wein- und Pferdehandel bis nach Italien hinein zu treiben. Um dabei auch den Sohn verwenden zu können, mußte dieser Lesen, Schreiben und Rechnen, freilich nur in dem Ausmaße lernen, mit welchem damals ein Tiroler Wirtschafter sein Auslangen finden konnte. Immerhin genügten auch diese notdürftigen Kenntnisse dem Sohne, der auf seinen ununterbrochenen Fahrten im Dienste des Vaters Land und Leute kennen lernte, und sich durch seine natürliche Beredsamkeit, seine Klugheit, wie durch Frömmigkeit und Sittenreinheit bald das Vertrauen aller seiner Talgenossen erwerben konnte. Deshalb war der junge Andreas, der auch durch seine äußerst kräftige, breitschultrige hohe Gestalt den Nachbarn imponierte, schon bei Kaiser Josefs II. Verfassungsänderung unter den gewählten Abgeordneten des Volkes. 1796 führte er bereits eine selbst zusammengestellte Landsturmkompagnie bis an den Gardasee gegen die Franzosen, und hat auch später nach dem Frieden von Lüneville bei der Errichtung der Tiroler Miliz mitgewirkt. Hofer vermählte sich im 22. Lebensjahre mit Anna Gertraud Ladurner,

und mußte, um mit seiner aus Sohn und drei Töchtern bestehenden Familie das Auskommen zu finden, am Jaufen eine zweite Herberge für die Maultierführer errichten.

Als dann der Aufstand im Jahre 1809 organisiert wurde, dachte man nicht daran, den „studierten" nachherigen Freiherrn und Theresienritter Martin Teimer, nicht den löwenkühnen unternehmenden Wildschützen Speckbacher, oder den frommen Kapuziner Haspinger an die Spitze des Landsturmes zu berufen. Nein, an Stelle dieser Männer, die alle den Hofer an Kenntnissen, Scharfsinn und Unternehmungslust überragt hatten, wurde der bedächtige, gutmütige, fast kindisch naive Hofer gestellt, der anfangs April 1809 von seiner Reise nach Wien, mit seiner Ernennung zum „Oberkommandanten des Landes" zurückkehrte. Allerdings blieb Hofer auf seinem Kommandantenposten nicht allein: als wahres Idol seiner Landsleute bekannt und verehrt bezeichneten ihn seine Zeitgenossen selbst gewissermaßen als das Gemüt des damaligen Aufstandes, als dessen Herz der Kapuzinerpater Joachim Haspinger und als dessen Kopf der gewaltige Speckbacher gegolten hatte.

Hofer war sein Tod nicht unerwartet gekommen. Er verbrachte nach Ankündigung des Todesurteils seine letzten Stunden in vollkommener Ruhe. „Lebt denn alle wohl auf dieser Welt, bis wir oben im Himmel wieder zusammen kommen und dort Gott loben ohne Ende" schrieb er an seine Frau zum letzten Abschiede. „Alle Bekannten sollen meiner eingedenk sein im heiligen Gebet und meine Wirtin (Frau) soll sich nicht gar so bekümmern. Ich werde bitten bei Gott für Euch alle."

„„Ade du schöne Welt! So leicht kommt mir das Sterben an, daß mir die Augen davon nicht naß werden." Hofers Familie wurde vom Kaiser mit mehrfachen Pensionen bedacht und in den Adelsstand erhoben. Der „Hof am Sand" wurde aber über Anordnung des Kaisers Ferdinand I. im Jahre 1838 angekauft, zu einem kaiserlichen Fondgute erklärt und einem Enkel des Andreas Hofer als Lehen eingeräumt. Auch die Kampfgenossen Hofers wurden nicht minder mit kaiserlichen Pensionen, Spenden und Ehren ausgezeichnet. So erhielt Speckbacher, dem es nach Überwindung vieler Gefahren erst im Mai 1810 gelungen war, aus Tirol nach Wien zu flüchten, hier zuerst die Pension eines Obersten zugewiesen. Nachdem er im Kriege 1813 nach Tirol zurückgekehrt war, wurde ihm nach geschlossenem Frieden die Ehre zuteil, als kaiserlich-königlicher Major die Tiroler Schützen gelegentlich der Erbhuldigung vorzuführen, welche das Land Tirol nach der ersehnten Rückkehr unter Österreichs Herrschaft dem Kaiser Franz dargebracht hat. Speckbacher starb, nach einer Londonerreise am 28. März 1820 zu Hall in Tirol. Seine Witwe und Kinder wurden mit reichlichen Pensionen bedacht.

Teimer, der schon vor dem Aufstande 1809 zum K. K. Major ernannt worden ist, erhielt den höchsten Tapferkeitsorden, den Maria-Theresia-Orden zuerkannt, und wurde statutengemäß als Thersienritter in den Freiherrnstand mit dem Prädikat: „von Wiltau" erhoben. Er zog sich nach dem Wiener Frieden auf das Gut Herbertsdorf in Steiermarkt zurück, welches ihm der Kaiser geschenkt hatte, wo er 1839 auch starb.

Haspinger, der nur mit einem Pilgerstab versehen, an den Gefechten teilgenommen hatte, und „gegen alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre" gefeit schien, war nach dem Zusammenbruche des Aufstandes nach der Schweiz geflüchtet. Von dort wandte er sich nach Italien, wo es ihm gelang mitten durch die französischen Truppen nach Österreich zu entkommen. Am 31. Oktober 1810 in Wien eingetroffen, wurde er 1815 Pfarrer in Traunfeld in Niederösterreich. Im Jahre 1836 pensioniert, domicilierte er bis 1848 in Hietzing bei Wien, ging im genannten Jahre als Feldprediger zu dem Tiroler Landsturm, und zog sich dann nach Salzburg, wo er am 12. Juni 1858 starb. Sein Leichnam wurde nach Innsbruck gebracht und in der Hofkirche neben der Grabstätte Hofers beigesetzt.

Zahlreich sind die Monumente, welche an die Heldengestalt Hofers erinnern. Allein die Landeshauptstadt Innsbruck weist neben dem 1834 von Professor Schaller in Marmor ausgeführten herrlichen Grabdenkmal in der Hofkirche ein Standbild am Berge Isel und nächst diesem beim Regimentsmuseum der Tiroler Kaiserjäger eine „Andreas Hofer Galerie" auf. Außerdem erinnert ein Hofer-Denkmal in Passeier, und besonders die im Jahre 1867 am Geburtsorte Hofers gegründete Herz-Jesu-Kapelle an diesen Helden, der für alle Zeiten Vorbild sein wird, für jene, die Treue für den Kaiser für Gott und Vaterland gelobt, und sie bis zum Tode zu halten gesonnen sind.

Das Mädchen von Spinges.

„Wohin mit Flint und Säbel,' Kind?
Bleib du daheim in Ruh'!
Mußt wissen, daß es Feinde sind,
Die auf dem Friedhof' stehen:
Da geht es ernstlich zu!"

„„Dem Feinde gilt mein Säbel scharf,
Dem Feinde gilt mein Blei;
Und wenn der Mann dort fechten darf,
So darf das Weib nicht minder;
Die Lieb' ist mir nicht neu!""

„Um deiner Liebe willen bleib',
Denk' an der Eltern Schmerz;
Seh'n sie der Tochter blut'gen Leib
Mit aufgeriss'nem Busen
Und drin — dein bleiern Herz."

„„Ich wollt' ich hätt' ein bleiern Herz!
Mir weint kein Vater still,
Und keiner Mutter mach' ich Schmerz:
Ruh'n beide längst im Boden,
Für den ich fechten will.""

„So bleib, daß wenn der Bube dein
Den Mordtag überstand,
Er schnell beim Friedensdämmerschein
Der Wunden mag genesen,
Gepflegt von deiner Hand."

„„Mein Bub ist dort und nimmer hier,
Im Kirchhof ist sein Grab;
Für euer Liebstes fechtet ihr,
Ich kämpf' am Kirchhof draußen
Für's Liebste, was ich hab.

Zwei Gräber und ein Grabstein sind
Mein ganzes Vaterland.
Und wenn mein Blut darüber rinnt,
So hab' ich's rein gewaschen
Von aller Schmach und Schand.""

Sie reißt sich los, sie stürmt hinaus,
Sie faßt den Posten gut;
In Kugelsaat, im Kampfesgraus
Auf ihrer Liebsten Gräbern
Steht sie als sich're Hut.

Und spottend stürmt der Feind heran,
Er büßt den Spott gar schwer;
Am Weibe spiegelt sich der Mann,
Ein Wettkampf ist's geworden —
Bald wird der Kirchhof leer.

Und über Leichen steht die Maid
Gar schrecklich schön zu schau'n,
Es hat der Himmel sie gefeit —
Die bärt'gen Schützen stehen
Vor ihr mit heil'gem Grau'n.

Wie heißt die Heldin von dem Tag?
Sie dreht sich zürnend um:
„Und heiß ich, wie ich heißen mag,
Ich hab' geschützt mein Liebstes,
Brauch' keinen andern Ruhm." —

J. G. Seidl.

Der Wirt an der Mahr.

Einen Tag vergißt der Tiroler nicht!
Zu Bozen tagte das Kriegsgericht,
Ein neuer Rebell ward ausgespürt,
Der Wirt an der Mahr wird vorgeführt.

Der General spricht, den jeder kennt:
„Sofern du gewußt um des Königs Patent,
So lautet das Urteil auf Pulver und Blei,
Doch wenn du's nicht wußtest, so bist du frei."

So sprach der Mann, es kam ihm leicht,
Ihn hat der Gemahlin Bitten erweicht:
Ich weiß, daß dein Herz ihn nicht töten kann —
Blick deine eigenen Kinder an!

Sein junges Weib kam heut' zu mir,
Zwei blühende Kinder hingen an ihr,
Ein drittes trägt sie in ihrem Schoß —
O mach' die Kinder nicht vaterlos!"

Und nochmals fragt er — im Saal wird's still —
Und jeder den Biedern retten will,
Und erwartungsooll klopft jede Brust,
Doch d e r spricht fest: „Ich hab' es gewußt." —

Als vom Frührot gefärbt am nächsten Tag
Wie Blut der Schnee auf den Bergen lag,
Da hat zu des Landes ewigem Schmerz
Verblutet das beste Tirolerherz.

Da lag von Kugeln dahingestreckt
Ein Leben, das nie eine Lüge befleckt,
Ein Held der Wahrheit, wie keiner war:
Das ist die Geschichte vom Wirt an der Mahr.

Balthasar Hunold.

Der Kampf bei Oberau.

Was hallt, was hallt
Von Mitterwald?
Es wirbelt die Trommel, die Pfeife so laut —
Ha, unsere Schützen! O kommt und schaut!
Sie schwingen die Fähnlein weiß und rot
Entgegen dem Feind auf Leben und Tod.
Bis hierher und nicht weiter,
Ihr ungerufenen Streiter! *)
Euch gelte zum Gruß
Der Kreidenschuß.
Nur eines gestatten euch dürfen wir:
Zu wählen euch langes Nachtquartier.

„Juchhe im Herrn!
Ich sterbe gern!
Hinab vom Felsen, den Feind im Arm!“
Daß Gott sich der guten Sachsen erbarm!
Sie müssen die ersten zum Tod heran,
Die Klügeren nennen alles wohlgetan.

In Bändern dräuet das Gestein herab. —
„Jetzt Ursel, los los! Jetzt Matthias, hau ab!“
Wo ehret man so,
Wo deckt man so
Der fremden Krieger Grab und Gebein?
Wo setzt man dem Feind solchen Leichenstein?

Jetzt oben hoch
Am Schleierjoch:
Da wird's lebendig, es schallt und gellt
Im lustigen Treiben, es jauchzt, es hält
Ein Senne, gar einzig in seiner Art. —
Der Speckbacher hält dort Almabfahrt.
Wohl stiegen die Fremden lästig empor
Und wollten sie halten, er kam zuvor.
Dies läßt sein Herz
Vergessen den Schmerz,
Daß heimgezogen des Kaisers Heer —
Was tut's? Uns blüht nur Ruhmes mehr!

Berta (Thaler).

Kaiser Franz und Andreas Hofer.

In Kaiser Franzens Burg zu Wien,
Da geht ein Gast, ein selt'ner, hin.
Es ist ein Mann mit langem Bart,
Ihr kennt an ihm Tirolerart.

Er kam vom Land, das Helden zeugt,
Das sich vor keinem Fremden beugt,
Das alten Sinn und Glauben nährt,
In Kampf und Tod sich treu bewährt.

Hin vor den Kaiser tritt der Mann,
Und huldvoll redet Franz ihn an:
„Mein Hofer — sei willkommen mir!
Du kommst geheim, was suchst du hier?“

„Mich trieb es vom Passeyertal,
Mein Kaiser, sei gegrüßt vielmal,
Von unserm Volk dir zugewandt
Mit Herz und Mund bin ich gesandt.

Du weißt, o Herr, in welchem Groll
Die Seele meiner Brüder schwoll,
Als dein Tirol, das schöne Land,
Verfallen einer fremden Hand.

Tief ist die Schmach, wir tragen noch
Des uns verhaßten Zwingherrn Joch;
Doch glaub' uns Herr: es bricht entzwei —
Gott ist mit uns — Tirol wird frei!

*) In der sogenannten „Sachsenklemme,“ Bild Seite 319.

Mein Kaiser, gib die Vollmacht mir,
Und d e i n e Fahnen haben wir!
Aufflammt des Kampfes heil'ger Brand,
Und dein ist das Tirolerland."

„Die Treu', erwiedert Franz gerührt,
Die dich geheim zu mir geführt,
Wie tut sie mir im Herzen wohl!
Und d'ran erkenn' ich mein Tirol!

Geh' hin mit Gott in deine Mark,
Du edler Sohn, so treu und stark!
Was euer Herz euch heißt, das tut,
Doch edel schont unschuldig Blut!

Dir Hofer geb' ich volle Macht,
Sei Kommandant in Amt und Schlacht!
Als Sieger zieh' in Innsbruck ein,
Und d e i n e Hauptstadt soll es sein!

Die Berge, fest wie euer Wort,
Sie sind euch Mauer, Wall und Hort,
Und Gottes heil'ger Atem weht
Darüber, still, wie mein Gebet."

Hinkniet der Hofer, tief bewegt,
Das treue Herz, wie keins mehr schlägt;
Verlaß' dich, Herr, auf meinen Eid,
Und träfe mich das schwerste Leid!"

Und was er sprach, er hielt es auch,
Und Öst'reich gilt sein letzter Hauch —
Ihr wißt: ihn krönte blutigrot
Ein schöner Tod — der Heldentod.

C. A. K a l t e n b r u n n e r.

H o f e r s T o d.

10. Februar 1819.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schar.
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz
Mit ihm das Land Tirol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging,
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering.
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt ins Tal
Im heil'gen Land Tirol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah',
Da rief er laut: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrat'nen deutschen Reich
Und mit dem Land Tirol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unter'm Schlegel vor,
Als nun der Sandwirt Hofer
Schritt durch das finst're Tor.
Andreas noch in Banden frei.
Dort stund er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tirol.

Dort soll er niederknieen —
Er sprach: „Das tu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt —
So wie ich steh' auf dieser Schanz':
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tirol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal,
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!" — —

J u l i u s M o s e n.

Erzherzog Karl.

Aspern klingt's und Karl klingt's siegestrunken
Wo nur deutsch die Lippe lallen kann.
Nein! Germanien ist nicht gesunken,
Hat noch einen Tag und einen Mann!

Theodor Körner.

Der Held und Sänger des Freiheitskrieges Karl Theodor Körner, eine Dichterspezialität, die auf dem waffenscheu gewordenen, den ewigen Frieden besingenden Parnaß der Gegenwart fast keinerlei Nachahmung findet, widmete diese Verse dem Sieger von Aspern, welchen seine Zeitgenossen als „den Retter Germaniens" gepriesen und verehrt haben.

Fest wurzelt der Name „Erzherzog Karl" in Österreichs Kriegsmacht. Mit Andacht nennt ihn jeder Soldat unter Habsburgs Banner, mit Begeisterung erfüllt er jeden, dessen Herz zu entflammen ist für dieses Heeres Ruhm und Ehre. Erzherzog Karl von Österreich, „der beharrlichste Kämpfer für Deutschlands Ehre," hat das Schwert Habsburgs mit jugendlicher Kraft, mit männlicher Ausdauer, mit vortrefflichem Mut und staunenswertem Genie gehandhabt, Frankreichs größten Feldherrn des Ruhmes der Unbesiegbarkeit entkleidet, das deutsche Volk in den Tagen tiefster Erniedrigung wieder erfüllt mit dem Glauben an seine Stärke und seine Zukunft. Verhallt ist wohl der Jubel dieses Volkes, das ihn als seinen Retter und Befreier begrüßt hat; neuen Herren hat man dort Standbilder in Stein und Erz errichtet. Dankbarer ist sein engeres Vaterland, ist Österreich seinem unsterblichen Helden. Hier verehrt man noch den Löwen von Aspern, hier lebt er fort im Volke. Hier rüstet man sich zur hundertjährigen Wiederkehr der Tage von Aspern und Wagram, die Erinnerung an ihn aufs neue zu festigen und zu beleben.

Karl Ludwig Johann, Erzherzog von Österreich, als dritter Sohn des Großherzogs von Toscana und späteren Kaisers Leopold II. aus dessen Ehe mit der spanischen Infantin Marie Ludovika am 5. Sept. 1771 zu Florenz geboren, verließ noch nicht 6 Jahre alt die Kinderstube, um an dem Unterrichte seiner älteren Brüder Erzherzog Franz, nachmaliger Kaiser Franz I., und Erzherzog Ferdinand, späterer Großherzog von Toskana, teizunehmen. Zum Ajo oder Erzieher war bereits im Jahre 1774 für die jungen Erzherzoge von ihrer Großmutter, der Kaiserin Maria Theresia, der Reichsgraf Franz Colloredo Wallsee berufen worden. Die ihrer vorzüglichen Menschenkenntnis wegen in Hofkreisen nicht ungefürchtete Monarchin erklärte dem Grafen persönlich, daß er „alle Eigenschaften zu diesem Dienste sicher innehabe, ein guter Christ, parfait honnet homme guter Ehemann und Vater und guter Sohn sei" und Proben seiner Gelassenheit und Bescheidenheit gegeben habe. „Er muß nicht glauben," sagte die Monarchin, als Colloredo bei ihr zur Audienz erschien, „daß er unsere lieben Kinder zu instrurieren und zu unterrichten habe. Es werden ihm Leute und zwar sehr gute Leute zugegeben werden, welchen er nur nachzusehen und ihren Lehrungen gegenwärtig zu

sein haben wird. Ihm wird bloß die Herzen und das Gemüt zu bilden, und auf ihre Sitten sein Augenmerk zu tragen, auferlegt."

Der kleine Erzherzog Karl hätte nach den Absichten seines Vaters noch länger bei den „Kindern" bleiben sollen und wurde nur auf das Drängen seiner Tante, der Erzherzogin Marie Christine, die mit ihrem Gemahl dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen im Jänner 1776 auf ihrer Reise nach Italien den großherzoglichen Hof in Florenz besucht hatten, den „Männern" übergeben. Die Erzherzogin, die spätere Adoptivmutter des Erzherzogs Karl, faßte sofort eine besondere Vorliebe für ihn und bezeichnete ihn in einem Schreiben an die kaiserliche Großmutter Maria Theresia als „das reizendste Kind der ganzen Familie. Er ist klein, aber stark und bildschön. Sein feines Gesicht erzählt von Glück, Güte und Offenheit, die Augen sind eine wenig schmachtend und matt. Die Nase wohlgeformt, die Hände sind hübsch, dabei ist er lebhaft und gewandt und zeigt einen Geist, der bei seinem Alter von kaum vier Jahren in Erstaunen setzt . . . Kurz, er ist eines der liebenswürdigsten Kinder, das ich in meinem Leben gesehen habe."

Auch der Ajo hatte anfangs über den kleinen Karl ein günstiges Urteil: „er ist mit Allen gut, freundlich, lustig und scheint das beste Kind zu sein; selber unterhält sich stundenweis mit Sanboin (früher Kabinettssekretär und „Unteraufseher ohne Titul" bei der Kammer der kleinen Erzherzoge) und Blodig (Hauptmann und Lehrer der deutschen Sprache) und fragt um Niemanden von den Leuten, so ihn bevor bedient. Er lasset sich nicht übel an beim Lernen und zeigt, ausgenommen zum französischen viel Freude, weiset in vielen Gelegenheiten Geist und Ehrgeiz, liebt gelobt zu werden und ist mit Gutem Alles mit ihm zu richten". Bald machte allerdings der Gesundheitszustand des Erzherzogs den zärtlichen Eltern ernste Sorgen. Kaiserin Maria Theresia, welche sich stets aus Florenz die Längenmaße ihrer Enkel senden ließ, fand den kleinen Karl im Wachstum zurückgeblieben. Er fühlte sich oft matt, ja es kam vor, daß er mitten beim fröhlichen Ballspiel seine Brüder bat, nicht nach einem gewissen Bilde zu werfen, da er sonst sterben müsse, wie es auch geschah, daß er bei der Mittagtafel von den ersten drei aufgetragenen Speisen nicht aß, in der Furcht vergiftet zu werden. Manchesmal glaubte er auch den Teufel leibhaftig vor sich zu sehen und verfiel in Träumereien, so daß er bei einem Spaziergange sogar einem höchst gefährlichen Sturze nahe war, von welchem ihn sein Erzieher rechtzeitig zurückgerissen hatte.

Einem so nervös veranlagten Kinde gegenüber wäre besonders zarte und vorsichtige Behandlung am Platze gewesen. Doch war gerade der kleine Karl zeitweise Erziehern überantwortet, die alles eher als verständige Pädagogen zu nennen waren. Baron Friedrich Warnsdorff beispielsweise faßte die jungen Prinzen rauh und scharf wie Musketiere an, deshalb ihn auch der verschüchterte Karl einen „wahren Korporal" nannte. Selbst Graf Colloredo, der oberste Leiter der Erziehung bedauerte, daß er durch die älteren Erzherzoge voll in Anspruch genommen, zusehen müsse, wie rauh mit den jüngeren umgegangen wird. Er beklagte die „armen Kinder", die gar keine Unterhaltung fänden, die immerfort getadelt und nicht durch Güte gewonnen würden. „Beide wären so getrucket, daß sich keiner mehr aufzusehen getraue und gleich Maschinen ausseheten " Colloredo meinte, daß Kaiser Josef vielleicht jenen Wandel schaffen werde, welchen der großherzogliche Vater in der Sorge für eine tüchtige Erziehung seiner Söhne, von den Berichten der Erzieher geleitet, nicht wahrzunehmen vermochte. Wie schwer gerade der junge Erzherzog Karl, der seiner Kränklichkeit wegen von seinen Geschwistern und Eltern oft ferne gehalten wurde, diese Fehlgriffe einer verkehrten Erziehung empfunden hat, geht aus der kurzen Selbstbiographie hervor, die in den ersten Tagen des Jahres 1814 verfaßt, folgende Stellen enthält: „Ich wurde mit einem empfindlichen Herzen geboren. Meine Erziehung war kollegialisch, vereint mit drei meiner Brüder, ganz nach den Grundsätzen einer militärischen Subordination. Wir wurden zur strengen Erfüllung unserer Pflichten angehalten, aber Niemand wußte mein Zutrauen oder meine Liebe zu gewinnen, weder Eltern noch Erzieher. Längere Kränklichkeit, bei der ich von meinen Erziehern verlassen, vernachlässigt, zurückgesetzt, von meinen Brüdern durch mehrere Zeit getrennt wurde, isolierte mich vollends; und hätte sich nicht der nunmehrige Wiener Erzbischof (Sigismund Graf Hohenwarth) väterlich um mich angenommen, wer weiß, was aus mir geworden wäre. Aber dieser würdige Mann vermochte als Untergebener nicht ganz so zu wirken, wie er es gewunschen hatte."

In Kost und Lebensweise wurden die Prinzen ganz wie die Kinder eines bürgerlichen Hauses gehalten. „Die Kost", schrieb Colloredo 1779 „ist simple und jenes so man selber gibt, sehr wenig. Es war sogar ein Ereignis, als der großherzogliche Vater zu Allerheiligen jedem Prinzen ein Stück „Heiligenstrützl" gab. Erst vom Neujahr 1779 an wurde „den großen Herrn" wie die aus der weiblichen Erziehung der ersten Kinderjahre in den Unterricht durch männliche Erzieher aufgerückten großherzoglichen Söhne genannt wur-

den, nicht mehr in Schüsseln, sondern in Tellern angerichtet. Zur selben Zeit zogen sie auch die Kinderhose aus und wurden in „Ordinari Tracht" gekleidet. Fremde Gäste sprachen allerdings, von dem Scheine der gesucht „einfachen" Haltung der Enkelkinder der großen Kaiserin Maria Theresia von einer „musterhaften Erziehung" dieser Fürstenkinder. „Seine (des Großherzogs) Kinder, schrieb beispielsweise der französische Advokat Dupaty, wurden nicht in einem Palaste, sondern in einem einfachen Hause erzogen. Er will aus ihnen Menschen, nicht Fürsten machen, denn letzteres sind sie von selbst. Ihre Erziehung stellt ihnen unablässig jene Leiden vor Augen, denen sie ihr hoher Stand entrückt. Ihre Herzen bringt man mit Allem in Berührung, was dieselben zu Mitleid und Wohltätigkeit anzuregen vermag . . ."

Im Jahre 1778 stellte sich unter den vielen durchreisenden Fremden auch der korsische Edelmann Carlo Bonaparte mit seinem neunjährigen Sohn Napoleon auf dem Wege von Korsika nach Frankreich am Hofe zu Florenz vor. Der Großherzog empfing ihn mit demselben Wohlwollen und derselben Leutseligkeit, die er allen Gästen jederzeit entgegenbrachte, und gab ihm außerdem ein eigenes Empfehlungsschreiben an seine Schwester, die später so unglückliche Königin Marie Antoinette, mit. Bonaparte wollte sich nämlich die Beleg-Dokumente für seine Verwandtschaft mit der toscanischen Adelsfamilie Bonaparte beschaffen, damit auch sein Adel anerkannt und dadurch die Aufnahme des jungen Napoleon, des späteren Welteroberers, in die Militärschule von Brienne ermöglicht werde. Das erbetene Empfehlungsschreiben sollte ihm die Adelsarchive Frankreichs öffnen. Es ist nicht bekannt, ob bei dieser Audienz der kleine Bonaparte auch den kleinen Karl zu Gesichte bekam. Doch kann bei der strengen Handhabung einer mehr auf Abschließung basierten Erziehungs-Methode angenommen werden, daß der spätere Sieger von Wagram den künftigen Sieger von Aspern nicht gesehen haben dürfte.

Kaiser Josef hatte den jungen Erzherzog Karl zum künftigen Hoch- und Deutschmeister ausersehen; er sollte nachher Kleriker werden und dem Hochmeister Erzherzog Maximilian auch im Kurfürsten- und Erzbistum Köln und Bistum Münster folgen, eventuell Koadjutor des Fürsterzbischofes von Salzburg werden, damit dieses geistliche Fürstentum von dem habsburg'schen Erzhause abhängig werde. Der Ausbruch der niederländischen Unruhen aber verhinderte die hiezu notwendige Reise der jungen toskanischen Prinzen nach Wien. Erzherzog Karl entging dadurch ähnlich wie sein großer Vorgänger in Österreichs Heldenruhm, Prinz Eugen von Savoyen, dem Schicksale, ein hochwürdiger Herr anstatt ein glorreicher Feldherr zu werden. Denn wenige Jahre später dachte Kaiser Josef schon anders über den Knaben Karl. „Ich wünsche von ganzem Herzen," schreibt er, „daß sich seine Gesundheit stärke; er verspricht unendlich viel, wie die ganze Welt versichert." Mit welcher Sehnsucht erst blickte zu dieser Zeit der junge Prinz nach der türkischen Grenze hin, als sich 1788 Österreichs Heere wieder einmal mit dem alten Erbfeind der Christenheit, den Osmanen schlagen mußten! „Wenn ich überdenke," klagte er in einem Briefe an seinen älteren Bruder Franz, „daß Heinrich IV. mit dreizehn Jahren der Schlacht bei Jarnac beigewohnt hat, daß das Militär dasjenige Metier ist, zu welchem ich seit meiner Jugend eine ordentliche Leidenschaft gehabt habe und daß dieses die beste Gelegenheit ist, in welcher man es unter so einem Meister, wie Se. Majestät ist, lernen könnte, so blutet mir gänzlich das Herz."

Der am 20. Februar 1790 eingetretene Tod des Kaisers Josef II., welchem der Vater des Erzherzog Karl auf dem Throne folgte, zog eine gänzliche Umwälzung in den Verhältnissen des jungen Karls nach sich. Als er seinen kaiserlichen Vater nach Wien begleitete, erhielt er in der Kaiserstadt vor allem Gelegenheit, Kenntnis und Übung in den Staatsgeschäften dadurch zu gewinnen, daß dem damals neunzehnjährigen Jüngling der Zutritt zu den Sitzungen der kaiserlichen Hofstellen eröffnet wurde. Im selben Jahre nahm ihn die Erzherzogin Christina, die mit ihrem Gemahle Albert, Herzog von Sachsen-Teschen das Gouvernement über die damaligen österreichischen Niederlande führte, an Kindesstatt, worauf Karl im Jahre 1791 der hohen Frau nach Brüssel folgte. Hier beteiligte sich der Jüngling bereits mit vielem Eifer an den Ministerial-Konferenzen und erlangte hierdurch Umsicht und Gewandtheit in den so komplizierten Staatsgeschäften; hier verlegte er sich noch intensiver auf das Studium des Krieges und legte den Grund zur Schulung jener Feldherrn-Talente, die später in so glänzender Weise zur Entfaltung kommen sollten.

Erzherzogin Marie Christine, eine höchst scharfsinnige Frau, wußte gar bald, was sie von ihrem jungen Neffen und Adoptivsohn zu halten habe. „Das Alter von 20 Jahren," sagt sie in einem an Kaiser Leopold gerichteten Briefe, „bringt einen Hang nach Unabhängigkeit mit sich, den wenige junge Leute, ohne Mißbrauch, zu genießen verstehen. Die heutige Jugend hat ihre Menschenrechte wie die Nationalversamm-

lung zu Paris. Ohne Zweifel hat Dein Sohn derartige Grundsätze im Gespräche mit jungen Leuten in Wien oder auf der Reise sich angeeignet, nicht in böser Absicht, sondern in der Überzeugung, daß das höchste Glück in jener Freiheit des Willens bestehe, welche jeden Rat und jede fremde Leitung verschmäht . . . . Aber mit der Zeit, wenn die erste Hitze verraucht ist, wenn man sich infolge des Mißbrauchs dieser Freiheit übel befindet, wenn Fälle eintreten, wo man sich gezwungen sieht, sich an jene zu wenden, deren Joch man abschütteln wollte, dann kommt man mit einem so guten Herzen und so viel Geist, wie es Dein Sohn besitzt, gerne wieder zu sich selbst zurück. Ich habe ihn sorgfältig studiert. Es ist mir dabei nicht entgangen, daß er mit einem guten Herzen und edlem Charakter ein Ungestüm verbindet, den nur äußerer Zwang zurückhält. Man muß nur darauf sehen, daß die Empfänglichkeit und Güte seines Herzens nicht Schaden leide, dann wird er sich selbst wieder finden."

So waren es eigentlich die Augen dieser feinfühlenden Frau, welche den großen Karl zuerst ergründet, zuerst erkannt haben. Bald genug findet sie freudigen Anlaß, ihre Voraussicht gerechtfertigt zu erklären und

Erzherzog Karl bei Neerwinden (18. März 1793).

den jungen Kaisersohn seinem Vater in den hellsten Farben, mit einer wahren Begeisterung zu schildern. „Euer teurer und liebenswürdiger Sohn hat alle Welt bezaubert durch seinen Geist, seine Artigkeit, seine sanften und gewinnenden Manieren. Er macht uns in der Tat Freude und ist uns ein großer Trost inmitten der Widerwärtigkeiten, die uns die gegenwärtigen Umstände bereiten. Daher wir Dir nicht genug danken können für die Freundschaft, die Du uns erzeugest. Bis hierher hat mein lieber Gemahl mir diesen Brief diktiert, woraus Du ersehen kannst, daß, was Deinen Sohn betrifft, wir eines Sinnes sind . . . . ."

Mit verdoppeltem Feuereifer widmete sich Erzherzog Karl den militärischen Studien und Exerzitien, als ihm jetzt die Hoffnung winkte, den unvermeidlich gewordenen Krieg mitzumachen. „Er ist ganz Feuer und Flamme," schreibt die Erzherzogin an ihren Bruder, den Kurfürsten von Köln, „da er meint, daß wir Krieg haben und er den Feldzug mitmachen wird. Dies entspricht seinem Alter und ich freue mich darüber. Und die Kaiserin teilt diese Ansicht. „Glaube nicht," sagt sie zur Schwägerin, „daß meine Zärtlichkeit für meine Kinder furchtsam ist. Im Gegenteil, mich freut es, wenn sich meine Kinder Ehre machen und ihre

Pflicht erfüllen. Mögen sie sich immerhin einen Arm brechen oder ein Bein; besser, als es geschieht auf einer jener tollen Wildschweinjagden, die ich bei mir verboten habe . . . . . ."

Die Erwartungen des Erzherzogs Karl gingen rasch in Erfüllung. Schon die Kriegserklärung, welche die französische Nationalversammlung am Todestage seines Vaters des Kaisers Leopold II. gegen Österreich aussprach, führte ihn zum ersten Male auf das Schlachtfeld, auf welchem wir ihn im Kapitel: „Franzosenkriege" bei den Affären von Jemappes, bei den Siegen zu Aldenhoven und Neerwinden, Amberg und Würzburg, Stockach und Aspern bis Wagram begleitet haben. Es genügt deshalb, wenn wir hier nur erwähnen, daß nachdem der einundzwanzigjährige Erzherzog bei Jemappes am 6. November 1792 seine Feuertaufe empfangen hatte, er schon im folgenden Feldzuge zum Generalmajor ernannt, sich als Kommandant der Vorhut trefflich bewährt und durch seinen rechtzeitigen stürmischen Angriff in der Schlacht von Neerwinden am 18. März 1793 den Sieg wie den ganzen Feldzug entschieden hat, wofür ihn Kaiser Franz mit den höchsten militärischen Tapferkeitsorden, mit dem Großkreuze des „Maria Theresienordens" auszeichnete. Am Schlachttage zum Generalstatthalter der Niederlande ernannt, rückte der Erzherzog im Feldzuge 1794 zum Feldmarschallleutnant vor, und wurde, nachdem er in Anwesenheit des Kaisers Franz an dem Siege bei Cateau hervorragenden Anteil genommen, vom Monarchen am Schlachtfelde selbst zum Feldzeugmeister befördert. Im Jahre 1796 wurde Erzherzog Karl bereits an Stelle des zurückgetretenen Feldzeugmeisters Clerfayt zum Kommandanten der Niederrheinarmee berufen; worauf der deutsche Reichstag am 5. April desselben Jahres seine Wahl zum Reichs-General-Feldmarschall bestätigte. Bezeichnet der Tag von Neerwinden die Wiege des militärischen Ruhmes des Erzherzog Karls als Praktiker, so erwies er sich im Feldzuge 1796 einem der strategisch interessantesten Feldzüge, welche die Kriegsgeschichte kennt, zum erstenmal auch als vorzüglicher Stratege. Nach dem Friedensschlusse zu Campoformio wirkte Erzherzog Karl als Gouverneur und Generalkapitän in Böhmen, und begann eine epochemachende, grundlegende Reorganisationstätigkeit im Heerwesen, nachdem er kurz nach dem Frieden von Lunneville zum Präsidenten des Hofkriegsrates in Wien, der damaligen militärischen Zentralbehörde, ernannt worden war. Vor allem war es der Erzherzog Karl, welcher die Nachteile der bestandenen lebenslänglichen Militärdienstzeit erkannte, und über dessen Vorschlag eine Wehrpflicht oder Kapitulation auf 14 Jahre in sämtlichen konskribierten Erblanden eingeführt wurde. Als Präsident des Hofkriegsrates ehrwürdigen Angedenkens fand er bei der

Erzherzog Karl bei Aspern. Nach dem Gemälde von C. v. Blaas.

Hofkriegsbuchhaltung nicht weniger als 154866 Rechnungen und 33401 Geschäftsstücke unerledigt vor. Während er darauf drang, daß diese Rückstände schleunigst aufgearbeitet werden, arbeitete er ein Reorganisationsstatut für die obersten Militärbehörden, sowie eine „allgemeine Instruktion" aus, die am 29. September 1801 sanktioniert den Geschäftsgang beim Hofkriegsrate und im Rechnungswesen zu vereinfachen befahl. In einem späteren Zirkularreskript wies der Erzherzog darauf hin, daß durch die von ihm angeordnete Geschäftsvereinfachung allein bei der Zentralverwaltung des Kriegswesens in Zukunft gegen vorhin 50 Personen und

75 530 fl. an Sold erspart werden, ohne die Ersparnis an Schreibmaterialien etc. mit in Anschlag zu bringen, die nach Abschaffung der überflüssigen doppelten Instanzen und bei der weiteren Vereinfachung der Geschäfte ebenfalls nicht unbeträchtlich sein wird."

„Unter die bisherigen Mängel der Verwaltung des Kriegswesens," schrieb der Erzherzog in demselben Zirkularreskript, „gehört ganz vorzüglich jene, welcher in der früheren oder späteren Kriegsgeschichte des Hauses Österreich zum empfindlichsten Nachteile der Monarchie so oft bemerkt und von eigenen und fremden Heerführeren so nachdrücklich gerügt worden ist, daß nämlich sowohl in Friedens- als in Kriegszeiten ein größtenteils aus politischen Referenten zusammengesetztes Kollegium auch über bloß militärische Gegenstände in höchster Instanz entschied. Eine ähnliche Inkonvenienz liegt offenbar darin, daß nach der bisherigen Einrichtung über militärische Kunstfächer, als wozu das Artillerie- und Geniewesen unstreitig gehören, Zivilreferenten, denen die erforderlichen spezialischen Kenntnisse gar nicht zugemutet werden können, in oberster Instanz referieren und entscheiden." Im Sinne dieser Bemerkungen wurde nun vor allem der Hofkriegsrat reformiert, die Zivilbeamten und Hofräte zumeist aus seinen Bureaus entfernt, und diese selbst in drei Gremien geschieden, in das Militärgremium, in das politisch-ökonomische und Justizgremium.

Das Beste tat aber der Erzherzog zur Pflege des „moralischen Elementes" in der Armee. Schon seit jeher bei den Offizieren und Soldaten beliebt, brauchte er zur Belebung der moralischen Faktoren bloß auf dieser Grundlage weiter zu bauen. Er forderte vor allem eine humane Behandlung des Mannes und ständige rationelle Einwirkung auf dessen Ehrgefühl, wozu er eine häufige Berührung mit den Truppen und einzelnen Soldaten im Wege öfterer Besichtigungen empfahl. Diese persönlichen Anordnungen und die Satzungen des vom Erzherzog persönlich redigierten Dienstreglements, dessen vornehmste Bestimmungen auch in die heutigen Reglements übergegangen sind, waren in der Tat sehr geeignet, den Geist in der Armee zu beleben und insbesondere ihre moralischen Eigenschaften zu steigern. Dabei wurde auch nicht die taktische Schulung der Truppen vergessen und diese mit so großem Erfolg betrieben, daß sich selbst der an nicht geringe Anforderungen gewöhnte Erzherzog in den Übungslagern vom September 1803 und September und Oktober 1804 in jeder Beziehung befriedigt erklären konnte. Bei den vielen vom Erzherzog eingeführten Neuerungen ist schließlich auch nicht zu vergessen die Gründung der Kriegsbibliothek mit der Landkartensammlung und des Kriegsarchivs zur Aufnahme und Ordnung der Kriegsakten. Über Auftrag des Erzherzogs wurde wie in der Ziviljustizpflege auch für den Militärstand eine dritte Instanz in dem allgemeinen Militär-Appellationsgerichte geschaffen.

Eine schwere Krankheit im Jahre 1801 erregte Besorgnisse für das Leben des Erzherzogs; indessen genaß er wieder von dieser, sowie von einem Rückfalle im Jahre 1802. Nun gab ihm der Kaiser zur Erleichterung der anstrengenden Geschäfte seinen Bruder Erzherzog Johann zur Seite. Im selben Jahre ließ der König von Schweden dem deutschen Reichstage die Errichtung eines Denkmales vorschlagen, welches der Nachwelt die Dankbarkeit Deutschlands gegen seinen Retter, den Erzherzog Karl, bezeugen sollte. Dieser Antrag wurde zwar mit allgemeinem Beifalle aufgenommen, kam aber nicht zur Verwirklichung, weil die Bescheidenheit des Erzherzogs eine derartige Ehrung seiner Person mit aller Entschiedenheit ablehnte.

Als im Jahre 1805 Österreich zu einem neuen Kriege gegen Napoleon rüsten mußte, geschah dank der ausgezeichneten und unermüdlichen Vorsorgen des Erzherzogs die Ergänzung und Ausrüstung der Armee mit einer bis dahin völlig unbekannten Raschheit und Präzision. Zu bemerken ist dabei, daß unmittelbar früher, nämlich im Frühjahre desselben Jahres die Kavallerie und Infanterie neue und einfachere Exerziervorschriften erhalten haben, an deren Verfassung neben dem Erzherzoge der Generaladjudant Graf Grünne und der Generalquartiermeister F.-M.-L. Mack großen Anteil hatten. Die von Erzherzog Karl zu jener Zeit vorgeschlagene Reichsbefestigung, nach welcher ein Gürtel starker Festungen die Monarchie in Zukunft schützen sollte, konnte hingegen nicht durchdringen. So unterblieb die von dem Erzherzoge beantragte, im folgenden Feldzuge sehr nützlich gewesene Befestigung von Enns und Salzburg. Nur Komorn in Ungarn und Olmütz in Mähren wurden dann später im Sinne der Vorschläge des Erzherzogs Karl zu starken Festungen ausgebaut.

Im Jahre 1805 wurde die unmittelbare Leitung der eigentlichen Hofkriegsratsgeschäfte auf den Vorschlag des Erzherzogs dem zum Hofkriegsrats-Präsidenten ernannten Feldmarschalleutenant Grafen Baillet-Latour übertragen, dem Erzherzoge aber der Wirkungskreis als Kriegs- und Marineminister belassen. Nach dem Friedensschlusse zu Preßburg hatten am 27. Dezember 1805 die beiden größten Feld-

Erzherzog Johann.

herrn jener Zeit, Karl und Napoleon, eine Zusammenkunft auf dem Jägerhause zu Stammersdorf, bei welcher Napoleon seine hohe Achtung für die Person des Erzherzogs als General und Heerführer unumwunden aussprach. Wenige Tage später wurde Erzherzog Karl zum Generalissimus ernannt. In dieser hohen Stelle, welche vor ihm nur Wallenstein im Jahre 1614 bekleidet hat, setzte Erzherzog Karl die vor dem Jahre 1805 begonnenen militärischen Reformen fort. Um dem noch immer nicht ausgemerzten Drill und Automatensystem ein Ziel zu setzen, erließ der Erzherzog verschiedene Befehle, in welchen es unter andern hieß: „Die Bildung des Soldaten soll die Entwickelung seiner natürlichen Kräfte, die Erleichterung seiner Bewegungen und die Geschicklichkeit, die Waffen zu führen, zum Ziele haben. Dieses Ziel darf man nicht aus den Augen verlieren und alles, was solches hinausrückt oder schwieriger macht, ist verwerflich." Eine wichtigste Schöpfung Karls war in dieser Periode die Organisation der Landwehr, welche dem bisherigen Mangel an Ersatz- und Reserveformationen wie an Mannschafts-Ergänzung im Kriege abhelfen sollte. Diese Aufgabe hat der Erzherzog in der von ihm formierten Landwehr glänzend gelöst; denn, wenn auch der innere Wert der Landwehr von 1809 nicht befriedigen konnte, so war doch mit ihr eine Truppenzahl aufgebracht worden, wie sie vorher niemals, auch nur annähernd, erreicht worden ist und wie sie auch nachher bis 1859, trotzdem die Bevölkerung inzwischen viel zahlreicher geworden war, nicht wieder erreicht werden konnte. Man muß schon deshalb in der Aufstellung der Landwehr eine hervorragende organisatorische Leistung erkennen und zwar umso mehr als sie auf den Verlauf des Feldzuges von 1809 einen ganz erheblichen Einfluß im günstigen Sinne genommen hat. Nach dem Patent vom 9. Juni 1808 gehörten der Landwehr alle wehrfähigen, nicht ohnehin schon bei der Fahne dienenden Männer im Alter zwischen dem 18. und 45. Lebensjahre an. Bewaffnet und im Kriege auch vom Arar verpflegt, hatte die Landwehr im Frieden an Sonn- und Feiertagen Exerzierübungen abzuhalten. An einem Tage jeden Monates rückten die Landwehrmänner mehrerer Gemeinden zu größeren Übungen zusammen.

Die vom Erzherzog schon früher geplante neue Einteilung der Armee in elf Armeekorps konnte erst Ende Februar 1809 ins Leben treten. Das Armeekorps als strategische Einheit höherer Ordnung war nach französischem Vorbilde geschaffen worden, wenn sie im folgenden Kriege nicht durchwegs entsprach, so lag dies zum größten Teil an der Unzulänglichkeit einiger Führer, die beizeiten abzulösen nicht möglich gewesen war. Die Kampfweise bedurfte ebenfalls einer Modernisierung. Erzherzog Karl führte das Schützengefecht ein und hob dadurch die taktische Brauchbarkeit der Truppen um ein bedeutendes. Die veraltete Wirtschaft der Magazinsverpflegung, die manche Niederlage auf dem Gewissen hatte, wurde durch das französische Requirierungsverfahren ersetzt. Der Generalstab erhielt eine mehr kriegsmäßige Richtung, denn bisher hatte er zum großen Teile aus geschickten Mappeuren und bewährten Konzeptskräften bestanden. Dieselbe Fürsorge widmete der Erzherzog dem Fuhrwesen, der Remontierung und der Militärjustiz. Überall führte er wertvolle Reformen ein, überall griff er das Neue auf, wie die Telegraphie und die Militär-Luftschiffahrt, und stieg bis zum Kleinsten und Einzelnen herab, um zu Zeiten doch wieder das Ganze mit freiem Blick zu umfassen.

Es erübrigt uns noch das Wirken des Erzherzogs als Militärschriftsteller zu würdigen. Kaum irgend ein Kriegsheld hat auf diesem Gebiete so viel geleistet wie er. Vor allem sind seine „Aphorismen" zu

nennen, in welchen ein edles Herz, eine große Seele, ein erleuchteter Geist und eine auf tiefe Religiosität basierte Lebensanschauung aus jeder Zeile zu uns spricht.

Es ist bekannt, daß dem Erzherzog Karl mancher Vorwurf wegen der Nichtausnützung des Sieges von Aspern, wie wegen des vor Budweis abgeschlossenen Waffenstillstandes gemacht worden ist. Erzherzog Karl fühlte auch, daß er gegenüber der Öffentlichkeit eine Art Rechenschaft schuldig sei. Die einfachste Form wäre ein Memoirenwerk gewesen, aber kann er als Erzherzog, um objektiv zu sein, so frei ohne Rücksicht auf Persönlichkeiten schreiben, wie es die Sache erfordert hätte? Andererseits wieder durfte, konnte und wollte er nicht ganz schweigen und so wählte er für seine Erlebnisse die Form eines Lehrbuches. Das Werk erschien 1813 unter dem Titel: „Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzuges von 1796 in Deutschland."

Viele legten das Buch enttäuscht weg, denn sie hatten gehofft, daß ihnen ein Blick hinter die Koulissen eröffnet wird. Nur die Eingeweihten verstanden auch zwischen den Zeilen zu lesen und wußten, was sie hinter den theoretischen Erläuterungen zu suchen hatten. Der Erfolg war ein so bedeutender, daß nachdem Übersetzungen in französischer, italienischer und türkischer Sprache erschienen waren, der Erzherzog im Jahre 1819 abermals mit einer „Geschichte des Feldzuges von 1799 in Deutschland und in der Schweiz" vor der Öffentlichkeit erschien. Auch diesmal spielte er, um nicht persönlich werden zu müssen, die Rolle eines Strategie-Professors.

Karl untersuchte in diesen Werken die Operationen mit einer Objektivität, die unser volles Staunen erregt; er beurteilt sich ebenso kühl wie den Gegner und geht dem Worte „Ich" mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und Konsequenz aus dem Wege. „Der Verfasser ist weit entfernt," so kennzeichnet er seinen kritischen Standpunkt, „die Taten geschätzter Männer herabzuwürdigen. Er fühlt es zu sehr, daß es leichter sei, über vorübergegangene mit vollkommener Kenntnis der gegenseitigen Verhältnisse und mit reifer, ruhiger Überlegung ein Urteil zu fällen, als im Augenblicke des Sturmes einen richtigen Entschluß zu fassen. Er verwahrt sich daher gegen jede Beschuldigung einer unedlen Tadelsucht oder einer anmaßenden Kritik, denn er hat die Feder nur zur Verbreitung des Unterrichtes und der höheren militärischen Kenntnisse ergriffen."

Unbefangener als die meisten Zeitgenossen beurteilte Napoleon die Schriften Erzherzog Karls. In seinen Denkwürdigkeiten, den berühmten „Oeuvres", hatte Napoleon den Feldzug 1799 bereits behandelt; als er nun des Erzherzogs Darstellung zu Gesicht bekam, äußerte er zu Bertrand: „Mais je n'ai écrit que des bêtises; ici je travaillai en supposant que l'ennemi avait 80 ou 100 mille hommes en campagne, et je trouve qu'il n'en avait environ que 50 mille." Er hatte sich auch vorgenommen, einzelne Abschnitte aus Karls Schriften in den „Oeuvres" neu zu bearbeiten, aber bevor das Material endgültig geordnet war, erlag Napoleon im Jahre 1821 dem Magenkrebs. Die beiden Söhne des Erzherzogs Karl, der glorreiche Custozasieger Erzherzog Albrecht und unvergeßliche Generalartillerie-Inspektor Erzherzog Wilhelm haben bekanntlich eine Sammlung der „Ausgewählten Schriften des Erzherzog Karl" herausgegeben, welche die darin niedergelegten reichen Schätze an kriegswissenschaftlichen Wahrheiten der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Um sie zu charakterisieren, seien hier nur einige dieser goldenen Regeln für die Heerführung zitiert:

„Die Gewalt ist ein Instrument der Vernunft, nicht eines der Leidenschaft." „Das Überflüssige ist im Kriege immer auch das Schädliche." „Die Stärke einer Position besteht darin, daß man für dieselbe keine Schwächen besitzt, nicht einseitig und hartnäckig auf Maximen besteht, die sich geändert haben, weil die Voraussetzungen andere geworden sind, auf denen sie ursprünglich beruhten." — „Wo militärische Grundsätze und Regeln der Taktik den Rücksichten auf die Ausrüstung und Verpflegung der Truppen nachstehen müssen, kann Niemand für die operativen Erfolge die Verantwortung übernehmen; ohne geordnete Finanzen und gute Politik ist eine gute Kriegführung nicht möglich." „Vielschreiberei ist vom Übel, vielmehr eine solche Vereinfachung des Geschäftsganges geboten, welche dem obersten Kriegsherrn die Übersicht gestattet, um die unendliche Summe von Geschäften als Ideenmasse mit einem Geiste zu umfassen, mit einem Scharfblicke übersehen zu können."

Erzherzog Karl war der Wissenschaft und Kunst immer ein besonderer Freund und Gönner. Wer von Künstlern, Dichtern und Männern der Wissenschaft am Wiener Hofe erschien, konnte seiner Empfehlung sicher sein. Er zog sie, wie beispielsweise Uhland, an seine Tafel, unterstützte ihre Bestrebungen und förderte ihr Schaffen. Als Erbe seiner reichen Adoptivmutter, der Erzherzogin Christine und ihres Gemahles, des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, kam Erzherzog Karl in den Besitz der herrlichen Bibliothek

und der berühmten Kupferstich-Sammlung des kunstliebenden Herzogs Albert. Die Beschäftigung mit diesem Fond an Büchern und Kunstschätzen, welche Erzherzog Karl mit eingehendster Fachkenntnis stetig zu vergrößern suchte, füllte seine Mußestunden.

Am 17. September 1815 zu Weilburg im Herzogtum Nassau mit der achtzehnjährigen anmutigen Tochter des Herzogs Friedrich Wilhelm von Nassau, der Prinzessin Henriette, vermählt, verlebte der Erzherzog bis zu ihrem am 19. Dezember 1829 erfolgten Tode, vierzehn Jahre in der glücklichsten Ehe. In vier trefflichen Söhnen, welche sich sämtlich dem Dienste des Vaterlandes gewidmet hatten, fühlte sich der alternde Erzherzog verjüngt. Sein ältester Sohn Albrecht, am 3. August 1817 geboren, trat bereits 1837 in Militärdienste, und stand schon als Volontär 14 Mal im Feuer, bis er als Divisionär bei Mortara und Novarra seinen militärischen Ruhm begründete, der ihn im Siege bei Kustoza zu den höchsten militärischen Ehren führte. Der österreichischen Kriegsmacht unvergeßlich, starb Erzherzog Albrecht 1895 als langjähriger Generalinspektor des Heeres. Der zweite Sohn des Erzherzogs Karl, Karl Ferdinand, am 29. Juli 1818 geboren, hatte gleich Albrecht in den Feldzügen Radetzkys als Volontär teilgenommen, rückte später nach vielfach ausgezeichneter Dienstzeit zum Divisionär und Korpskommandanten vor, und schied infolge eines Leberleidens, dem er bereits 1874 erlag, frühzeitig aus der Aktivität. Von seinen Söhnen ist Erzherzog Friedrich bis vor kurzem Generaltruppeninspektor zum Oberkommandanten der k. k. Landwehr ernannt worden, der zweite Sohn ist der Vizeadmiral Karl Stephan und der jüngste der Korpskommandant in Innsbruck Erzherzog Eugen. Der drittgeborene Sohn des Erzherzogs Karl, war Friederich (geboren am 14. Mai 1821) gestorben als Vizeadmiral am 6. Oktober 1847, bekannt durch seine heldenmütige Erstürmung der Feste St. Jean d'Arc, in welche er gerade am Namenstag seines Vaters an der Spitze eines Landungsdetachements eindrang. Kaiser Ferdinand, welcher dem jugendlichen Prinzen dafür das Ritterkreuz des Maria Theresias-Ordens verlieh, schrieb an Erzherzog Karl:

Es kann für Euer Liebden nur ein erhebendes Gefühl sein, so früh einen Ihrer Söhne eine Heldenlaufbahn zu betreten sehen, auf welcher Euer Liebden so viele Lorbeeren pflückten und nicht ohne Grund die Hoffnung nähren zu können, daß auch in ihm Unserem Hause und dem Vaterlande eine Stütze heranwächst, die für Österreich die Waffen mit Ruhm zu führen wissen wird."

Der jüngste Sohn des Erzherzog Karl endlich war der am 21. April 1827 geborene Erzherzog Wilhelm, gestorben als Generalartillerie-Inspektor am 29. Juli 1894 bei einem Spazierritte an einem Schlaganfalle, tiefbetrauert von der Armee und besonders der Artilleriewaffe die an ihm einen der eifrigsten und, mächtigsten Förderer verloren hat. Außer diesen vier Söhnen waren dem Erzherzoge Karl noch zwei Töchter erblüht. Die ältere, Maria Theresia (geboren 1816 und gestorben als Witwe nach dem König Ferdinand II. beider Sizilien im Jahre 1867) und die zweite, Maria Carolina, früher Äbtissin des adeligen Damenstiftes in Prag und hierauf an den früheren vieljährigen Oberkommandanten und Reorganisator der kk. Landwehr Erzherzog Rainer vermählt, an dessen Seite sie ihrer schrankenlosen Herzensgüte wegen von jung und alt hochgeehrt noch heute in voller Gesundheit und Rüstigkeit waltet.

Vom Lebensabende des Erzherzogs Karl sind besonders zwei militärische Feierlichkeiten zu bemerken; von welchen die erste, sein 50jähriges Jubiläum als Inhaber des Infanterieregimentes Nr. 3. am 15. und 16. September 1830 stattfand. Der Erzherzog verfügte sich, von seinen drei älteren Söhnen begleitet, zu dieser Feier persönlich nach Krems, wo damals sein Regiment in Garnison stand. Die Festlichkeit begann mit einer Fahnenweihe, wobei der Erzherzog-Inhaber in kurzen, feurigen Worten seine Überzeugung aussprach, daß das Regiment, des alten Ruhmes eingedenk, niemals von der eingeschlagenen Bahn weichen werde. Gekrönt wurde die Feier durch eine Stiftung des Erzherzogs, aus deren Kapital jährlich zehn Töchter mittelloser Offiziere mit einem Erziehungsbeitrage von je 150 Gulden beteilt werden. Die zweite militärische Feier galt seinem fünfzigjährigen Jubiläum als Großkreuz des Maria Theresien-Ordens. Kaiser Ferdinand I. hatte beschlossen, diesen Gedenktag auf das feierlichste zu begehen und beauftragte den Staatskanzler Fürsten Metternich in seiner Eigenschaft als Kanzler des Maria Theresien-Ordens den Erzherzog Karl von seinen Absichten zu verständigen. Darauf richtete am 21. März 1843 der Kaiser ein schmeichelhaftes und herzliches Gratulationsschreiben an den Erzherzog, und überreichte ihm am eigentlichen Festtage, dem 1. April 1843, angesichts der gesamten Garnison von Wien die Ordensinsignien des Großkreuzes des Maria Theresien-Ordens in Brillanten, des einzigen so verzierten Großkreuzes in der Monarchie, welches ehemals auch Loudon getragen hatte.

Nach dieser Feier, die nach ihrer Großartigkeit und Herzlichkeit vielen unvergeßlich geblieben war, verbrachte der greise Erzherzog noch drei Jahre in verhältnismäßiger Gesundheit, bis er sich am Abende des 25. April 1847 bei einem Besuche des Hofoperntheaters den Todeskeim holte. Zuerst nur leicht erkältet, trat später eine Rippenfell-Entzündung hinzu, die am 27. April nachmittags bereits einen so bedenklichen Charakter angenommen hatte, daß man den hohen Kranken um 6 Uhr mit den Sterbesakramenten versehen lassen mußte. Noch einmal schien auf einen Moment eine scheinbare Besserung im Zustande des Erzherzogs einzutreten . Aber der Kranke ließ sich nicht mehr über das bevorstehende letale Ende seiner Erkrankung täuschen. „Seht, da geht wieder ein Soldat zur großen Armee," sagte er zu seiner tief ergriffenen Umgebung und gab, als ihm am 29. April noch Kaiser Ferdinand die Freude bereitet hatte, seinen jüngsten Sohn zum Generalmajor zu ernennen und diesen persönlich in seiner neuen Charge vorzustellen, am 30. April 4 Uhr früh seinen Geist auf.

Am 4. Mai, 5 Uhr nachmittags, wurde die irdische Hülle des „ritterlichen Prinzen ohne Furcht und Tadel" mit den üblichen Trauerfeierlichkeiten in der Kaisergruft des Kapuzinerklosters zu Wien bestattet. Kaiser Ferdinand befahl, den Degen des Erzherzogs im Zeughause bei jenen der größten Feldherrn aufzubewahren und ordnete an, daß die beiden Regimenter: Infanterie-Regiment Nr. 3 und Ulanen-Regiment Nr. 3, welche den Namen des Erzherzogs zu seinen Lebzeiten geführt haben, diesen für „immerwährende Zeiten" behalten sollten. Auch behielt sich der Kaiser vor seinem großen Oheim ein öffentliches Denkmal zu stiften. Dieser Vorsatz konnte aber erst unter der Regierung der Majestät des Kaisers Franz Josef zur Durchführung gelangen. Seit 1860 steht sein Erzstandbild vor der Wiener Kaiserburg. Am 51. Jahrestage der Schlacht von Aspern enthüllt, stellt es den Erzherzog zu Pferde, wie er es immer in den Schlachten war, mit der Fahne des Regiments Nr. 15 in der Hand vor.

Möge es in uns die Erinnerung für alle Zeiten an den Helden erneuern und beleben, der während acht Feldzügen in 34, darunter vielen mehrtägigen Schlachten gekämpft, 17 Siege errungen hat, die bekanntesten Generale wie Moreau, Massena, Jourdan und Napoleon Bonaparte besiegt und vier feindliche Armeen von deutschem Boden vertrieben hat. Möge uns dieser selbst stets ein Gegenstand der Verehrung und Bewunderung und ein Sporn zu gleicher Hingabe und Pflichttreue gegen Kaiser und Vaterland sein und für immerdar bleiben.

An Erzherzog Karl.

Überall von Feinden nur umgeben
Schien vergeblich jedes Widerstreben,
Öst'reich doch erschütterte es nicht.
Streben nicht nach eitlem leerem Schimmer,
Treu wie sich sein Herr bewiesen immer,
Sterben wollte treu es seiner Pflicht.

Öst'reichs alter Feind war siegestrunken,
Deutschland in Verzweiflung tief versunken,
Überzogen lag's in finstrer Nacht.
Aber A s p e r n s Blitz es neu erhellte,
Und des Feindes Übermacht zerschellte,
Hoffnung wurde wieder angefacht.

Schon ein Menschenalter ist vergangen,
Daß der Tod die Tausende umfangen —
Heut' vor dreißig Jahren war der Tag,*)
Wo auf Asperns blutigem Gefilde
Östreichs schönster, höchster Ruhm entquillte,
Wo des Korsen Siegeskrone brach.

Wo der Niebesiegte überwunden,
Hoffnung wiederum die Welt empfunden,
Der Erlösung Morgenröte sah;
Trübte sich auch noch der Himmelsbogen,
Kamen gleich noch Stürme hergezogen,
Aspern brachte die Errettung nah.

Von Triumphen zu Triumphen eilte
Öst'reich später, nimmer es verweilte,
Bis des Korsen Thron im Schutte lag,
Der die Völker lange hielt beklommen;
Aber dem der Zauber weggenommen:
Asperns Sieg Öst'reichs Ehrentag.

*) Das Gedicht ist am dreißigsten Jahrestage der Schlacht von Aspern verfaßt.

Neurer Helden Namen können schallen,
Ewig glänzt doch von den deutschen allen,
Aſperns Sieger, Karl, er schwellt die Brust;
Zur Nacheifrung wird er mächtig mahnen,
Freudig folgt der Deutsche seinen Fahnen,
Seines Vaterlands sich stolz bewußt.

Mögen die Jahrhunderte verwehen,
Karl, dein Ruhm wird unversehrt bestehen;
Niemals sinkt er in Vergessenheit,
Ihn kann nie ein Anderer erreichen,
Ewig, Großer, steh'st du ohne Gleichen,
Der du Deutschland zweimal hast befreit.

Ludwig, König von Bayern.

Dem Sieger von Aſpern.*)

Was der verweg'nen Hand gebot in die Saiten zu schlagen,
Was mein jugendlich Herz tief in Entzückung getaucht,
Dieser Begeisterung Sturm, er schlummert nirgends: es mangelt
Nie der Brust das Gefühl, nur dem Gefühle das Wort.
Manche schweigen wohl auch, weil die Zeit das Schweigen gebiete,
Weil der drängende Tag scheuche den glücklichen Mut.
Aber die Zeit will ich seh'n, und den Tag, der gebieten kann, frostig,
Kalt und besonnen zu sein, wenn mich Entzückung durchglüht,
Wenn mein germaniſcher Stolz sich beugt dem germaniſchen Helden,
Der auf dem Altar des Siegs Funken und Flammen geweckt.
Darum riß es mich fort: ich griff in die rauschenden Saiten,
Sang es laut, was sich sonst wortlos im Herzen vergrub.
Aber der Held verzeihe der armen Kunst seines Barden,
Die mit frevelndem Mut sich an das Höchste gewagt.
Zürnt doch der Sturm, der den Donner der brechenden Eiche gewohnt ist,
D'rum dem Schilfe nicht, das ihm entgegen gerauscht.

Theodor Körner.

*) Begleitgedicht bei Übersendung der Gedichte: „Auf dem Schlachtfelde von Aſpern" und „Hoch lebe das Haus Österreich" an den Erzherzog.

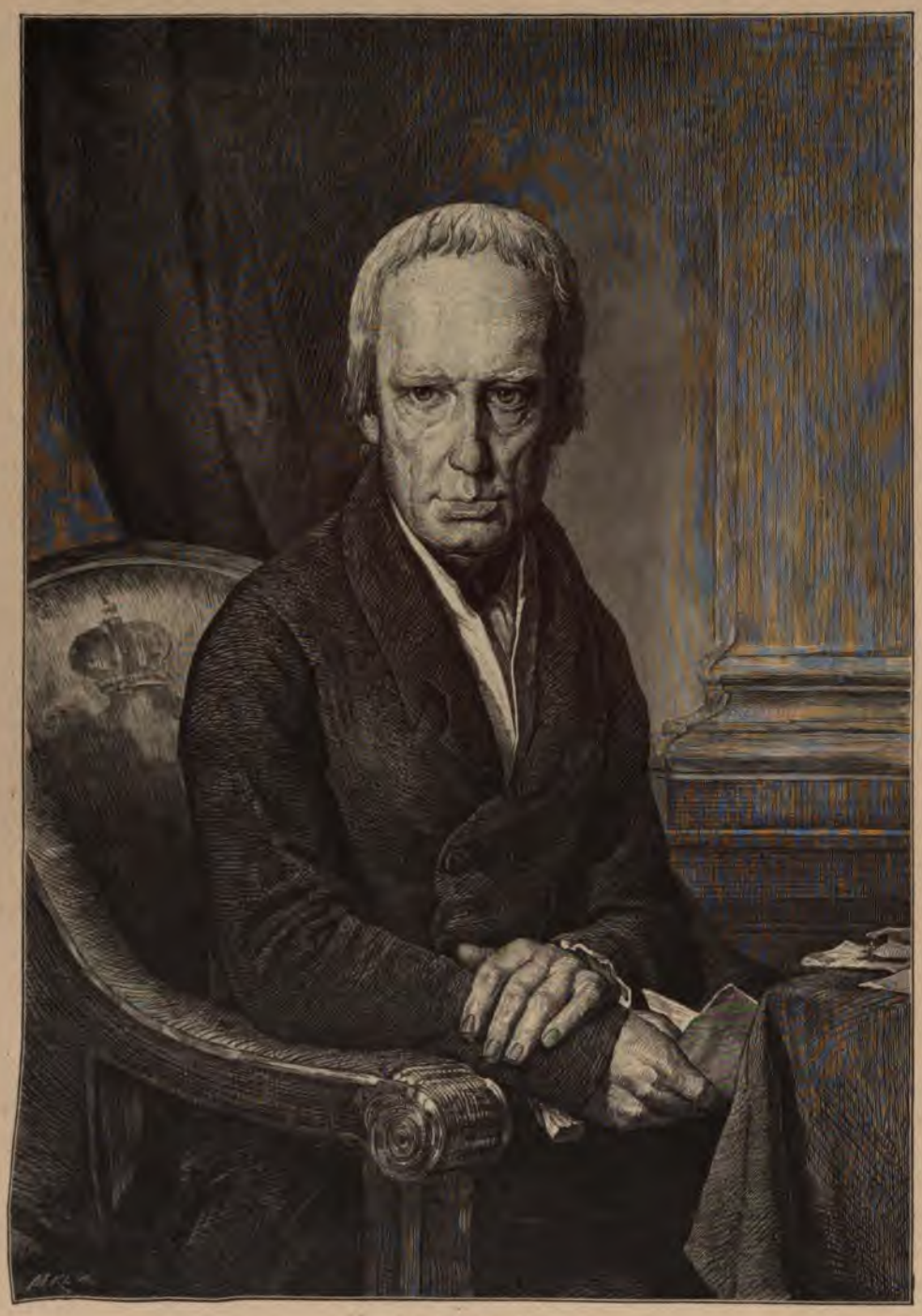
Metternich.

Fürst Klemens Metternich, dessen Wirken wir hier ins Auge fassen wollen, zählt neben Napoleon I. und Bismarck zu den Männern, die dem politischen Leben des XIX. Jahrhunderts den Stempel ihrer Persönlichkeit aufgedrückt haben. Allen drei Männern ist gemeinsam, daß sie aus bescheidenen Verhältnissen heraus den Weg fanden zu einer Höhe, die neben ihnen kein Zeitgenosse zu erklimmen vermochte. Weit die Mitmenschen überragend, lenkten sie den Lauf der Dinge: Napoleon durch 13, Metternich durch 40, Bismarck durch 26 Jahre. Allen drei Männern ist aber auch gemeinsam, daß sie von der schwindelnden Höhe jäh herabgestürzt wurden. Es blieb ihnen nicht das Schicksal erspart, aus der errungenen Machtsphäre verdrängt zu werden.

Aus einem Zustand tiefer Demütigung hat Metternich den österreichischen Staat zu solchem Glanze emporgehoben, daß ihm einerseits sehr viele Bewunderer, anderseits aber noch mehr Gegner erstanden. Viel Feind', viel Ehr'. Im Laufe der Jahre, insbesondere in der Schlußphase seines Wirkens, besaß Metternich den Ruf, das Zeitalter der starren Reaktion geschaffen zu haben. Sein System bildet aber den vermittelnden Übergang von der schrankenlosen Fürstengewalt zu den konstitutionellen Regierungsformen der Gegenwart.

In Koblenz am 15. Mai 1773 geboren, an den Hochschulen zu Straßburg und Mainz studierend, wuchs Metternich in Verhältnissen auf, die ihn frühzeitig nötigten, Auge und Ohr offen zu halten. Sein Vater verfügte zwar über ein bedeutendes Vermögen, doch langte das Einkommen nicht für den Haushalt, der in großem Stile geführt wurde. Metternichs Vater, den geistlichen Koblenzer Hof in Wien und hierauf den Wiener Hof in Koblenz als Diplomat vertretend, kam gewissenhaft den Pflichten nach, wie sie das leichtlebige XVIII. Jahrhundert dem Berufsdiplomaten auferlegte. Gepudert und geschminkt, in kunstvoller Perrücke, Seidenstrümpfe und Kniehosen, also verlangte es die Mode. Metternichs Mutter, eine schöne und sehr gescheite Frau, stand bei der Kaiserin Maria Theresia in hohem Ansehen. Sie hat, als über die Familie Metternich schweres Unglück hereinbrach, nicht nur den Kopf oben behalten, sondern auch Wege gefunden, ihren Kindern eine sorgenfreie Zukunft anzubahnen.

Metternichs Eltern übersiedelten im Sommer 1791 von Koblenz nach Brüssel, Fürst Kaunitz hatte Metternichs Vater zum Statthalter in Belgien ernannt. Das Jahr darauf brachen in Belgien Unruhen aus, welche im Zusammenhange standen mit der revolutionären Bewegung in Frankreich. Während der Jahre 1793 und 1794 wurde Belgien mit französischen Heeren überschwemmt, am 9. Juli 1794 zog Pichegru in Brüssel ein. Damit war für Metternichs Vater jede weitere Tätigkeit abgeschnitten, die Familie suchte in Wien Zuflucht. Hier traf Metternichs Eltern ein zweiter schwerer Schlag, ihre Güter am linken Rheinufer wurden von raubgierigen Freiheitsmännern in Beschlag genommen. An die anspruchsvolle Lebensweise eines Grandseigneurs gewöhnt, sah sich Metternichs Vater plötzlich in arge Verlegenheiten gesetzt, denn er besaß jetzt nur noch ein einziges, obendrein arg verwahrlostes Gut, die Herrschaft Königswart in Böhmen.



Kaiser Franz I.

Das Unglück voll zu machen, starb Fürst Kaunitz am 27. Juni 1794, mit ihm verlor Vater Metternich den zuverlässigen Gönner. Klemens, der älteste Sohn, war eben in das heiratsfähige Alter getreten, er zählte 21 Jahre. Es verstand sich von selbst, daß er sich nach einer Braut umsehen sollte. Übrigens besaß er bereits eine. Schon seit mehreren Jahren wünschte der Feldmarschall Fürst de Ligne, daß seine zweite Tochter mit Klemens Metternich verheiratet werde. Metternichs Mutter fand unter den reichen Erbtöchtern der Wiener Gesellschaft eine passendere Partie, die 19jährige Enkelin des verstorbenen Staatskanzlers Kaunitz, Fürstin Eleonore. Am 27. September 1795 trat das junge Paar an den Traualtar.

Nach den äußeren Anzeichen zu schließen, hatte Metternich mit dieser Heirat eine glänzende Stellung sich geschaffen. Seine Frau war zwar nicht schön, aber sehr reich. Aufgewachsen in einer Wolke von Huldigungen, die man ihr erwiesen hatte, weil ihr Großvater der allmächtige Staatskanzler war, konnte sich die junge Frau nicht hineinfinden in das monotone Leben auf dem Lande. Sie mußte Gesellschaft um sich sehen, wollte Anregungen empfangen. Schon im zweiten Ehejahre unternahm Metternich daher Schritte, in der diplomatischen Laufbahn ein Unterkommen zu finden. Die Gelegenheit, die sich bot, war der Kongreß zu Rastatt, welcher am 9. Dezember 1797 eröffnet wurde. Metternich-Vater wirkte auf demselben als bevollmächtigter Minister des deutschen Reiches, Metternich-Sohn wirkte als Vertreter des westfälischen Reichsgrafen-Kollegiums. Etwas über ein Jahr, bis Mitte März 1799, weilte Metternich-Sohn in Rastatt, am 13. April verließ auch Metternich-Vater mit dem Kanzlei-Personale die Stadt. Vierzehn Tage später, 28. April 1799, erfolgte die Episode des Gesandtenmordes. Da dem Wiener Hof daraus manche Verlegenheit erwuchs, hatte Klemens Metternich wenig Hoffnung, wieder verwendet zu werden. Bei Minister Thugut

stieß er immer auf eisige Zurückhaltung. Erst nach Thugut's Demission wurde für Klemens Metternich die Bahn frei.

Gelegentlich einer Audienz im Januar 1801 wurde Metternich durch Kaiser Franz vor die Wahl gestellt, entweder die böhmische Kurstimme beim deutschen Reichstage in Regensburg zu vertreten oder als Gesandter ins Ausland zu gehen. Die Stellen in Kopenhagen und Dresden waren zu besetzen. Metternich entschied sich für Dresden.

Daß er sich für Dresden entschied, hatte der Gründe mehrere. Dresden war ein prachtliebender Hof. Daselbst repräsentierte sich das XVIII. Jahrhundert in vollem Lichte, in Zopf und Perrücke und Reifrock bewegte sich die vornehme Welt. Die Beziehungen zwischen Wien und Dresden waren die denkbar besten, Metternich konnte somit auf die freundlichste Aufnahme rechnen. Seine Tätigkeit in Dresden umfaßte die Zeit vom Januar 1801 bis November 1803. Ungewöhnlich ist die Tatsache, daß er, ohne je subalterne Handlangerdienste verrichtet zu haben, gleich einen selbständigen Posten bekam. Wesentliche Dienste zu leisten, kam er aber nicht in die Lage, es ereignete sich in Dresden nichts von Belang. Die Technik der diplomatischen Berichterstattung erlernte er beim englischen Gesandten Mr. Elliot, der das Kunststück fertig brachte, jede Woche einen langen Bericht nach London abzusenden. Auf Befragen erklärte der alte Praktikus das Geheimnis: „Die Sache ist sehr einfach. Geschieht etwas, so melde ich es; geschieht nichts, so erfinde ich Nachrichten und widerrufe sie durch den nächsten Kourier. So habe ich immer Stoff!" Als Mann der heitern Lebensauffassung suchte Metternich gerne geselligen Verkehr. Von seiner geistreichen Frau unterstützt, veranstaltete er häufig Festlichkeiten bei sich im Hause. Ebenso häufig suchte er andere Häuser auf. Tonangebend in der Dresdener Gesellschaft waren drei Damen: die Fürstin Adam Czartoryska, die verwitwete Herzogin von Kurland mit vier wunderschönen Töchtern, endlich die Fürstin Katharina Bagration. Die niedliche Fürstin Bagration stand zum Zarenhofe in verwandtschaftlichen Beziehungen und war eine jener diplomatischen Agenten, die der russischen Politik so wirksam Freunde im Auslande zu erwerben verstanden. Bei vielen großen politischen Tagesfragen haben alle diese genannten Damen nicht bloß mitgewirkt, sondern geradezu entscheidend eingegriffen.

Metternichs nächste Etappe war Berlin, hier wirkte er als Gesandter von November 1803 bis Dezember 1805, also fast eben so lange wie am sächsischen Hofe. Im Gegensatz zu Dresden fand Metternich in Berlin Zustände, welche seinem Wesen nicht zusagten. Mit dem Hofe kam das diplomatische Korps nur höchst selten in Berührung. Auch in Berlin fand Metternich keine Gelegenheit, sich durch eine besondere Tat hervorzutun. Erst als Zar Alexander I. im Herbst 1805 Berlin berührte, trat ein Umschwung ein. Metternich gefiel dem Zaren so gut, daß dieser ihn als Gesandten in Petersburg zu haben wünschte. Anfangs Juli 1806 war die Ernennung beschlossene Sache. Da griff unerwartet Napoleon ein, auch er wünschte Metternich bei sich zu haben.

So erreichte Metternich die dritte Etappe. Im Juli 1806 reiste er von Wien nach Paris. Unterwegs berührte er Straßburg und traf dort seinen Fechtlehrer von der Universitätszeit her. Der Fechtlehrer hatte seinerzeit auch dem Artillerie-Leutnant Bonaparte Unterricht erteilt. „Ist's nicht ein seltsames Geschick," sagte er zu Metternich, „daß ich Ihnen Fechtlektionen geben mußte, kurz nachdem ich welche Napoleon erteilt? Ich hoffe, daß meine Schüler, der Kaiser der Franzosen und der österreichische Botschafter, nicht auf den Einfall geraten werden, sich mit einander zu schlagen!"

In Paris, wo Metternich am 4. August 1806 eintraf, herrschte fieberhaftes Treiben. Ein Ungewitter ballte sich zusammen, Napoleon rüstete eben zum Krieg gegen Preußen. Der Empfang bei Napoleon war wenig ermunternd. Einige Tage später, gelegentlich eines Hoffestes, stellte Napoleon seiner Schwester Karoline Murat den neuen Gesandten mit den Worten vor: „Unterhalten Sie diesen Einfaltspinsel, wir bedürfen seiner jetzt!" Karoline Murat befolgte den Auftrag mit solcher Gewissenhaftigkeit, daß in der Folge zwischen ihr und Metternich intime Freundschaft herrschte. Wie in Dresden und Berlin knüpfte Metternich auch in Paris nach allen Seiten Beziehungen an. Er trat demgemäß auch in Fühlung mit jenen Kreisen, denen das schwindelerregende Glück Napoleons unheimlich zu werden begann. Führer dieser Kreise war Talleyrand, der 1807 in Ungnade gefallen war und nun sich durch stille, aber sicher wirkende Maulwurfsarbeit rächte. Metternich zögerte nicht, persönlich über das Erstarken der Opposition Bericht zu erstatten; zweimal, im Sommer 1807 und im Spätherbst 1808 begab er sich nach Wien und erzählte seine Wahrnehmungen. Am Wiener Hofe fand Metternich eine kriegslustige Stimmung, hier waren insbesonders Frauenhände an der Arbeit, einen Konflikt herbeizuführen. Kaiserin Marie Ludovika und noch mehr deren

Mutter, die Herzogin Beatrix von Modena waren Führerinnen der Kriegspartei. Tatsächlich setzte Österreich seine Truppen im Frühjahr 1809 auf den Kriegsfuß.

Nach erfolgter Kriegserklärung war für Metternich ein weiteres Verweilen in Paris unmöglich, er verlangte auch seine Pässe. Napoleon jedoch ließ ihn als Geißel zurückbehalten für den französischen Geschäftsträger, den der Wiener Hof gefangen gesetzt hatte. So lästig vielleicht der Zwischenfall war, für Metternich wurde daraus ein ungeahntes Glück. Seine Frau in Paris zurücklassend, bestieg er am 25. Mai — die Schlacht bei Aspern war geschlagen — den Reisewagen, der ihn am 5. Juni nach Wien brachte. Unter französischer Polizei-Aufsicht stehend, verbrachte er drei Wochen in einem Landhause bei Schönbrunn, in diesen Tagen Napoleons Residenz. In Acs, unweit Komorn, wurde er am 1. Juli gegen den französischen Geschäftsträger ausgewechselt. Nun endlich frei, begab er sich nach Komorn. Dort erfuhr er, daß Kaiser Franz in Wolkersdorf, unweit von Wagram, im Feldlager weile. Große Dinge bereiteten sich daselbst vor, der Sieger von Aspern harrte stündlich des Gegenschlages, den der Franzosenkaiser unternehmen mußte, wenn der Feldzug seinen Abschluß finden sollte. Metternich erschien am Abend des 5. Juli in Wolkersdorf. Er fand den leitenden Minister Graf Stadion in banger Sorge um die Zukunft. An der Seite des Kaisers Franz sah Metternich am 6. Juli dem heißen Ringen zweier Heere zu, die unter mörderischen Verlusten um die Palme des Sieges kämpften. Die Schlacht bei Wagram beobachtete er durch ein Fernrohr. So weit sich im Pulverdampfe der Verlauf der Kämpfe unterscheiden ließ, erstattete Metternich dem Kaiser kurze Berichte. „Unvergleichlich, vortrefflich . . . nun haut unsere Kavallerie ein . . . . jetzt geht es vorwärts . . . .“ so und ähnlich lauteten die Zurufe. Umso größer das Erstaunen, als Erzherzog Karl um vier Uhr nachmittags dem Kaiser melden ließ, daß er den Rückzug angeordnet habe. Kaiser Franz entließ den Adjutanten mit den lakonischen Worten: „Es ist gut!“ und zu Metternich gewendet: „Wir werden viel gutzumachen haben.“ Dann bestieg der Kaiser einen Wagen und fuhr nach Znaim. Metternich mit ihm.

In Znaim äußerte Kaiser Franz am 8. Juli den Wunsch, Metternich möge an Stadions Stelle die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernehmen. Metternich sträubte sich jedoch, zuletzt stellte er gar die Forderung, der Kaiser möge ihn beim ersten Beweise unzulänglicher Begabung schonungslos entlassen. Ein kluger Einfall, so zu sprechen, denn fürderhin mochte kommen was immer, Metternich konnte stets durchblicken lassen, daß es seinerseits nur Gefälligkeit war, ein so wichtiges Amt zu bekleiden. In den nächsten Tagen fand Metternich Gelegenheit, dem Kaiser auch menschlich näher zu treten. Der Kaiser fuhr von Znaim nach Totis, um hier den Herbst zu verbringen. Auf der langen Fahrt durch Mähren und Schlesien, dann über den Jablunkapaß durch Nordungarn, saß Metternich an der Seite des Monarchen in demselben Wagen. Stundenlang in enger Fühlung, mit Verzicht auf höfische Zeremonien, inmitten einer bezaubernden schönen Gebirgswelt, offenbarte der Kaiser die geheimsten Falten seiner Seele. Viel Ungemach, viele schwere Schläge hatte er erduldet, seit der Stunde da man ihm in Frankfurt die deutsche Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hatte. Metternich, damals ein Jüngling, hatte während der Krönungsfeierlichkeiten eine bescheidene Rolle gespielt. Zwischen damals und jetzt lag eine versunkene Welt. Begraben war das heilige römische Reich deutscher Nation, viele der stolzen Fürsten irrten heimatlos in der Fremde umher. Zertreten war Preußen und nun drohte dasselbe traurige Schicksal dem österreichischen Staate, da Napoleon gewillt war, das alte ehrwürdige Reich in drei Teile zu zerreißen. Dem Kaiser Franz wollte er die Alpenländer belassen, für den Erzherzog Karl wollte er ein selbständiges Königreich Böhmen zurechtzimmern, den Fürsten Nikolaus Esterhazy wollte er in Ungarn als selbständigen König installieren.

Das war die Situation, in der der neue Staatskanzler den österreichischen Staat fand. Ungemein hartnäckig führte Napoleon die Unterhandlungen, welche endlich am 14. Oktober 1809 den Friedensschluß von Schönbrunn herbeiführten. Es war die schwerste Demütigung, die je dem Hause Habsburg auferlegt wurde. Ein Fünftel seines Territoriums mußte Kaiser Franz abtreten, dazu 85 Millionen Gulden Kriegsentschädigung zahlen und sich obendrein verpflichten, nicht mehr als 100 000 Mann unter den Fahnen zu halten.

Im November 1809 bezog Metternich die Räume der Staatskanzlei. Eine seiner allerersten Verfügungen war die Ernennung des Fürsten Karl Schwarzenberg zum Gesandten in Paris. Warum er just diesen Mann wählte, offenbarte sich sehr bald. Napoleon wünschte sich schon seit zwei Jahren eine andere Frau, er wollte einen Thronerben haben. Mit Senatsbeschluß vom 16. Dezember 1809 ließ er sich von Josefine Beauharnais scheiden. Metternich verschaffte ihm rasch die Hand der Erzherzogin Marie Luise, älteste Tochter des Kaisers Franz, eben 18 Jahre alt geworden. So rasch gingen die Verhandlungen vor

sich, daß Marie Luise am 11. März 1810 in der Augustinerkirche dem abwesenden Kaiser Napoleon im Wege der Stellvertretung offiziell angetraut wurde. Metternich erwirkte sich bei seinem Herrn die Erlaubnis, der Braut vorausreisen zu dürfen. Um die Staatskanzlei nicht fremden Händen anvertrauen zu müssen, betraute Metternich seinen Vater mit der Stellvertretung, eine kluge Maßregel, da der Aufenthalt in Frankreich sechs Monate in Anspruch nahm. Napoleon war einsichtsvoll genug, zu erkennen, welch ungeheuren Dienst ihm Metternich durch diese Heirat erwiesen habe. Im September 1810 traf Metternich wieder in Wien ein. Er durfte mit gutem Grunde annehmen, daß Napoleon sich dankbar erweisen werde.

Durch zahlreiche Personal-Veränderungen in den obersten Behörden konsolidierte Metternich seine Stellung. Die Staatskanzlei wurde in jene Form gebracht, wie sie unter Kaunitz funktioniert hatte. Der

Kaiser Franz I. erteilt allgemeine Audienz.

Hofkriegsrat bekam jene Fassung, wie sie unter Lacy gewesen war. Sachte und geräuschlos, aber darum nicht minder kräftig, ergriff Metternich die Zügel der Regierung. Napoleons Beispiel vor sich, schuf er eine mächtige Zentralgewalt. Er beseitigte klug jede Art von Nebenregierung, selbst die Kaiserin drängte er, zwar ehrerbietig aber unbeugsam, doch in solche Schranken zurück, daß fortan von einem Vorherrschen weiblicher Strömungen am Wiener Hofe keine Rede sein konnte. Ähnlich verfuhr er mit den Brüdern des Kaisers, sie alle verloren den bisher gehabten politischen Einfluß.

Im Dezember 1811 ließ Napoleon den Wiener Hof verständigen, daß er für seinen nächsten Feldzug gegen Rußland ein Hilfskorps von 40 bis 50 tausend Mann benötigen werde unter Führung des Erzherzogs Karl. Beginnen werde die Kampagne im April 1812, man möge also entsprechende Vorsorgen treffen. Die Beistellung der Truppen unterlag keiner Schwierigkeit, dagegen war Erzherzog Karl nicht zur Annahme des Kommandos zu bewegen. Ein Habsburger dient keinem fremden Fürsten. An Stelle Karls brachte

Metternich den Fürsten Schwarzenberg in Vorschlag, weil dieser bei Napoleon ebenso beliebt war wie bei Kaiser Franz. Napoleon erklärte sich einverstanden. Unmittelbar darauf verlangte Napoleon, daß Kaiser Franz mit entsprechendem Gefolge nach Dresden komme; dieser Wunsch wurde erfüllt. Darauf eröffnete Napoleon am 24. Juni 1812 seine Operationen gegen Rußland. Eine halbe Million Soldaten führte er ins Feld, fünf Monate später lag diese Menschenmasse erfroren auf den russischen Steppen. Unter dem Eindruck dieser Niederlage schritten Rußland und Preußen zur Kampagne des Jahres 1813. Napoleons Feldherrngenie stampfte eine neue, freilich minderwertige Armee aus der Erde und mit ihr erfocht er im Mai kurz hintereinander zwei bedeutende Siege (Großgörschen, Bautzen).

Metternich hielt es nun an der Zeit, den Franzosenkaiser an seine Undankbarkeit zu erinnern. Die österreichische Prinzessin hatte der Korse gerne genommen, sich aber hiefür irgendwie erkenntlich zu zeigen, dazu war er nicht zu bewegen: das rächte sich jetzt schwer. Kaiser Franz hatte den Korsen nie leiden können, der Augenblick abzurechnen war nun gekommen. Am 1. Juni reiste Metternich im Gefolge des Kaisers Franz von Wien nach Böhmen, am 3. Juni wurde in Jicin das Hauptquartier etabliert, am 4. Juni schloß Napoleon den von Metternich diktierten Waffenstillstand, gültig bis 26. Juli. Die Waffen ruhten, umso geschäftiger waren die Diplomaten an der Arbeit. Schritt für Schritt grub Metternich dem Korsen den Boden ab. Am 17. und 18. Juni hatte Metternich eine Unterredung mit dem Zaren in Opocno. Hierauf kehrte er nach Jicin zurück und am 24. Juni begab er sich nach Dresden in das Hauptquartier Napoleons. Er traf dort am 25. Juni ein.

Welcher Unterschied zwischen 1803 und 1813! Im Jahre 1803 hatte Metternich das schöne Dresden verlassen als wenig beachteter Diplomat, jetzt kam er mit einer Machtfülle, der selbst der Titane Napoleon nicht gewachsen war. Drei Tage mußte Metternich warten, ehe ihm die verlangte Audienz gewährt wurde; dafür dauerte sie dann umso länger. Volle neun Stunden währte die Unterredung, am 28. Juni alle Register der Beredsamkeit zog Napoleon auf, um Metternich zu überlisten. Die Mühe war vergebens, Metternich blieb unbeugsam. Napoleons Schicksal war bereits entschieden, denn mit Metternichs Vorwissen unterzeichnete Graf Stadion am 27. Juni in Reichenbach einen geheimen Vertrag, der für Österreich die Verpflichtung übernahm, 200 000 Soldaten beizustellen und den Verbündeten einen gemeinsamen Kriegsplan vorzulegen. Dies geschah am 12. Juli durch den Vertrag zu Trachenberg. Die Allianz gegen Napoleon bestand nun aus folgenden Gruppen:

	Österreicher	Russen	Preußen	Schweden
1. Italien und Dalmatien, Bellegarde:	80 000	—	—	—
2. Nordarmee, Bernadotte:	—	30 000	40 000	18 000
3. Schlesische Armee, Blücher:	—	60 000	40 000	—
4. Hauptarmee, Schwarzenberg:	120 000	60 000	50 000	—
Zusammen	200 000	150 000	130 000	18 000

Die 1. Armee hatte gegen Eugen Beauharnais zu wirken, die 2., 3. und 4. Armee trat in Deutschland gegen Napoleon auf. Als Grundsatz wurde aufgestellt, daß die 2., 3. und 4. Armee konzentrisch auf Sachsen vorzurücken hatten. Wer von Napoleon angegriffen wurde, sollte zurückweichen und erst dann wieder den Stoß erneuern, sobald sich der Druck der beiden andern Gruppen fühlbar machte. Bei der Hauptarmee hatten die Monarchen anwesend zu sein. Von ihrer Gegenwart versprach man sich die Gewähr, etwa auftauchende Reibungen im Keime ersticken zu können. Bei den beiden andern Gruppen setzte man die Einigkeit der Führer als selbstverständlich voraus.

Während Napoleon in Dresden sich vorbereitete für den Riesenkampf, kamen die Monarchen nach Prag. Kaiser Franz, Zar Alexander I. und König Friedrich Wilhelm III. fanden sich am 15. August ein, begleitet von militärischen und diplomatischen Würdenträgern. Dann eröffnete man die Feindseligkeiten, ein Mosaikbild blutiger Kämpfe, verteilt auf den Zeitraum von sieben Tagen. Die letzte Augustwoche brachte am 23. die Schlacht bei Großbeeren, am 26. die Schlacht an der Katzbach, am 26. und 27. die Schlacht bei Dresden, am 29. und 30. die Schlacht bei Kulm. Nur bei Dresden, wo Napoleon in eigener Person den Oberbefehl führte, erfochten die Franzosen einen Sieg. Dieser aber wog die Niederlagen der anderen Tage nicht auf. Sieben Wochen später fiel die Entscheidung, die Schlacht in der Ebene von Leipzig, 16. bis 19. Oktober 1813, besiegelte Napoleons Fall.

Umgeben von ihren Ministern wohnten die drei Monarchen der Schlacht von Leipzig als Zuseher bei. Als die Franzosen die Flucht ergriffen, bemächtigte sich der gekrönten Häupter tiefe Rührung. Metternich

wurde am 20. Oktober durch Kaiser Franz in den österreichischen Fürstenstand erhoben, Zar Alexander I. und König Friedrich Wilhelm III. überreichten ihm hohe Orden. Ähnliche Auszeichnungen wurden auch dem Fürsten Karl Schwarzenberg zuteil, der die Schlacht geleitet hatte. Eine Verfolgung leiteten die Monarchen nicht ein, langsam rückten die Verbündeten dem fliehenden Gegner nach. Als Schwarzenberg am 5. November in Frankfurt a. M. eintraf, war Napoleon bereits auf französischem Boden.

In Frankfurt geriet der Krieg völlig ins Stocken. Die Militärs wollten eine frische Offensive einleiten, die Diplomaten dagegen waren entgegengesetzter Meinung. Am 2. Dezember 1813 schickte Metternich in 20 000 Exemplaren ein Manifest an die französische Nation ab, gleichzeitig legte er durch seine diplomatischen Agenten eine Reihe von Minen, die den Zweck hatten, dem Franzosenkaiser den Boden zu unterwühlen.

Das Monarchen-Hauptquartier verweilte, nachdem es Frankfurt verlassen hatte, bis 12. Januar 1814 in Freiburg i. Br. Sodann übersiedelte es nach Basel. Man hatte inzwischen die verfolgende Armee in zwei Gruppen geteilt. Den rechten Flügel der strategischen Front bildete Blücher, mit den Preußen, der dabei die kürzeste Linie nach Paris vor sich hatte. Die Mitte der strategischen Front nahm Schwarzenberg ein, seine Armee bestand aus Österreichern und Russen. Räumlich weit entfernt stand der linke Flügel der strategischen Front, befehligt durch Bellegarde, der mit Österreichern in Oberitalien wirkte.

Am 16. Januar zog Blücher in Nancy ein, am 18. Januar erreichte Schwarzenberg die Stadt Langres. Am 25. Januar kamen die Monarchen gleichfalls nach Langres, begleitet von ihren diplomatischen Gefolge. Was man ein europäisches Konzert nennt, in Langres war ein solches jetzt beisammen. Für Metternich war es sehr wertvoll, daß Lord Castlereagh, der Vertreter Englands, sich einfand, da der Lord beflissen war, der russisch-preußischen Begehrlichkeit einen österreichisch-englischen Damm entgegenzustellen.

Vom 29. Januar bis 21. März erfochten die Verbündeten so bedeutungsvolle Siege, daß sie die Vorrückung auf Paris ohne Störung ausführen konnten. Paris kapitulierte am 30. März, tags darauf zogen 36 000 Mann unter klingendem Spiele in Paris ein, an ihrer Spitze der Zar und der König von Preußen. Kaiser Franz und Metternich beteiligten sich an diesem Einzuge nicht, weil Talleyrand die Fiktion ausgegeben hatte, das Nationalempfinden der Franzosen könnte beleidigt werden. In Wirklichkeit wollte Talleyrand die Arme frei haben, um mit Ausschaltung der Kaiserin Marie Luise den Bourbonen den Weg zum Thron zu ebnen. Metternich erschien in Paris erst am 10. April, durch den Zar eigens hiezu eingeladen. Dem gewichtigsten Augenblicke des ganzen Krieges hatte Metternich fern bleiben müssen, ohne ihn hatte man das Schicksal Napoleons dahin geregelt, daß Napoleon den Kaisertitel behalten, die Insel Elba bewohnen und eine Jahresrente von zwei Millionen Francs beziehen werde. Am 4. Mai 1814 hielt Ludwig XVIII. seinen Einzug in Paris, am 30. Mai händigte man ihm ein Dokument ein, später der „erste Pariser Frieden" geheißen zum Unterschied vom „zweiten Pariser Frieden", den man 1815 diktieren mußte.

Mit den Franzosen ins Reine zu kommen, war gelungen. Doch untereinander sich zu einigen, wurde für die Verbündeten eine so schwere Sache, daß man beschloß, im kommenden Herbste in Wien zusammenzukommen. Um nicht wieder wichtige Ereignisse zu verpassen, schloß sich Metternich der Gesellschaft an, welche im Gefolge des Zaren und des Königs von Preußen am 1. Juni nach London reiste. Mit ungeheurem Aufwande an Pracht und Luxus begrüßte der englische Hochadel die Gäste. In London verweilte Metternich etwa vierzehn Tage und trat dann die Heimreise an. Die Stadt Wien hatte ihn inzwischen zum Ehrenbürger ernannt. Als er am 18. Juli den Wiener Boden betrat, ward ihm auf Veranlassung des Theatergrafen Ferdinand Palffy eine Serenade gebracht.

Nach dem anstrengenden Zigeunerleben der vergangenen Monate fühlte Metternich das begreifliche Bedürfnis nach Ruhe und Erholung. Er wählte hiezu das nahe gelegene Baden. Die wenigen Wochen bis zum Eintritt des Herbstes füllten Vorbereitungen aus, um den Gästen, die man erwartete, Wien von der schönsten Seite zu zeigen. Der Zar, drei Könige, an zwanzig regierende Großherzoge und Herzoge, ein Schwall von Ministern, Adjutanten, Kammerherren und Hofpersonen waren in Wien standesgemäß unterzubringen. An Größe und Ausdehnung konnte sich Wien mit London nicht messen, dafür aber bot die Kaiserstadt Genüsse, daß selbst sehr verwöhnter Geschmack befriedigt ward.

Der Wiener Kongreß, der im September 1814 seinen Anfang nahm, hat seines gleichen nicht in der Geschichte. Nach einem wohldurchdachten Plane hielt Metternich die Gäste in Atem, ein Fest jagte das andere. Praterfahrten, Theatervorstellungen, Konzerte, militärische Paraden, Jagden, Bälle, Maskenzüge, Schlittenpartien, lebende Bilder folgten in bunter Reihe. Je fröhlicher es zuging, desto zufriedener blickte Metternich um sich. Kluge Voraussicht hatte ihn bestimmt, den Kaiser zu bewegen, daß der Wiener

Kongreß in munifizenter Weise auf Kosten des Wiener Hofes bewirtet wurde. In London hatten die europäischen Diplomaten einen bis dahin nie entfalteten Glanz gesehen, Metternich bot mehr, er entfaltete einen Glanz ins Unendliche. Abgesehen von dem Eindruck, den die Festlichkeiten auf die Gäste machten, verfolgte die Gastfreundschaft noch einen andern Zweck. Die fremden Diplomaten, gesellschaftlich verpflichtet, konnten und durften bei Meinungsdifferenzen nicht stürmisch werden; so lange sie in der Wiener Luft lebten, mußten sie Zurückhaltung üben, denn Tag für Tag versorgte die kaiserliche Hofküche den tausendköpfigen Diplomatentroß mit Leckerbissen aller Art. Über die Stadt Wien ergoß sich ein Goldregen. Bäcker und Fleischer, Schneider und Schuster, die Gewerbsleute verdienten Unsummen. Noch viele Jahre später zehrte Wien vom Glanze des Kongresses. Wien wurde eine Fremdenstadt. Wer Komfort und Vergnügen suchte, wer Einkäufe zu besorgen hatte, eilte in die gemütliche Kaiserstadt und half ihren Wohlstand mehren. Die Damen

Der Wiener Kongreß.

der hohen Aristokratie, viele blendende Schönheiten darunter, entfalteten während des Kongresses eine sinnverwirrende Toilettenpracht. Pariser Geschmack, Pariser Sitten, französische Etiquette herrschte in diesen Kreisen, das XVIII. Jahrhundert mit seiner ganzen tändelnden leichtlebigen Art feierte seine Wiedergeburt.

Mit dem Abwickeln der geschäftlichen Angelegenheiten ging es dagegen weniger glatt. Die Diplomaten wetteiferten in dem Bemühen, jede noch so einfache Sache zu verwirren, zu verschleppen. Insbesonders war die russische Diplomatie eifrig an der Arbeit, die Neugestaltung Deutschlands nach ihren Wünschen zu beeinflussen. Während des Kongresses wirkte Zar Alexander I. in doppelter Eigenschaft. Zunächst als Beherrscher Rußlands, dann aber auch als Schutzherr Deutschlands. Seine Mutter stammte aus Württemberg, seine Gemahlin aus Baden, eine Schwester lebte in Weimar, eine Schwester stand im Begriffe, nach Württemberg zu heiraten — es gab somit Beziehungen genug, die den Zaren berechtigten, in allen deutschen Fragen ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Es bleibt Metternichs unvergängliches Verdienst, das Überwuchern russischer Einflüsse verhindert zu haben. Die Behauptung, es habe ihm an großen Gedanken, an

Fürſt Clemens Wenzel Lothar Metternich.

Geschäftskenntnis, an Scharfblick und Umsicht gemangelt, trifft daher ganz und gar nicht zu. Im Gegenteil, er hat sich und seinem Kaiser eine vielbeneidete Position geschaffen.

Am 13. März 1815 sprach der Wiener Kongreß die Achterklärung über Napoleon aus, weil dieser, eben aus Elba entflohen, Frankreich insurgierte. Die Verbündeten setzten eine gewaltige Heeresmacht auf Kriegsfuß, eine Million Soldaten wurde aufgeboten. Metternich verließ Wien am 12. Juni und reiste nach Heilbronn, dem Sitze des Monarchen-Hauptquartiers. Kaiser Franz erreichte Heilbronn am 17. Juni. Vor ihm war der Zar eingetroffen, der König von Preußen kam am 22. Juni nach Heilbronn. Ehe die Hauptarmee zur Geltung kam, lieferten Wellington und Blücher am 18. Juni die Schlacht von Waterloo und am 7. Juli zogen beide Feldherren in Paris ein.

Die Verbündeten waren nun nicht gewillt, mit Frankreich so großmütig zu verfahren wie im Jahre zuvor. Der Zar und der König von Preußen erschienen in Paris am 10. Juli, Kaiser Franz und Metternich folgten später. Bis in den Herbst hatten die Diplomaten zu tun, am 20. November 1815 wurde der zweite Pariser Frieden unterzeichnet. Die Sieger stellten Frankreich her in dem Umfange, den es 1790 besessen hatte. Ludwig XVIII. mußte sich verpflichten zu 700 Millionen Francs Kriegsentschädigung, zahlbar in fünf Jahren, und auf diese Dauer mußte er 150 000 Mann verbündeter Truppen in 17 Festungen aufnehmen und erhalten.

Vom zweiten Pariser Aufenthalt brachten die Diplomaten ein Schlagwort mit, das für Dezennien das politische Denken in gewissen Bahnen erhielt, die heilige Allianz. Die Anregung dazu war einem Frauenkopfe entsprungen, die Baronin Krüdener hatte den Zaren für diese Idee gewonnen. In rascher Folge brachten die nächsten Jahre verschiedene Kongresse. So das Jahr 1818 den zu Aachen, um den französischen Bourbonen eine Gefälligkeit zu erweisen; der Winter 1820 auf 21 zeitigte den Kongreß zu Troppau-Laibach, um den neapolitanischen Bourbonen unter die Arme zu greifen; in das Jahr 1822 fiel der Kongreß zu Verona, um den spanischen Bourbonen nützlich zu sein.

Der Kongreß von Verona bildet im Leben Metternichs den Höhepunkt der diplomatischen Erfolge, die Zeit der Monarchen-Zusammenkünfte erreichte ihr Ende. Wohl folgte im Oktober 1823 noch eine Reise nach Czernowitz, um mit dem Zaren über die Orientfrage mündlich zu verhandeln, doch wurde der Zweck nicht erreicht, da Metternich während der Reise erkrankte. Er gelangte nur bis Lemberg, von da an setzte Kaiser Franz die Fahrt ohne den Staatskanzler fort. „No, das wird eine schöne Botschaft werden," sagte Kaiser Franz zum Hofrat Graf Mercy. „Ich kenne die Sache nur oberflächlich, Sie kennen sie seit gestern. Wir werden eine schlechte Figur machen! Wenn's nicht gehen wird, so schleppe ich den Kaiser Alexander zum Metternich, der wird in einer halben Stunde mit ihm mehr ausrichten, als wir zwei in acht Tagen." Der Zar kam zwar nicht nach Lemberg, doch schickte er seinen Vertrauensmann Nesselrode hin und dieser vereinbarte am 20. Oktober 1823 die Abmachung, daß für Österreich und Rußland kein Grund vorläge, in der Orientfrage etwas zu unternehmen.

Metternich hatte schwere Verluste zu beklagen, in rascher Folge verlor er die besten und zuverlässigsten Stützen seines Systems. Lord Castlereagh war vor der Eröffnung des Kongresses zu Verona, in einem Anfall von Wahnsinn, zum Selbstmörder geworden; unmittelbar nach dem Kongresse verschied der preußische Staatskanzler Fürst Hardenberg. Beide Männer waren für Metternich unersetzlich. Das Jahr 1825 forderte weitere Opfer. Es starb Metternichs Gemahlin im März, im Dezember schloß Zar Alexander die Augen. Dessen Nachfolger, Zar Nikolaus I. betrat Bahnen, die der bisherigen Richtung entgegengesetzt waren. So brach dieser Zar 1828/29 einen Türkenkrieg vom Zaun, ohne das bisher übliche Einvernehmen mit dem Wiener Hofe herzustellen. Zar Nikolaus, der mit einer preußischen Prinzessin verheiratet war, begünstigte überhaupt den Berliner Hof in auffallender Weise.

Metternich ging am 5. November 1827 eine zweite Ehe ein, doch wurde er zwei Jahre später wieder Witwer. Am 30. Januar 1831 heiratete er eine schöne Ungarin, die Gräfin Melanie Zichy, die schon 1825 darauf gerechnet hatte, seine Frau zu werden. Die Trauung vollzog der päpstliche Nuntius in Wien vor 90 geladenen Gästen. Am 1. Februar führte der Kanzler die junge Frau bei Kaiser Franz auf. Bei dieser Gelegenheit wendete sich der Kaiser an die selbstbewußte, stolze Dame mit der Bitte, sie möge ihren Mann glücklich machen. Über Metternich stellte der Kaiser das Lob: „Er verzeiht allen seinen Feinden, behält nie etwas im Herzen gegen sie." Hierauf Besuch bei allen Diplomaten, abends Ball bei der Erzherzogin Sofie. Am 12. Februar gab die junge Frau ihr erstes Fest, 48 Diplomaten waren bei ihr zu Tisch. Die Hausfrau strahlte vor Glück, der Hausherr dagegen war recht düster gestimmt, da er am Vormittag „durch

ein halbes Dutzend Staffetten aufgeweckt worden war, die schlimme Nachrichten aus Italien brachten." Allzuviel Aufmerksamkeit konnte Metternich seiner Frau überhaupt nicht widmen, denn die Welt krachte in allen Fugen.

Die Pariser Julirevolution 1830 war ein Ereignis von so weittragender Bedeutung, daß der ganze Kontinent davon in Mitleidenschaft gezogen wurde. Noch im Spätherbst 1830 inszenierten die russischen Polen eine Revolution, in Italien war fast jede Stadt der Schauplatz von Unruhen, in Belgien endlich betrieb man die Trennung von Holland. Da Frankreich diese Trennung unterstützte, spitzten sich im März 1831 die Verhältnisse derart zu, daß ein Krieg mit Frankreich unvermeidlich schien. Erzherzog Karl, der seit 1809 zurückgezogen als Privatmann lebte, erhielt die Verständigung, daß man ihm das Kommando einer Rheinarmee übertragen werde. In einer Denkschrift an den Kaiser erklärte der Erzherzog am 7. März, daß er den Oberbefehl nur dann übernehmen könne, wenn ihm vorher zwei Dinge bekannt seien: der angestrebte Kriegszweck und die vorhandenen Kriegsmittel. Er erhielt die verlangte Auskunft in so unzureichender Weise, daß er dem Kaiser in einer zweiten Denkschrift erklärte, für Österreich liege absolut kein Grund vor, die Interventionspolitik des Jahres 1792 zu wiederholen.

Während der Verhandlungen in London, die dem Prinzen Leopold von Koburg das neugegründete Königreich Belgien verschafften, zog in Österreich ein unheimlicher Gast ein, die Cholera. Aus Russisch-Polen wurde die Seuche, die sich zum erstenmale über den Kontinent verbreitete, durch polnische Flüchtlinge nach Galizien und von da nach Nordungarn eingeschleppt. An vielen Orten gab es Bauernaufstände, die aber von den ungarischen Behörden mit drakonischen Mitteln niedergeschlagen wurden. Im Juli wurde auch Wien von der Cholera heimgesucht. Es herrschte panischer Schrecken, die Bevölkerung war der Verzweiflung nahe. Kaiser Franz blieb absichtlich in Wien, um durch seine Gegenwart das Vertrauen aufzurichten.

Zar Nikolaus I. betrachtete die Gründung des Königreichs Belgien wie eine ihm persönlich zugefügte Beleidigung. Sein verstorbener Bruder hatte, als die Großfürstin Anna den Prinzen Wilhelm von Oranien heiratete, aus Belgien und Holland einen Staat gemacht. Die Spekulation erwies sich, wie die Ereignisse lehrten, als eine verfehlte, die belgisch-holländische Staatenehe währte nicht länger als 14 Jahre. Unter diesen Umständen hielt es Zar Nikolaus für angezeigt, sich dem Wiener Hofe zu nähern. Er vereinbarte mit Kaiser Franz eine Zusammenkunft zu Münchengrätz in Böhmen für die Zeit vom 10. bis 20. September 1833. Metternich gab sich viele Mühe, den hohen Gast bei guter Laune zu erhalten. Dessen Vorliebe für militärische Schaustücke kennend, ließ Metternich eine Reihe von Manövern veranstalten. Zu deren Ausführung bediente er sich des Fürsten Alfred Windisch-Grätz, Divisionärs in Prag. Anfangs beobachtete der Zar steife Zurückhaltung, über frostige Artigkeiten erstreckte sich sein Gespräch nicht. Eine ganze Woche hindurch dauerte diese Stimmung, allen Anwesenden eine wahre Tortur. Plötzlich trat ein Umschwung ein. Am 16. September wohnte Nikolaus einer Reiter-Produktion bei, ausgeführt von einem Husaren-Regimente, dessen Oberst, Graf Ladislaus Wrbna, ein Neffe Metternichs war. Was der Zar da sah, entzückte ihn derart, daß Fürst Windisch-Grätz spornstreichs zur Fürstin Metternich lief mit der Bitte, sie möge den Staatskanzler veranlassen, daß Kaiser Franz dem Zaren die Inhaberstelle verleihe. Doch ohne Säumen müsse es geschehen. Um neun Uhr abends nahm Kaiser Franz den Zaren bei Seite und verlieh ihm die Inhaberstelle. Der Zar fiel dem Kaiser um den Hals, umarmte ihn wie ein Kind und konnte seine Freude nicht bemeistern. Noch in der Nacht gab der Zar den Auftrag, ihm eine Husaren-Uniform machen zu lassen. Der Regimentsschneider, auf einen solchen Auftrag nicht gefaßt, war nicht imstande, die Uniform zu liefern. Am nächsten Morgen lieh sich der Zar die erforderlichen Kleidungsstücke beim Obersten Wrbna aus und hielt dann die Revue über das Regiment ab. Sogar eine ungarische Ansprache wollte er halten, wobei Wrbna die einzelnen Worte vorsagen sollte. Da Kaiser Franz zu früh zur Parade kam, unterblieb die Anrede, dafür umarmte der Zar den Oberst Wrbna vor der Front des Regiments und küßte ihn wiederholt. Nun war der Bann gebrochen, der Zar entwickelte eine bezaubernde Liebenswürdigkeit. In den vertraulichen Unterredungen mit Kaiser Franz fand er Töne, die direkt zum Herzen drangen. So geschah es, kurz bevor der Zar abreiste, daß der 65jährige Kaiser Franz Besorgnisse laut werden ließ über die Zukunft Österreichs. Der Kaiser stellte Vergleiche an einerseits zwischen seinem Sohne, dem Kronprinzen Ferdinand, einem schwächlichen Manne von 41 Jahren, anderseits zwischen dem 52jährigen Zaren, der den Typus unverwüstlicher Energie bot. Unwillkürlich sprach Kaiser Franz den Wunsch aus, der Zar möge seine Sympathien für Österreich auch auf den Kronprinzen Ferdinand übertragen. Pathetisch beugte der Zar das Knie, hob die Hand zum Schwure und gelobte bedingungslose Treue in Rat und Tat. Während er so sprach, legte ihm Kaiser Franz die Hände segnend auf das Haupt. Mit dem Ergebnis der Beratungen in Münchengrätz konnte Metternich mehr als

zufrieden sein. Es war dies ein ungewöhnlich großer Erfolg, der später die schönsten Früchte trug.

Nach Jahresfrist, im Winter 1834 auf 1835 fühlte Kaiser Franz das Ende seiner Tage kommen. Auf ein Erdenwallen von 67 Jahren blickte er zurück, auf eine Kette der wechselvollsten Ereignisse. Man könnte nicht behaupten, daß ihn das Schicksal sanft angefaßt hatte. Aus der Art aber, die er sich angewöhnt hatte, Ungemach zu ertragen, sprach ein philosophisch gefesteter Geist. So wenig er im Unglück die Fassung je verlor, so wenig neigte er im Glücke zu Übermut. Im allgemeinen bewegte sich Kaiser Franz auf einer geraden Linie seelischen Gleichgewichts, wobei allerdings ein gewisser Pessimismus vorwaltete. Aus diesem Grunde wurde er im späteren Alter zurückhaltend, keinem seiner Ratgeber vertraute er sich unbedingt an. Nur bei Metternich machte er eine Ausnahme, da er dessen eminentes Geschick für diplomatische Plänkeleien hochschätzte. Was nun die Thronfolge anbelangt, hatte der Kaiser die Wahl zwischen zwei Söhnen, dem kränklichen Kronprinzen Ferdinand und dem physisch wie geistig gut geratenen Erzherzog Franz Karl. Bei diesem Prinzen kam als Vorzug weiters in Betracht, daß er eine kluge und energische Gemahlin besaß, endlich auch daß Erzherzogin Sofie mit berechtigtem Stolze auf drei reichbegabte Söhne (Franz Josef, Max, Karl Ludwig) hinweisen konnte. Allein ungeachtet aller Gründe, die sich zu Gunsten des jungen Franz Karl anführen ließen, hatte Kaiser Franz schon 1830 dem Kronprinzen die Nachfolge zugesprochen. Den Tod vor Augen verfaßte Kaiser Franz ein Testament, das hier im Wortlaute angeführt ist. Es lautet:

Kaiser Ferdinand I.

An meinen Sohn Ferdinand!

Ich folge der Stimme meines Gewissens wie jener meines Herzens, indem ich Dir — den die allwaltende Vorsehung zur schweren Pflicht des Regierens berief — die folgenden Ratschläge als den Ausfluß meiner väterlichen Liebe für Dich und die Monarchie empfehle. Betrachte diese Regeln für Dein Benehmen als ein teures Vermächtnis. Der Segen des Himmels wird auf deren Beachtung ruhen.

1. Verrücke nichts an den Grundlagen des Staatsgebäudes. Regiere und verändere nicht. Stelle Dich fest und unerschütterlich auf die Grundsätze, mittelst deren steter Beachtung ich die Monarchie nicht nur durch die Stürme harter Zeiten geführt, sondern derselben den ihr gebührenden hohen Standpunkt gesichert habe, den sie in der Welt einnimmt.

2. Ehre die wohlerworbenen Rechte, dann kannst Du gleich fest auf die Ehrfurcht bestehen, die Deinen Regentenrechten gebührt.

3. Betrachte die Einigkeit in der Familie und bewahre sie als eines der höchsten Güter.

4. Schenke meinem Bruder, dem Erzherzog Ludwig, der mir in so vielen wichtigen Regierungsgeschäften stets mit treuem Rate beistand, alles Vertrauen. Ziehe ihn in wichtigeren inneren Angelegenheiten fortan zu Rate. Erhalte Dich in den freundschaftlichsten Verhältnissen mit meinem Bruder und ebenso erhalte ihn in der Kenntnis der Geschäfte.

5. Übertrage auf den Fürsten Metternich, meinen treuesten Diener und Freund, das Vertrauen, welches ich ihm während einer so langen Reihe von Jahren gewidmet habe. Fasse über öffentliche Angelegenheiten wie über Personen keine Entschlüsse, ohne ihn darüber gehört zu haben. Dagegen mache ich es ihm zur Pflicht, gegen Dich mit derselben Aufrichtigkeit und treuen Anhänglichkeit vorzugehen, die er mir stets bewiesen hat. Wien am 28. Februar 1835. Franz m. p.

Kaiser Franz verschied am 2. März 1835. Im Sinne des Testaments wurde nun eine viergliedrige Behörde eingesetzt, die an Stelle des Kaisers Ferdinand die Regierungsgeschäfte abwickelte. Nach wie vor leitete Metternich die äußere Politik.

Die Kinder des Kaisers Franz und seiner Brüder sind aus der nebenstehenden Übersicht zu entnehmen. Das unter Kaiser Karl VI. dem Erlöschen nahe Haus hatte so zahlreichen Zuwachs erhalten, daß man sich ohne einen genealogischen Führer kaum zurechtfinden kann. Die Generation, welche zu Maria Theresia im Verhältnisse der Urenkel steht, zählt 45 Mitglieder; die noch spätere Generation, deren Haupt der jetzt regierende Kaiser ist, zählt 37 Mitglieder. Sehr beliebt ist der Name Maria Theresia, er kommt fünfmal vor (vgl. Nr. 61, 62, 86, 108, und 126). Die Urenkel und deren Descendenz bilden je 7 Gruppen.

In die Ära Metternich, die vier Dezennien umfaßt, fielen naturgemäß viele Heiraten. Schon bei der Vermählung der Erzherzogin Marie Luise, die 1810 stattfand, hatte der Wiener Hof ausschließlich politische Rücksichten im Auge. Von den andern Heiraten gilt dasselbe. Ordnen wir nun die Heiraten chronologisch, so ergibt sich bis 1848 folgende Reihe: 1812 Herzog Franz IV. von Modena (vgl. Nr. 38); 1815 Erzherzog Karl (vgl. Nr. 23) und Erzherzog Josef (vgl. Nr. 27) zum zweiten Male; 1816 Kaiser Franz (vgl. Nr. 20) zum vierten Male und Erzherzogin Klementine (vgl. Nr. 50); 1817 Erzherzogin Leopoldine (vgl. Nr. 49), Großherzog von Toscana Leopold II. (vgl. Nr. 59) und Erzherzogin Marie Therese (vgl. Nr. 61); 1819 Erzherzog Josef (vgl. Nr. 27) zum dritten Male und Erzherzogin Karoline (vgl. Nr. 52); 1820 Erzherzog Rainer (vgl. Nr. 32); 1821 Leopold II. von Toscana (vgl. Nr. 59) zum zweiten Male; 1822 die Exkaiserin Marie Luise (vgl. Nr. 45); 1824 Erzherzog Franz Karl (vgl. Nr. 53); 1827 Erzherzog Johann (vgl. Nr. 31) heiratete eine Bürgerliche und weckte dadurch Erinnerungen an die schöne Philippine Welser; 1831 Kaiser Ferdinand (vgl. Nr. 46); 1833 Leopold II. von Toscana (vgl. Nr. 59) zum zweiten Male; 1834 die Exkaiserin Marie Luise (vgl. Nr. 45) zum dritten Male; 1837 Erzherzogin Marie Therese (vgl. Nr. 62); 1842 Erzherzogin Adelheid (vgl. Nr. 79) und Herzog Franz von Modena (vgl. Nr. 87); 1844 Erzherzog Albrecht (vgl. Nr. 63); 1847 Erzherzogin Elisabeth (vgl. Nr. 74) und Erzherzogin Beatrix (vgl. Nr. 89). In Summa 24 Heiraten.

Maria Theresia's Urenkel und deren Kinder.

Kinder des Kaisers Franz.

44. Ludovica, geb. 1790 † 1791.

45. Marie Luise, geb. 1791 † 1847, verm. a) 1810 und getraut 1814 mit Napoleon I., geb. 1769 † 1821; b) 1822 mit Gf. Adam Neipperg, geb. 1775 † 1829 dessen Sohn wurde Fürst Montenuovo; c) 1834 mit Gf. Karl Bombelles geb. 1785 † 1856.

45 a. Tochter geb. und † 13. Mai 1792.

46. Ferdinand geb. 1793 † 1875 dankt 1848 ab zu Gunsten seines Neffen (vgl. hier Nr. 90) verm. 1831 mit Pzss. Marie Anna von Sardinien geb. 1803 † 1884.

47. Karoline geb. 1794 † 1795.

48. Ludovica geb. 1795 † 1799.

49. Leopoldine geb. 1797 † 1826 verm. 1817 mit Kaiser Dom Pedro I. von Brasilien geb. 1758 † 1834.

50. Klementine, geb. 1798 † 1881 verm. 1816 mit Hg. Leopold von Salerno geb. 1790 † 1851.

51. Franz geb. 1799 † 1807.

52. Karoline geb. 1801 † 1832 verm. 1819 mit König Friedrich August II. von Sachsen geb. 1797 † 1854.

53. Franz Karl geb. 1802 † 1878 verm. 1824 mit Pzss. Sofie von Bayern geb. 1805 † 1872, deren Kinder unter Nr. 90 bis 94.

54. Marie Anna, geb. 1804 † 1858.

55. Josef, geb. 1805 † 1809.

56. Amalie, geb. 1807 † 1807.

Kinder des Großherzogs Ferdinand III. von Toscana:

57. Karoline, geb. 1793 † 1812.

58. Franz, geb. 1794 † 1800.

59. Leopold II., geb. 1797 † 1870, Ghg. von Toscana, verm. a) 1817 mit Pzss. Marie Anna von Sachsen, geb. 1759 † 1832, deren Kinder unter Nr. 95 bis 97; b) 1833 mit Pzss. Antonia von Sizilien, geb. 1814 † 1898, deren Kinder unter Nr. 98 bis 107.

60. Ludovica, geb. 1798 † 1857.

61. Marie Thereſe, geb. 1801 † 1855, verm. 1817 mit König Karl Albert von Sardinien, geb. 1798 † 1849.

Kinder des Erzherzogs Karl:

62. Marie Thereſe, geb. 1816 † 1867, verm. 1837 mit König Ferdinand II. beider Sizilien, geb. 1810 † 1859.

63. Albrecht, geb. 1817 † 1895, Sieger von Cuſtozza, verm. 1844 mit Pzſſ. Hildegard von Bayern, geb. 1825 † 1864, deren Kinder unter Nr. 108 bis 110.

64. Karl Ferdinand, geb. 1818 † 1874, verm. 1854 mit Ehgin Eliſabeth (vgl. hier Nr. 74), geb. 1831 † 1903, deren Kinder unter Nr. 111 bis 116.

65. Friedrich, geb. 1821 † 1847, Admiral.

66. Rudolf, geb. 1822 † 1822.

67. Marie, geb. 1825 . . . ., verm. 1852 mit Ehg. Rainer (vgl. hier Nr. 83).

68. Wilhelm, geb. 1827 † 1894, Hoch- und Deutſchmeiſter.

Kinder des Erzherzogs Joſef:

69. Alexandra, geb. und † 8. März 1801.

70. Hermine, geb. 1817 † 1842.

71. Stefan, geb. 1817 † 1867, war 1847 bis 48 Palatin.

72. Eliſabeth, geb. 1820 † 1820.

73. Alexander, geb. 1825 † 1837.

74. Eliſabeth, geb. 1831 † 1903, verm. a) 1847 mit Ehg. Ferdinand (vgl. hier Nr. 88), geb. 1821 † 1849; b) 1854 mit Ehg. Karl Ferdinand (vgl. hier Nr. 64), geb. 1818 † 1874.

75. Joſef, geb. 1833 † 1905, Palatin, verm. 1864 mit Pzſſ. Klotilde von Koburg, geb. 1846 . . . ., deren Kinder unter Nr. 117 bis 123.

76. Marie, geb. 1836 † 1902, verm. 1853 mit König Leopold II. der Belgier, geb. 1835.

Sohn des Erzherzogs Johann:

77. Franz Gf. Meran, geb. 1839 † 1891, verm. 1862 mit Gfin. Thereſe Lamberg, geb. 1836.

Kinder des Erzherzogs Rainer:

78. Marie, geb. 1821 † 1844.

79. Adelheid, geb. 1822 † 1855, verm. 1842 mit König Viktor Emanuel II. von Italien, geb. 1820 † 1878.

80. Leopold, geb. 1823 † 1898, Genie-Inſpektor.

81. Ernſt, geb. 1824 † 1899.

82. Sigismund, geb. 1826 † 1891.

83. Rainer, geb. 1827 . . . ., Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften, Oberkomdt. der öſterr. Landwehr, verm. 1852 mit Ehgin Marie (vgl. hier Nr. 67), geb. 1825.

84. Heinrich, geb. 1828 † 1891, verm. 1868 mit Leopoldine Hofmann, erhoben 1878 zur Freifrau von Waideck, geb. 1842 † 1891, deren Tochter unter Nr. 124.

85. Maximilian, geb. 1830 † 1839.

Kinder des Herzogs Franz IV. von Modena:

86. Marie Thereſe, geb. 1817 † 1886, verm. 1846 mit Gf. Heinrich von Chambord, geb. 1820 † 1883.

87. Franz V., geb. 1819 † 1878, verm. 1842 mit Pzſſ. Adelgunde von Bayern, geb. 1823.

88. Ferdinand, geb. 1821 † 1849, verm. 1847 mit Ehgin Eliſabeth (vgl. hier Nr. 74), geb. 1831 † 1903, deren Töchter unter Nr. 125 u. 126.

89. Beatrix, geb. 1824 † 1906, verm. 1847 mit Inft. Don Carlos von Spanien, geb. 1822 † 1887.

Kinder des Erzherzogs Franz Karl, Nr. 55.

90. Franz Joſef I., geb. 1830 . . . . verm. 1854 mit Pzſſ. Eliſabeth in Bayern, geb. 1837 † 1898, der Ehe entſproſſen 4 Kinder.

91. Max, geb. 1832 † 1867, Kaiſer von Mexiko, verm. 1857 mit Pzſſ. Charlotte von Belgien, geb. 1840.

92. Karl Ludwig, geb. 1833 † 1896, verm. a) 1856 mit Pzſſ. Margarete von Sachſen, geb. 1840 † 1858; b) 1862 mit Pzſſ. Marie von Sizilien, geb. 1843 † 1871, der Ehe entſproſſen 4 Kinder; c) 1873 mit Pzſſ. Marie Thereſe von Braganza, geb. 1855. . . . Der Ehe entſproſſen 2 Töchter.

93. Marie Anna, geb. 1835 † 1840.

94. Ludwig Viktor, geb. 1842.

Kinder des Großherzogs Leopold II. Nr. 59.

95. Karoline Auguſta, geb. 1822 † 1841.

96. Auguſta, geb. 1825 † 1864, verm. 1844 mit Pr. Luitpold von Bayern, geb. 1821.

97. Marie, geb. 1827 † 1834.

98. Marie Iſabella, geb. 1834 † 1901, verm. 1850 mit Pr. Franz von Bourbon-Sizilien, geb. 1827 † 1892.

99. Ferdinand IV., geb. 1835 . . . . Ghg. von Toskana, verm. a) 1856 mit Pzſſ. Anna Marie von Sachſen, geb. 1836 † 1859. Der Ehe entſproß eine Tochter; b) 1868 mit Pzſſ. Alix von Parma, geb. 1849 . . . . Der Ehe entſproſſen 10 Kinder.

100. Thereſe, geb. 1836 † 1838.

101. Chriſtine, geb. 1838 † 1849.

102. Karl Salvator, geb. 1839 † 1892, verm. 1861 mit Pzſſ. Immaculata von Bourbon-Sizilien, geb. 1844 † 1899. Der Ehe entſproſſen 10 Kinder.

103. Anna, geb. 1840 † 1841.

104. Rainer, geb. 1842 † 1844.

105. Marie Luiſe, geb. 1845 . . . ., verm. 1865 mit Prinz Karl Iſenburg, geb. 1838 † 1899.

106. Ludwig Salvator, geb. 1847.

107. Johann Salvator (Orth) geb. 1852 † 1890.

Kinder des Erzherzogs Albrecht, Nr. 63:

108. Marie Thereſe, geb. 1845 . . . . verm. 1865 mit Hg. Philipp von Württemberg, geb. 1838.

109. Karl, geb. 1847 † 1848.

110. Mathilde, geb. 1849 † 1867.

Kinder des Erzherzogs Karl Ferdinand, Nr. 64.

111. Franz Joſef, geb. 1855 † 1855.

112. Friedrich, geb. 1856 . . . . Oberkomdt. der öſterr. Landwehr, verm. 1878 mit Pzſſ. Iſabella von Croy, geb. 1856 . . . . Der Ehe entſproſſen 9 Kinder.

113. Marie Chriſtine, geb. 1858 . . . . verm. 1879 mit König Alfons XII. von Spanien, geb. 1857 † 1885.

114. Karl Stefan, geb. 1860 . . . . Admiral, verm. 1886 mit Ehgin Marie Thereſe (des Ehg. Karl Salvator vgl. Nr. 102 Tochter), geb. 1862 . . . . Der Ehe entſproſſen 6 Kinder.

115. Eugen, geb. 1863 . . . . Hoch- und Deutſchmeiſter.

116. Eleonore, geb. 1864 † 1864.

Kinder des Erzherzogs Joſef, Nr. 75:

117. Eliſabeth, geb. 1865 † 1866.

118. Dorothea, geb. 1867 . . . . verm. 1896 mit Pr. Philipp von Bourbon-Frankreich, geb. 1869.

119. Margarete, geb. 1870 . . . . verm. 1890 mit Pr. Albert von Thurn und Taxis, geb. 1867.

120. Joſef Auguſt, geb. 1872 . . . . verm. 1893 mit Pzſſ. Auguſte von Bayern, geb. 1875 . . . . Der Ehe entſproſſen 7 Kinder.

121. Ladislaus, geb. 1875 † 1895.

122. Eliſabeth, geb. 1883.

123. Klotilde, geb. 1884.

Tochter des Erzherzogs Heinrich, Nr. 84:

124. Maria Raineria, Gfin. von Waideck, geb. 1872 . . . . verm. 1892 mit Hg. Heinrich von Campofranco, geb. 1861.

Töchter des Herzogs Franz V., Nr. 87.

125. Beatrix, geb. 1848 † 1849.

126. Marie Thereſe, geb. 1849 . . . . verm. 1868 mit Pr. Ludwig von Bayern, geb. 1845.

Der Sturz Napoleons hatte ſeinerzeit derart nachhaltig auf Europa eingewirkt, daß ſich die Zeitgenoſſen demütig verneigten vor Metternichs Größe. Willig ließen ſich die Monarchen von ihm ins Schlepptau nehmen, ſie erblickten in ihm ihren verläßlichſten Anwalt. Napoleon hatte den Kontinent zu bezwingen geſucht durch Grenadiere, deren Verwendung nach ſeinen Angaben ein Dutzend Marſchälle beſorgte. Metternichs Marſchälle waren die Botſchafter an den verſchiedenen Höfen. Auch er bahnte eine Art Weltherrſchaft an, er lenkte die Diplomaten. So lange er die Diplomaten fand, die ihm auf ſeine Ideen eingingen, blieb ihm die Führerrolle unbeſtritten. Die Sache änderte ſich aber, als der Kreis der Geſinnungsgenoſſen ſich lichtete. Immer einſamer wurde es um ihn her. Dem Getriebe der Welt entrückt, verlor er mit den zunehmenden Jahren die Fühlung mit der Gegenwart. Eine neue Generation mit neuen Ideen bohrte ſich langſam aber zähe in die Höhe. Da er von Jugend auf ſich angewöhnt hatte, den Bereich der Hofluft nicht zu verlaſſen, erweiterte ſich ſein Geſichtskreis nicht. Dazu traten die Gebrechen des Alters, Metternich litt an Schwerhörigkeit, er hörte das Knirſchen nicht, das im politiſchen Gefüge Öſterreichs ſowohl wie auch der Nachbarſtaaten wahrnehmbar war. Dadurch beraubte er ſich der Möglichkeit, kommende Ereigniſſe derart zu beeinfluſſen, daß ſie ihm nicht über den Kopf wuchſen.

Unverſehens führte das Jahr 1846 eine ſolche Konjunktur herbei, daß Metternichs Niederlage kaum mehr abzuwenden war. Durch Lord Palmerſton, der in England das Miniſterium des Äußern übernahm, erſtand ihm ein kühner, unbeugſamer, ungemein eifriger Gegner, der keine Mittel unverſucht ließ, die Stellung Metternichs zu untergraben. Lord Palmerſton wählte hiezu die Rolle eines Schutzherrn aller Revolutionäre. Zahlreiche Agenten bereiſten den Kontinent und gaben der vorhandenen Unzufriedenheit ein gemeinſames Ziel. Sie wieſen auf Metternich.

Die Pariſer Februarrevolution des Jahres 1848 brachte den Stein ins Rollen. Stürmiſch begehrte man in Wien eine Änderung des Syſtems, man verlangte Konſtitution, Preßfreiheit, Bürgerwehren. In den Abendſtunden des 13. März erſchien eine Deputation bei Metternich und bedeutete ihm, einer jungen Kraft Platz zu machen. Metternich bewies in dieſem Augenblicke viel Seelengröße, er dankte ab. Mit elementarer Kraft, unter Donner und Blitz, trat nun jene Exploſion ein, die er ſeit Jahren befürchtet hatte. Er durfte ſich nicht mehr öffentlich zeigen, ſein Leben war in Gefahr. Die Nacht vom 13. auf den 14. März verbrachte er ſchon nicht mehr in ſeiner Wohnung, ſondern im Hauſe des Grafen Ludwig Taaffe. Da die

Aufregung in Wien zunahm, bestieg er einen Reisewagen und fuhr über Eisgrub nach Olmütz. Der Festungskommandant daselbst, ein ängstlicher Mann, ließ dem Kanzler sagen, er könne keinen Schutz gewähren. Von Olmütz ging die Reise nach Prag. In Dresden wollte kein Wirt dem Gestürzten ein Nachtlager gewähren. Über Leipzig, Magdeburg, Hannover nach Rotterdam setzte Metternich die Flucht fort, schließlich landete er in England und am 20. April 1848 war er in London. Er zählte 75 Jahre.

Auf englischem Boden, in der selbstgewählten Verbannung, ertrug der Greis sein Los mit heroischem Gleichmut. Daß sein Wirken anders geendet, als er gehofft hatte, konnte ihm den Ruhm nicht nehmen, einer der größten Staatsmänner gewesen zu sein. Es ist Menschengeschick, im Alter verdrängt zu werden durch jüngere Kräfte. Zuletzt lebte Metternich in Wien, wo er am 11. Juni 1859 aus dem Leben schied.

Des letzten deutschen Kaisers Tod.

2. März 1835.

Sterbend liegt ein alter Kaiser
In der hohen Burg zu Wien,
Seine Söhne, seine Enkel
Trauernd stille um ihn knien,
Und in allen Kirchen weinen
Andre Kinder um den Einen.

Flehend spricht der alte Kaiser,
Hebt die Hand zu Gott hinauf:
„Sehet euern Vater sterben,
Nehmt sein Wort im Herzen auf:
Fromm und einig seid wie Brüder,
Segen schickt dann Gott hernieder.“

Du, der Krone jüngster Sprosse,
Grüß' dich Gott, mein liebes Kind,
Wachse auf zu Öst'reichs Freude,
Meine letzten Bitten sind:
Halt die Eltern, Kind, in Ehren,
Reich wird dann der Herr dich mehren.

Ihr, die Führer meiner Fahnen,
Treu bewährt in harter Zeit,
Nehmt den Dank für diese Kronen,
Euer Blut hat sie geweiht.
Und Euch allen sei gedanket,
Die im Dienste nicht gewanket.

Du, mein Volk, mein treues, gutes,
Das mir Herz und Liebe gab,
Dir vermach' ich meine Liebe,
Nimmer scheidet uns das Grab.
Bald hoff' ich vor Gott zu stehen,
Und für dich, mein Volk, zu flehen.

In des Sieges Jubeltagen,
In der schlimmen Unglückszeit,
Hast du fest an mir gehangen,
Deine Treue nie entweicht —
Höre mich, mein Volk, im Sterben:
Laß' den Sohn die Treue erben.

Nimm, o Ferdinand, die Krone,
Nimm, mein Sohn, die schwere Pflicht,
Weiche nie vom Pfad des Rechtes,
Blick auf Gott im Weltgericht!
Denn das Fundament im Reiche
Ist Gerechtigkeit, die gleiche.“ —

Da ertönt durch Öst'reichs Länder
Eine Klag von Ort zu Ort,
Stille hält am Pflug der Pflüger,
Und der Wand'rer geht nicht fort,
Greis und Sohn und Enkel weinet,
Ein Schmerz ist's, der alle einet.

In die dunklen Trauerkleider
Hüll' auch du dich, deutsches Land,
Komme still im Witwenschleier,
Falte betend deine Hand,
Und das Knie zur Erde beuge
Vor des letzten Kaisers Leiche.

Zweiundvierzig Fürsten saßen
Auf dem heil'gen Stuhl von Stein,
Den erbaut Karol der Große
In dem hohen Dom am Rhein;
Zweiundvierzig sind geschieden,
Auch der letzte ruht in Frieden.

Mutig hat er noch gestritten
Für das feig' verrat'ne Reich,
Wie auch hoch das Unglück wehte,
Nimmer ward von Furcht er bleich;
Doch es ward im Sturm zu nichte,
Gott verwarf es im Gerichte.

Ohne Klang zerbrach die Krone,
Einst der Schirm der Christenheit,
Und zerrissen sind die Bänder
Jener wundervollen Zeit,
Da inmitten der Geschichte
Kaiser saßen zu Gerichte.

Er, des Alten treu'ster Streiter,
Knüpfte dann ein neues Band,
Und die reichste aller Kronen
Gab er Deutschland dir zum Pfand,
Nahm sie weg von Habsburgs Stamme,
Warf sie in die Opferflamme.

Ihn hat nicht der Feind geblendet,
Der die Welt ihm lockend wies,
Daß sie halb ihm selbst gehöre,
Halb des Enkels Erbe hieß.
Fest blieb Er, sein Kind zu weihen,
Dich, o Deutschland zu befreien.

Nimm, o Deutschland, d'rum zu Herzen,
Was am heil'gen Sterbetag
Vor dem Scheiden zu den Seinen,
Er, dein letzter Kaiser sprach:
fromm und einig seid wie Brüder,
Segen schickt dann Gott hernieder.

Wenn vor Gott mit Karl dem Großen
Du im Kreis der Kaiser kniest,
Blicke betend zu uns nieder,
Die du all in Trauer siehst,
Daß wir sei'n ein Bruderorden,
Wenn es droht von West und Norden.

Da erloschen nun die Würde,
Der Gott tausend Jahre gab,
Legt das Schwert von Karl dem Großen
In des letzten Kaisers Grab,
Bis zu Deutschlands Heil und Frommen
Einst ein neuer Karl wird kommen.

J. Görres.

DB 17 .03 f C.1
Oesterreichs Hort
Stanford University Libraries
3 6105 037 457 004

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

JAN 13 '77